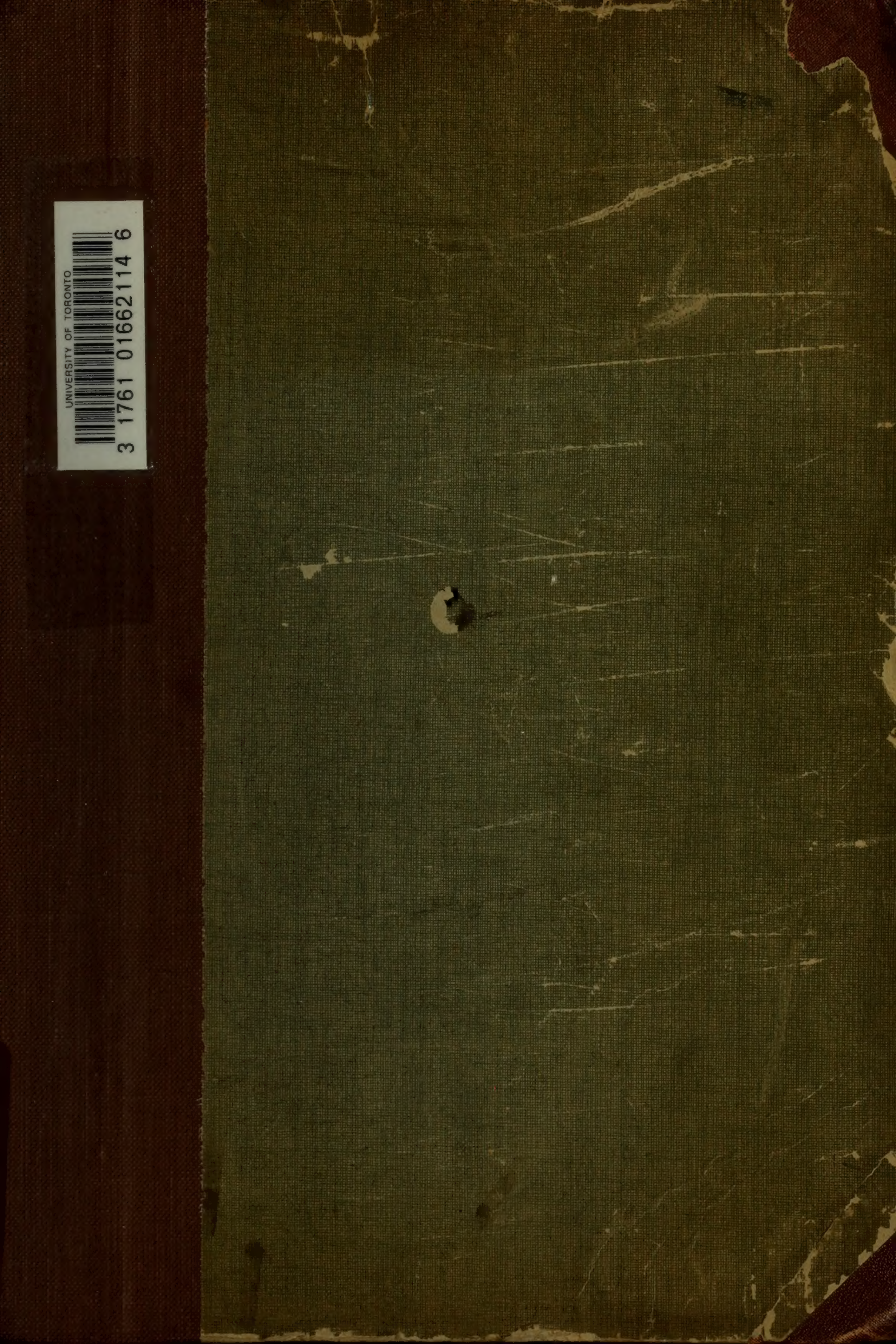
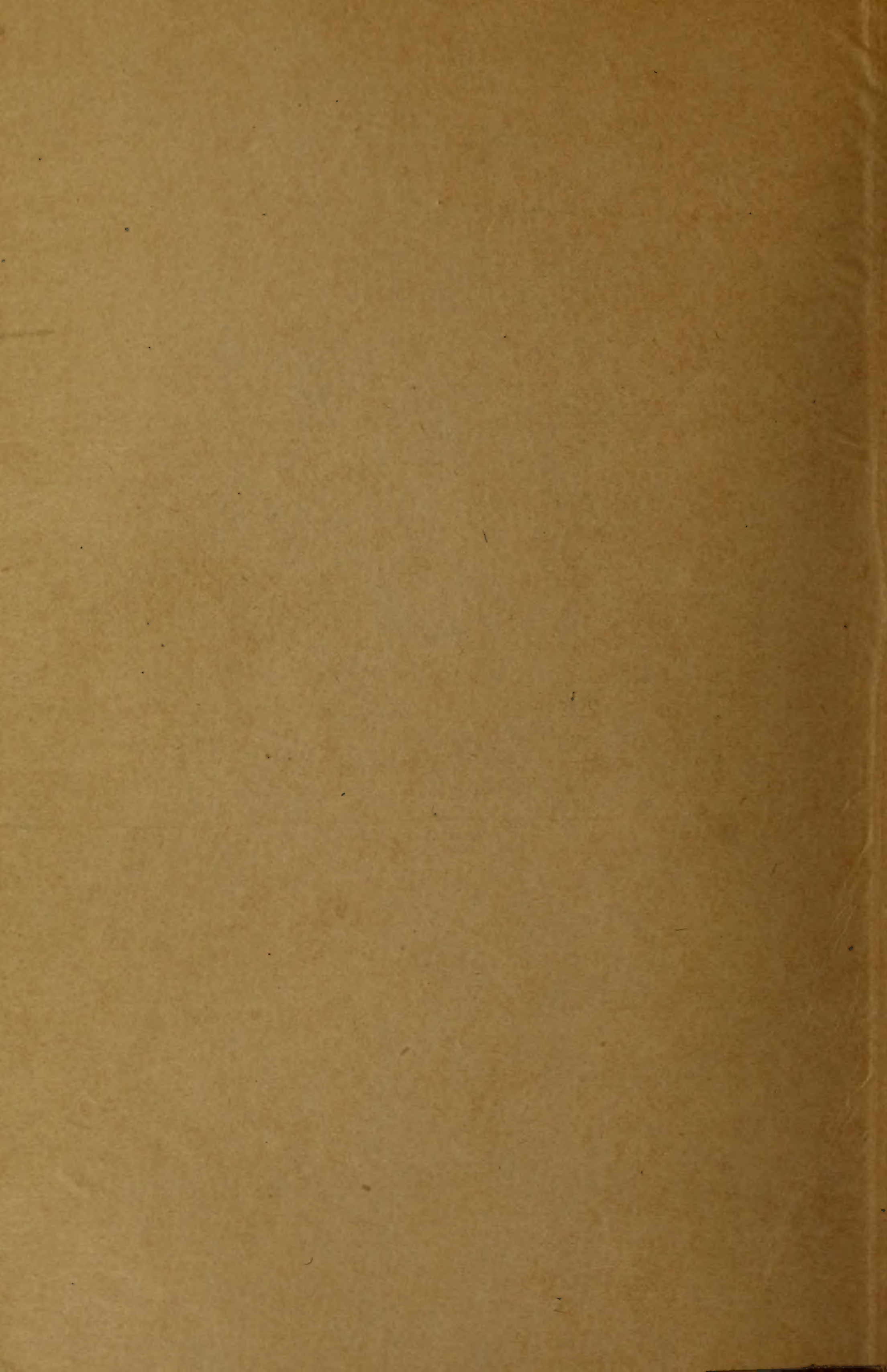
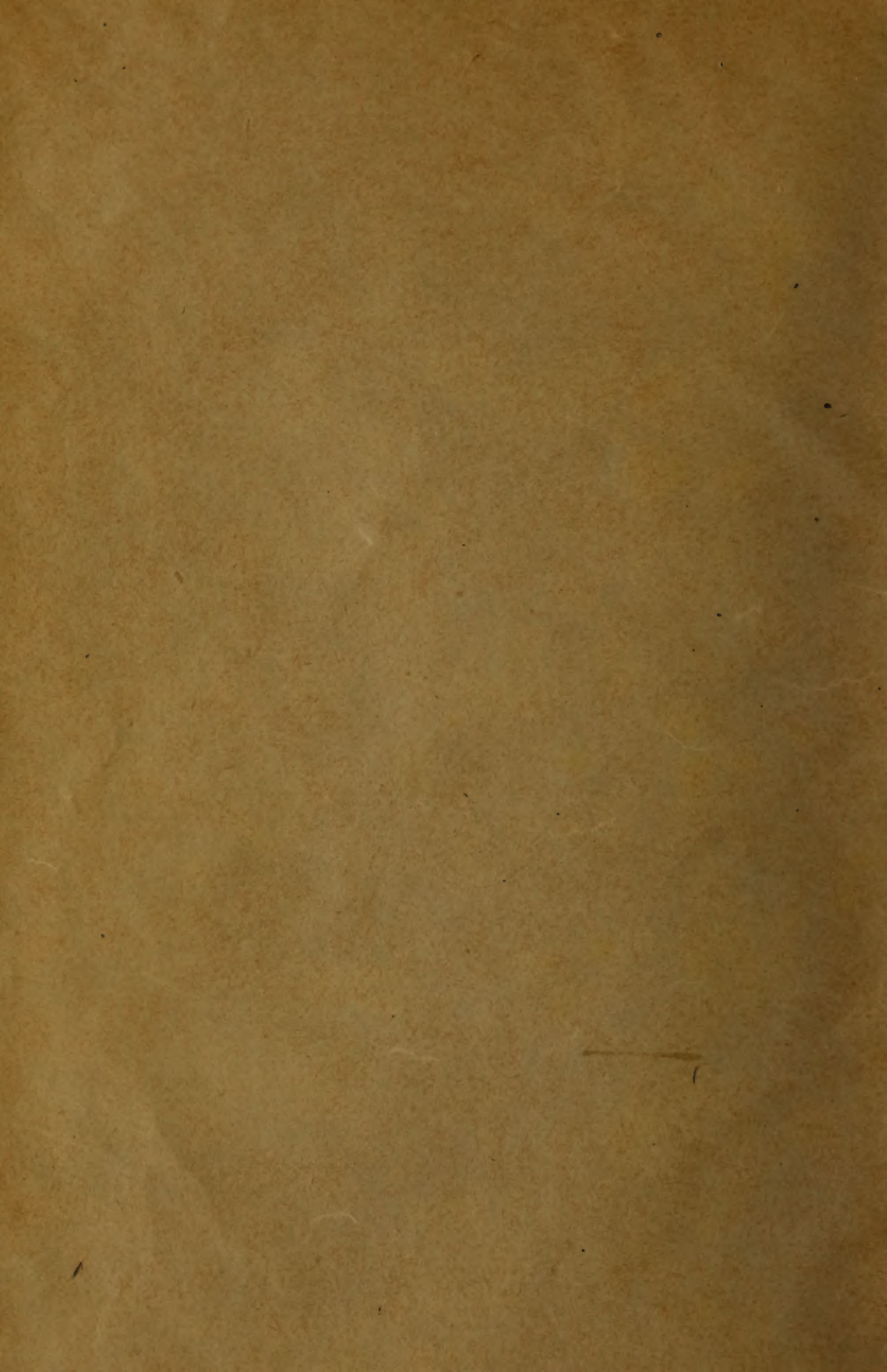

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01662114 6







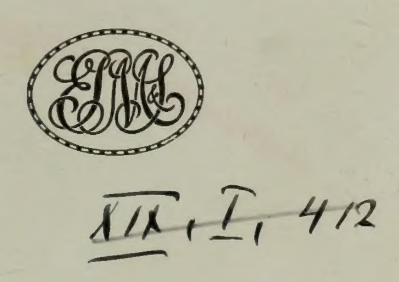
Friedrich Neubauer

Preußens Fall und Erhebung 1806–1815



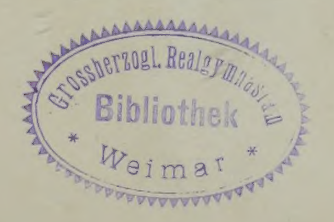
Preußens Fall und Erhebung 1806–1815

Von Dr. Friedrich Neubauer
Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt am Main



Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 19 Karten und 14 Beilagen

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71




LIBRARY
DEC - 7 1971
UNIVERSITY OF TORONTO



Vorwort.

In diesem Jahre begehen wir das Gedächtnis des vor hundert Jahren geschlossenen Tilsiter Friedens, der Überschwemmung fast des gesamten preußischen Gebiets durch französische Heere, der Knechtung unsers Vaterlandes unter einen fremden Willen. Aber wir gedenken auch des heldenmütigen Widerstandes von Kolberg, Graudenz und Glatz; wir denken daran, daß der Freiherr vom Stein im Oktober 1807 die Leitung der Geschäfte übernahm, daß Scharnhorst und die Seinen damals an das Werk der Armeereform gingen, wir denken der Neubildung des preußischen Staates, jener Neubildung von innen heraus, die in diesem Jahre anhebt; und unser Blick schweift weiter über die schwere Zeit des Leidens und der Bedrückung, die Deutschland noch ertragen mußte, bis zu den herrlichen Frühlingstagen des Jahres 1813, als unser Volk das Schwert ergriff zur Erkämpfung der nationalen Unabhängigkeit. Die Geschichte dieser Jahre in wissenschaftlich zuverlässiger Weise und zugleich in einer Form darzustellen, die für jeden Gebildeten verständlich wäre, die führenden Persönlichkeiten ebenso wie die großen Ideen klar hervortreten zu lassen, ein Buch zu schaffen, das geeignet wäre, an seinem bescheidenen Teile dazu beizutragen, daß der Geist der großen Männer jener Zeit fortfahre wirksam zu sein, das waren die Absichten, die der Verfasser hegte. Möchten die Leser finden, daß sie wenigstens zu einem Teile erreicht seien.

Das Buch zerfällt naturgemäß in drei Abschnitte: die Katastrophe, die Zeit der Knechtschaft und der Reformen, die Zeit der Erhebung. Als Einleitung zu der Geschichte des Krieges von 1806 war eine Darstellung der preußischen Politik in den voraufgehenden Jahren unentbehrlich; ebenso mußte, um die Reformen verständlich zu machen, ein ausreichendes Bild der

überkommenen Verwaltungs- und Heeresverhältnisse gegeben werden. Auf das Moment des Persönlichen ist besonderer Wert gelegt worden; soweit irgend möglich, sollten die handelnden Männer selbst zu Worte kommen und zugleich im Bilde dargestellt werden. Auch sonst sind zahlreiche, zumeist der geschilderten Zeit entstammende Abbildungen beigegeben worden; zur Verdeutlichung der militärischen Unternehmungen werden die Karten gute Dienste tun.

Für die Zitate ist im allgemeinen, von Briefen Blüchers abgesehen, die heutige Rechtschreibung gewählt worden. Für freundliche Beihilfe bei der Korrektur bin ich den Herren Direktor Dr. Horn in Frankfurt a. M. und Professor Windel in Halle a. S. zu größtem Dank verpflichtet.

Frankfurt a. M., im Juni 1907.

Friedrich Neubauer.



Inhaltsverzeichnis.





Verzeichnis der Abbildungen und Beilagen.

Bei der Auswahl der dem Werke beigegebenen Bilder sind solche bevorzugt worden, die während oder unmittelbar nach der geschilderten Zeit entstanden sind. Wo zeitgenössische Bilder fehlten, hat eine Anzahl berühmter späterer Gemälde, die sich in deutschen und französischen Galerien befinden, als Vorlage gedient.

Die Beschaffung des Bilder- und Autographenmaterials erforderte die Durchsicht einer Reihe von öffentlichen und privaten Sammlungen, deren Vorstände und Besitzer in entgegenkommender Weise unseren Wünschen entsprachen. Zu besonderem Danke sind wir verpflichtet: den Vorständen der Königlichen Nationalgalerie, des Königlichen Kupferstichkabinetts, des Königlichen Staatsarchivs, des Archivs des Königlichen Kriegsministeriums, des Märkischen Provinzial-Museums, dem Direktor des Körner-Museums der Stadt Dresden, Herrn Hofrat Dr. Peschel, den Vorständen des Museums des Vereins zur Geschichte der Stadt Leipzig und des Museums lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte; ferner Herrn Goeritz in Berlin, dem wir insbesondere zahlreiche Porträts verdanken, sowie Herrn Geheimen Justizrat Lessing in Berlin, der uns einige Autographen zur Verfügung stellte. Mehrere Bilder entstammen dem Völkerschlacht-Museum des Herrn Bertsch in Leipzig. Endlich gab die Photographische Gesellschaft in Berlin die Erlaubnis, eine größere Anzahl Porträts aus ihrem „Corpus imaginum“ für das Werk zu benutzen.

Für die Karten waren hauptsächlich die mustergültigen Veröffentlichungen des Großen Generalstabes maßgebend.

Die Verlagsbuchhandlung.

Im Text.

Begebenheiten.

Bildnisse.

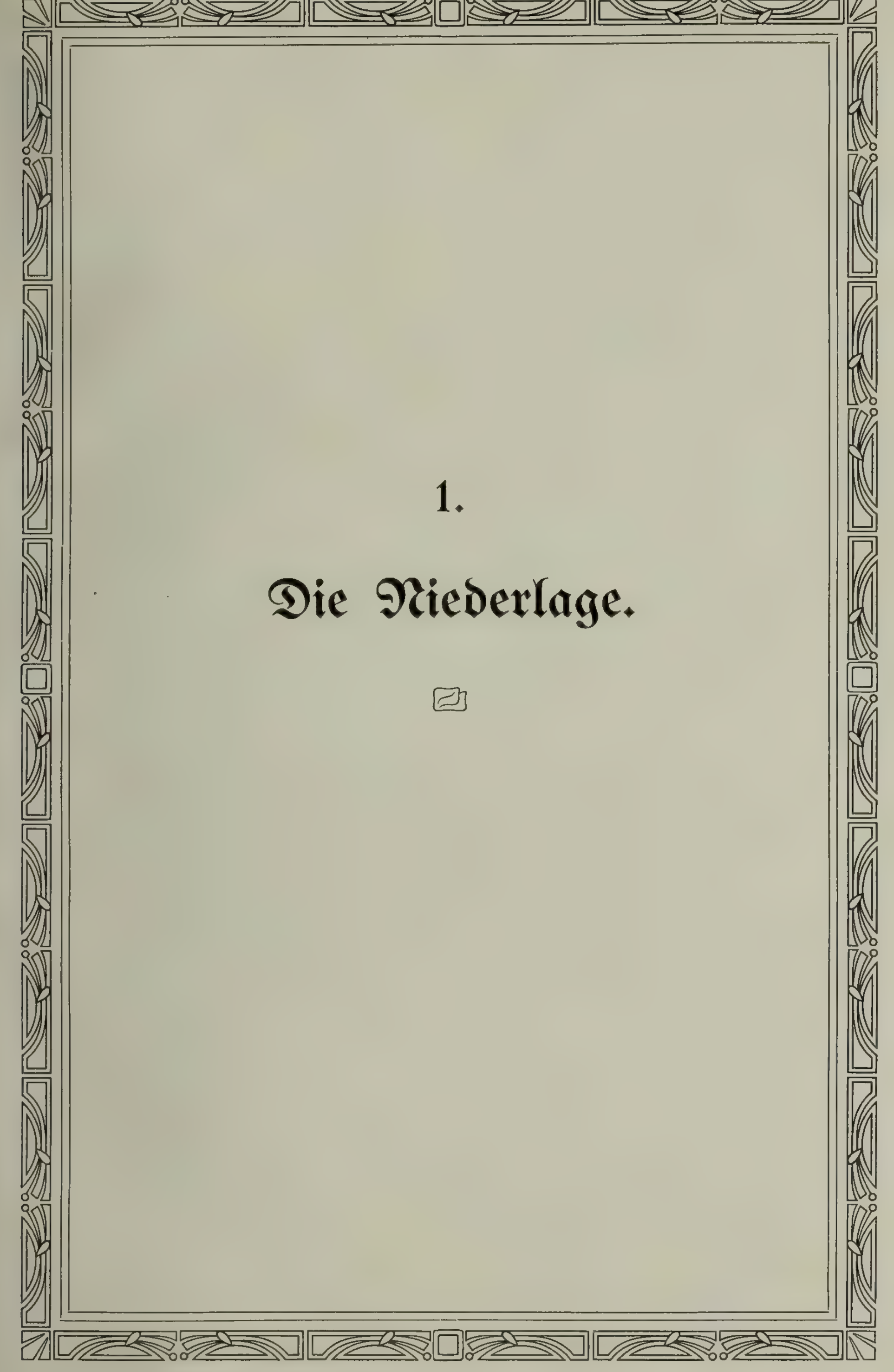
Beilagen.

Begebenheiten.

Schriftstücke und Drucksachen in originalgetreuen Nachbildungen.

Karten.

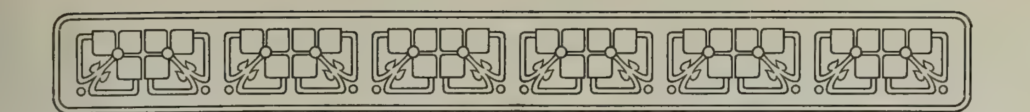




1.

Die Niederlage.





Erstes Kapitel.

Bis zum Jahre 1806.

> Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch alle Übel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und Übermut des Überwinders. Fichte.

> Ohne Rührung kann ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen, viel weniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden.
>
> Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung.

Im November 1797 bestieg Friedrich Wilhelm III. den preußischen Thron. Er war damals 27 Jahre alt; in einer fast dreiundvierzigjährigen Regierung sollte er die Fülle des Leides kosten und wieder die herrlichste Erhebung erfahren. Seinem Volk zu dienen war sein ernstes Bestreben, sein höchster Wunsch der Friede.

In den „Gedanken über Regierungskunst", die er kurz vor seiner Thronbesteigung niederschrieb, heißt es: „Man mische sich nicht in fremde Händel ein, die einen nichts angehen, und unterscheide sehr wohl das wahre vom falschen Interesse und lasse sich nicht durch einen vermeinten zu erlangenden Ruhm verblenden; denn der wahre besteht darin, daß man seine Untertanen glücklich mache und sie nicht eines eingebildeten, chimärischen Ruhmes halber seinem Privat-Interesse aufopfere." Ein Jahr nach seinem Regierungsantritt schrieb er dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen: „Jedermann weiß, daß ich den Krieg verabscheue und kein größeres Gut auf Erden kenne als die Bewahrung des Friedens und der Ruhe als das einzige System, das für das Glück des Menschengeschlechts geeignet ist; sollte ich mich also genötigt sehen, wider meinen Willen wieder die Waffen zu ergreifen, so wäre es kein Krieg der Laune mehr, sondern ein Krieg von Nation zu Nation." Ebenso äußert er sich 1803 seinem Freunde, dem Kaiser Alexander, gegenüber: „Ich widerstrebe auf das äußerste jeder Maßnahme, die den Krieg heraufführen könnte", und fügt mit Beziehung auf

Napoleons Gewalttätigkeiten hinzu, daß „solange diese Usurpationen erträglich blieben, er sich eher zu einigen Opfern entschließen würde als dazu, einen noch viel unglücklicheren Zustand der Dinge heraufzuführen". „Kennen Sie den König", so fragte kurz vor dem Unglückstage von Jena ein Mann, der ihm sehr nahe stand und ihn auf das höchste verehrte, sein Kabinettsrat Lombard; „was hätten Sie getan, einen Herrscher zum Kriege zu bewegen, der schon den Gedanken daran verabscheut? . . . Er hat immer bei sich kapituliert, immer hat er sich geschmeichelt, daß irgend eine Katastrophe, unabhängig von seinen Entschlüssen, das Problem lösen würde."

Es ist ein eigenartiges Schauspiel, zu sehen, wie dieser junge Monarch in einer Mischung von ernstem Pflichtgefühl, menschenfreundlicher Gesinnung, Mangel an Selbstvertrauen, an Entschlußfähigkeit und wiederum von zähem Festhalten an dem einmal erwählten System darin vor allem seine Aufgabe findet, seinem Volk die Güter des Friedens zu erhalten; wie er des Glaubens lebt, in einer Zeit endloser Kriege und schwerster Erschütterungen Preußens Interesse am besten durch Bewahrung einer absoluten Neutralität zu dienen, gleich als läge es fernab von den Wirren dieser Welt, oder als wäre es ein bedeutungsloser Kleinstaat; wie er nicht von der Hoffnung läßt, durch korrekte und freundschaftliche, friedfertige Haltung nach allen Seiten seinem Staate Vertrauen und Achtung zu erhalten, insbesondere mit dem erobernden Frankreich in erträglicher Weise auszukommen. Der Gedanke, mit Österreich zusammenzugehen, schien, seitdem sich beide Mächte 1795 voneinander getrennt hatten, ferner als je. In Österreichs System, äußert 1799 der Minister Graf Haugwitz, liege es unverkennbar, „die preußische Macht, sobald es die Gelegenheit dazu finde, in die Verhältnisse der Markgrafen von Brandenburg zurückzuversetzen". So war denn nicht zu hoffen, daß Preußen und Österreich gemeinsam die Bahn einer deutschen Politik betreten würden. Preußen trieb preußische, im besten Falle norddeutsche Politik. Die preußischen Interessen aber meinten die Berliner Staatsmänner am besten zu wahren, wenn sie, den Überlieferungen Friedrichs des Großen folgend, gleichzeitig mit der Großmacht im Osten und mit der im Westen gute Beziehungen unterhielten. Ein preußisch-russisch-französisches Einvernehmen, durch das freilich Preußen nicht zu sehr gebunden sein dürfte, das dem Frieden diente und nicht dem Kriege, wäre für Friedrich Wilhelm und seine Ratgeber das Erwünschteste gewesen.

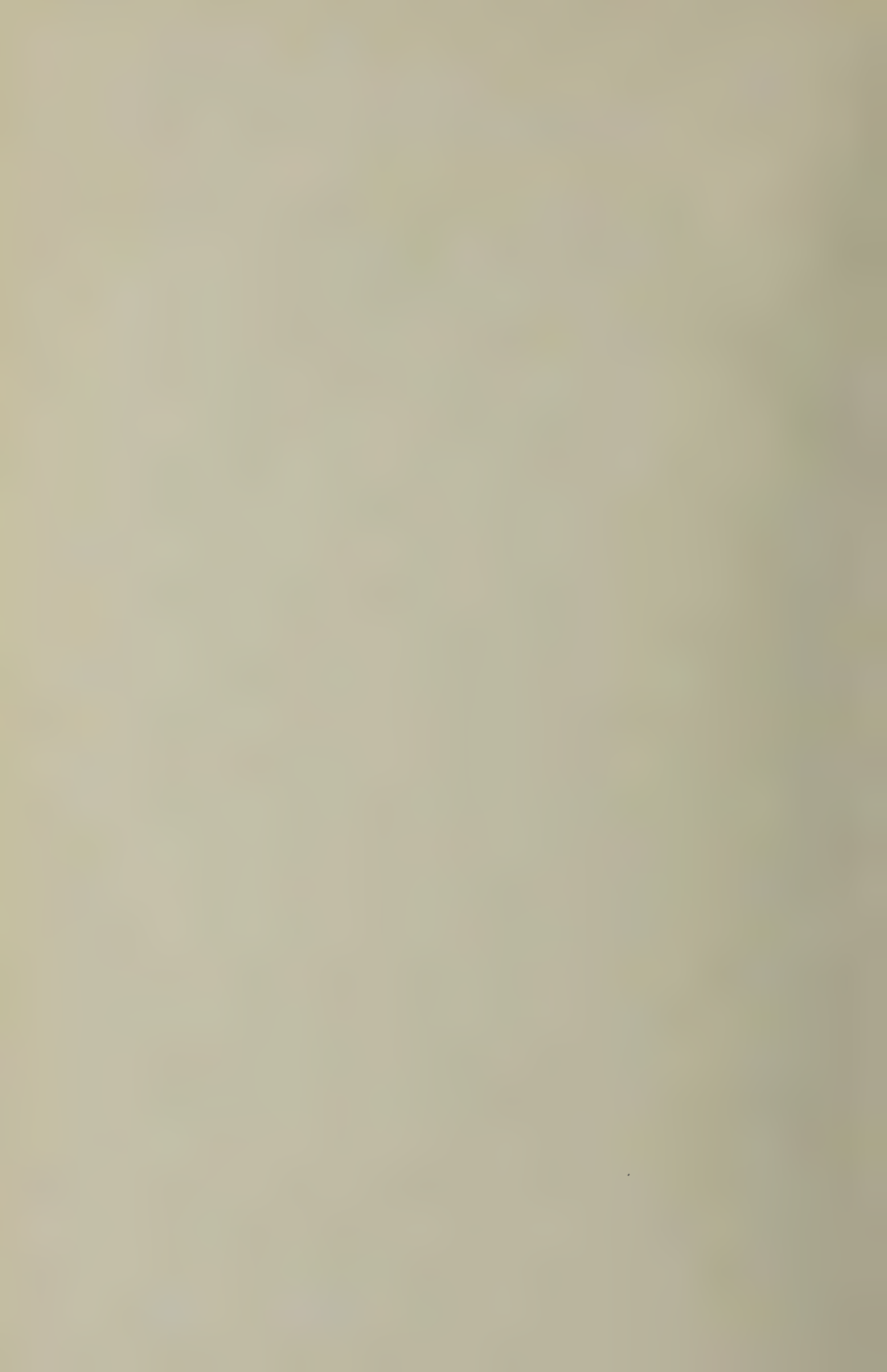
Dieses Einvernehmen herzustellen, war allerdings bei den Gegensätzen, welche die Regierungen von Paris und Petersburg trennten, eine schwierige



Gemalt von H. Tähling. Gestochen von Fr. W. Meyer.

Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) — Prinzessin Alexandrine — Prinz Karl — König Friedrich Wilhelm III. — Prinz Heinrich — Prinz Wilhelm
Prinz Wilhelm (Kaiser Wilhelm I.) — Prinzessin Charlotte — Königin Luise — Prinzessin Marianne

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Kreise seiner Familie im Schloßgarten zu Charlottenburg.



Aufgabe; und es hat nicht an Zeiten gefehlt, in denen am preußischen Hofe auf das ernsthafteste erwogen wurde, ob man nicht am besten täte, gegen das unzuverlässige, launenhafte, ländergierige Frankreich ebenfalls die Waffen zu ergreifen. 1799, als der zweite Koalitionskrieg ausgebrochen war, als Rußland und England die größten Anstrengungen machten, um Preußen zu gewinnen, erklärte Graf Haugwitz: „Europa und mit ihm Preußen hat nur einen Feind. Auch auf Preußen lastet die riesige Macht Frankreichs." Gleicher Meinung war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, derselbe, der 1792 das preußisch-österreichische Heer nach Frankreich geführt hatte und trotz des Mißerfolgs auch ferner eine bedeutsame Vertrauensstellung am preußischen Hofe einnahm: „Die preußische Monarchie kann ihrer Lage nach sich nie isoliert betrachten; jeder Macht in Europa muß sie sich formidabel zeigen; jetzt ist das ganze politische System von Europa erschüttert, zu dessen Wiederherstellung Preußen aufgefordert wird mitzuwirken." Aber der König verhielt sich ablehnend: seine Politik sollte auch weiter eine Verteidigungspolitik bleiben; was man an Beschwerden gegen Frankreich auf dem Herzen hatte — daß das preußische Heer und die übrigen linksrheinischen Besitzungen noch immer in Frankreichs Hand waren, daß sich Holland in französischer Abhängigkeit befand —, sollte durch Verhandlungen erledigt werden.

Da trat in den inneren Verhältnissen Frankreichs eine gewaltsame Änderung ein. Der General Bonaparte, aus Ägypten zurückgekehrt, zertrümmerte die Gewalt des Direktoriums und errichtete die Konsulatsregierung, d. h. seine Regierung. Der Berliner Gesellschaft war der jugendliche, sieggekrönte Kriegesheld ein Gegenstand lebhaften Interesses; aber auch die Regierung begrüßte sein Emporkommen, weil man von ihm eine stetigere, zuverlässigere Politik erhoffte. Ein Abgesandter Napoleons, der General Duroc, wurde in Berlin sehr freundlich aufgenommen, zumal da er die bei französischen Gesandten nicht immer beobachtete Eigenschaft eines höflichen und verbindlichen Auftretens hatte. Durocs Eindruck war damals der, daß in Preußen nur der hohe Adel gegen Frankreich sei: „der König, seine Armee und das Volk lieben und achten die Franzosen; die Armee ist zufrieden mit unsern Erfolgen". Neue Aussichten eröffneten sich, als sich Kaiser Paul von Rußland mit demselben Ungestüm, mit dem er sich bisher gegen das revolutionäre Frankreich erklärt hatte, von der Koalition ab- und Frankreich zuwandte. Der Zar selbst war es, der dem preußischen Hofe die Erneuerung des im August 1792 geschlossenen Bündnisses anbot; im Juli 1800 kam es zustande. Im Dezember desselben Jahres trat Preußen dem Bunde bei, den

auf Pauls Betreiben Rußland, Schweden und Dänemark zur Aufrechterhaltung des „Seerechts der Neutralen" geschlossen hatten, und der sich gegen die Übergriffe Englands zur See richtete. War jetzt nicht der Augenblick gekommen, das ersehnte Einverständnis zwischen Preußen, Rußland und Frankreich zustande zu bringen? Aber gerade bei den Verhandlungen, die hierüber geführt wurden, mußte die preußische Regierung eine unwillkommene Erfahrung machen: daß man über sie hinwegging. Die allzu friedfertige, allzu passive Haltung Preußens hatte zur Folge gehabt, daß sein Ansehen gesunken war; man erwartete wenig von ihm, man rechnete nicht mit ihm. Die in Berlin beglaubigten Diplomaten wußten nur zu gut über die Lage am Hofe, über die verschiedenen Strömungen, über die Neigungen des Königs selbst Bescheid; ein einheitliches, entschlossenes Handeln trauten sie Preußen nicht zu. So vollzog sich zwar die russisch-französische Annäherung; aber sie vollzog sich ohne Preußens Vermittlung.

Nun änderte sich allerdings die politische Lage, als im März 1801 Kaiser Paul ermordet wurde. Bonapartes Absicht, Rußland in seinen gewaltigen Kampf gegen die britische Seeherrschaft hineinzuziehen, war vereitelt; der neue Herrscher, der dreiundzwanzigjährige Alexander I., vertrug sich mit England. Zwar war Alexander keineswegs von vornherein ein Feind Napoleons, für den er vielmehr etwas wie Bewunderung empfand; auch wurden beide noch im Herbst des Jahres über einen Vertrag einig, in welchem sie sich ein gemeinsames Vorgehen in Deutschland zusicherten und insbesondere versprachen, die verschiedenen Entschädigungen deutscher Fürsten für ihre Verluste am linken Rheinufer gemeinsam zu regeln. Aber je weiter Napoleon um sich griff, je klarer es wurde, daß er keineswegs der Friedensbringer war, den Alexander anfangs in ihm hatte sehen wollen, desto größer wurde die Entfremdung zwischen Rußland und Frankreich, und desto schwerer mußte es auch für Preußen werden, jenes Einvernehmen zu dreien zustande zu bringen. Trotzdem verharrte es bei der bisherigen Politik; so sehen wir es zwischen den beiden Anziehungspunkten im Osten und im Westen hin und her pendeln, bis endlich die Notwendigkeit, sich zu entscheiden, in furchtbarer Weise deutlich wurde und an Stelle des bisherigen leidenden Verhaltens ein überstürztes Handeln trat.

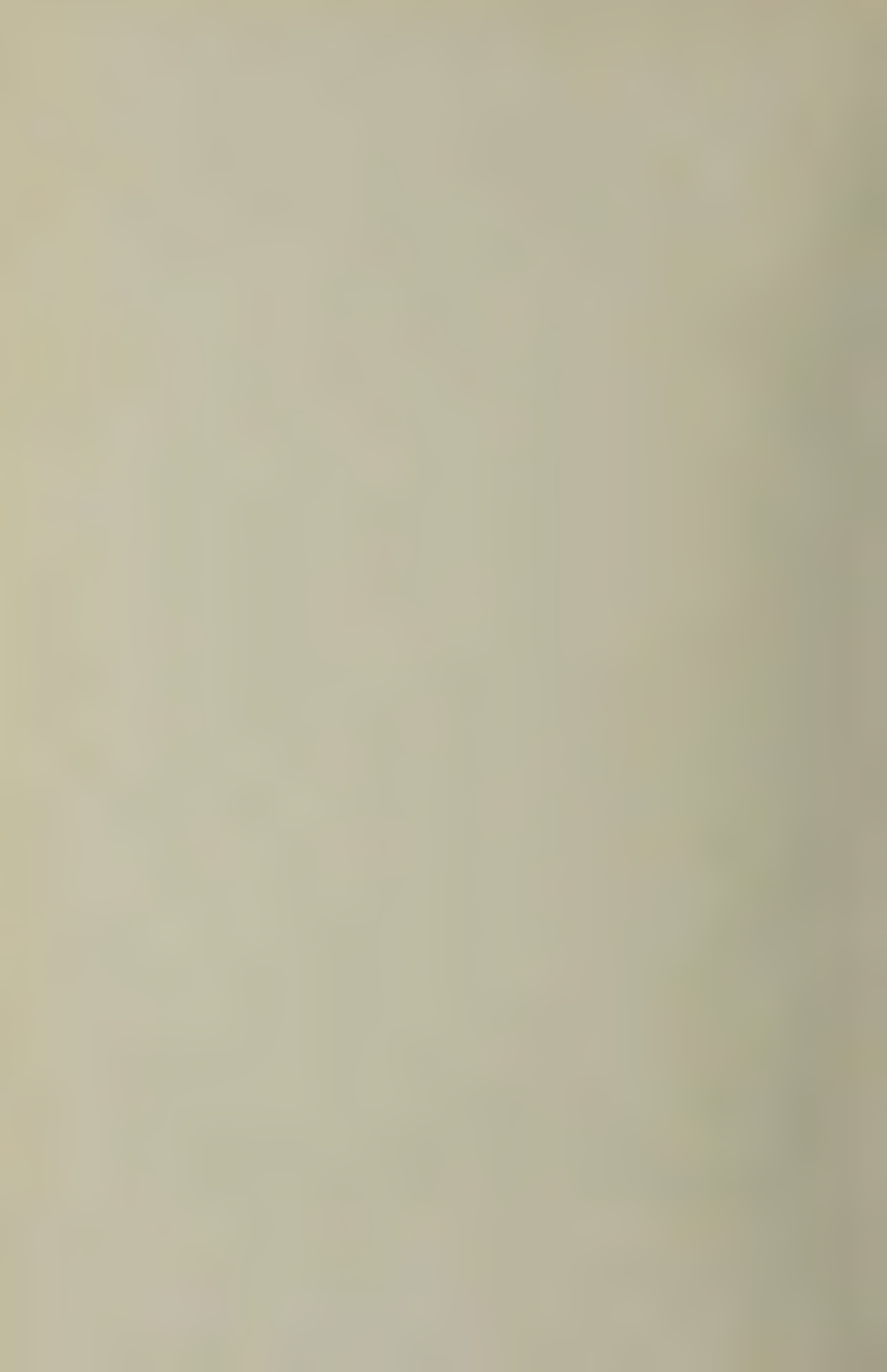
Vorerst war es von wesentlicher Bedeutung, daß zwischen den beiden jungen Monarchen von Preußen und Rußland ein persönliches Freundschaftsverhältnis entstand; im Juni 1802 trafen beide, Friedrich Wilhelm von seiner Gemahlin begleitet, in Memel zusammen. Es waren nicht bestimmte



Gemalt von H. Dähling. Gestochen von Fr. Bolt.

Gräfin Voß Königin Luise Kaiser Alexander König Friedrich Wilhelm III.

Zusammenkunft des Kaisers Alexander von Rußland mit dem preußischen Königspaar zu Memel, 10. Juni 1802.



politische Pläne, die verhandelt wurden; die gemeinsame Vorliebe für das Schlichte, Einfache, Natürliche, der gemeinsame Wunsch, ihre Untertanen zu beglücken, hatte beide Fürsten zusammengeführt. Es war ein Idyll, das sich in Memel abspielte; die persönlichen Beziehungen wurden gepflegt, die Politik durfte sich kaum heranwagen. Daß man sich so gut verstand, dazu trug im besonderen die Anwesenheit der Königin Luise bei. Vormittags fanden Truppenbesichtigungen statt, abends pflegte man harmlose Geselligkeit. „Die Musik war schlecht, die Gesellschaft nicht sehr elegant, aber man vergnügte sich trotzdem ausgezeichnet", erzählt die Königin. „Man tanzte unendliche Polonäsen, spielte sich wechselseitige Streiche, man war wie die Kinder, sprang wie die Böckchen, und jeder war glücklich und zufrieden." Dazwischen fand man sich zu vertraulichem Gespräch zusammen; man erörterte auch moralische Fragen, und der Kaiser nahm es wohl auf, wenn ihn die Königin vor den Gefahren warnte, die ihm drohten, den Gefahren der Jugend, der Unerfahrenheit, der Leidenschaften, und ihm ans Herz legte, so zu bleiben, wie er sei. Als es dann ans Abschiednehmen ging, „war jedermann traurig, man sprach wenig, dachte viel und seufzte von Zeit zu Zeit"; und der abreisende Kaiser hatte ebenso wie das Königspaar dicke Tränen in den Augen. „Die Memeler Entrevue", so faßt Luise ihre Eindrücke in einem Brief an ihren Bruder Georg zusammen, „war göttlich, die beiden Monarchen lieben sich zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen, der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaisertums. Alles ging erwünscht und gut und es wird immer so gehen."

So empfand das reine Herz der allezeit echt menschlich fühlenden Königin. Und es ist unzweifelhaft, daß die Memeler Zusammenkunft von weitreichender Bedeutung gewesen ist. Nicht daß sie unmittelbare politische Folgen gehabt hätte: die russischen Staatsmänner hatten diese Begegnung nicht gewünscht und blieben auch ferner von Abneigung und Mißtrauen gegen Preußen erfüllt. Je schwächlicher und schwankender sich die preußische Politik in den nächsten Jahren zeigte, desto klarer schien ihnen bewiesen, daß auf die Zuverlässigkeit dieses Staates nicht zu bauen sei; hat doch der Minister des Auswärtigen Graf Woronzow Preußen einmal geradezu „den Vollstrecker der Wünsche Bonapartes" genannt. Diesen Anschauungen blieb Alexander keineswegs fremd; es mußte sich ja auch bald zeigen, daß in wesentlichen Stücken seine politischen Wünsche andere waren als die Friedrich Wilhelms,

wie auch die beiden Charaktere sich keineswegs glichen. Dennoch ist, selbst inmitten starker politischer Meinungsverschiedenheiten, die persönliche Freundschaft der beiden Herrscher nie ganz erkaltet; sie blieb ein wichtiger Faktor für die Gestaltung der europäischen Geschichte in den nächsten Jahrzehnten. Mehr noch: in Memel ist der Grundstein gelegt worden zu jenem näheren Verhältnis der beiden Herrscherfamilien, das, unter mancherlei Anfechtungen und Unterbrechungen, doch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bestanden hat.

Kurz vor der Zusammenkunft — am 23. Mai 1802 — war der Vertrag zwischen Frankreich und Preußen über die Entschädigungen, die das letztere für die abgetretenen Gebiete links des Rheins erhalten sollte, endlich unter Dach und Fach gekommen; Rußland stimmte ihm nachher zu. Preußen erhielt für die verlorenen Lande ziemlich ausgedehnte Gebiete in Westfalen und zwischen Weser und Elbe, die den Verlust weit aufwogen, und schritt bald, ohne sich an Österreich zu kehren, zu ihrer Besetzung. Im Frühjahr 1803 kam dann der Reichsdeputationshauptschluß zustande, der die Entschädigungen und die territorialen Umgestaltungen im ganzen regelte. So war denn also nicht allein das linke Rheinufer in fremden Besitz übergegangen und mit ihm alte, ruhmreiche, nationale Erinnerungsstätten, wie Aachen und Köln, Mainz und Trier; auch die altererbte deutsche Reichsverfassung war umgestürzt, die geistlichen Reichsstände, die seit Ottos des Großen Zeiten zu den Säulen des Reichs gehört hatten, ihrer Souveränität entkleidet, die Reichsstädte, an denen die Erinnerungen der Hanse und des schwäbischen Bundes hafteten, bis auf wenige zu Landstädten gemacht worden. Man möchte sagen: gut, daß es geschah; daß abgestorbene Staatsgebilde ausgetilgt und Raum geschaffen wurde für neue staatliche Schöpfungen. Aber daß die Fremden bei dieser Aufteilung deutschen Landes die erste Rolle spielten, daß ohne Frankreich und Rußland nichts geschehen konnte, war das nicht entwürdigend? Und welches waren die zu hoffenden neuen staatlichen Gebilde? Welchen Gang würde die Entwicklung in dem verkleinerten und umgewandelten deutschen Reiche nehmen? Ein deutscher Prinz, Louis Ferdinand von Preußen, hat wenig später laut seine Stimme dafür erhoben, daß im Interesse und zum Schutze Germaniens die beiden deutschen Großmächte sich einigen müßten. Es gilt, so sagt er, „die Erhaltung der Ruhe und Hinderung einer jeglichen fremden Einmischung in Deutschland". Er fragt, woher die Rettung kommen könne, und antwortet: vom Zusammenschluß Österreichs und Preußens. Er will, daß ein germanischer Bund entstehe und sich wende gegen Ost und West, gegen Rußland und gegen Frankreich. Für eine solche Politik trat der Prinz

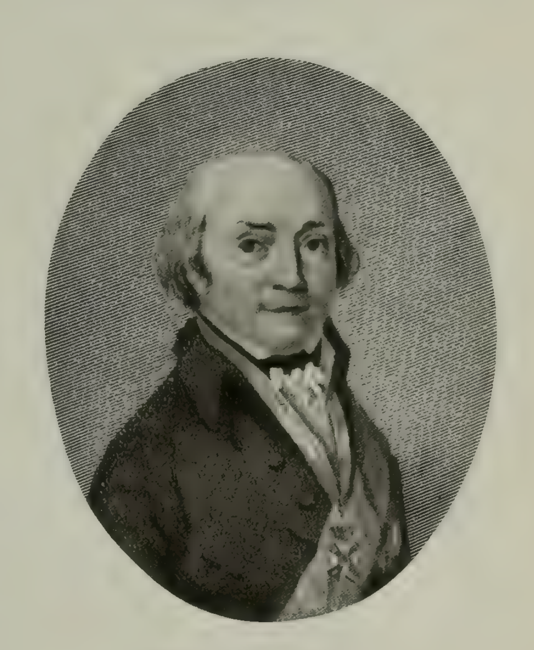
sowohl in Wien, wo er 1804 weilte, wie in Berlin ein. In Wien fand er vor allem lebhafteste Unterstützung bei Friedrich Gentz, dem berühmten Publizisten, dem beredten Vorkämpfer gegen die Revolution und gegen Napoleon. Aber zu der preußischen Politik der freiwilligen Isolierung paßten solche Gedanken nicht. Daß Preußens und Deutschlands Interesse untrennbar sei, daß Preußen nicht gedeihen könne, wenn Deutschland am Boden läge, diese Wahrheit hat sich erst allmählich den Herrschenden wie den Beherrschten aufgedrängt. So blieb denn der Südwesten Deutschlands sich selbst überlassen, besser gesagt, dem französischen Einfluß preisgegeben. Die Idee des „dritten Deutschlands" bildete sich, das gleichberechtigt neben Preußen und Österreich zu stehen hätte.

Der Gedanke, welcher der damaligen preußischen Politik zugrunde liegt, die Neutralität auf jeden Fall zu wahren und sich um keinen Preis in die politischen Händel hineinziehen zu lassen, eine Insel zu schaffen, die von den erregten Wogen des Meeres umbraust, aber nicht gefährdet wird, auf der die Werke des Friedens gedeihen und zu der nur von fern der Klang der Waffen hinüberdringt, könnte schön erscheinen. Auch dürfen wir Nachlebende nie vergessen, welchen Gewinn uns Deutschen dieses friedliche Jahrzehnt eingebracht hat: daß nicht nur Wirtschaft und Wohlstand, Gewerbefleiß und Handel damals in Norddeutschland emporblühten, sondern daß der Musenhof in Weimar ohne den Schutz der preußischen Neutralität undenkbar ist; daß unser Volk noch heute zehrt und immerdar zehren wird von dem ungeheuren Kapital an weltvergessenem Idealismus, das in jenen Zeiten von genialen Männern, die ein Vaterland noch nicht kannten, erzeugt und aufgespeichert worden ist. Und doch mußte das deutsche Volk es lernen, daß die Güter des Friedens nicht erkauft werden dürfen durch Einbuße an nationaler Kraft und Ehre. Den preußischen Politikern mochte es scheinen, als ob sie mit der reichlichen Entschädigung für die abgetretenen linksrheinischen Gebiete noch einmal einen großen Erfolg erreicht hätten. Wer aber auf die langwierigen Verhandlungen über diese Erwerbungen zurückblickt, der empfindet nicht ohne Scham, wie wenig würdig die Haltung der preußischen Regierung war, wie abhängig sie sich machte von jedem Wink des russischen oder französischen Kabinetts, wie das einst so kriegsgewaltige Preußen nicht sich aussuchte, was es wünschte, sondern das empfing, was ihm zugewiesen ward. 16 Jahre war es her, daß der große Friedrich gestorben war, 17 Jahre, daß er als Gründer des Fürstenbundes die kleineren deutschen Staaten unter seiner Führung vereinigt hatte. Damals war nicht nur der mächtige politische

Verstand, sondern auch der starke politische Wille auf seiten Preußens. Wohin war das stolze preußische Machtbewußtsein geschwunden! Die Politik der Neutralität hätte notwendig ergänzt werden müssen einerseits durch Stärkung der inneren Hilfsmittel, des Heeres, der Finanzen, der moralischen Kräfte, andrerseits durch zuverlässige, auf feste Grundsätze und auf eine feste Sprache nach außen gegründete Bündnisse. Wie wenig jene zehn Friedensjahre für die innere Reform geleistet haben, davon wird noch die Rede sein; nach außen aber konnte die Festigkeit durch Freundlichkeit und Verbindlichkeit nicht ersetzt werden. „Die Nation verliert durch die Bescheidenheit des Monarchen", so hat sich 1803 der wackere Verfasser „Freymüthiger Bemerkungen über die in der Gegenwart verborgene zukünftige Lage Preußens" ausgesprochen; er meint die inneren Zustände, aber es gilt auch von der äußeren Politik. Der König hat damals wohl von einem isolement avec honneur gesprochen. Welches Urteil aber fällten die Gegner? Sa Majesté est timide et entourée de gens timides, schreibt 1803 der französische Gesandte. Das war auch Napoleons Überzeugung; und nach dieser Überzeugung regelte er sein Verhalten Preußen gegenüber.

Nach einjährigem Frieden verschlimmerten sich 1803 die Beziehungen zwischen England und Frankreich von neuem; und zu Napoleons Kriegsplan gehörte es, das mit England durch Personalunion vereinigte Hannover zu besetzen. So erschien denn derselbe Duroc, der 1799 vom preußischen Hofe so gut aufgenommen worden war, im März 1803 in Berlin, um dies mitzuteilen. Bisher war es feststehender Grundsatz der preußischen Politik gewesen, mit der eigenen Neutralität zugleich die Neutralität Norddeutschlands zu verteidigen. So war es unter Friedrich Wilhelm II. gewesen; so hatte es Friedrich Wilhelm III. 1799 ausdrücklich erklärt; 1801 hatte er selbst Hannover mit einem Korps besetzt, um es gegen den Einmarsch fremder Truppen zu sichern. Auch jetzt stieg der Gedanke auf, lieber selbst das Land in militärische Verwahrung zu nehmen als die Anwesenheit der Franzosen dort zu ertragen. Aber dem König war diese Maßregel bedenklich. Dazu kam, daß die Russen, die den preußischen Absichten nicht trauten, sich dagegen aussprachen. Man ließ daher den Plan fallen. Zu Ende Mai 1803 rückten die Franzosen unter Mortier in Hannover ein. Die hannöversche Vorhut war angewiesen worden, „sich durchaus in kein Handgemeng einzulassen" und „die strengste Neutralität zu beobachten". So wurde das Land fast ohne Blutvergießen vom Feinde besetzt; die tapfere hannöversche Armee, die im ersten Koalitionskriege so wacker gefochten hatte, streckte die Waffen. Napoleon hatte einen

bedeutenden Erfolg errungen: zunächst England gegenüber, dessen Handel er durch Besetzung der Elb- und Wesermündungen erheblich zu schädigen vermochte; zugleich aber den deutschen Staaten und besonders dem angeblich befreundeten Preußen gegenüber. Während die südwestdeutschen Staaten mehr und mehr in die französische Machtsphäre hineingezogen wurden, nahm er zugleich eine starke Stellung mitten in Norddeutschland ein; zwischen den westlichen und den östlichen Gebietsteilen Preußens standen seine Bataillone, unmittelbar an den Grenzen der Mark Brandenburg.



Christian August Heinrich Kurt Graf von Haugwitz.

Gestochen von Fr. W. Bollinger.

Die preußische Regierung empfand das Vorgehen Napoleons auf das peinlichste. Nicht allein der preußische Handel, der sich eben noch guter Zeiten erfreut hatte, war schwer bedroht, auch die Vormachtstellung Preußens in Norddeutschland war auf das stärkste erschüttert, seine eigene Sicherheit gefährdet. Derselbe Graf Haugwitz, der 1799 für den Anschluß an die Koalition eingetreten war, empfahl auch jetzt militärische Maßregeln; aber diesmal unterstützte ihn der Herzog von Braunschweig nicht, noch weniger der General von Köckritz, der Vertraute des Königs, und der einflußreiche Geh. Kabinettsrat Lombard. So wurde beschlossen, sich auf Verhandlungen zu beschränken. Als nun aber die französischen Truppen in Hannover immer stärker wurden und bei Lüneburg ein festes Lager entstand, als die Franzosen Cuxhaven und Ritzebüttel besetzten, worauf die Engländer mit einer Blockade der Elb- und Wesermündungen antworteten, als die Hansestädte zu Kontributionen genötigt wurden, erhob Haugwitz von neuem seine Stimme. Er wies darauf hin, daß noch Schlimmeres drohe, daß Napoleon am Niederrhein Truppen zusammenziehe, daß sein Vordringen einen neuen Zusammenstoß mit Rußland zur Folge haben werde, dem Preußen nicht Gewehr bei Fuß

zuschauen könne; er berief sich auf das Anerbieten eines engeren Einvernehmens, das der russische Gesandte gemacht hatte; er beantragte die Mobilisierung von 40—50000 Mann, um, darauf gestützt, eine festere Sprache mit Frankreich führen zu können. Mit ernsten Worten warnte er, noch länger bei der Politik der Passivität zu beharren; er sah voraus, daß „früher oder später die Macht der Ereignisse Preußen unentrinnbar in Gefahren stürzen und es endlich zwingen werde, die Waffen zur Verteidigung seines Daseins zu ergreifen, zu einer Zeit, wo es wahrscheinlich isoliert und in die ungünstigsten Umstände versetzt sein würde." Kurze Zeit darauf kam ein Brief Alexanders an den König, der auf das dringendste den Abschluß eines Verteidigungsbündnisses empfahl. Aber alles dies entsprach nicht dem Gedanken unbedingter Neutralität, wie ihn der König auch jetzt festzuhalten gedachte. Dem Kaiser Alexander antwortete er im Tone und mit den Worten eines Freundes. Er versprach ihm, „niemals Geheimnisse vor ihm, niemals andere Interessen als er zu haben"; aber eine engere politische Verbindung lehnte er ab. Auf der anderen Seite schien es doch geboten, Napoleon über seine weiteren Absichten auszuholen. Damit wurde Lombard beauftragt; er begab sich im Juli 1803 nach Brüssel, wo sich der erste Konsul damals befand. Mit auffallender Liebenswürdigkeit wurde er aufgenommen; der große Mann behandelte den preußischen Kabinettsrat wie einen alten Kameraden, brachte ganze Abende mit ihm in vertraulichem Gespräch zu, unterhielt sich mit ihm über Politik und Literatur, gab ihm die freundschaftlichsten Versprechungen und kam immer wieder auf den Wunsch eines Bündnisses mit Preußen zurück. Einen tatsächlichen Gewinn aber brachte Lombard nicht heim: Hannover wurde nicht geräumt, Cuxhaven blieb besetzt, der Handel erfuhr keine Erleichterung. Und die preußische Regierung duldete es.

Ja sie war immer noch geneigt zu einer optimistischen Beurteilung des französischen Machthabers; wenn man es noch als Optimismus bezeichnen darf, daß sie trotz der Erfahrungen, die sie gemacht hatte, gerade jetzt dem Gedanken eines Zusammengehens mit Napoleon näher trat als je. Für diesen, der in dem Gedanken des Angriffskrieges gegen England lebte, mußte es von größtem Wert sein, Preußen ganz in sein politisches System hineinzuziehen; ein Bündnis mit dieser Macht bedeutete für ihn die Sicherung gegen eine neue Koalition. Aber war es entschuldbar, daß Haugwitz, der noch vor kurzem die französische Gefahr mit beredten Worten geschildert hatte, jetzt nicht nur die Forderung einer Räumung Hannovers fallen ließ, sondern unter gewissen Bedingungen sogar empfahl, sich enger mit Napoleon

zu verbinden? Es ergab sich bald, daß ein Einvernehmen mit Frankreich und Rußland zugleich, was man am liebsten gesehen hätte, unmöglich war; so kam es denn so weit, daß sich die preußischen Staatsmänner mehr und mehr mit dem Gedanken einer Allianz mit Frankreich allein vertraut machten und, um den Festlandsfrieden zu sichern, sich gegen geringe Zugeständnisse bereit zeigten, für einen Festlandskrieg Napoleon ihre Hilfe in Aussicht zu stellen. Erst als dieser immer weitere Forderungen erhob und von dem König, der stets nur an die Sicherung der Neutralität Norddeutschlands dachte, verlangte, er möge eine Garantie des damaligen Zustandes Italiens und der Türkei übernehmen, erst jetzt, im April 1804, überzeugte man sich, daß man diesen Weg nicht mitgehen könnte. Sollte man um Italiens und der Türkei willen sich mit Rußland überwerfen? So wurden denn die Verhandlungen abgebrochen. Zwar sparte die Berliner Regierung die freundschaftlichen Versicherungen auch ferner nicht. In der Tat aber war der König durch Napoleons Politik auf das unangenehmste berührt; in einer eigenhändigen Aufzeichnung hat er sie damals „unruhig und unzuverlässig“ genannt und von Bonapartes maßlosem Ehrgeiz, seinem Streben, ausschließlich zu herrschen, gesprochen.

Wie ernst Friedrich Wilhelm die Lage ansah, zeigt ein Brief an Alexander, dem er sich in „unbegrenztem Vertrauen“ eröffnete und bereits die Frage vorlegte, ob er im Falle eines plötzlichen Angriffs durch Napoleon auf seine Hilfe rechnen könne. Als jedoch Haugwitz, in dessen Seele Bündnisvorschläge und Rüstungsgedanken ein wechselvolles Spiel trieben, zur Aufstellung von Truppen riet, lehnte er dies ab; er befürchtete nicht mit Unrecht, daß ein solcher Schritt in diesem Augenblicke den sofortigen Bruch herbeiführen könnte. Aber wenigstens eine Annäherung an Rußland trat ein. Im Mai 1804 tauschten beide Mächte Erklärungen aus: sie kamen überein, die französische Besetzung Hannovers für den Augenblick dulden, aber weiteren Übergriffen Napoleons in Norddeutschland bewaffnet entgegentreten zu wollen. Bei diesen Verhandlungen wirkte Haugwitz nicht mehr mit. Er hatte sich im April von den Geschäften zurückgezogen, ohne sein Amt völlig aufzugeben; vielmehr hielt er sich zur Verfügung des Königs. Aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ging auf seinen Kollegen Hardenberg über.

Wie unsicher war doch die Lage Preußens geworden! Wie gewalttätig der Charakter des Mannes war, mit dem man vor kurzem noch beinahe eine Allianz geschlossen hätte, und dessen Angriff man jetzt glaubte fürchten zu müssen, war erst vor kurzem wieder durch ein furchtbares Ereignis aller

Welt klar geworden. Im März 1804 hatte er den Herzog von Enghien, einen Angehörigen des Bourbonengeschlechts, unter dem Vorwande, er sei an einer gegen ihn gerichteten Verschwörung beteiligt, auf badischem Boden verhaften und bei Paris erschießen lassen. Es war ein Mord, begangen an einem Mitgliede des europäischen Fürstenstandes! In Napoleons eigener Umgebung ward die Tat als unheimlich empfunden; wievielmehr an den Höfen altangestammter Fürstenhäuser! Königin Luise war schwer davon abzubringen, Trauer für den Erschossenen anzulegen; selbst der König hielt dies zeitweise für nötig. Wenn freilich Alexander den Eindruck dieses Ereignisses benutzen wollte, um Preußen zu einer schrofferen Haltung gegen Frankreich zu bestimmen, so konnte ihm dies nicht gelingen. Friedrich Wilhelm wollte auch ferner Herr seiner Entschlüsse bleiben; er machte auf die geographische Lage seiner Staaten aufmerksam, die zur Vorsicht nötige. Preußen verharrte also Frankreich gegenüber bei einer freundschaftlichen Haltung. Als die französische Regierung Mitteilung davon machte, daß Napoleon beabsichtige, sich zum erblichen Kaiser zu machen, erklärte das preußische Kabinett, diesen Schritt mit großer Freude zu begrüßen. Friedrich Wilhelm beantwortete die Anzeige Napoleons, daß er die Kaiserwürde angenommen habe, mit den wärmsten Glückwünschen; dieser bedankte sich durch einen besonderen Gesandten und erwiderte Höflichkeit mit Höflichkeit: er ließ andeuten, der König möge sich seinerseits mit der norddeutschen Kaiserwürde schmücken.

Inzwischen wurde im Herbst 1804 die europäische Lage immer bedenklicher, die Beziehungen zwischen Frankreich einerseits, Rußland und Schweden andrerseits immer gespannter. „Die Ruhe im Norden zu erhalten“, schrieb damals der König, „ist der Hauptzweck meiner Politik; meine leidenschaftlichen Nachbarn zu bewachen, ihren Übereilungen zuvorzukommen, jetzt mein tägliches Werk.“ Da traf mitten in diesen Bemühungen, Norddeutschland vor kriegerischen Unruhen zu bewahren, im Oktober 1804 die Nachricht von einer neuen, diesmal auf norddeutschem Boden verübten Gewalttat ein. Auf Napoleons Befehl war der englische Gesandte bei dem niedersächsischen Reichskreise, Rumbold, auf dem Boden der freien Stadt Hamburg von französischen Truppen festgenommen und abgeführt worden; die Neutralität war in stärkster Weise verletzt, das Völkerrecht mißachtet, der König, bei dem als dem Direktor des niedersächsischen Kreises der Gesandte beglaubigt war, persönlich beleidigt. Dieses Ereignis machte in Berlin einen starken und äußerst peinlichen Eindruck. Friedrich Wilhelm war sehr betroffen.

Rußland trieb wieder zum Handeln, zu Rüstungen an. Auch Hardenberg war dieser Meinung: er drang darauf, daß man von Frankreich nicht nur die Freilassung Rumbolds, sondern zugleich die Räumung Hannovers verlangen und die Forderung durch Rüstungen unterstützen solle. Die sichere Folge einer solchen Forderung war der Krieg; diesen wollte jedoch der König auch ferner vermeiden. Aber in seinem Schreiben an Napoleon führte er die würdigste und eindrucksvollste Sprache: „Ich bin bloßgestellt, mein Herr Bruder, und zwar auf die empfindlichste Weise. Ich bin es, weil ich für die Sicherheit eines bei mir beglaubigten Gesandten habe einstehen müssen, und weil die Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit des Kreises meine erste Pflicht als Direktor ist. Ich bin es in meinem Verhältnis zu Ihnen, weil ich nicht mehr weiß, woran ich mit Ihnen bin, ich bin es gegenüber meinen Nachbarn, weil ich mich für die Sicherheit des Nordens verpflichtet habe."

Was würde geschehen? Würde es ein Napoleon über sich gewinnen, nachzugeben? Selbst Lombard, der sonst gewiß ein Anhänger guter Beziehungen zu Frankreich war, nahm dem französischen Gesandten gegenüber eine kühle Haltung ein. Um so größer war die Freude, als der französische Kaiser, der bei der augenblicklichen politischen Lage Preußen nicht noch stärker reizen wollte, einen Schritt zurückwich und die Freilassung Rumbolds anordnete. Es kostete ihn freilich Überwindung. „Der König von Preußen", soll er gesagt haben, „hat mir eine böse Viertelstunde verursacht, und ich könnte sie ihm wohl mit Zinsen zurückgeben." Auch lieferte er die Papiere Rumbolds nicht aus und forderte von Preußen, daß es seine Rückkehr nach Hamburg nicht zulasse. Aber diese Nebenumstände schienen dem Berliner Kabinett geringfügig gegenüber der Hauptsache. Der Vorfall hatte keine wesentlichen Folgen.

Das schicksalsvolle Jahr 1805 brach an. Auch ferner blieb die Neutralität der beherrschende Gedanke der preußischen Politik, so sehr auch die Schwierigkeit zunahm, sie durchzuführen. „Wenn wir uns immer wie bisher durchwinden, so werden wir doch am Ende die meiste Ehre davontragen", äußerte einmal Lombards Kollege, der Kabinettsrat Beyme; wie scharf er selbst mit diesem Wort die Politik einer Großmacht verurteilte, ahnte er nicht. Die einander gegenüberstehenden Parteien — hier Frankreich, dort Rußland, Österreich, England und Schweden — waren indessen auf das eifrigste bemüht, Preußen in ihr System hineinzuziehen. Zuerst trat Alexander auf den Plan. Im Februar 1805 erschien der russische General Wintzigerode am preußischen Hofe. Ohne mitzuteilen, daß Rußland und Österreich bereits

im November ein Verteidigungsbündnis abgeschlossen hatten, suchte er den König zu einem bestimmten Entschlusse zu drängen: als Ziel stellte er eine Vereinigung Preußens, Österreichs und Rußlands hin, die allen weiteren Übergriffen Napoleons entgegentreten sollte. Er blieb ziemlich lange in Berlin; aber seine Sendung war erfolglos: es war in der Tat auch nicht zu erwarten, daß Preußen ohne nähere Kenntnis der bereits geführten Verhandlungen und getroffenen Verabredungen sich auf eine solche Verbindung einlassen würde.

Im Sommer trat darauf Frankreich mit Anerbietungen an Preußen heran; diese bezogen sich auf Hannover. Auf das schwerste hatte die preußische Regierung immer die französische Besetzung dieses Landes empfunden; wenn jetzt von Schwedisch-Vorpommern aus die Schweden und die mit ihnen verbündeten Russen die an Weser und Elbe stehenden französischen Truppen angriffen, so war die Neutralität Norddeutschlands vollends zunichte. Man kann sich demnach vorstellen, welchen Eindruck es machen mußte, als jetzt Napoleon anbot, Hannover an Preußen zu überlassen und in die Urkunde des dereinstigen Friedensschlusses mit England diese Abtretung aufnehmen zu lassen. Freilich verlangte er auch viel: Preußen sollte ein Bündnis mit Frankreich schließen und sich insbesondere verpflichten, für dessen Besitzstand in Italien einzutreten. So wurde also für eine enge Verbindung mit Frankreich die Erwerbung Hannovers angeboten. Gewiß ein äußerst wertvoller Gewinn. Aber war Preußen seiner sicher, würde sich der König von England je dazu verstehen, auf Hannover zu verzichten? War ferner der Preis nicht zu hoch? Würde Preußen nicht in eine Weltpolitik, in eine Politik der Eroberungen und Abenteuer hineingezogen, die es zum Sklaven Frankreichs zu machen drohte? Die Franzosen meinten, nichts sei geeigneter, den Weltfrieden zu erhalten, als ein französisch-preußisches Bündnis. Gesetzt, das wäre richtig gewesen, bedeutete dann nicht die Erhaltung des Weltfriedens zugleich die Erhaltung des französischen Übergewichts?

Es ist höchst bemerkenswert, daß trotz alledem Hardenberg bereit war, auf diese Abmachungen einzugehen; so hoch schätzte er den Gewinn Hannovers ein. Anders der König, so wertvoll auch ihm diese Provinz gewesen wäre. „Kann ich", so hat er damals zu Hardenberg gesagt, „kann ich, ohne die Forderungen der Moral zu verletzen, ohne die Achtung der ehrlichen Leute zu verlieren, ohne in der Geschichte als ein Fürst ohne Treu und Glauben gebrandmarkt zu werden, den Charakter aufgeben, den ich bisher gewahrt habe, um Hannover zu erwerben?" Es ist das Ringen eines treuen, ehrenhaften Gewissens, das sich in diesen Worten ausspricht; sie sind bezeichnend für das innerste Wesen

Friedrich Wilhelms III. Da ihn Hardenbergs Vorschläge nicht befriedigten, so wandte er sich wieder an Haugwitz; dieser sprach sich gegen die Allianz mit Frankreich aus.

Indessen verdoppelte Napoleon seine Bemühungen. Am 1. September erschien wieder Duroc in Berlin; er berichtete von dem bevorstehenden Angriff Napoleons auf Österreich und erhob die Forderung, Preußen solle diesen Angriff durch Truppenzusammenziehungen an der österreichischen Grenze unterstützen. Wieder fand er vortreffliche Aufnahme: er kam gerade zurecht zu den großen Herbstrevuen, der letzten Prunkvorstellung des altpreußischen Heeres vor dem Zusammensturz, wie sie einer der Beobachter genannt hat. Daß freilich seine Wünsche abzuweisen seien, war jetzt auch Hardenbergs Meinung. Ist es aber nicht bezeichnend, sei es für die Zwangslage, in der sich Preußen seit der französischen Besetzung Hannovers befand, sei es für den Mangel großer Gesichtspunkte und fester Grundsätze in der preußischen Politik, daß Napoleons Anerbietungen überhaupt der Erörterung wert erschienen?

Inzwischen waren Ereignisse von größter Bedeutung eingetreten. „Wir sind nichts weniger als sicher von seiten Rußlands", schrieb Hardenberg am 8. September dem Herzog von Braunschweig, „es scheint, daß man uns zwingen will, uns mit der Koalition zu vereinigen." In der Tat hatte sich Alexander, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, als Retter Europas in einen guten Kampf zu ziehen, mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ein Staat, der sich dem großen Bunde nicht anschließen wolle, dazu genötigt werden müsse. Er hatte aus Preußens bisherigem Verhalten, nicht anders als Napoleon, die Folgerung gezogen, daß dort die Furcht regiere; er meinte — und so dachten auch die österreichischen Staatsmänner, unter ihnen Graf Metternich, der damals Gesandter in Berlin war —, daß ein drohendes Auftreten genügen werde, um Friedrich Wilhelm einzuschüchtern und zum Beitritt zu bestimmen. Wenn nicht, so mochten die Waffen entscheiden; er war entschlossen das ungerüstete Preußen zu überrumpeln und hatte selbst das Kriegsmanifest bereits vorbereitet. Seine Ratgeber unterstützten ihn in seinen Absichten, wenn auch nicht alle aus denselben Beweggründen. Rußlands auswärtige Angelegenheiten leitete damals Fürst Czartoryski, ein Pole der Herkunft und auch der Gesinnung nach. Ihm schwebte die Hoffnung einer Wiedergeburt seines Vaterlandes unter Alexanders Zepter vor, der das neue polnische Königreich in der Form der Personalunion mit Rußland vereinigen würde. Bei solchen Plänen wäre ihm ein Wider-

stand Preußens gegen die russische Überrumpelung sehr erwünscht gewesen; hätte sich doch so die Möglichkeit ergeben, ihm die früher polnischen Lande wieder abzunehmen. Man gedachte 100 000 Russen in Ostpreußen einrücken, 50 000 nach Warschau marschieren zu lassen; die ersteren sollten durch fast das gesamte preußische Staatsgebiet nach Hannover, die letzteren durch Schlesien nach Böhmen den Österreichern zu Hilfe ziehen; außerdem wollte man ein Truppenkorps zu Schiff von Kronstadt nach Schwedisch-Pommern führen, um von dort aus mit den Schweden zusammen durch Mecklenburg vorzurücken.

Das preußische Kabinett hatte bei der von Westen und Osten drohenden Kriegsgefahr bereits zu Anfang September beschlossen, 80 000 Mann mobil zu machen, zur Aufrechterhaltung der Ruhe „gegen alle, die sich versucht fühlen sollten, sie zu stören". Alexanders Wunsch, Preußen möge mitwirken bei der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes, wurde unter wiederholter Berufung auf die Grundsätze der Neutralitätspolitik abgelehnt. Da erhielt Friedrich Wilhelm am 16. September einen neuen Brief des Kaisers, der darin die Erwartung aussprach, daß nunmehr alle Bedenken des Königs, der Koalition beizutreten, geschwunden seien, die Erlaubnis des Durchmarsches für die russischen Armeen verlangte und zugleich um eine Zusammenkunft mit dem König bat. Zwei Tage später wurde Hardenberg davon unterrichtet, daß der russische Einmarsch auch ohne preußische Erlaubnis beabsichtigt sei. Den König, der schon längst die Schwierigkeiten der Lage, das Drängen beider Parteien auf eine Entscheidung höchst unangenehm empfand, versetzte die Mißachtung, die aus dem russischen Verfahren hervorging, in heftige Erregung. Bereits am 19. erfolgte der Beschluß, die ganze Armee auf Kriegsfuß zu setzen. Dem Kaiser antwortete er, daß „der Einmarsch seiner Truppen in die preußischen Provinzen unmöglich sei"; es sei undenkbar, fuhr er fort, daß ein Souverän wie Alexander, der die Verteidigung des nationalen Rechts auf seine Fahnen geschrieben habe, sich an einem Staat vergreifen wolle, der bisher nur für Versöhnung und Frieden eingetreten sei. Verharrte Alexander bei seiner Politik, so war der Krieg unausbleiblich. Indessen war er bereits einen Schritt zurückgewichen: auf die Warnungen seines Gesandten in Berlin, Alopeus, und auf die Nachricht hin, daß die preußische Armee teilweise mobil gemacht sei, hatte er seinen Generälen Befehl zum Aufschub des Einmarsches erteilt. An seinem Plane aber, Preußen zum Beitritt zur Koalition zu bestimmen, hielt er fest; von neuem sprach er dem König die Bitte aus, den Durchzug zu gestatten, und wiederholte in dringenden Worten den Wunsch

einer persönlichen Unterredung. Aber gerade eine persönliche Aussprache war Friedrich Wilhelm höchst widerwärtig; er mochte sich seine Kreise nicht durch das stürmische Dareinreden eines anderen stören lassen. Vergeblich empfahl Hardenberg die Zusammenkunft; er erntete unwirsche Worte. Der König zog sich nach Paretz zurück, als wolle er allen politischen Sorgen den Rücken kehren. Am 6. Oktober empfing er zwar in Sanssouci einen Gesandten Alexanders, den Fürsten Dolgoruki. Aber sein Entschluß änderte sich nicht; er wollte statt seiner den Herzog von Braunschweig zu Alexander schicken und sich selbst mit einem Fußleiden entschuldigen.

So war noch durchaus unentschieden, wie sich das Verhältnis zwischen Preußen und Rußland gestalten würde. Da kam die Nachricht, daß die Neutralität Preußens zu derselben Zeit, in der sie der König gegen die Russen zu schützen suchte, an einer anderen Stelle von den Franzosen verletzt worden sei; das war das Maß von Achtung, das beide kämpfenden Parteien der preußischen Friedensliebe zollten. In Südwestdeutschland hatten die kriegerischen Operationen begonnen. General Mack, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, war durch das mit Napoleon verbündete Bayern bis zur Iller marschiert und hatte bei Ulm eine, wie er glaubte, günstige Stellung eingenommen. Inzwischen zogen Napoleons Heersäulen von dem Boulogner Lager her, von wo sie bisher England in Atem gehalten hatten, durch die Rhein- und Neckarlande heran; gleichzeitig führte der Marschall Bernadotte die Truppen, die zur Besetzung Hannovers gedient hatten, über Würzburg nach Süden. Ihm erteilte Napoleon die Weisung, durch das Fürstentum Ansbach zu marschieren, das preußischer Besitz war; es kam ihm darauf an, den Österreichern den Abzug zu verlegen. In den ersten Oktobertagen zogen französische und bayrische Truppen durch das preußische Gebiet hindurch; am 20. Oktober streckte Mack mit dem Rest seines Heeres die Waffen.

Die Nachricht aber von dem rücksichtslosen Schritt Napoleons erfüllte Friedrich Wilhelm mit Entrüstung. Diesmal war er es, der starke Maßregeln für nötig hielt. Er wollte die in Berlin anwesenden französischen Gesandten Laforest und Duroc sofort ausweisen; kaum gelang es Hardenberg, diese Maßregel zu verhindern. Hätte er sie doch nicht verhindert! möchte man ausrufen; dann wäre vielleicht dem preußischen Volke das trübselige Jahr, das nun folgte, erspart geblieben. Zwar wurde eine Reihe tatkräftiger Entschlüsse gefaßt: den Russen gestattete man den Durchzug durch preußisches Gebiet; Hannover, wo die Franzosen nur eine kleine Ab-

teilung zurückgelassen hatten, beschloß man, wie 1801, zu besetzen; die preußischen Truppen, die bisher nach der Ostgrenze in Bewegung gesetzt worden waren, erhielten den Befehl, nach Süden und Westen zu marschieren, um unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig die von den Franzosen bedrohten Provinzen zu decken; zugleich wurde der Finanzminister Freiherr vom Stein beauftragt, für die Beschaffung der nötigen Geldmittel Vorschläge zu machen. Aber alles das bedeutete noch nicht den Krieg; Preußen erklärte vielmehr, die Rolle eines bewaffneten Vermittlers zwischen den streitenden Parteien übernehmen zu wollen. Der König war, nachdem die erste Hitze verflogen war, wieder auf seine Friedens- und Neutralitätspolitik zurückgekommen.

Königin Luise dachte anders. Ebenso empfand Stein: er hielt den Kampf gegen die „zum Übermaß gestiegene französische Macht“ für unumgänglich, aber er hatte keinen Einfluß auf die Entschließungen des Königs. Auch die Volksstimmung wurde immer kriegerischer. Die Aufführung von Wallensteins Lager, die am 16. Oktober, dem Tage nach dem zehnten Geburtstag des Kronprinzen, vor einem zumeist aus Soldaten bestehenden Publikum stattfand, wurde zu einer großen patriotischen Kundgebung; so begann, 5 Monde nach Friedrich Schillers Tode, des Dichters mächtige Wirkung auf das vaterländische Empfinden der Nation. Als nun die Nachricht kam, daß Alexander beschlossen habe, selbst nach Berlin zu kommen, ging eine „freudige Bewegung“ durch die Bürgerschaft. Mit Jubel wurde er, als er am 25. Oktober einzog, begrüßt; als er einige Tage nachher mit dem Königspaar die Vorstellung von Glucks „Armida“ besuchte, äußerte sich von neuem laute, allgemeine Begeisterung. Auch der Freiherr vom Stein sah in ihm nur den edlen Fürsten, der unmöglich gegen Preußen feindliche Absichten haben könne, dessen Pläne nur „auf die Erhaltung eines in Freiheit und Würde blühenden Staatenbundes“ hinausgingen; er wußte nicht, daß Alexander noch vor kurzem, entrüstet über den preußischen Widerstand, „Feuer und Flamme gegen den König von Preußen gespieen“ hatte. In Berlin und Potsdam freilich trat er anders auf. Wie er seine Ankunft in einem von überströmendem Gefühl erfüllten Briefe angekündigt hatte, so schlug er auch ferner einen höchst freundschaftlichen Ton an und entfaltete alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit, wenn er auch mit dem Gang der Verhandlungen nicht ganz zufrieden sein mochte. Am letzten Tage seines Besuchs, dem 4. November, sprach er den Wunsch aus, das Grab Friedrichs des Großen zu sehen. Nach Mitternacht fuhren das Königspaar und der

Kaiser zur Potsdamer Garnisonkirche. In dem kleinen Gruftraume trat Alexander mit der Königin an den Sarg heran und küßte ihn. Gleich darauf nahm er „nach einem ernsten Blick auf den Altar von dem König und der Königin auf höchst einfache Weise Abschied".



Gez. von E. Weitsch. Kupferätzung von T. Berger.

Kaiser Alexander von Rußland mit dem preußischen Königspaar
am Sarge Friedrichs des Großen in Potsdam in der Nacht des 4. November 1805.

Er hatte nicht erreicht, Preußen unmittelbar in den Krieg hineinzutreiben; es blieb bei der bewaffneten Vermittlung. Sicherlich war nicht zu erwarten, daß sich Napoleon den Bedingungen fügen würde, welche beide Monarchen verabredet hatten, daß er Neapel, Holland, das deutsche Reich, die Schweiz räumen, daß er auf eine Trennung der italienischen von der französischen Krone eingehen würde. Dennoch gab der König die Hoffnung nicht auf, daß ihn eine glückliche Wendung von der Notwendigkeit, das

Schwert zu ziehen, entbände. Ein Artikel des mit Rußland geschlossenen Vertrags bestimmte, daß Preußen berechtigt sei, gemäßigteren Friedensbedingungen zuzustimmen, falls sie Österreich für zulässig erklären würde: darauf scheint er nebst seiner Umgebung seine Hoffnungen gegründet zu haben. Was er empfand, geht aus den Worten hervor, die er an den Minister Grafen Hoym richtete: „Ich habe unterzeichnet, aber mein Gemüt ist in der äußersten Unruhe, und ich zittere vor den Folgen." Er war in der Stimmung eines Mannes, welcher sich zu einem Entschlusse hat bestimmen lassen, der seinem innersten Wesen nicht entspricht, und nun, ohne seinen Verpflichtungen untreu werden zu wollen, doch die Folgen abzuschwächen sucht. Für das Eintreten des preußischen Heeres war von vornherein eine längere Frist verlangt worden: erst am 15. Dezember, erklärte der Herzog von Braunschweig, könne die Armee kriegsbereit sein. Am 14. November reiste Graf Haugwitz ab, um Napoleon die Forderungen der beiden Mächte vorzutragen. Bei der Abreise legte ihm der König noch einmal ans Herz, dafür zu sorgen, daß der Friede erhalten bleibe. Anders lauteten die Worte des Prinzen Louis Ferdinand, der ganz in den Gedanken des Krieges lebte und von Haugwitz' Sendung nichts Gutes vermutete; er soll ihm auf die Frage, ob er Befehle nach Wien habe, geantwortet haben: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen."

„Preußen ärgert sich nur deshalb über uns", so schrieb in jenen Tagen Napoleons Minister Talleyrand an einen Vertrauten in Paris, „weil es vor uns Furcht hat; mit dieser Art von Ärger wird man durch kräftige Redensarten fertig." Er spottet über Haugwitz' Langsamkeit: „Seine Reise gleicht der Politik seines Kabinetts." In der Tat brauchte der Minister 14 Tage, bis er in Napoleons Hauptquartier zu Brünn anlangte; und als er angekommen, wagte er es gar nicht seine Aufträge auszurichten. Man sprach von Vermittlung Preußens und einer allgemeinen Garantie des Friedens. Napoleon verlangte, daß keine russischen oder schwedischen Truppen von Hannover aus Holland angreifen dürften, was Haugwitz wirklich zusagte; dann wurde er an Talleyrand nach Wien verwiesen. Am 2. Dezember fand die Schlacht bei Austerlitz statt. Alexander hatte sie gewünscht, ohne auf das Eintreffen der österreichischen und russischen Verstärkungen, ohne auf Preußens Eintritt in den Krieg warten zu wollen; Napoleon erfocht einen seiner glänzendsten, folgenreichsten Siege. Am 4. Dezember kam Kaiser Franz mit Napoleon zusammen und bat um einen Waffenstillstand. Am 5. Dezember versprach Alexander seine Truppen aus Österreich zurückzuführen;

er war um so hoffnungsloser, je zuversichtlicher er vorher gewesen war, und entschlossen, die Armee zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren. Am 6. Dezember schrieb er an Friedrich Wilhelm und teilte ihm mit, was geschehen war. Die russischen Truppen, die in Norddeutschland standen, stellte er unter sein Kommando. Dann fuhr er fort: „Ich hoffe, Sire, daß es Ihnen durch die Weisheit Ihrer Entschlüsse gelingen wird, sich mit Frankreich zu verständigen, und daß die Schritte, die Ew. Majestät allein aus Freundschaft für mich getan haben, Sie nicht bloßstellen werden. Auf alle Fälle und für immer bin ich bereit, Sie mit allen meinen Streitkräften zu unterstützen, und meine Person selbst steht zu Ihrer Verfügung." Man wird aus diesen Worten nur herauslesen können, daß Alexander innerlich die Sache der Koalition, den großen Gedanken der Bekämpfung Napoleons aufgegeben hatte, und daß er, ohne Preußen geradezu im Stich lassen zu wollen, doch den lebhaftesten Wunsch hegte, es möchte zu einem friedlichen Abkommen mit Frankreich gelangen.

Bei Friedrich Wilhelm aber traf dieser Brief auf verwandte Stimmungen. Daran zwar, daß er gewillt war, sein Wort zu halten, ist kein Zweifel; dafür haben wir z. B. das wiederholte Zeugnis Metternichs. Auch nachdem er die Kunde von der großen Niederlage erhalten hatte, war er fest geblieben: er hatte dem an ihn abgesandten österreichischen General erklärt, er sei entschlossen, Kaiser Franz mit ganzer Macht zu unterstützen, wenn ihm dieser versprechen wolle, keinen Sonderfrieden zu schließen; er war bereit gewesen, mit Alexander weitere militärische Maßregeln zu verabreden. Jetzt aber antwortete er, wie vom Druck seines Versprechens befreit: „Man muß sich verständigen, ich sage es mir ebenso wie Sie."

Für eine Verständigung hatte inzwischen Haugwitz in Wien gearbeitet, in seiner Weise, mehr fremde Vorschläge anhörend als selbst vorschlagend, mehr leidend als handelnd. Am 15. September unterschrieb er auf dem Schlosse Schönbrunn bei Wien einen ihm von Napoleon vorgelegten Vertrag: Preußen verzichtete außer dem fernen Neuenburg auf Ansbach, das Bayern zugedacht war, und ebenso auf den Rest von Cleve, den es noch besaß; dafür erhielt es Hannover zu ewigem Besitz. Es schloß ferner mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis ab, worin sich beide Staaten zusagten, nicht nur alle ihre Besitzungen, sondern auch die Unverletzlichkeit der Türkei gemeinsam zu verteidigen. Mit diesem Vertrage kam Haugwitz am ersten Weihnachtsfeiertage in Berlin an. Binnen drei Wochen sollte er ratifiziert werden. So weit war es also mit Preußen gekommen. Eben noch im Begriff, seine

Regimenter gegen Frankreich marschieren zu lassen, sollte es sich an dessen Triumphwagen spannen lassen und sich verpflichten, Napoleons Eroberungen, sei es in Italien, sei es anderswo, mit den Waffen zu verteidigen. Es sollte Rußland gegenüber eine feindselige Stellung einnehmen, demselben Rußland, in dem der König sich gewöhnt hatte für den äußersten Fall seine letzte Stütze zu finden. Es sollte Hannover in Empfang nehmen aus der Hand dessen, der es nicht besaß, und ohne die Genehmigung des wirklichen Eigentümers. Man wird nicht viel Verträge finden, geschlossen von einem unbesiegten, waffengerüsteten Staat, die so demütigend wären. Und dennoch wurden solche Bedingungen nicht von vornherein abgelehnt! Dennoch erinnerte man sich nicht, daß die preußische Armee, vereint mit den beiden russischen Korps, die unter Friedrich Wilhelms Oberbefehl gestellt worden waren, und mit den auf niedersächsischem Boden stehenden Schweden, Engländern und Hannoveranern eine gewaltige Waffe, ja für den Augenblick Napoleons Streitkräften überlegen war! Über alles siegte die eingewurzelte Scheu vor dem Handeln und das tiefe Bedürfnis nach Frieden. „Friede! Friede! ist unter den Umständen das Wünschenswerteste", so schreibt der Generaladjutant des Königs, Oberst von Kleist.

Wenige Tage vorher hatte ein anderer Offizier, gleichsam erdrückt von der Erkenntnis des politischen und militärischen Verfalls Preußens, seinem Sohne, der gern auch Soldat werden wollte, mit bitteren Worten von einem solchen Schritte abgeraten; es war Scharnhorst. Mut und Patriotismus, sagte er, seien schöne Tugenden, aber er möge früh lernen, sie zu besiegen; „sie haben mir von je her, und vorzüglich auch in diesem Augenblicke, mehr Kummer als irgend ein Laster gemacht". In der preußischen Armee herrscht „Alter, Schwäche, Untätigkeit, Unwissenheit und Unmut; sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes tun." Ebenso erbittert äußerte sich Prinz Louis Ferdinand: „Wie hat man die Armee hin- und hergeschickt, hat in den Tag hineingelebt, hat Millionen ausgegeben . ., hat keinen festen Plan und schmeichelt sich dabei immer noch mit der Hoffnung, daß diese Rüstungen imponieren, und daß man so werde davonkommen können . . ., kurz und gut, man war nicht *entschlossen*, Krieg zu führen, oder vielmehr Herr Haugwitz, Lombard, Beyme und ihre verwünschte Partei sind entschlossen, denselben zu hemmen, soviel an ihnen liegt." Der Prinz befand sich damals bei dem Korps des Fürsten Hohenlohe, das zuerst in Thüringen stand und dann nach Sachsen marschierte. In Erfurt war er mit den Generälen Blücher und

Rüchel zusammen; und ehe sie auseinandergingen, gaben sich die drei Männer ein Wort, — so schreibt der Prinz selbst — „ein feierliches, männliches Wort, bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange zerstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! Was ist dieses erbärmliche Leben? Nichts, auch gar nichts! Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte .... Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!"

Starke Bedenken freilich wurden auch in Berlin gegen den Schönbrunner Vertrag laut, so wie ihn Haugwitz unterschrieben hatte. Zwar daß Hannover endlich preußisch werden sollte, war verlockend: „ohne Schwertstreich erlangten wir", so hat später Lombard sich geäußert, „was seit drei Jahren der ewige Gegenstand unserer Rufe und unserer Forderungen war, die Entfernung der französischen Truppen und die Befreiung von tausend Verwicklungen und Hemmungen, die von ihrer Nachbarschaft unzertrennlich waren." Andrerseits leuchtete ein, daß man sich nicht durch Napoleon mit Rußland und England verfeinden lassen durfte, und daß Hannover erst nach einem förmlichen Verzicht des Königs von England als preußischer Besitz angesehen werden konnte; man wollte also kein Offensivbündnis mit Frankreich schließen, sondern nur ein einfaches Bündnis, und man wollte zunächst nicht von einer Besitzergreifung, sondern nur von einer Okkupation Hannovers reden. Haugwitz traute es sich zu, den französischen Kaiser für diese Änderungen zu gewinnen, und reiste im Januar 1806 nach Paris ab.

Einige Tage später beschloß das Berliner Kabinett, die Armee auf Friedensfuß zu setzen; man wollte sparen. Es war einer der leichtfertigsten und unbegreiflichsten Beschlüsse, die je eine preußische Regierung gefaßt hat; und wenn Hardenberg auch wegen Krankheit nicht an der entscheidenden Konferenz teilgenommen hat, so kann er jedenfalls nicht von der Schuld freigesprochen werden, durch Stillschweigen zugestimmt zu haben. Bald trat an die Stelle des unberechtigten Optimismus die begründetste Sorge. Die französischen Truppen blieben in Süddeutschland stehen; warum kehrten sie nicht über den Rhein zurück? Wollten sie das wehrlose Preußen überfallen? Ende Februar endlich erhielt man Nachricht darüber, wie Napoleon die vorgetragenen Wünsche aufgenommen hatte. Er zog aus Preußens Verhalten sehr unerwünschte Folgerungen; er erklärte, da es den Vertrag nicht in der ursprünglichen Fassung angenommen habe, auch seinerseits

nicht an ihn gebunden zu sein. Am 15. Februar ließ er Haugwitz einen neuen Vertrag vorlegen, der drückender war als der erste; und dieser unterschrieb auch ihn. Preußen verpflichtete sich nicht nur, Hannover als Eigentum mit souveränen Rechten zu übernehmen, sondern auch die Weser- und Elbmündung, ebenso wie den Hafen von Lübeck dem englischen Handel zu verschließen; es versprach, Napoleon in jedem Kriege, in den er verwickelt werden könnte, beizustehen; es nahm insbesondere von neuem die Pflicht auf sich, die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches zu gewährleisten. Am 25. Februar wurde dieser Vertrag von Friedrich Wilhelm genehmigt.

Die treuen Ansbacher haben damals den König vergeblich gebeten, „sie nicht zu verstoßen" und „sich nicht vorschreiben zu lassen, über welche Völker sein Zepter gebieten solle". Friedrich Wilhelm antwortete ihnen, er würde sie nie vergessen, nicht mehr. Am 1. April nahm der König durch ein Patent von Hannover Besitz. Das englische Ministerium antwortete mit einer Maßregel, die Preußens Handel auf das schwerste traf: ohne Kriegserklärung wurden sämtliche preußischen Handelsschiffe, die in englischen Häfen lagen — es waren 3- bis 400 — mit Beschlag belegt; bald darauf erfolgte die Kriegserklärung. Der Vertrag vom 15. Februar, so schrieb der preußische Gesandte in London, werde von aller Welt als „die feierliche Besiegelung der knechtischen Unterwerfung Preußens unter die Gesetze Frankreichs" angesehen. Und war dem nicht so? Das war das Ergebnis einer jahrelang verfolgten Politik der kraftlosen Verhandlungen, der unbegründeten Hoffnungen, der Tatenscheu, des Sichhindurchwindens: Preußen war wie ein Vasallenstaat an Frankreich gekettet; der französische Wille lastete auf dem Staate Friedrichs des Großen.

Unter diesen Umständen konnte der Minister, der seit den Oktobertagen des vergangenen Jahres in dem Rufe stand, der schärfste Gegner Frankreichs zu sein, und dem Napoleon vorwarf, ihn selbst und Frankreich beleidigt zu haben, weil er sich zeitweise geweigert hatte, die französischen Gesandten zu empfangen, nicht mehr im Amte bleiben. Schon im Dezember hatte Napoleon in einem seiner Bulletins gegen Hardenberg heftige Anschuldigungen geschleudert: da war von einem preußischen Minister die Rede, der aus Hannover stamme und dem englischen Goldregen nicht habe widerstehen können. Der französische Gesandte wurde angewiesen, mit ihm nicht zu verhandeln und zu erklären, daß, solange dieser Mann Minister sei, von einem Vertrauen zwischen beiden Mächten nicht die Rede sein könne.

Im „Moniteur" vom 21. März wurde Hardenberg in der beschimpfendsten Weise angegriffen, als ein vollständig Entehrter, ein Verräter und Meineidiger bezeichnet. Und man wagte nicht, ihn zu schützen. Am 1. April wurde er beurlaubt.

Aber nur zum Schein trat Hardenberg von den Geschäften zurück. Vielmehr erhielt er eine Aufgabe, die jetzt wichtiger als je vorher war: die Beziehungen zu Rußland zu pflegen. Eben hatte der Herzog von Braunschweig, der im Januar nach Petersburg gesandt war, seine Mission mit gutem Erfolge beendet. Jetzt erklärte der König Hardenberg, er sehe sein Bündnis mit Napoleon als erzwungen an und sei entschlossen, mit Rußland zu gehen; an Alexander schrieb er: „Der Tag, Sire, an dem Sie und ich entgegengesetzte Interessen hätten, wäre der, den Frankreich erwartet, um seine Allmacht zu besiegeln." So hatte denn Hardenberg von seinem Gute Tempelberg aus im tiefsten Geheimnis dafür zu sorgen, daß der Draht nach Petersburg nicht abriß. Für Friedrich Wilhelm wurde von nun an noch mehr als bisher das Verhältnis zu Rußland der ruhende Pol seiner Politik. Das Phantom eines guten Einvernehmens nach zwei Seiten hin war zerflattert; er setzte jetzt sein ganzes Vertrauen auf den Freund an der Newa.





Zweites Kapitel.

Der Entschluß zum Kriege.

„Einsam und ohne Alliierte wird Preußen fallen . . . Dann werden die Tränen und die Klagen jener erbärmlichen und feigen Prediger des Friedens die Monarchie Friedrichs nicht retten."

Prinz Louis Ferdinand.

Ernste Auffassung des Lebens und der Pflicht und treueste Gewissenhaftigkeit ist Friedrich Wilhelms III. Tugend; daß sie sein innerstes Wesen so beherrschte, daß für frischen Schaffensdrang, für kühne Tatenfreudigkeit nicht viel übrig blieb, ist für ihn und für sein Volk verhängnisvoll gewesen. Von der Phantasie, die die Grundlage großer Taten ist, von heitrer Lebensfreude war ihm zu wenig zugefallen; kein Tropfen holden Leichtsinns wehrte den schweren Gedanken, die sich immer von neuem einstellten, wenn er sich entscheiden sollte; er sah selten das Glückverheißende, das Hoffnungweckende, er sah vor allem das Bedrohliche, das Bedenkliche. Die schöne Gabe eines ruhigen, maßvollen, auf innerster Frömmigkeit beruhenden Selbstvertrauens, wie es nachher das Wesen seines Sohnes Wilhelm ausmachte, hat er nicht gehabt; so wurde es ihm auch schwer, andern zu vertrauen. An Einsicht, an politischem und militärischem Urteil hat es ihm nicht gefehlt; er sah die Dinge nüchterner, kühler an als viele andere, freilich empfand er auch kühler; die starke Leidenschaft zu handeln, sich durchzusetzen war ihm versagt.

„Überhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt", so schreibt ihm seine Gemahlin im Sommer 1806 aus Pyrmont und fügt hinzu: „Gott hat Dir alles gegeben, den richtigen Blick, eine Einsicht, die einzig dasteht, da sie fast immer von Kaltblütigkeit geleitet wird und Du Dich nicht von der Leidenschaft hinreißen läßt oder doch nur selten, welch ein Vorzug!" Und Lombard hat in einer nach seiner Entlassung verfaßten Schrift gesagt: „Zufolge einer unerklärlichen Seltsamkeit des menschlichen Geistes

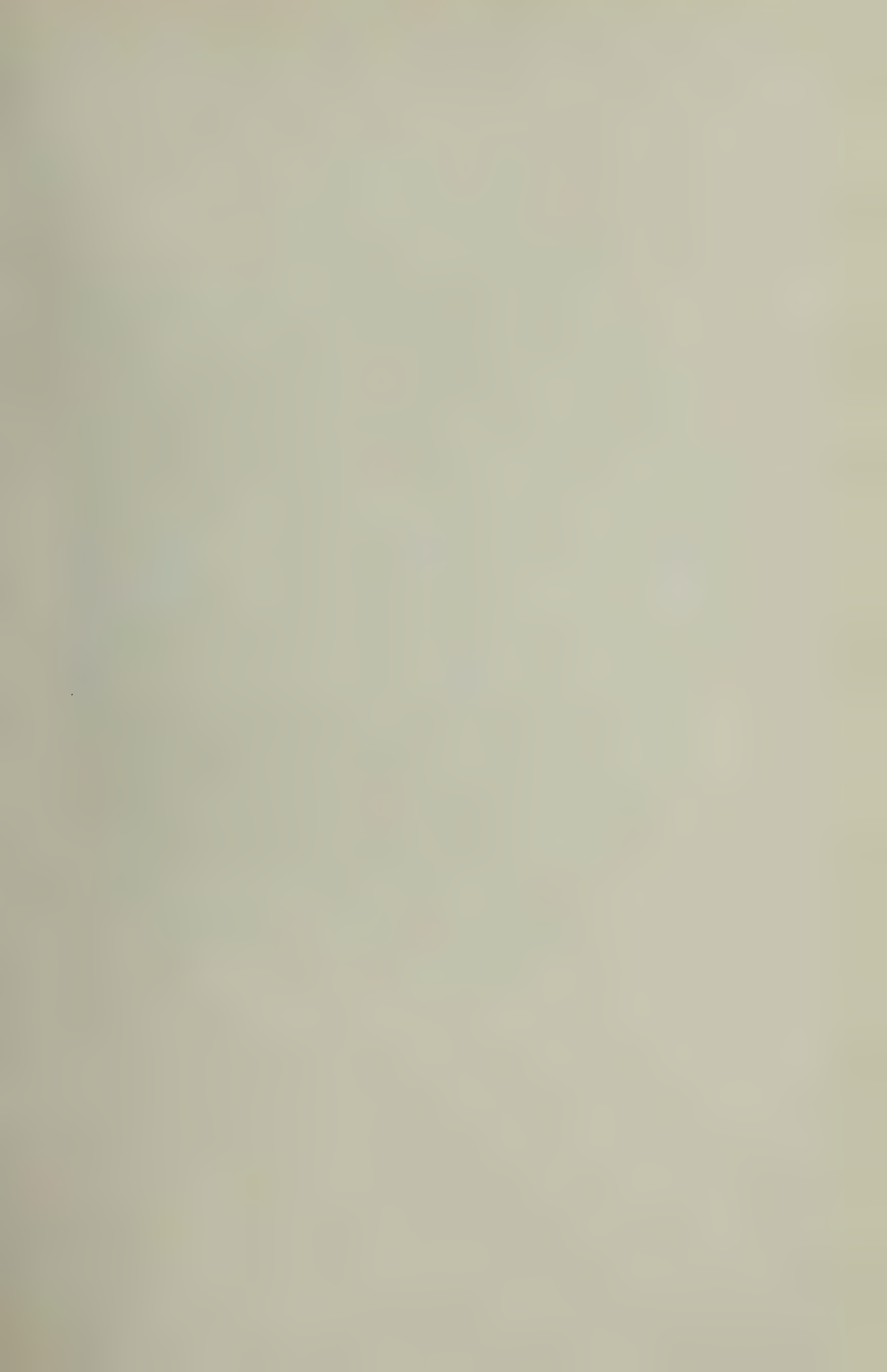
hat dieser eigentümliche Mensch, trotz der Meinung, die er von sich selbst haben mußte, trotz der zwanzigmal wiederholten Erfahrung, daß von allen seinen Ratgebern sein eigener Takt der sicherste sei, sich niemals an den rechten Platz zu setzen vermocht." Clausewitz, der große Theoretiker des Krieges, schildert ihn als „durch einen schnellen, praktischen Blick, durch großen Scharfsinn und dann durch Ernst und Pflichtgefühl ausgezeichnet". Aber, so sagt er, „er war zu voll von jenem nordischen, kalten Zweiflersinn, der den Unternehmungsgeist untergräbt, den Enthusiasmus befeindet und alles Hervorbringen erschwert. Sein richtiger Verstand und scharfer Beobachtungsgeist werden von jenem unüberwindlichen Hang zum Zweifel nur in die Richtung der menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten getrieben, die er schnell entdeckt, und die seinen Mangel an Vertrauen fast bis zur Geringschätzung steigern". Diese vorwiegend schwarzsichtige, zweiflerische Geistesrichtung lähmte sein Wollen und ließ ihn mit einer einigermaßen erträglichen Gegenwart sich begnügen. Sie verdunkelte ihm den Blick auch für die großen Dinge und lenkte seinen Sinn auf das Kleine, das minder Wertvolle; die ihn kannten, stimmen darin überein, daß es auch in militärischen Dingen bei aller Sachkenntnis doch vorwiegend die Äußerlichkeiten waren, die ihn interessierten. Sie bewirkte endlich, daß er die großen Charaktere, die zum Handeln drängenden, scharfkantigen Persönlichkeiten mied und sich lieber mit Durchschnittsmenschen umgab, mit sacht erwägenden, geschmeidigen Naturen, die den rechten Mittelweg einzuschlagen und in bedrängter Lage immer noch einen Ausweg zu finden wußten. Diesen gegenüber vermochte er leichter seinen Vorrang zu wahren; von den ersteren fürchtete er immer auf Wege gedrängt zu werden, die im Grunde nicht seine Wege waren. Er liebte es auch nicht, sich von einem Manne beraten zu lassen, sondern zog eine Mehrheit von Beamten vor; um so eher meinte er in der Lage zu sein, alle denkbaren Entschlußmöglichkeiten zu prüfen und sich für das zu entscheiden, was seiner Eigenart am meisten anstand.

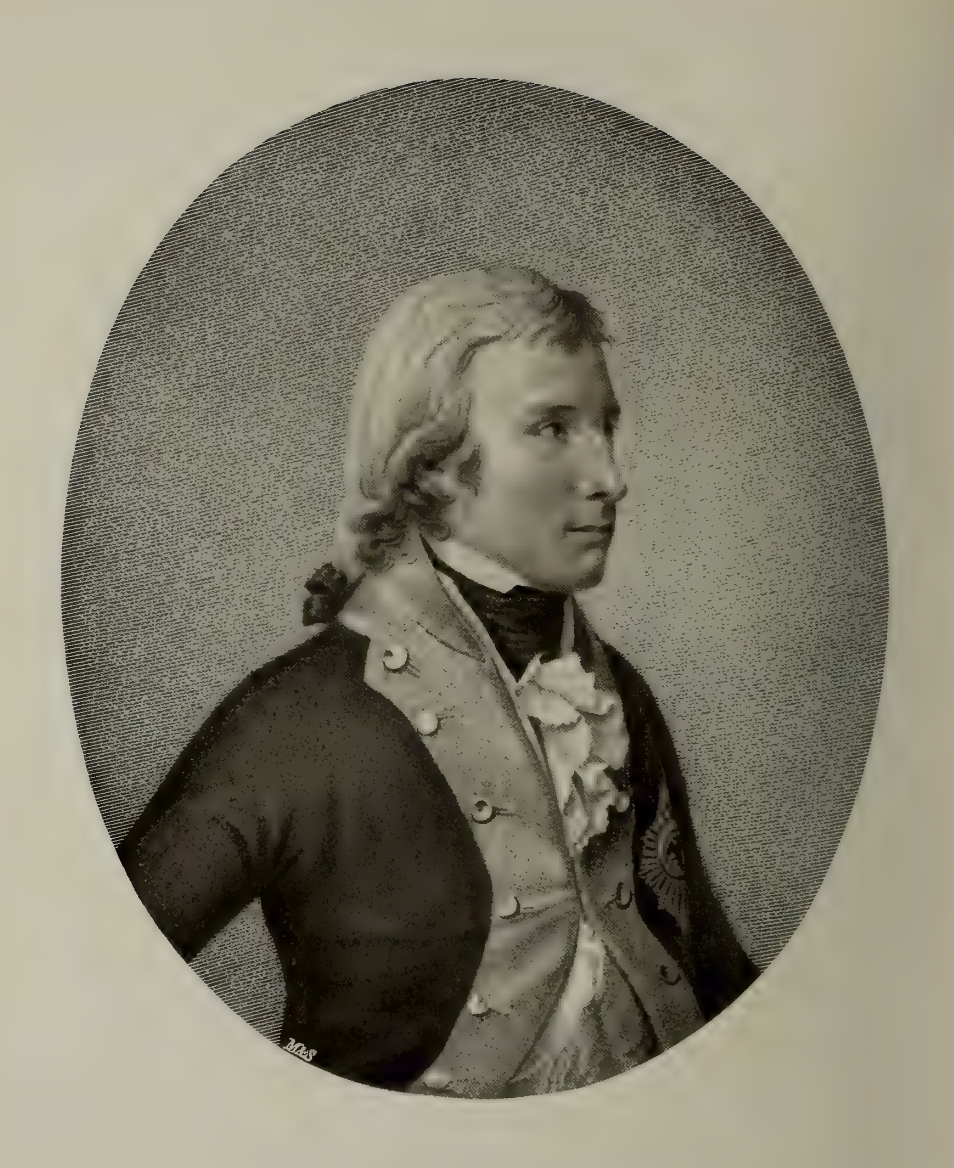
Diesem König und mit ihm dem preußischen Staate ist ein Glück zu teil geworden, das nie genug zu schätzen ist, eine mit den herrlichsten Gaben des Gemüts begnadete Gemahlin; denkt man sich die Königin Luise aus Friedrich Wilhelms Leben fort, so ist es, als ob alle Poesie daraus verschwände. Als ein segensvolles Ereignis ist immerdar zu preisen jene Szene, die sich am 19. März 1793 im Gasthof zum Weißen Schwan zu Frankfurt am Main abspielte, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm, „nach vielem Stottern und unzusammenhängenden Phrasen" seine Werbung vortrug

und die siebzehnjährige Prinzessin „mit jungfräulicher Bescheidenheit, aber herzlichem Ausdruck“ einwilligte, die Seine zu werden.

Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz ist nicht auf mecklenburgischem Boden aufgewachsen. Geboren ist sie am 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, der Bruder des regierenden Herzogs, General und Stadtkommandant war; und ihre Erziehung erhielt sie, früh der Mutter beraubt, seit ihrem achten Jahre am Hofe ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Schlicht und einfach ward sie erzogen, zu freier Natürlichkeit; kein äußerer Zwang tat der reinen Entfaltung ihres Wesens, ihres fröhlichen Sinnes, ihrer Herzlichkeit, ihrer Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit Abbruch. Ihr Leben hindurch bewahrte sie sich das, was einer ihrer Freunde einmal die „selige Kindschaft des Gemüts“ genannt hat; den schönen, sicheren Takt eines reinen Herzens, das, wie sie selbst an ihren Bruder schreibt, „keiner Philosophie bedarf“, um das Rechte zu finden; die nicht zu erschütternde Zuversicht, daß, wer Gott nahe ist, „niemals unglücklich werden kann“, und daß auch „Leiden und Elend Gottes Segen sind, wenn sie überstanden sind“; den festen Glauben daran, daß „es in der Welt nur gut werden kann durch die Guten“, und an die daraus entspringende sittliche Pflicht sich selbst zu vertiefen und zu entsagen: „sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden“, hat sie nach dem Unglück geschrieben, und: „nur große Seelen sind imstande große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für die Welt bewirkt werde“.

Es ist natürlich, daß sie bei solchen Gesinnungen zu der Gemeinde gehörte, die sich um unsere großen Dichter scharte. Auf das tiefste empfand sie insbesondere die sittliche Hoheit Friedrich Schillers, dessen Wallenstein sie in Weimar selbst angehört hat, dessen Verse sie zitiert, den sie nur allzugern nach Berlin gezogen hätte. „Ach, auch in meinem Friedrich Schiller habe ich wieder und wieder gelesen“, schreibt sie 1809. „Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen! Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen!“ — sie meint Johannes von Müller, der, von Napoleons Persönlichkeit gewonnen, 1807 in die Dienste Jeromes von Westfalen trat — „Nein, nein, lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre. Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“





König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

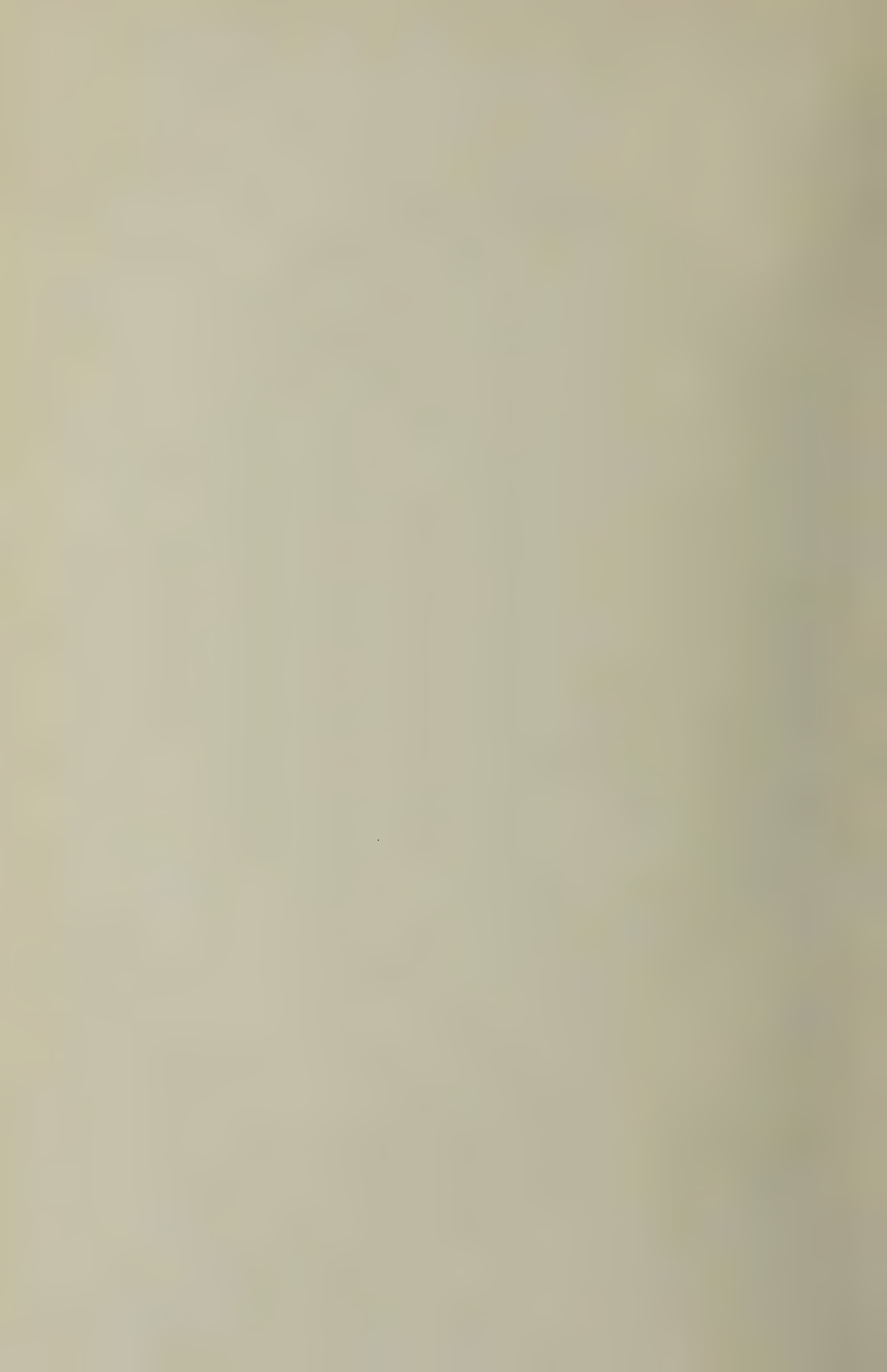
(S. auch das Bild Seite 335.)

Nach dem Stich von Meno Haas (1798).



Königin Luise von Preußen.

Nach dem Gemälde von Tischbein.
Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Was ihr an Friedrich Wilhelm von vornherein gefiel, das war seine Geradheit; „er ist erstaunend wahr", so schreibt sie nach der Verlobung und fügt hinzu: „es bleibt mir nichts zu wünschen übrig". Was war das für eine schöne Brautzeit im Sommer 1793! Bald kam der Kronprinz, der an der Belagerung von Mainz teilnahm, nach Darmstadt herüber, bald traf man sich halbwegs; die Prinzessin besuchte ihn wohl auch selbst mit ihrer Schwester Friederike im Lager und ward damals von Goethe gesehen, nach dessen Meinung man „in diesem Kriegsgetümmel wirklich die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten konnte, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird". Im übrigen wurden eifrig Briefe geschrieben, und Luise zeigte sich hier in ihrer ganzen mädchenhaften Munterkeit. Da erzählt sie, wie sie „eben beim Schreiben köstliche Klöße ißt, mit Brot und Butter; wenn Großmama das bei Tische merkt, so wird Luise, obgleich sie eine Braut ist, einen tüchtigen Wischer kriegen"; oder „die alten Scharteken, nämlich die Wägen, fahren vor, die alten metallenen Klocken läuten, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mirs. Adieu, Altesse royale de mon coeur . . . Ich muß fort in Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alt Großmäme"; und ein andermal, im Vorgefühl einer fröhlichen Zusammenkunft bei Spiel und Tanz: „et je serai die tolle Luise, votre chère petite promise". Aber sie schreibt auch ernster: „Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich fühle, wenn Sie mir sagen, daß Sie mich lieben, Sie sind so wahr, so freimütig, so offenherzig, daß ich an Ihren vollen Ernst glaube, wenn Sie mir das sagen"; und im Gedenken an die Zeit der Ehe: „Sicher wird Gott mir Kraft geben, mich führen und nicht verlassen. Meine heißen Gebete werden ihn rühren und meine frommen und tugendhaften Grundsätze mich vor dem Bösen bewahren". Am Weihnachtsabend 1793 ward im königlichen Schlosse zu Berlin das Paar getraut. An den rheinischen Geländen aber hing sie auch ferner in seliger Erinnerung: „Es geht ins Reich —", so ruft sie 1803, „es geht zu den Ufern des alten Rheins — zu den Schwestern — nach Darmstadt und nach Wilhelmsbad — auch ein Halleluja".

Jeder weiß, wie „die engelschöne Fürstin" durch ihre herrliche Erscheinung, ihre holde Anmut, ihre tiefinnerliche Güte in Berlin alle Herzen gewann. Mit ihrem Gemahl wuchs sie stetig mehr zusammen. Mögen auch seine etwas spröde Korrektheit und ihre heitere Lebensfreude nicht immer zusammengeklungen haben, mögen seine soldatischen Neigungen ihrem lebhaften Geist anfangs eintönig und einseitig erschienen sein, seine treue und echte Liebe

ist doch ihr Glück: „ein guter, liebevoller Mann“, so schreibt sie, „ist der Grundstein alles Guten“; und einen Brief an ihn aus Pyrmont schließt sie mit den Worten: „Ja, mein teurer Freund, meine Anhänglichkeit an Dich ist ohne gleichen, dann an meine Kinder und den Staat, und mein Leben ist nichts, wenn ich euch glücklich machen könnte . . . Ich bin an Deinem Herzen und gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine Luise.“ Sie begleitet ihn auf beschwerlichen Reisen: „Nun, warum reise ich? Dieses läßt sich leicht erraten, weil mein Mann es wünscht; dieser Wunsch, ich möchte ihn begleiten, macht mich sehr glücklich.“ Sie bringt mit ihm entzückende Tage auf dem Gute zu Paretz und auf der Pfaueninsel zu; sie genießt mit ihm die Freude an der blühenden Schar ihrer Kinder. „Mein klein Töchterchen, Alexandrine Helene genannt, ist so hübsch, so fett, so rund, als ich es nur wünschen kann . . Karl war seit einiger Zeit krank . . .; er ist dennoch das schönste meiner Kinder. Charlotte ist sehr groß, sanft und gut, und ihre Erziehung wird nicht schwer sein, Wilhelm ist ein sehr kluges, komisches Kind, possierlich und witzig, Fritz“ — der Kronprinz — „über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheut und ein gutes Herz. Er verspricht viel, und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen.“ 1809 schreibt sie an ihren Vater über denjenigen ihrer Söhne, der einst Kaiser werden sollte: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön.“ Aus demselben Jahre stammen die Worte: „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zuversicht und Hoffnung auf ihnen. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen.“

Diese Königin ist von Napoleon mit Haß und Hohn verfolgt worden, weil sie in unweiblicher Art sich in die Geschäfte der Politik gemischt habe; er hat ihr eine Rolle zuschreiben wollen, wie wir sie der Kaiserin Eugenie im Jahre 1870 nachsagen. In den Anfängen ihrer Ehe stand Luise den Geschäften der Politik innerlich ziemlich gleichgültig gegenüber; mit den Einzelheiten der Regierung hat sie sich, nach dem Zeugnis ihres Gemahls, nie beschäftigt, und jede Art von Ränken lag ihrem Charakter fern. Wie hätte aber die getreue Gattin eines mit Sorgen belasteten Königs, wie hätte die echt deutsch gesinnte Frau auf dem Fürstenthrone in jenen Zeiten der schwersten Gefahr des Vaterlandes politischen Dingen fern bleiben können! „Sie habe es“, so schrieb Luise später an ihren Vater, „für ihre Pflicht gehalten, sich in



Gemalt von C. Steffeck. Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen im Parke von Luisenwahl bei Königsberg.



dem entscheidenden Augenblick um Politik zu kümmern, weil in die wechselnden Geschicke des Staates die Zukunft ihres Gemahls und ihrer Kinder verflochten war." So ist sie, die herrliche Gattin und Mutter, unserem Volke noch mehr geworden; als nationale Heldin steht sie in derselben Reihe wie Stein und Scharnhorst und Gneisenau und die anderen großen Männer jenes Zeitalters. Entscheidend für diese Entfaltung ihres Wesens waren die Oktobertage des Jahres 1805; damals, als die Kunde von der Verletzung der preußischen Neutralität kam, als die Trauernachricht von der Ergebung der Österreicher bei Ulm durch Deutschland erscholl, da sprach sie zu ihrem ältesten Sohn, der in jenen Tagen sein zehntes Lebensjahr vollendete und zum ersten Mal den Offiziersrock tragen durfte, die Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, da Du von diesem Rocke Gebrauch machen wirst, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen." Und als sie nach der Schlacht bei Austerlitz den österreichischen General von Stutterheim empfing, konnte sie die Tränen nicht zurückhalten: „man müßte kein Deutscher sein, um alles dies nicht tief zu fühlen", sagte sie zu ihm.

Seitdem trat sie für unerschrockenes Handeln ein. Der Gedanke des russischen Bündnisses erfüllte sie wie ihren Gemahl; sie pflegte die Verbindung mit Hardenberg nach dessen Rücktritt, und in ihren Gemächern trafen wohl der König und der entlassene Staatsmann zusammen. Dem Minister Grafen Hoym, der von Unruhe in den politischen Geschäften sprach, erwiderte sie: „Unruhe? Hören Sie, mein lieber Hoym, es ist nur eins zu tun: das Ungeheuer schlagen, zu Boden schlagen, und dann reden Sie mir von Unruhe!" So war sie denn innerlich von der Notwendigkeit des Krieges mit Napoleon überzeugt: „Unsere Lage", so hat sie im Oktober 1806 geäußert, „war so zweideutig geworden, daß wir um jeden Preis aus ihr heraus mußten; weniger aus Berechnung, vielmehr aus Ehrgefühl, aus Pflichtgefühl mußten wir diesen Entschluß fassen."

In dieser Gesinnung fand sie sich zusammen mit einem der begabtesten, temperamentvollsten Sprößlinge des Hohenzollerngeschlechts, dem Prinzen Louis Ferdinand. Er war der Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen; seine edle Schwester Luise, vermählt mit dem Fürsten Radziwill, war eine Freundin Steins; sein Bruder, Prinz August, war einer der wenigen, die nach der Schlacht bei Jena noch Mut und Haltung bewiesen. Prinz Louis war geboren 1772, also zwei Jahre jünger als der König. Seine furchtlose, ritterliche Art, sein Feuergeist, seine Offenheit und Liebenswürdigkeit, seine große Begabung hatten

ihn längst ebenso bekannt gemacht wie die vielfachen Beweise leidenschaftlichen ungezügelten Sinnes.

Seine Jugend hatte er durchstürmt; aber trotz seiner Fehler war er verehrt vom Heere, der Liebling der Gesellschaft, die Hoffnung vieler Vaterlandsfreunde, und selbst der König, so wenig er mit seinem ungebundenen Leben zufrieden sein konnte, hielt doch etwas von seiner Tapferkeit. Seit Jahren war er dem Freiherrn vom Stein näher getreten. Schon 1793 fand dieser, als er im Lager vor Mainz mit ihm zusammentraf, inmitten „untätiger und erschlaffender Klagen und zentnerschwerer Langeweile“ allein bei dem einundzwanzigjährigen Prinzen „eine mit Bildern großer Thätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen“. Später kamen Stein und der Prinz, jener als Oberpräsident, dieser als Regimentskommandeur, in Westfalen zusammen; und der ältere Freund ermüdete nicht, den jüngeren zur Selbsterziehung, zur Ausbildung eines kräftigen Pflichtgefühls hinzuleiten. Auf jeden, der ihn kennen lernte, machte er einen starken Eindruck. Dem einen ist er, „der Achill des Heeres“, dem andren „ein Herr, wie wohl, seit sich die Welt so ganz ins Flache gewendet hat, keiner mehr geboren werden wird“. „Ludwig von Preußen“, so redete ihn Ernst Moritz Arndt nach seinem Tode an, „Du warst für die Unsterblichkeit geboren . . O, hättest Du das Heer geführt, das Tod und Sieg wollte . . ., wo würden dann die französischen Adler schweben! Was die Natur aus ihrer Fülle Schönstes bilden und bauen konnte, erschien an Dir!“ Für Clausewitz war der Prinz der preußische Alcibiades, der, „gleich als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, einen unermeßlichen Reichtum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit besaß,“ aber freilich im Gefühl seines Reichtums nicht genug für die Entwicklung seines Geistes getan hatte, der seine Kräfte in lauter Genüssen zerstreute und doch darin nicht unterging, sondern „sein Haupt erhob wie ein guter Schwimmer und mit seinem Geiste stets in edleren Regionen blieb, nämlich angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates und des Vaterlandes und immer dürstend nach Ruhm und Ehre“. Wie mußte auf diesen kraftbewußten, vom Drang nach heldenhaftem Handeln erfüllten Geist die passive, stets abwartende Haltung seines Staates wirken! „Hören müssen von den glänzendsten Taten“, so ruft er einmal, „und dabei nur Galle destillieren können!“

Wir wissen bereits, daß ein Zusammengehen Preußens und Österreichs sein politisches Ideal war. Dem König war er treu ergeben — er nennt ihn den ehrenhaftesten und zuverlässigsten König, der je gelebt habe —; aber

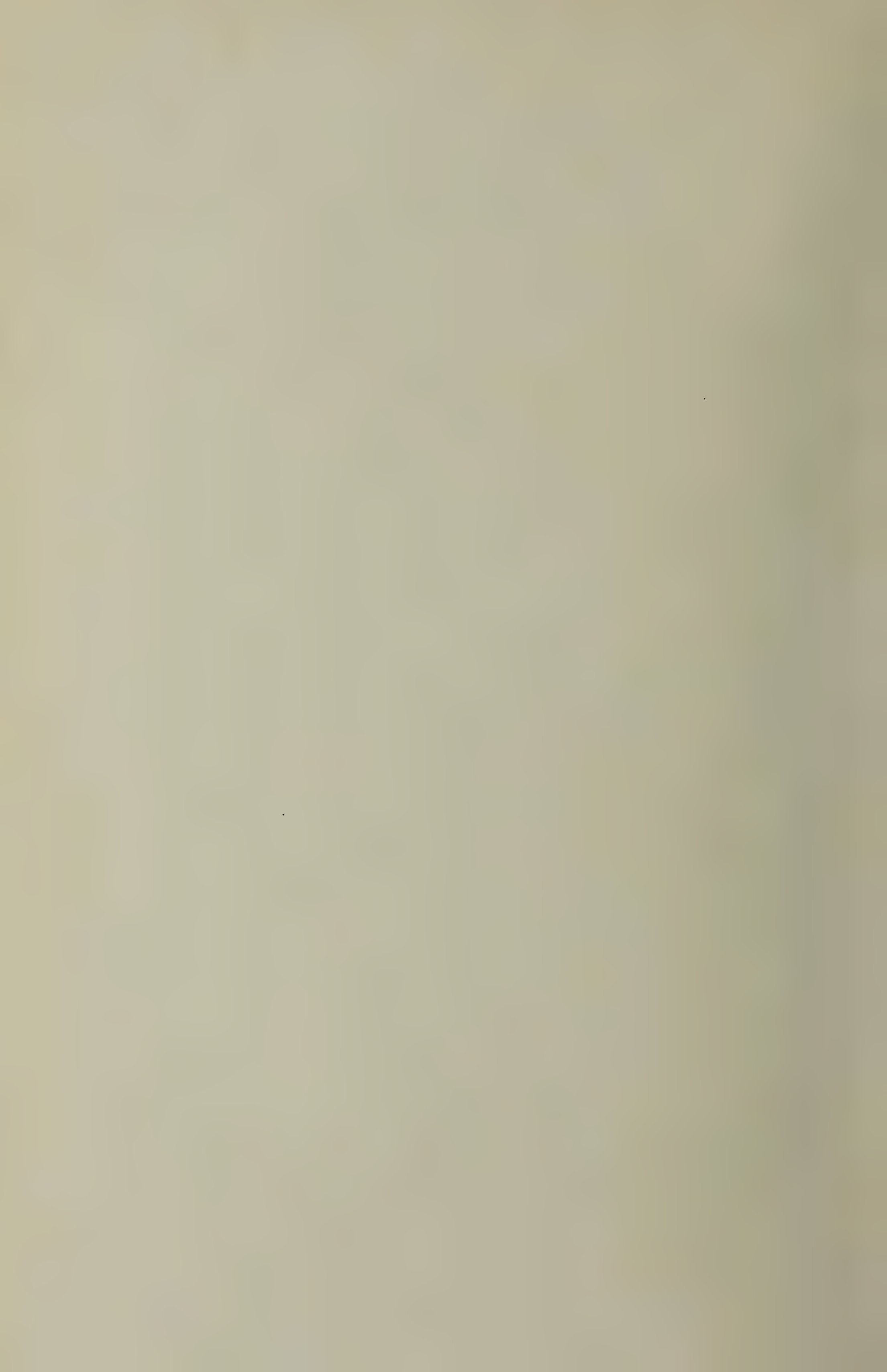


LOUIS FERDINAND PRINCE DE PRUSSE.

agé de 32 ans, tué a la bataille de Saalfeld, le 10 Octobre 1806.

Neveu de Frederic heritier de son ame
Ce prince que le ciel prit plaisir a former
Aux plus grands des heros eut pu seul ressembler
Pour l'honneur, l'etat le cœur rempli de flamme

Comme un astre brillant, et fait pour tout charmer
De trop de gloire il fut la premiere victime.
Vaincre ou mourir fut toujours sa maxime.



seine Ratgeber verabscheute er. „Wenn der König“, so schreibt er zu Beginn des Jahres 1806, „die Umwälzung Deutschlands gut heißt . . . wenn er nichts tut, um die deutschen Mächte, die ihm noch ergeben sind, zu beruhigen, so wird ganz Deutschland Napoleon zu Füßen liegen . . . dann wird Preußen mit Verdrießlichkeiten und Demütigungen überhäuft einem Zustande verfallen, in welchem seine Armee herabgewürdigt wird und die Federn der Maschine erschlaffen, bis der Augenblick kommt, wo nach Bonapartes Willen seine letzte Stunde schlägt. Dann wird der Krieg unter noch ungünstigeren Aussichten ausbrechen, und, einsam und ohne Alliierte, wird Preußen fallen wie die andern gefallen sind, ohne daß jemand für sein Schicksal Teilnahme haben wird, da es selbst für niemandes Schicksal Teilnahme gezeigt und da seine feige und schwächliche Politik Europa ins Verderben gestürzt hat. Dann werden die Tränen und die Klagen jener erbärmlichen und feigen Prediger des Friedens die Monarchie Friedrichs nicht retten.“

„Einsam und ohne Alliierte wird Preußen fallen!“ so weissagt er in leidenschafterfüllter Beredsamkeit. War es nicht möglich, jene „erbärmlichen und feigen Prediger des Friedens“ zu stürzen? Oder lag die Schuld nicht an den Personen, sondern an den Einrichtungen? Sie lag an beiden; keiner hat eindringlicher darauf hingewiesen als der Freiherr vom Stein, dessen Tätigkeit als Erneuerer des preußischen Staats jetzt anhebt. Am 27. April 1806 setzte er die erste seiner großen Denkschriften auf, die den Titel führt: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz“.

In der Idee des Absolutismus liegt es, daß der Herrscher alles sieht und alles leitet, daß er, mit umfassender Kenntnis der Staatsbedürfnisse, der Persönlichkeiten, der Verhältnisse ausgerüstet, durch seine Beamten als seine Werkzeuge handelt und regiert, daß er dem großen Ganzen die bestimmende Richtung gibt. In dieser Weise hat Ludwig XIV. Frankreich beherrscht; in dieser Weise haben Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große in Preußen regiert. Sie teilen ihre Gewalt mit niemand; ihnen steht die letzte Entscheidung zu, auf ihnen lastet die ganze Verantwortung; die Minister sind ihnen nur verantwortlich für die Ausführung ihrer Befehle. Der König ist der Mittelpunkt des Staates. In ihm vollendet sich die Staatseinheit; ein zweiter Einheitspunkt kann entbehrt werden, ja, er könnte mit der

Idee, daß sich in dem Herrscher der Staatsgedanke verwirklicht, unvereinbar scheinen. Friedrich Wilhelm I. faßt die gesamte innere Verwaltung in dem „General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium" zusammen, in dem er selbst den Vorsitz führt. Aber daneben, ohne organische Verbindung mit ihm, steht das Justizdepartement, die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegsministerium. Ebensowenig hat Friedrich der Große es für nötig gehalten, die verschiedenen Zweige der Staatstätigkeit in einem Staatsrat oder einem Gesamtministerium zu vereinigen; ja, noch weniger. Als er Schlesien gewann, unterstellte er dessen Verwaltung einem besonderen, mit großer Vollmacht ausgerüsteten Minister, nicht dem Generaldirektorium. Er störte sogar die Einheit in dieser Behörde selbst, indem er neben die vier räumlich, nach Provinzen geschiedenen Departements, in die sie Friedrich Wilhelm zerlegt hatte, nach sachlichen Gesichtspunkten vier neue stellte, für Manufakturen und Kommerzien, für Akzise und Zölle, für das Bergwerks- und Hüttenwesen und endlich für die Forstverwaltung. Daß Real- und Provinzialdepartements, Sach- und Provinzialminister leicht in Reibung miteinander geraten mußten, kümmerte den König nicht; den notwendigen Einheitspunkt stellte er selbst dar. In seinem Kabinett nahm er die Berichte der Minister entgegen und prüfte sie; seine Sekretäre setzten nach seinen Weisungen die Bescheide auf.

Eine solche Regierungsart war bei einem Staat von der damaligen Größe Preußens nur möglich, wenn der Herrscher ein Genie war, w[illegible] die Gabe hatte, zugleich das Große und das Kleine zu sehen, u[illegible] zugleich die unermeßliche Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust, die [illegible]losigkeit, die ungeheure moralische Kraft besaß, wie sie Friedrich dem Großen innewohnten. Und doch konnte es nicht fehlen, daß auch unter diesem Monarchen bedenkliche Erscheinungen eintraten. Auch für ihn war es unmöglich, alles mit gleicher Schärfe wahrzunehmen und zu beurteilen; Irrtümer und Härten waren unausbleiblich. Die Trennung des Königs von den Leitern der großen Staatsdepartements, der Mangel persönlicher Berührung mußte zuweilen den Gang der Staatsmaschine erschweren. Aber davon war natürlich noch nicht die Rede, daß sich die Kabinettssekretäre an die Stelle der Minister gedrängt hätten und zu unverantwortlichen, vertrauten Ratgebern geworden wären. Dazu kam es auch unter Friedrichs Nachfolger noch nicht; denn so wenig Friedrich Wilhelm II. in der Lage war, die Stellung des alles sehenden und alles entscheidenden Selbstherrschers zu behaupten, so waren es doch Günstlinge und hervorragende Beamte, die einen beherrschenden

Einfluß auf den Gang der Staatsverwaltung gewannen, nicht die Sekretäre des Kabinetts.

Anders wurde es unter Friedrich Wilhelm III. Der Eigenart dieses Königs entsprach es, mit einem kleinen Kreise abhängiger Vertrauter zu regieren; es war ihm erwünscht, eine allzunahe Berührung mit den Ministern zu vermeiden; es lag ihm sehr fern, eine Ministervereinigung, einen Staatsrat zu schaffen, in dem er selbst hätte den Vorsitz führen müssen. So gewannen neben dem General Köckritz, dem er gleich bei seiner Thronbesteigung in einem Briefe, der die ganze Lauterkeit seines Willens erkennen läßt, die Stelle eines treuen, aufrichtigen Beraters zuerteilt hatte, die Kabinettssekretäre einen außerordentlichen Einfluß: einen Einfluß, der um so größer war, je gewandter sie sich der Eigenart des Monarchen anzupassen verstanden. Auf diese Weise fiel ein wesentliches Stück der Staatsleitung Männern zu, die ursprünglich nur zum Konzipieren der königlichen Briefe und Bescheide bestimmt waren, die, aus Dienern zu Beratern des Königs geworden, für eine solche Stellung weder die geeignete Ausbildung mitbrachten noch auch die unentbehrliche innere und äußere Selbständigkeit gewinnen konnten. Es entstand, wie Stein es ausdrückt „eine neue Staatsbehörde“ ohne „ein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein“, die der nötigen Sachkunde, der Verbindung mit den Verwaltungsbehörden entbehrte und doch „alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit hatte, da die Person des Königs ihre Handlungen sanktionierte“; eine Behörde, hinter der die Minister weit zurücktreten mußten: „Man schämt sich“, sagt Stein, „einer Stelle, deren Schatten man nur besitzt, da die Gewalt selbst das Eigentum einer untergeordneten Influenz geworden ist“.

Eine solche Regierungsform war gewiß nicht geeignet, die fehlende Staatseinheit zu ersetzen. Aber waren vielleicht die Persönlichkeiten, welche diese „erschlichene“ Gewalt ausübten, derart, daß sie mit der Einrichtung versöhnen konnten? Die Kabinettssachen waren damals unter drei Männer verteilt. Der Oberst von Kleist hatte die militärischen Angelegenheiten zu bearbeiten, der Geheime Kabinettsrat Johann Wilhelm Lombard die äußere Politik, der Geheime Kabinettsrat Beyme alles, was zur inneren Politik gehörte.

Beyme war früher Kammergerichtsrat gewesen; in seiner Stellung als Kabinettsrat war er der Nachfolger Menckens, dessen Tochter die Mutter des Fürsten Bismarck wurde. Er war als Persönlichkeit wie als Beamter durchaus achtungswert, pflichttreu, juristisch gebildet, von redlichen Absichten



Karl Friedrich Beyme
Königlich preußischer Großkanzler.

beseelt und Reformgedanken sehr zugänglich; auch nach Steins Urteil, der auf sein Betreiben 1804 Minister geworden war, besaß er Arbeitsamkeit und ein gründliches und gesundes Urteil. Was ihm abging, war der weite Blick des Staatsmannes, noch mehr die große moralische Kraft, der starke, auf festen Überzeugungen beruhende Wille, der allein ein Anrecht darauf gibt, an leitender Stelle zu stehen. Sein Wort von dem „Durchwinden" kennen wir bereits. Er ist mit verantwortlich für die Mattigkeit der preußischen Politik. Als ausführendes Werkzeug, unter der Leitung eines bedeutenden Mannes hätte er Hervorragendes geleistet; für die Stellung des eigentlichen Lenkers der preußischen inneren Politik war er nicht geschaffen.

Tiefer als er steht Lombard, der Sohn eines Perückenmachers aus der französischen Kolonie, der noch im letzten Lebensjahre Friedrichs des Großen von diesem zum Kabinettskanzlisten ernannt und 1800 Geheimer Kabinettsrat geworden war. Zwar eine Fähigkeit besaß er, die ihn für die Tätigkeit eines Sekretärs sehr empfehlen mußte: eine große formale Gewandtheit. Eine „unglaubliche Leichtigkeit im Arbeiten" rühmt ihm der oben genannte Mencken nach; und die zahlreichen Schriftstücke von seiner Hand, die uns erhalten sind, beweisen, daß er ein vielleicht etwas wortreicher, jedenfalls aber sehr geschickter Stilist gewesen ist. Er dichtete auch und übersetzte z. B. einen Teil der Äneide in französische Verse; Stein, der ihn in jener Denkschrift „einen französischen Dichterling von niederer Herkunft" nennt, hat ihm später doch „ein nicht gemeines Dichtertalent" zugeschrieben. Mit der stilistischen Fertigkeit verband er eine große Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Auftretens. Diese hatte ihm schon bei Friedrich Wilhelm II. in dessen letzten Lebensjahren eine angesehene Stellung verschafft; sie gewann ihm mehr und mehr die Gunst seines Nachfolgers. Und doch hatte ihn 1797 derselbe Mencken, der seine sonstigen Vorzüge anerkannte, „flüchtig, unsicher in seinen Grundsätzen" genannt; er hatte die Bezeichnung „unsittlich" hinzugefügt, und dieser Vorwurf kehrt auch bei andern Beurteilern wieder, am stärksten bei Stein, der ihn einen Roué nennt, dessen moralisches Gefühl

erstickt sei und „der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeude". Nun scheint so viel sicher, daß sich die Beschuldigung eines unsittlichen Lebenswandels nur auf seine Jugend beziehen kann; in späteren Jahren führt er ein glückliches Familienleben. Auch von Bestechlichkeit kann nicht die Rede sein. Aber gewiß war Lombard bei seinen wesentlich formalen Fähigkeiten nicht die Persönlichkeit, um auf die Führung von Preußens Politik einen entscheidenden Einfluß auszuüben; gewiß konnten Biegsamkeit und leichte Ausdrucksfähigkeit nicht den Mangel an innerem Gehalt ersetzen. Ein Mann, der demselben Kreise von Staatsmännern angehört, der preußische Gesandte am Pariser Hofe Lucchesini, erklärt Lombards Einfluß dadurch, daß er es verstanden habe, sich den unveränderlichen Grundsätzen des Königs, die er kannte, jederzeit anzupassen. Lombard selbst hat in der Rechtfertigungsschrift, die er im August 1806 verfaßte, seine Tätigkeit dahin zusammengefaßt, er habe nur dann vor seinem Herrn laut gedacht, wenn es ihm dieser ausdrücklich befohlen habe, und er habe seine eigene Meinung völlig vergessen, sobald der König die seinige ausgesprochen habe. Eine vortreffliche Berufsauffassung für einen Geheimschreiber; nur schade, daß dieser Geheimschreiber zugleich die Machtbefugnisse eines preußischen Ministers besaß.

Es war — von dem General Köckritz abgesehen, der in Steins Augen „ein eingeschränkter, ungebildeter Kopf mit einem unwiderstehlichen Hang zur Plattheit" war — noch eine andere Persönlichkeit, die er aus der Umgebung des Königs entfernt wissen wollte, Graf Haugwitz; „er ist gebrandmarkt", so schließt Stein seine Charakterzeichnung dieses Staatsmannes, „mit dem Namen eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings". Aus diesen Worten spricht die Entrüstung des Mannes, der es für selbstverständliche Pflicht



Hieronymus Marquis von Lucchesini.

Nach dem Stich von Fr. W. Bollinger.

hält, seine ganze Persönlichkeit an sein Amt zu setzen, und der es erleben muß, wie durch Mattigkeit, Bequemlichkeit, Leichtfertigkeit der Staat dem Untergange immer näher geführt wird. Wir haben gesehen, wie ernst einst Haugwitz vor der wachsenden Macht Frankreichs warnte; wir haben gesehen, wie derselbe Haugwitz durch den Abschluß des Schönbrunner Vertrags Preußen in die ungewisseste und unwürdigste Lage gebracht hat, die denkbar war. In seiner Jugend waren es halb die Freuden der Sinnlichkeit, halb religiös-mystische Bestrebungen gewesen, die ihn angezogen hatten. Durch Friedrich Wilhelm II. war er in den Staatsdienst gezogen worden. Gewiß war er nicht nur gewandt und liebenswürdig, sondern begabt; aber die Stärke und Klarheit des Willens fehlte ihm. Eine träge und bequeme Lebensauffassung hatte sich seiner bemächtigt; starke Impulse, Tiefe der Grundsätze waren ihm fremd, er begnügte sich, von Fall zu Fall eine Lösung zu finden. Die bedrängte Lage des Staates erforderte andere Männer. „Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle mit ohnverdienter Schande bedeckt zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an denen sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Teil zu nehmen". So heißt es in der Denkschrift Steins.

Auch Friedrich Wilhelm war von der allgemeinen politischen Lage tief bedrückt; am liebsten möchte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, hat er damals gesagt, „die Leute" hätten ihn entehrt. Aber viel zu stark war in ihm das Gefühl seiner königlichen Würde, als daß er solche Worte, wie sie Stein in seiner Denkschrift brauchte, ertragen hätte. Die Königin, welcher der Minister seine Arbeit vorlegte, billigte den Inhalt, riet aber Mäßigung an. Man beseitigte einige Schärfen, aber auch die gemilderte Form erschien Hardenberg, der ebenfalls ins Vertrauen gezogen wurde, bedenklich. So hat Stein darauf verzichtet, die Denkschrift einzureichen. Trotzdem ist sie von der größten geschichtlichen Bedeutung. In ihrem kritischen Teile legt sie die Schäden der Kabinettsregierung auf das schärfste dar; in dem positiven Teile entwickelt sie ein Programm, dessen wesentlicher Inhalt die Schaffung eines einheitlichen, mit der nötigen Machtbefugnis bekleideten, mit dem König unmittelbar verkehrenden Ministerrats ist. So soll einerseits dem Staate Preußen die fehlende Verwaltungseinheit gegeben werden; so soll aber auch die Gewalt des Königs durch die verstärkte Autorität seiner Minister eingeschränkt werden. Die Denkschrift Steins ist ein erster Vorstoß gegen den Absolutismus.

Wäre Steins Niederschrift in die Öffentlichkeit gedrungen, so wäre er der Held des Tages geworden. So unpolitisch dies preußische Volk auch war, so verbreitete sich doch mehr und mehr die Überzeugung von der Würdelosigkeit der Politik und der Unwille gegen die leitenden Männer. Zumal in Berlin machte sich nach der Beobachtung des damaligen Kapitäns von Boyen „eine nicht gewöhnliche Opposition gegen die Regierung" bemerkbar. Haugwitz wurde, als er von Paris zurückkehrte, nach dem Zeugnis eines anderen Offiziers „vom Publikum beinahe gesteinigt, von dem Hofstaat, sogar dem weiblichen Teile desselben, bei seinem ersten Eintritt in den Königlichen Palast verhöhnt". Die Armee besonders wünschte den Krieg. Offiziere warfen dem Minister die Fenster ein, und wenn bei solchen Stimmungsäußerungen auch mancherlei eitle Prahlerei unterlief, so fehlte es doch auch nicht an Ausbrüchen eines gerechten Schmerzes: „Es ist schrecklich, wie Preußen gesunken ist", lesen wir in einem Briefe des Generals von Tauentzien, des späteren Siegers von Dennewitz, „blutige Tränen möchte man weinen, wenn man als wahrer Patriot die jetzigen Verhältnisse unseres Vaterlandes mit den ehemaligen vergleicht". Und wer über die Grenzen Preußens hinaussah, wer trotz aller staatlichen Zerrissenheit den Gedanken der deutschen Nation im Herzen trug, was mußte der empfinden!

„Deutschland? Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf."

So hatte Schiller vor 10 Jahren gedichtet. Wie viel ernster waren seitdem die Zeiten geworden, und wie anders klang es, wenn Ernst Moritz Arndt anhob in dem „Geist der Zeit": „Ich wollte zu meinem Volke ein Wort reden: aber wie spreche ich zu Dir, teutsches Volk? Was bist Du und wo bist Du? Ich suche und finde Dich nicht". In dem wundervollen, unvollendeten Gedichte, das Schiller 1801 zum Lobe des deutschen Namens begann, hatte er sich über den politischen Niedergang mit Deutschlands kultureller Hoheit trösten wollen: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge", heißt es in dem Entwurf; und

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Wäre er wohl bei solchem Trost verharrt, als wirklich Deutschlands Kaiserreich und Deutschlands Freiheit zusammenbrachen? Wäre es ihm nicht

so ergangen, wie Johann Gottlieb Fichte? Der hatte noch 1805 als „das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers im allgemeinen Europa, insbesondere in jedem Zeitalter denjenigen Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht", bezeichnet, und die Worte hinzugefügt: „und in diesem Weltbürgersinn können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen". Und 1806 erbot er sich mit dem preußischen Heere in den Kampf zu ziehen, um als Redner, als Prediger einer neuen Gesinnung auf die Krieger zu wirken. Hätte Friedrich Schiller diese innere Umwandlung nicht erlebt? „Diese Zeiten, diese Demütigungen, die wir als Nation erleben, hätten Schillers Geist tief geschmerzt!" schreibt seine Witwe im Januar 1806. „Seine ruhige Tätigkeit würde er unterbrochen gefühlt haben, und sein Geist würde schmerzlicher die Enge seines leidenden Lebens gefühlt haben". Ja, mit der ewigen Jugend, mit dem reinen Feuer seines Wesens hätte er die vaterländische Idee ergriffen; er hätte Werke geschaffen von solcher Tiefe des nationalen Gehaltes, daß uns die Welt um sie beneiden müßte.

Schon 1805 hatte man in Paris viel davon geredet, daß sich Napoleon zum Kaiser des Occidents machen, als ein zweiter Karl der Große das weströmische Reich erneuern wolle. Und es gab Deutsche, die dies wünschten; unter ihnen steht voran der Freiherr Karl Theodor von Dalberg, Erzkanzler des Deutschen Reichs, der auf das innigste wünschte, „daß das occidentalische Weltreich wieder auflebe im Kaiser Napoleon, so wie es war unter Karl dem Großen, zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und Deutschland".

Nicht so sehr von solchen schwärmerischen Träumen als von einer sehr nüchternen Interessenpolitik ließen sich die deutschen Fürsten leiten, die sich unter Frankreichs Führung zum Rheinbunde einigten. Am 12. Juli wurde die Akte des Bundes unterzeichnet; 63000 Mann stellten die 16 Rheinbundstaaten ihrem Protektor für alle Kriege, die er auf dem Festlande führen würde, zur Verfügung. Dafür erhielten sie das Recht der vollen Souveränität in ihren Landen und zugleich starke Vergrößerungen: wurden doch die Gebiete zahlreicher Fürsten und Grafen, dazu der drei in Süddeutschland noch vorhandenen Reichsstädte, der beiden Ritterorden und der Reichsritterschaft in maßloser Willkür unter sie verteilt. „Der Gewaltige", so sagt Arndt, „warf das Los über die Länder und zugleich über die Söhne und Töchter der Fürsten", die er mit Angehörigen seiner Sippe vermählte. Am 1. August zeigten die abgefallenen Staaten dem Regensburger Reichstag an, daß sie beschlossen hätten, an Stelle des verfallenen alten Reichs „einen neuen, den





Gezeichnet von G. Perlberg. Gestochen von Chr. Riedt.

Gedenkblatt für

Johann Philipp Palm, Buchhändler in Nürnberg.

Erschossen auf Napoleons Befehl zu Braunau am 26. August 1806.

Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen und sich von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper loszusagen"; sie rühmten ihren Protektor, „dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten". Am 10. August übergab darauf der kaiserliche Gesandte eine Note vom 6. August, in welcher Kaiser Franz erklärte, er verzichte, „in der Überzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten des kaiserlichen Amtes zu erfüllen" auf die Kaiserkrone, betrachte „das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen" und entbinde alle Stände und Angehörigen des Reiches von ihren Pflichten, „womit sie an Uns als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs durch die Konstitution gebunden waren". „Gestern", so schrieb die Frau Rat Goethe an ihren Sohn, „wurde zum ersten Mahl Kaiser und Reich aus dem Kirchengebet weggelassen .... Mir ist zu muthe als wenn ein alter sehr krank ist, die ärtzte geben ihn auf mann ist versichert daß er sterben wird und mit all der Gewißheit wird mann doch erschüttert wenn die Post kommt er ist todt."

Das Deutsche Reich war zu Ende. Kein Fürst widersprach. Der Schriftsteller, der es wagte, an das deutsche Vaterlandsgefühl zu appellieren, mußte den Zorn des Machthabers fürchten. Von Arndts „Geist der Zeit" wurde der erste Teil in London gedruckt. Damals ward der Nürnberger Buchhändler Palm, weil er nicht angeben wollte, wer der Verfasser des Schriftchens „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" sei, von französischen Soldaten fortgeführt und zu Braunau erschossen.

Und Preußen? Selten mag sich eine Großmacht in einer so wenig gesicherten, so wenig würdigen Lage befunden haben. Unklare Beziehungen nach allen Seiten! „Alles wird täglich verwickelter, alles ist in Gärung", schreibt Graf Haugwitz selbst an den preußischen Gesandten in Paris, den Marquis Lucchesini; wie wird es möglich sein, auf die Länge „den allgemeinen Brand" zu vermeiden!

Im April des Jahres hatte plötzlich der neue Großherzog von Berg, Napoleons Schwager Joachim Murat, preußisches Gebiet, die drei Abteien Essen, Elten und Werden, militärisch besetzen lassen. Ihm war das eben von Preußen abgetretene rechtsrheinische Cleve zugefallen; er erklärte, die drei Abteien, deren reiche Kohlenlager ihn lockten, gehörten zu dem abgetretenen Gebiet. Nun traf er zwar auf tatkräftigen Widerstand: Blücher, der in Westfalen kommandierte, ließ sofort durch preußische Truppen die französischen Eindringlinge zurücktreiben und die Maueranschläge des Großherzogs Joachim wieder

abreißen. Damit war jedoch die Sache nicht zu Ende. Man einigte sich schließlich dahin, daß bis zur Erledigung der Frage die Truppen beider Staaten, zuerst natürlich die preußischen, dann die französischen, zurückgezogen werden sollten. Aber der Streitfall war da. Es war offenkundig, daß Preußen durch das neue Bündnis mit Frankreich nicht einmal vor feindlichen Handlungen seines Verbündeten selbst geschützt wurde. „Ich beschwehre Sie", schrieb Blücher an Kleist, „Se. magistet es nahmens mein vorzutragen, wie ich überzeugt wehre daß die Francosen unrädliche absichten gegen uns hegten . . es wehre klein muht wenn wir glaubten die windbeuttelei nicht widerstehen zu können, unsre armee ist guht und HErrscht die Schönste stimmung darin . . . aber es ist auch die högste Zeit daß wihr uns zu der Fehde entschliessen." So der tapfere General.

Aber auch Haugwitz fing an einen Gewaltstreich Napoleons zu besorgen! „Sollte er Streit mit uns suchen? Sollte er einen neuen Anlaß zu einem Kriege suchen?"

Andere Sorgen kamen hinzu. Zwar gegen die Gründung des Rheinbundes, gegen die Vernichtung des alten Reiches hatte man in Berlin wenig einzuwenden. Auch daß nach mancherlei Nachrichten der Schwager des Königs, der Prinz von Oranien, dem 1803 für die verlorene holländische Erbstatthalterwürde außer einigen kleinen Gebieten das Bistum Fulda zugewiesen worden war, es wieder verlieren sollte, schien schmerzlich, aber noch erträglich zu sein. Andrerseits mochte sich aus dieser Entwicklung selbst ein Erfolg für Preußen ergeben: die vertragsmäßige Hegemonie über Norddeutschland. Napoleon forderte selbst dazu auf, mit den norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten die Gründung eines Nordbundes zu vereinbaren; wieder ließ er durchblicken, daß König Friedrich Wilhelm auch wohl den Kaisertitel für das nördliche Deutschland annehmen könnte. Neue Hoffnungen schienen sich zu eröffnen. Um so empfindlicher war es, daß man vernahm, der Kurfürst von Hessen, der neben dem sächsischen Kurfürsten für den geplanten norddeutschen Bund besonders in Betracht kam, sei von dem französischen Gesandten an seinem Hofe aufgefordert worden, sich dem Rheinbunde anzuschließen, und es seien ihm dafür bestimmte Vorteile in Aussicht gestellt worden. Mochte der Kurfürst die französischen Anerbietungen übertrieben haben, um der preußischen Regierung seinen Beitritt desto wertvoller erscheinen zu lassen, ganz aus der Luft gegriffen konnten sie nicht sein; wenn dem aber so war, konnte es Napoleon mit seinen freundschaftlichen Beteuerungen ernst meinen? Wozu dienten die Be-

wegungen der französischen Truppen, von denen man jetzt von den verschiedensten Seiten hörte?

Blücher berichtete von der Ansammlung eines Korps in Wesel; aus Süddeutschland kamen bedrohliche Nachrichten; bereits schienen die Grenzen Sachsens gefährdet. Und wie es in einer Zeit erregter Spannung zu sein pflegt, es kamen immer bedenklichere Nachrichten nach Berlin: Murat, sagte man, wünsche den Besitz der Grafschaft Mark, der König von Bayern wolle Bayreuth erwerben; die französische Armee werde, anstatt über den Rhein zurückgeführt zu werden, verstärkt, und der Marschall Augereau habe bei einem großen Essen einen Trinkspruch auf den glücklichen Erfolg des Krieges gegen Preußen ausgebracht. Zwar lag die Annahme nahe, daß die gemeldeten Bewegungen der französischen Truppen zu einem Teile gegen Österreich gerichtet seien, dessen Kaiser genötigt werden sollte, die Gründung des Rheinbundes anzuerkennen und auf die deutsche Kaiserwürde zu verzichten. Aber wenn Napoleon noch andere Absichten hegte? Schon einmal in diesem Jahre hatte Preußen einem schmählichen Vertrage zustimmen müssen, weil es, selbst wehrlos, einem waffenstarrenden Feinde gegenüberstand. Der schwächste Punkt der preußischen Politik war der Besitz Hannovers. Um dieses Landes willen war man mit England in Krieg geraten. Auch Alexander von Rußland, der eben damals mit Friedrich Wilhelm geheime Erklärungen und Hilfsversprechungen austauschte, war mit der Besetzung Hannovers nicht einverstanden. Sollte Napoleon, der mit der englischen Regierung in Friedensverhandlungen stand, die Absicht haben, dieses Land dem früheren Besitzer zurückzugeben, und sollten seine Rüstungen dem Zwecke dienen, Preußen zur Herausgabe des vertragsmäßig Überlassenen zu nötigen?

Zu oft und zu lebhaft hatte der französische Kaiser versichern lassen, daß er die über Hannover eingegangenen Verpflichtungen halten werde, als daß eine solche Vermutung recht glaublich erschienen wäre. Da traf in der Nacht vom 5. zum 6. August ein Bericht Lucchesinis ein, wonach Napoleon wirklich eine Rückgabe des Kronlandes an den König von England ins Auge gefaßt hatte; Lord Yarmouth, der englische Unterhändler in Paris, hatte es dem preußischen Gesandten verraten. Nun schien alles furchtbar klar; nun schien erwiesen, daß ein Handstreich auf Preußen im Werke sei, daß die französischen Truppenbewegungen gegen Preußen gerichtet seien, das genötigt werden sollte, das erworbene Gut wieder herauszugeben. Und so entschloß man sich zu Rüstungen.

Am 9. August ergingen die Befehle, den größeren Teil des Heeres mobil zu machen: leider nicht die ganze Armee; aber man wollte ja nicht eigentlich Krieg führen, sondern sich zunächst nur gegen einen kriegerischen Überfall sicher stellen. Am 8. August schrieb der König an Alexander: . . . „Wenn die Nachrichten, die ich erhalte, richtig sind, wenn er einer so schweren Treulosigkeit fähig ist, so seien Sie überzeugt, Sire, daß es sich zwischen ihm und mir nicht um Hannover handelt, sondern daß er entschlossen ist, mich um jeden Preis zu bekriegen . . . es ist kein Zweifel, daß, wenn er in London über Hannover verhandelt, er mich vernichten will. Werden Sie es gleichgültig ansehen? Sie haben Ihren Frieden gemacht. . . . Aber dieser Friede wird Ihnen sicherlich nie das Recht und den Entschluß rauben, zu verhindern, daß mit der preußischen Macht eines der letzten Bollwerke der öffentlichen Sicherheit, umgestürzt werde . . . Würden Sie nicht darein willigen, Ihre Armee noch einige Zeit an meiner Grenze zu lassen?“ Der französischen Regierung wurde erklärt, der König sei weit entfernt von feindlichen Absichten, aber er fühle sich bedroht durch militärische Demonstrationen, wie es schon einmal der Fall gewesen sei, und habe Vorsichtsmaßregeln treffen müssen.

Daß Napoleon es als eine politische Möglichkeit erwogen hat, Preußen Hannover wieder zu nehmen, und auf diese Weise den Frieden mit England zu erkaufen, ist sicher; er hat es dem preußischen Gesandten Lucchesini in der Abschiedsaudienz zugestanden und davon gesprochen, daß er es in diesem Falle habe entschädigen wollen. Andrerseits ist ebenso gewiß, daß er in diesem Augenblick nicht an einen Krieg mit Preußen gedacht hat. Er hat sich später des öfteren in diesem Sinne ausgesprochen, so z. B. bei der Zusammenkunft in Tilsit; daß er aber seine Armee in Deutschland stehen ließ, erklärt sich zur Genüge aus der gewaltigen politischen Umwälzung, welche die Gründung des Rheinbundes nach sich zog, und daraus, daß der Friede mit Rußland zwar mit dem russischen Gesandten d'Oubril vereinbart, aber von Alexander noch nicht genehmigt war. Alle Nachrichten stimmen überein, Napoleon sei von der preußischen Mobilmachung überrascht worden. Er traute diesem Staat gar keine ernsthafte Widerstandskraft mehr zu; er hatte als sicher angenommen, daß sich Preußen auch in den Verlust Hannovers fügen würde. Auch nahm er die Rüstungen anfangs nicht gar zu ernst: „Es ist ein Übermaß von Furcht, das Mitleid einflößt“, schreibt er an Talleyrand. „Man muß ruhig bleiben, bis man bestimmt weiß, woran man sich zu halten hat.“ Da erhielt er

am 3. September die Kunde, Alexander weigere sich den von seinem Gesandten geschlossenen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Jetzt erhielt die Lage ein anderes Aussehen; jetzt lag es nahe anzunehmen, daß die preußische und die russische Regierung im Einverständnis seien, daß eine neue, eine vierte Koalition im Entstehen sei.

Nunmehr begann er die Vorbereitungen für den Krieg; nunmehr galt es zu eilen, um die Preußen zu schlagen, ehe die Russen heran waren. Dem General v. Knobelsdorff, der in jenen Tagen als preußischer Gesandter in Paris eintraf, erklärte er, er sei bereit, falls Preußen abrüste, seine Truppen aus Westfalen und von der holländischen Grenze zurückzuziehen; seine Streitkräfte in Süddeutschland aber sei er genötigt zu verstärken.

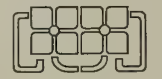
Friedrich Wilhelm und seine Umgebung hatten trotz der Mobilmachung die Hoffnung noch nicht völlig aufgegeben, daß sich alles noch einmal gütlich regeln ließe. Es erschien wie eine Demonstration, daß am 15. August die ganze amtliche Welt der Einladung des französischen Gesandten zur Feier des Geburtstags Napoleons Folge leistete und der alte Feldmarschall Möllendorf unter allgemeinem Beifall die Gesundheit des französischen Kaisers ausbrachte. Die Folge dieser Unsicherheit waren halbe Maßregeln. Die Mobilmachung ward nicht auf die ganze Armee ausgedehnt, es wurden keine Schritte getan, um mit England ins Einvernehmen zu gelangen, die beschlossene Absendung eines Gesandten an Alexander wurde über Gebühr verzögert; daß an Stelle Lucchesinis, der Napoleons Mißfallen erregt hatte, Knobelsdorff nach Paris geschickt wurde, war ebenfalls ein Zeichen, daß man den Bruch vermeiden zu können dachte.

„Es ist eine Konfusion, die ihresgleichen nicht hat", schreibt der Generaladjutant Kleist. Ist es verwunderlich, daß unter Männern, die dem König nahe standen, ohne ihn für eine entschiedene Politik, für kräftiges Handeln gewinnen zu können, der Gedanke entstand, durch eine gemeinsame Vorstellung ihm die Gefahr der Lage darzulegen? daß sich Prinzen, Generäle und Staatsmänner zum Sturze derer zusammenfanden, denen sie das Unglück Preußens zuschrieben? Es waren zwei Brüder des Königs, Heinrich und Wilhelm, der Prinz Louis Ferdinand und sein Bruder August, der Prinz von Oranien, des Königs Schwager, die Generäle Rüchel, Schmettau, Pfull und der Minister von Stein, die sich am 2. September mit einer Eingabe an Friedrich Wilhelm wandten; sie traten als Vertreter der öffentlichen Meinung auf, indem sie ihn anflehten, den Minister Haugwitz und die Kabinettsräte Beyme und Lombard zu entfernen. Aber der Schritt

hatte keinen Erfolg. Der König drückte den Teilnehmern sein ernstes Mißfallen aus; er war nicht gewillt, von seinen königlichen Rechten etwas preiszugeben.

Stein war in jenen Tagen mit Friedrich Gentz zusammengetroffen, der, früher preußischer Kriegsrat, seit einigen Jahren in österreichischen Diensten stand; und dieser war voll des Lobes über ihn: „Der Minister vom Stein ist der erste Staatsmann Deutschlands. Der sollte mir gewiß, wenn ich in Berlin lebte, nicht lange brach liegen. Bei seinen tiefen Einsichten und großem Charakter käme es bloß darauf an, ihm Beistand zu versichern; denn zu handeln ist er völlig entschlossen. Aber ganz allein kann er auch nicht, und was soll ich von Berlin erwarten?“ Was sollte man von Berlin erwarten! Jedoch der Lauf der Ereignisse war nicht mehr aufzuhalten. Auf zwei Forderungen war der König entschlossen zu bestehen: daß der Gründung des norddeutschen Bundes von Frankreich keine Hindernisse in den Weg gelegt würden, und daß Napoleon seine Truppen aus Deutschland zurückzöge. Wer hätte im Ernste denken können, daß der trotzige Eroberer Preußen zu Liebe seine Machtstellung auf deutschem Boden preisgeben würde? Seit Anfang September sprach es auch Haugwitz offen aus, daß der Krieg nicht mehr zu vermeiden sei.

Als nun gar Knobelsdorff berichtete, die in Süddeutschland stehende Armee solle noch verstärkt werden, mußte jeder Zweifel schwinden. Am 19. September reiste der König mit seiner Gemahlin zur Armee ab. Am 26. wurde aus dem Hauptquartier zu Naumburg ein Kurier nach Paris geschickt; er überbrachte das preußische Ultimatum und einen in scharfem Tone abgefaßten Brief des Königs an Napoleon. An demselben Tage hatte dieser Paris verlassen. Der Entscheidungskampf zwischen dem Staate Friedrichs und dem revolutionären Frankreich stand bevor.





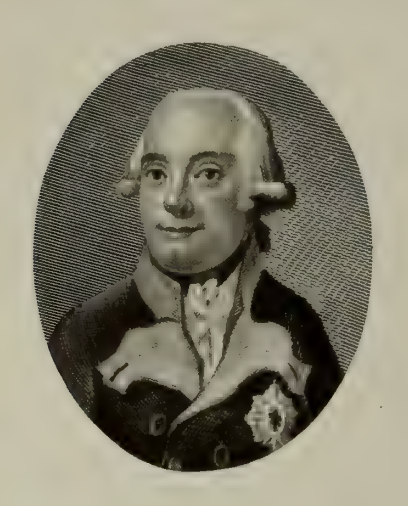
Drittes Kapitel.

Jena und Auerstedt.

(Hierzu die Kartenskizzen 1, 2, 3.)

> „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten.“
> Scharnhorst.

Die preußische Armee bestand im wesentlichen aus drei Teilen. Die Hauptarmee, deren Kern die märkischen und magdeburgischen Regimenter bildeten, wurde von dem Herzog von Braunschweig geführt. Die schlesischen und südpreußischen Truppen standen unter dem Befehl des Fürsten Hohenlohe; sie verstärkten sich durch die verbündeten Sachsen. Der General Rüchel endlich befehligte die Truppen, die zur Besetzung Hannovers gedient hatten; ihm war auch der General Blücher unterstellt, der an der Spitze der westfälischen Regimenter stand. Diese drei Heeresteile umfaßten im ganzen, mit Einschluß von 20 000 Sachsen, nicht mehr als 126 800 Mann. Die westpreußischen Regimenter, 16 000 Mann, bildeten unter dem Herzog Eugen von Württemberg eine Reservearmee, die an der Entscheidungsschlacht nicht teilgenommen hat; die ostpreußischen Truppen, 33 000 Mann, sind überhaupt erst später mobil gemacht worden. Von den sächsischen Truppen fehlten 8000 Mann. Der Kurfürst von Hessen, der 20 000 Mann hätte stellen können, hatte den Entschluß gefaßt, neutral zu bleiben, und großmütig ließ ihn Preußen gewähren, ohne ihn durch einen kräftigen Druck zur Entscheidung zu nötigen. Ebenso verzichtete es auf die Mitwirkung der kleinen norddeutschen Staaten, so z. B. Braunschweigs, dessen Herzog nur als preußischer General, nicht als Souverän an diesem Kriege teilnahm. Nur der Herzog Karl August von Weimar handelte anders und führte sein Scharfschützen-Bataillon und seine 40 Husaren dem preußischen Heere zu.



Friedrich Ludwig Erbprinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Nach dem Stiche von Meno Haas.

Wenn man also nicht alle Streitkräfte heranzog, über die man hätte verfügen können, so war es umsomehr geboten, die vorhandenen zusammenzufassen. Und so lautete denn der Vorschlag des zum Oberbefehlshaber der Armee bestimmten Herzogs von Braunschweig dahin, die ganze Armee, mit Ausnahme der westfälischen Korps, bei Naumburg zu vereinigen; dann werde es möglich sein, je nach Bedürfnis dem Feinde entgegenzutreten, möge er vom unteren Main her durch Hessen oder vom oberen Main her über den Frankenwald heranziehen.

Aber schon jetzt zeigte sich, wie wenig der Herzog wirklich Oberbefehlshaber war, und wie stark sein Einfluß durch entgegengesetzte Einwirkungen gelähmt wurde. Nach dem Kriegsplan vom 8. September wurde nicht *eine* Armee aufgestellt, sondern die Dreiteilung blieb erhalten; nur die Hauptarmee sollte bei Naumburg Aufstellung nehmen, Hohenlohe mit seinen Truppen bis Zwickau marschieren, um Dresden zu decken, und Rüchel einen Offensivstoß gegen den unteren Main versuchen. Nicht Vereinigung der Truppen war also die Losung, sondern Zersplitterung über einen weiten Raum; man wollte Berlin und Dresden decken, gleichzeitig aber Napoleons rückwärtige Verbindungen bedrohen.

Am 23. September trafen der König und seine Gemahlin im Hauptquartier zu Naumburg ein; am Tage vorher war Scharnhorst, der sich bisher bei dem Rüchelschen Korps befunden hatte, angekommen, um sein Amt als General-Quartiermeister der Hauptarmee zu übernehmen. Inzwischen waren aus Süddeutschland Nachrichten eingetroffen, aus denen hervorzugehen schien, daß die französischen Armeekorps noch weit zerstreut standen und daß die Möglichkeit vorlag, durch einen kräftigen Vorstoß der gesamten Armee den Feind zu überraschen. Neue Beratungen fanden statt, aus denen ein allgemeiner Angriffsplan hervorging. Die Hauptarmee und die Hohenlohesche Armee sollten näher aneinandergezogen werden und, die erstere von Gotha und Erfurt her, die andere in der Gegend von Saalfeld und westlich davon, den Thüringer Wald überschreiten. Rüchel wurde von neuem angewiesen,

durch Hessen vorzudringen; General Graf Tauentzien, der die Avantgarde Hohenlohes befehligte, sollte von Hof aus eine militärische Demonstration vornehmen. Auch der Rest der preußischen Armee wurde nunmehr mobil gemacht.

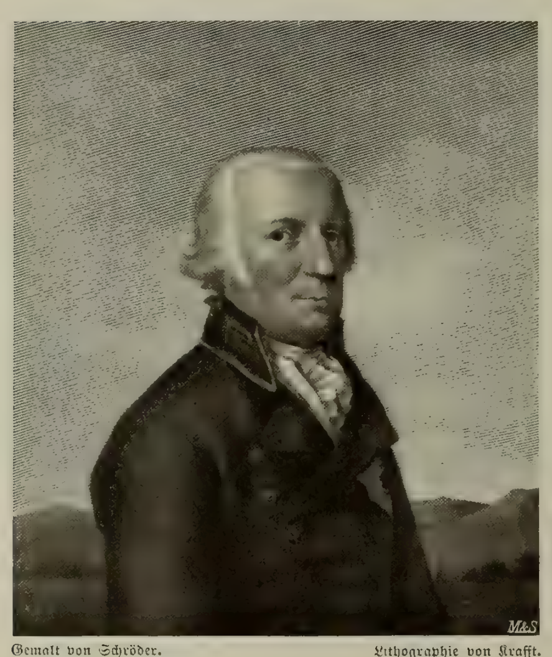
So näherten sich denn die Armeen des Herzogs von Braunschweig und des Fürsten Hohenlohe dem Thüringer Walde; die erstere in ziemlich langsamem Marsche, da immer noch Truppenteile bei ihr eintrafen und die auf Scharnhorsts Betrieb befohlene Einteilung der Armee in Divisionen erst jetzt durchgeführt wurde. Im Hauptquartier Hohenlohes war man mit den getroffenen Anordnungen wenig einverstanden; man hatte auf eine selbständigere Kriegführung gehofft und war nicht damit zufrieden, daß die eigene Armee so nahe an die des Herzogs von Braunschweig herangezogen werden sollte. Aber war der geplante Angriffsmarsch über das Gebirge überhaupt durchführbar? Neue Meldungen ließen erkennen, daß die Versammlung der französischen Armee weiter vorgeschritten sei, als man anfänglich angenommen hatte, und an einen Überfall nicht mehr zu denken sei; man glaubte als wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß Napoleon beabsichtige den linken Flügel der Armee anzugreifen, also in der Gegend des Frankenwaldes vorzugehen, hielt aber auch für möglich, daß er von Hessen her käme. Vom 4. bis 6. Oktober ward zu Erfurt unter dem Vorsitz des Königs beratschlagt; endlich entschloß man sich, die Offensivgedanken aufzugeben und eine Stellung einzunehmen, von der aus man bereit wäre, dem vordringenden Feinde schnell und tatkräftig ebenso an der Saale wie auch nach Westen hin entgegenzutreten. Demgemäß wurde die Hauptarmee zwischen Gotha und Erfurt, die Hohenlohesche Armee in dem Gelände südlich und südöstlich von Weimar aufgestellt; Rüchel sollte sich nach Eisenach hin an die Hauptarmee anschließen. Leichte Truppen beschloß man über das Gebirge vorzuschieben, um Nachrichten über den Feind einzuziehen.



General Ernst Wilhelm Friedrich von Rüchel.

Gemalt von Schröder.
Gestochen von Fr. W. Bollinger.

Denn noch hatte man nur ungenaue Kunde von den Streitkräften und Bewegungen des Gegners. Der Geist kühnen Wagemutes, einst das auszeichnende Merkmal der preußischen Armee, schien von ihr gewichen im Kleinen wie im Großen. Von entschlossenen Vorstößen der Kavallerie, von Versuchen, durch rasche Streifzüge das Gelände aufzuklären, hören wir fast nichts. Im Hauptquartier aber hatte man den Gedanken, durch eine kühne Strategie selbst dem Kriege die Richtung zu geben, schnell genug wieder fallen lassen und war in die Defensive zurückgesunken. Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Kriegführung verlangte Einheit des Oberbefehls und tatkräftige Charaktere; an beiden aber mangelte es im preußischen Hauptquartier. Wer befehligte eigentlich die Armee? „Wie soll man das Hauptquartier nennen, königlich oder herzoglich?", fragt Scharnhorst in einem Briefe an seine Tochter. So undenkbar es war, daß ein preußischer Monarch in einem solchen Kampfe nicht bei seinen Truppen hätte sein sollen, so kam doch durch die Anwesenheit des Königs eine unheilvolle Unklarheit in die Unternehmungen. Weder der Herzog noch der König hatte den vollen Oberbefehl, keiner von beiden trug demgemäß auch die volle Verantwortung.



Gemalt von Schröder. Lithographie von Krafft.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig.

Das zweite, was lähmend auf die Kriegführung wirkte, war die Eigenart beider Männer: des Königs, der möglichst viele Ratgeber heranzog, möglichst viele Meinungen auf sich wirken ließ und darüber nicht zu einem einheitlichen, folgerichtigen Handeln kam; des Herzogs, der trotz des Kriegsruhms, der ihn umleuchtete, trotz seiner herzoglichen Würde, trotz

Übersichtsskizze zum Feldzug in Thüringen 1806.

Merseburg
Luppe
LEIPZIG
Unstrut
Saale
Laucha
Freyburg
Weissenfels
Hohenmölsen
Pegau
v. Artern
Naumburg
Eckardtsberga
Buttstedt
Buttelstedt
Auerstedt
Teuchern
Stössen
Meineweh
Zeitz
Camburg
Erfurt
Apolda
Dornburg
Rauschwitz
Weimar
Umpferstedt
Eisenberg
Wachholderbaum
Mellingen
Jena
Kloster Lausnitz
Köstritz
Winzerla
Gera
Ronneburg
Roda
Gr. Ebersdorf
Kahla
Neuensorga
Weida
Mittel-Pöllnitz
Zwickau
Rudolstadt
Neustadt
Triptitz
Kühdorf
Greiz
Pössneck
Auma
Reichenbach
Saalfeld
Rödersdorf
Weisse Elster
Schleiz
Plauen
Oschitz
Saalburg
Tanna
Gräfenthal
Ebersdorf
Messbach
Lobenstein
Gefell
Gr. Zöbern
Nordhalben
Hof
Steinwiesen
Franken Wald
Münchberg
Kronach
Küps
Fichtel Gebirge
Lichtenfels
Staffelstein
Berneck
Bayreuth
Pegnitz
Fürth
Nürnberg
Amberg
Bamberg
Regnitz
Eltmann
Hassfurt
Main
Schweinfurt
Würzburg
Burgebrach
Hemmendorf
Coburg
Neustadt
Hildburghausen
Eisfeld
Heubach
Frauenwald
Ilmenau
Stadtilm
Ilm
Arnstadt
Blankenhayn
Hochdorf
Thüringer Wald
Gotha
Emleben
Schwabhausen
Eisenach
Wanfried
Creuzburg
Werra
Vacha
Schmalkalden
Meiningen
Fulda
Hünfeld
Eichenzell
Hohe Rhön
BAYERN

Maſsstab 1: 1000000.

10 5 0 10 20 30 40 50 Kilometer

NORD-SEE
OST-SEE
Lübeck
Hamburg
Elbe
Prenzlau
Stettin
Havel
Berlin
Spree
Frankfurt
Oder
Ems
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Wittenberg
Torgau
Weser
Harz
Halle
Saale
Mulde
Leipzig
Dresden
Wesel
Cassel
Werra
Erfurt
Weimar
Freiberg
Chemnitz
Köln
Fulda
Thüringer W.
Elbe
Rhein
Frankfurt
Coburg
Main
Bamberg
Mainz
Würzburg
Nürnberg
Böhmer Wald
Strassburg

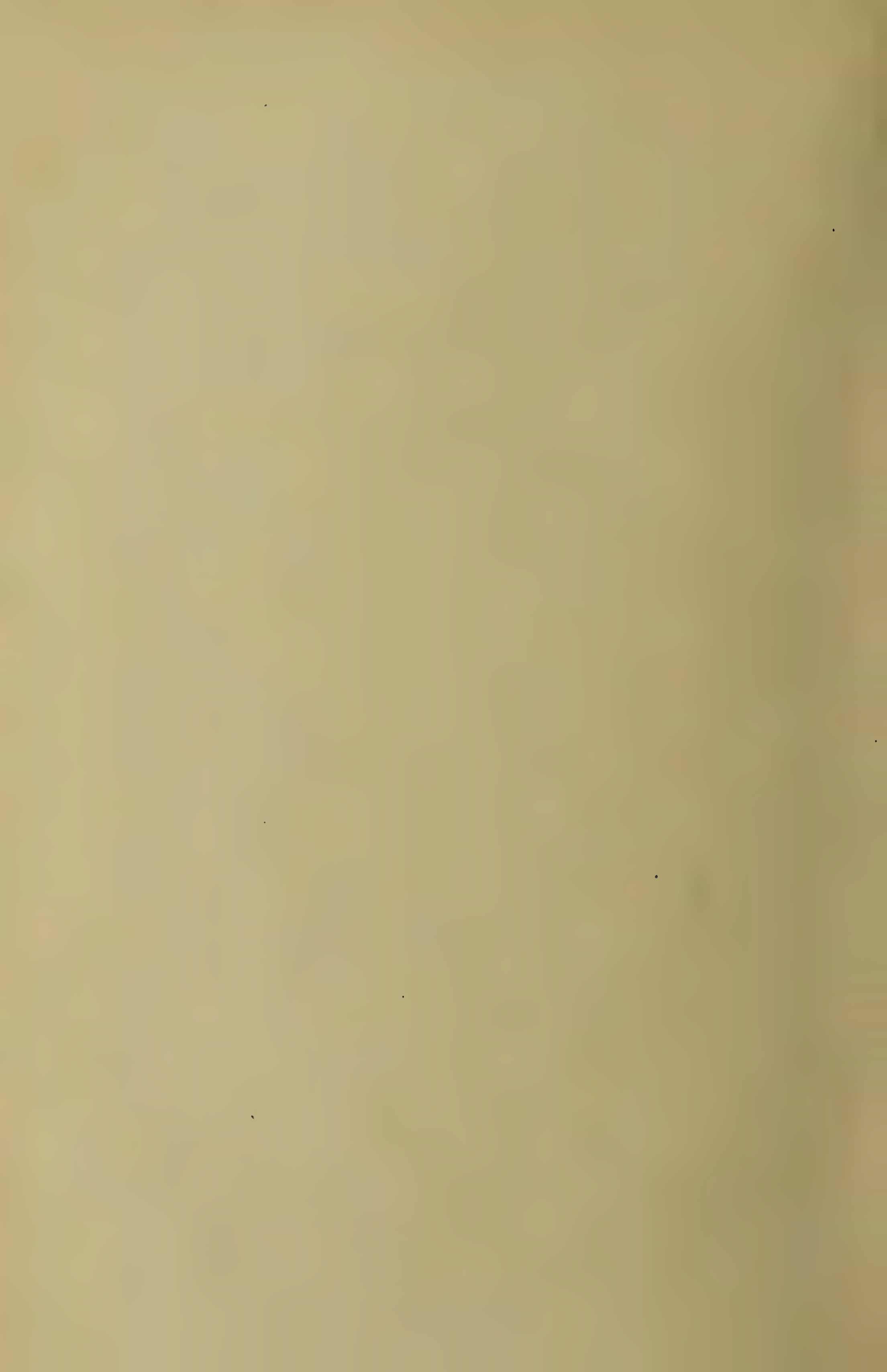
Uebersichtsskizze

Maſsstab 1:9000000

100 50 0 100 200 300 400 Kilometer

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68–71.



seiner langen Erfahrung und seiner von Kennern unbedingt anerkannten militärischen Eigenschaften, trotzdem er endlich die Stellung des Oberbefehlshabers innehatte, sich doch nicht entschließen konnte, das Übergewicht seines Urteils und seiner Persönlichkeit geltend zu machen. „Da“, sagt Boyen, „wo der erfahrene, hochgeachtete Feldherr, der regierende Reichsfürst bestimmt und kräftig seine Meinung sagen konnte und mußte, da nahmen die höflichen Worte und die unmaßgeblichen Bemerkungen, die ehrerbietigen Anfragen kein Ende und setzten den von Natur unentschlossenen Monarchen, der eine Stütze suchte, in die peinlichste Lage; diese Unterwürfigkeit war aber nicht allein der Person des Königs gewidmet, nein, sie ging auch zu einem großen Teil auf dessen Adjutanten und Kabinettsräte über, denen der Herzog auf eine kaum glaubliche Weise den Hof machte.“

Der Blick schweift ab von jenem Unglücksfeldzuge auf den siegreichen Feldzug von 1870 und 1871, in dem nach Moltkes Zeugnis nie ein eigentlicher Kriegsrat gehalten worden ist, sondern der König auf den Vortrag des Chefs des Generalstabes seine Entscheidungen traf. Wie anders damals! Wie natürlich war es, daß in dem Gewirr der Meinungen und Theorien auch die Tüchtigen, wie der Generalquartiermeister Scharnhorst, sich nicht einen maßgebenden Einfluß zu verschaffen vermochten! daß die Planlosigkeit wuchs, das Vertrauen sank, daß die Pünktlichkeit des Gehorsams geringer wurde. Daß auch die Königin im Lager weilte, hat Napoleon zu boshaften Angriffen Anlaß gegeben; und man könnte zunächst bezweifeln, ob diese Maßnahme glücklich war. Man wird sich aber daran erinnern müssen, daß die hohe Frau wie niemand sonst dazu berufen war, ihrem zu einer düsteren Auffassung der Dinge allzu geneigten Gemahl Mut zuzusprechen, und wird sich bei dem Urteil eines Mannes wie Gentz bescheiden, der damals mit ihr reden durfte und die Meinung ausspricht, ihre Gegenwart sei beim König durch nichts zu ersetzen gewesen. Im übrigen befanden sich in der Umgebung des Königs der zweiundachtzigjährige Feldmarschall v. Möllendorf, ein bevorzugter Schüler Friedrichs des Großen, ein tüchtiger Taktiker aus der alten Schule, bei seinem hohen Alter jedoch nicht mehr im Besitz der für einen Feldzug erforderlichen körperlichen und moralischen Kräfte; der General v. Köckritz, ein braver und schlichter Mann, der nie für geistvoll hat gelten wollen, nur freilich nimmermehr geschaffen zum Berater eines Königs; der General v. Pfull, sehr belesen, einer der Systematiker des Heeres; ferner der frühere Generaladjutant General v. Zastrow, der Oberst v. Kleist, der jetzt dieses Amt innehatte, der Major



Feldmarschall Wichard Joachim Heinrich Graf von Möllendorf.

Nach dem Stich von T. Berger.

v. Rauch, endlich Haugwitz, Lombard und der bisherige Gesandte in Paris, Lucchesini. Sie alle hatten eine Stimme.

Ungünstig wirkten auch die eifersüchtigen Selbständigkeitsgelüste des Hohenloheschen Hauptquartiers. Der damals sechzigjährige Fürst zu Hohenlohe hatte vieles, was ihn über die Menge hervorhob. Im bayrischen Erbfolgekriege hatte er das Wohlgefallen des großen Königs erregt; dann hatte er sich im ersten Koalitionskriege ausgezeichnet. Er war ein ritterlicher Herr von vornehmer Gesinnung, der nach seines Adjutanten Zeugnis von allen, die ihn umgaben, kindlich geliebt und hochgeschätzt wurde; dazu von einem gewissen Feuer und von einer Tapferkeit, die jeder anerkannte. Dem Staate, in dessen Dienst er als Zweiundzwanzigjähriger getreten war, bewahrte er die Treue; sein Land ward von Napoleon mediatisiert, aber er blieb preußischer General. Daß ihm trotz aller Bravour dasjenige Maß von Schärfe des Geistes und des Willens abging, die der Feldherr nicht entbehren kann, haben die Ereignisse bewiesen. Schlimm für Preußen, daß es nicht noch bessere Generale besaß; aber der Geist des preußischen Heerwesens war für die Entfaltung großer Persönlichkeiten nicht geeignet. Besonders unheilvoll ist es gewesen, daß sich der Fürst allzu abhängig machte von seinem Generalquartiermeister, dem Obersten v. Massenbach. Auf dessen Charakter wirft die Tatsache ein bezeichnendes Licht, daß er 1810 von der Königin Luise eine Geldsumme zu erpressen suchte, indem er drohte, den Inhalt von Unterredungen zu veröffentlichen, die er mit ihr und dem König gehabt hatte, und daß er später wegen eines ähnlichen Erpressungsversuchs zu langer Festungshaft verurteilt worden ist. Man fragt erstaunt, wie es möglich war, daß eine so unsaubere Persönlichkeit

es zu einer so bedeutenden Stellung hat bringen können. Aber er war beredt, belesen, lebhaft, von sich überzeugt, er wußte sich vorzudrängen; er galt für einen wissenschaftlichen Militär, für einen der besten Theoretiker der Armee, und das Zeitalter war ja nur zu geneigt, alles von der militärischen Theorie zu erwarten. So ist es gekommen, daß ein Mensch ohne Charakter und ohne Klarheit der Ideen einen Einfluß hat ausüben dürfen, der einem Scharnhorst damals versagt geblieben ist.

„Was man tun müßte, das weiß ich wohl, was man tun wird, wissen die Götter", schrieb dieser am Tage nach den Erfurter Beratungen. Und ganz ähnlich ein anderer, dessen Namen die große Welt noch nicht kannte, der Hauptmann v. Gneisenau: „Was die Franzosen ferner tun werden, weiß ich, was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorausgesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden, und mein Wort gilt nicht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich an die Folgen denke. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in meiner kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht raten!" Auch Lombard, der, obwohl krank, doch den König begleitet hatte, aber noch vor der Entscheidungsschlacht die Rückreise antrat, sah ohne Hoffnung der Zukunft entgegen. Selbst ein Mann von soviel preußischem Stolz wie der General Rüchel hat damals geschrieben: „Dazu der Jubel, die törichte Zuversicht . . . ich möchte mich verstecken, so ich nicht einstimmen kann . . . man ergreift halbe Maßregeln, und es ist nicht zu bezweifeln, diese werden die mutige und tüchtige Armee zu Grunde richten." Ein andermal faßt er seine Meinung in den Worten zusammen: „Darum, wer honorable denkt, muß silence lernen. Der törichtste Entschluß wäre jetzt eine Wohltat, so es eben zu keiner Resolution kommt."

Am 9. Oktober erschien das preußische Manifest, verfaßt von Lombard, ins Deutsche übertragen von Gentz, der in das Hauptquartier berufen worden war. Es war eine sorgfältige Darlegung der französisch-preußischen Beziehungen, aber zu lang ausgesponnen und deshalb wenig eindrucksvoll; zudem wer las nicht aus jeder Zeile dieser Schilderung neben den Anklagen gegen Napoleons Gewaltpolitik auch das Bekenntnis von Preußens Schwäche heraus! Knapper war eine von Gentz aufgesetzte Ansprache des Königs an die Armee.

Die Proklamation, die Napoleon an seine Truppen richtete, band sich weniger streng an die Wahrheit, war aber von weit stärkerer rhetorischer Wirkung. Am 8. Oktober erließ er sein erstes Bulletin: der letzte Brief des

Königs wurde darin ein schlechtes Pamphlet genannt, eine Rhapsodie, die er vermutlich nicht selbst gelesen habe; von der Königin hieß es, als Amazone gekleidet sei sie bei der Armee und schreibe täglich 20 Briefe, um den Brand aller Orten anzufachen: „man glaubt Armida zu sehen, die in ihrem Irrsinn Feuer an den eigenen Palast legt".

Die napoleonische Armee zählte 160 000 Mann. Sie zerfiel außer der Garde in 6 Armeekorps, die von den Marschällen Bernadotte, Davout, Soult, Lannes, Ney und Augereau befehligt wurden, und die starke Kavallerie=reserve, über die Murat, der Großherzog von Berg, den Oberbefehl führte. Ein Reservekorps bildete sich bei Mainz; der König von Holland, Napoleons Bruder Louis, erhielt die Weisung, den Niederrhein zu decken. Die Armee hatte seit dem siegreichen Feldzug von Austerlitz in Süddeutschland gestanden, von der Isar und dem Lech bis in die Lahngegenden. Der Kaiser hatte den Aufbruch der Truppen nicht beschleunigt; er ließ sie sich erst in kriegsbereiten Zustand setzen; dann ergingen am 19. und 20. September von Paris aus die Marschbefehle. Am 2. Oktober traf er selbst in Würzburg ein; in den nächsten Tagen war die Armee in der Gegend von Würzburg südöstlich bis Amberg versammelt. Der Vormarsch konnte beginnen.

Vereinigung seiner Streitkräfte in möglichster Ruhe, so daß sie leicht zusammengezogen werden konnten, um den entscheidenden Schlag zu führen, „den Feind überall, wo er standhalten will, mit doppelter Stärke anzu=greifen", war die Grundlage der Strategie Napoleons. Noch war nicht völlig klar, wo die preußische Armee zu suchen sei; er vermutete anfangs, sie werde eine Defensivstellung an der Elbe einnehmen, überzeugte sich aber bald von seinem Irrtum. „Meine ersten Märsche bedrohen das Herz der preußischen Monarchie", schrieb er dem König von Holland. Auf drei Straßen sollten je zwei Armeekorps in teils nordöstlicher, teils nördlicher Richtung über die Höhen und die tiefeingeschnittenen Täler des Frankenwaldes vorgehen: von Koburg aus Lannes, dahinter Augereau; auf der Straße sodann, die von Bamberg über Kronach in der Richtung auf Gera und Leipzig führt, Bernadotte, dahinter Davout, dazu Murat mit der Kavalleriereserve; endlich von Bayreuth aus Soult, dahinter Ney. Am stärksten war das Zentrum, 70 000 Mann, am schwächsten der linke Flügel, der zudem, wie sich allmählich herausstellte, einem plötzlichen Angriff der preußischen Armee am meisten aus=gesetzt war und Napoleon einige Sorge machte. Am weitesten vom Feinde entfernt war der rechte Flügel.

Inzwischen erhielt das preußische Hauptquartier Meldungen, aus denen bestimmt hervorging, daß der Feind den linken und nicht den rechten Flügel der Armee bedrohe. Nach dem früheren Beschluß hätte man also nach dem rechten Saalufer abmarschieren müssen, um sich ihm dort zur Schlacht zu stellen. Aber dafür entschied man sich nicht; man begnügte sich, die Armee des Herzogs etwas weiter östlich in die Landschaft südlich von Weimar zu führen, während sich Hohenlohe am linken Saaleufer oberhalb Jena aufstellen sollte. Der Herzog von Weimar, der die Vorhut der herzoglichen Armee führte, wurde angewiesen, um die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu bedrohen, einen Vormarsch über den Thüringer Wald zu unternehmen; noch weiter westlich sollte ein Teil der Rüchelschen Truppen über Fulda vorgehen. So kam es wirklich zu dem Versuch eines Offensivstoßes. Aber es war ein Luftstoß, da man im Werratale nicht auf größere feindliche Abteilungen traf; wohl aber wurden auf diese Weise nicht weniger als 12 500 Mann der Entscheidungsschlacht entzogen. Die Unentschlossenheit des preußischen Oberbefehlshabers machte sich immer fühlbarer. Die Lage wurde dadurch noch peinlicher, daß sich der Herzog mit seinem Generalquartiermeister Scharnhorst überwarf; so ward die Einwirkung des Mannes, der am klarsten sah, noch stärker eingeschränkt.



Karl August Herzog zu Sachsen-Weimar.

Nach dem Stich von Fr. W. Bolt.

Indessen kam es zu dem ersten Gefecht. Wie erwähnt, stand Tauentzien mit einem vorgeschobenen Teil der Hohenloheschen Armee, 8000 bis 9000 Mann, bei Hof. Auf die Nachricht von dem Herannahen der feindlichen Truppen

gab er diese Stellung auf und zog sich die Saale abwärts in die Gegend von Schleiz. Hier wurde er am 9. Oktober von Truppen Bernadottes und Murats angegriffen. Nach einem mehrstündigen Schützengefecht ordnete er den Rückzug an; dabei erlitt er durch die nachdrängenden Feinde erhebliche Verluste. Der erste Zusammenstoß war unglücklich für die preußischen Waffen gewesen.

Von weit größerer Bedeutung aber war der Kampf, in den am 10. Oktober die von dem Prinzen Louis Ferdinand geführte Hohenlohesche Avantgarde bei Saalfeld verwickelt wurde. Der Prinz befehligte gegen 9000 Mann preußische und sächsische Truppen. Hocherfreut hatte er von dem Fürsten Hohenlohe die Nachricht erhalten, daß er auf das rechte Saaleufer hinübergehen solle, weil eine Offensive gegen den Feind geplant sei; eine Weisung, die, wie wir wissen, mit den Plänen des großen Hauptquartiers nicht übereinstimmte. Bei Saalfeld dachte er den Übergang zu bewerkstelligen; die Nacht vom 9. zum 10. brachte er auf dem Schlosse zu Rudolstadt zu. Da erhielt er in der Frühe des 10. die Meldung, daß französische Truppen — es war die Vorhut des Lannesschen Korps — auf der vom Gebirge herabführenden Straße herannahten und die preußischen Vorposten zurückdrängten. Er wies nunmehr dem größeren Teil seiner Truppen eine Stellung bei Saalfeld an. Als er dann zu bemerken glaubte, daß er überlegene Streitkräfte sich gegenüber habe, hielt er es für besser, den Rückzug anzuordnen, und ließ einen Teil der Truppen in nordwestlicher Richtung abziehen, während er mit dem Rest einen Vorstoß unternahm, um den Feind zurückzuwerfen. Dieser Angriff entsprach ganz der temperamentvollen Art des Prinzen. Aber er glückte nicht; die angreifenden Bataillone wurden von feindlicher Infanterie in der Flanke gefaßt und zurückgetrieben. Jetzt wurde der allgemeine Abzug angetreten. Dabei kam es zu einem Reitergefecht, in dem sich die französische Kavallerie den preußischen und sächsischen Husaren überlegen erwies; der Prinz, der sich selbst an die Spitze der sächsischen Schwadronen gestellt hatte, mußte fliehen, wurde von feindlichen Husaren eingeholt und, als er sich nicht ergeben wollte, erstochen. Seine Truppen gingen in aufgelöstem Zustande zurück; sie hatten stark gelitten. Der Feind war an Zahl nicht wesentlich überlegen gewesen. An der Stelle, wo der Prinz fiel, hat ihm später seine Schwester, die Prinzessin Luise Radziwill, ein von hohen Pappeln umkränztes Denkmal gesetzt.

Der Fürst Hohenlohe saß am Abend des 10. Oktober in Kahla an der Saale mit seiner Umgebung zu Tisch, als ein Büchsenspanner des



Gezeichnet von Swebach. Gestochen von Pigeot.

Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in der Schlacht bei Saalfeld,
10. Oktober 1806.



Prinzen eintrat und eine Schreibtafel überreichte, auf der ein Adjutant dessen Niederlage und Tod meldete. Die Nachricht machte hier wie in der Umgebung des Königs einen tiefen Eindruck; der Gefallene war einer der wenigen gewesen, von denen bei der allgemeinen Gedrücktheit noch ein Hauch des Mutes und entschlossenen Wagens ausging. Überhaupt aber mußte



Gezeichnet von Zügel jun. — Schabkunstblatt von Meyer.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen
auf dem Ehrenbette in Saalfeld.

man die Lage nach dem siegreichen Vorgehen des Feindes bei Schleiz und bei Saalfeld ungünstig beurteilen. Konzentration sämtlicher Truppen schien nötig; Weimar wurde als Vereinigungspunkt für das Hauptheer, Jena für die Hohenlohesche Armee bestimmt. Mit möglichster Schnelligkeit sollten sich jetzt die Bewegungen vollziehen. Dabei kam es so weit, daß ein Teil der Truppen durcheinander geriet und das Hauptquartier Hohenlohes selbst zeitweise nicht wußte, wo einzelne Heeresteile zu suchen seien; die

Bäckerei der Hohenloheschen Armee wurde nach Weimar verschlagen, und so fehlte es einige Tage lang in der bedenklichsten Weise an Brot. Während sich bei den Offizieren die Unzufriedenheit mit der mangelhaften Führung laut Luft machte, schwand bei den Soldaten die bisher so sorgfältig gewahrte Disziplin: am Nachmittag des 11. entstand bei den Truppen, die in und bei Jena lagen, infolge der falschen Nachricht, daß die Franzosen vor der Stadt ständen, eine Panik, zwei sächsische Kavallerieregimenter jagten im Galopp mitten durch die Stadt davon, Geschütze fuhren sich fest und wurden in der Eile vernagelt, ein Teil der Bagage in der allgemeinen Verwirrung geplündert; erst mit vieler Mühe konnte man die Ordnung wiederherstellen. Bei alledem wurde die Erkundung der Bewegungen des Feindes auch ferner auf eine kaum begreifliche Weise vernachlässigt. Dadurch allein ist es auch zu erklären, daß die Armee in ihrer neuen Stellung zwischen Weimar und Jena die Front nach Südwesten nahm; man hatte die Meinung, der Feind werde von Saalfeld her auf dem linken Saaleufer vorgehen.

Unter diesen Umständen war es ein glücklicher Zufall, daß sich auch Napoleon über die Stellung seines Gegners in einem Irrtum befunden hatte; er hatte ihn bei Gera gesucht und seinem Zentrum und dem rechten Flügel die Weisung gegeben, dorthin zu marschieren. Erst im Laufe des 11. Oktober überzeugte er sich, daß die Preußen hier nicht zu suchen seien, und faßte demgemäß seine Entschlüsse. Stand der Feind, wie er annahm, bei Erfurt, so mußte ihm der Rückzug verlegt werden. So soll denn das Korps Davout gegen Naumburg vorgehen und ebendahin östlich von ihm Bernadotte und die Reiterei Murats. Die Korps Ney und Soult schwenken links ab und marschieren auf Jena los; diese beiden Korps, bisher rechter Flügel, nehmen jetzt die Stellung des Zentrums ein. Ebenfalls auf Jena zieht von Süden her im Saaletal Lannes, hinter ihm Augereau. „Der Feind hat den Kopf verloren“, schreibt der Kaiser an Lannes; „die Kunst besteht heute darin, alles anzugreifen, was man antrifft, um ihn einzeln zu schlagen, während er sich sammelt.“ Und am nächsten Tage an Murat: „Der Schleier ist endlich zerrissen, der Feind beginnt seinen Rückzug auf Magdeburg.“ Mit Energie werden fast überall die vorgeschriebenen Bewegungen ausgeführt. Die Kavallerie Davouts erreicht bereits am 12. Oktober Naumburg und erbeutet dort reiche Magazinvorräte und einen Teil des Brückentrains der Hohenloheschen Armee. Lannes drängt an demselben Tage preußische Truppen zwischen Kahla und Jena zurück. Schon zeigen sich

auf den Höhen östlich von Jena französische Reiter, die „Gut Sax, preußischer Kujon“ herüberrufen und dann wieder verschwinden.

Am Abend dieses Tages verließ Fürst Hohenlohe Jena und begab sich in sein Hauptquartier nach Kapellendorf, das halbwegs zwischen Weimar und Jena liegt. Er glaubte nicht an eine Bedrohung Jenas durch stärkere feindliche Truppenmassen; für den Fall aber, daß dies doch geschähe, gab er dem Befehlshaber der Vortruppen, Tauentzien, die Weisung, die Stadt zu räumen und sich über den Rand der ziemlich steilen Höhen, die im Westen das Saaletal begrenzen, nach den Dörfern Closewitz und Lützeroda zurückzuziehen. Dies tat Tauentzien in der Frühe des nächsten Morgens; am Höhenrande ließ er nur ein Bataillon zurück, das den Landgrafenberg besetzte.

Es war ein verhängnisvoller Befehl gewesen; in der vorgefaßten Meinung, daß ein ernster Angriff von dieser Seite nicht drohe und daß die Anhöhen des Saaletales mindestens für Artillerie „unpraktikabel“ seien, hatte man die beherrschende Stellung am Talrande preisgegeben, durch deren Behauptung man dem Gegner die größten Schwierigkeiten hätte bereiten können. Indessen rückten die Franzosen nach. Plänkler zogen in Jena ein und ängstigten die Einwohner; ihnen folgten am Nachmittag stärkere Truppenmassen, die in und bei der Stadt Biwaks bezogen, Feuer anzündeten, Lebensmittel requirierten, bis dann bei Einbruch der Dunkelheit die Requisition zur Plünderung wurde. Ein Teil der französischen Truppen aber wurde in das Mühltal, das sich von Jena her nach Nordwesten zu öffnet, vorgeschoben und erstieg unter unbedeutendem Gefecht die Höhe.

Um 4 Uhr erschien Napoleon selbst. Wie die „Weltseele“ erschien er dem Philosophen Hegel, als er durch die Straßen ritt. Er blieb nicht in der Stadt, sondern begab sich sofort auf die jenseitige Höhe, den „Steiger“; dort, wo heute der Napoleonstein steht, mag er die Gegend gemustert haben. Die Lage war nicht unbedenklich; ein starker Vorstoß der preußischen Armee, deren Lager wenige Wegstunden entfernt war, hätte genügt, um die beiden Korps von Lannes und Augereau, die bisher allein bei Jena standen, in ernsthafte Gefahr zu bringen. Und es gab im Laufe des Nachmittags einen Augenblick, wo es möglich gewesen wäre, die schwache Vorhut der Franzosen hinwegzufegen: als der Fürst Hohenlohe selbst, durch das wachsende Gewehrfeuer veranlaßt, Verstärkungen für Tauentzien heranführte. Aber das Gefecht stockte gerade und schien überhaupt nicht der Rede wert; dafür, daß der Talrand wieder genommen werden müsse, hatte er keinen Sinn, und in sorgloser Stimmung schlug er die Richtung auf

Dornburg ein. Dem König meldete er, die Franzosen seien auf Jena zurückgegangen.

Wie anders Napoleon! Mit der Bestimmtheit des Entschlusses, die zum Wesen des Feldherrn gehört, ordnete er an, daß Lannes' gesamtes Korps auf den Landgrafenberg geführt, und besonders, daß Artillerie hinaufgeschafft würde. Noch in der Nacht ließ er bei Fackelbeleuchtung einen Weg bauen, beobachtete selbst die Arbeiten und feuerte die Leute an. Dann gab er Befehle an die entfernteren Korps: Davout soll von Naumburg auf Apolda marschieren, Bernadotte sich ihm entweder anschließen oder bei Dornburg, Goethes geliebtem Dornburg, die Saale überschreiten. Nach Dornburg soll auch Murat gehen; die Ankunft von Soult und Ney wird für den nächsten Tag bei Jena erwartet. Die Nacht brachte Napoleon auf der Höhe des Landgrafenberges zu. Dort war für ihn ein Zelt aufgeschlagen; aber mehr als einmal erschien er, von Windlichtern geleitet, von Jubelgeschrei begrüßt, bei den Truppen. Es galt die Entscheidungsschlacht zu schlagen gegen eine Armee, um die, mochten ihre Führer noch soviel gefehlt haben, noch immer der Siegesruhm von Roßbach und Leuthen schwebte.

Im preußischen Hauptquartier hatte die Nachricht, daß Naumburg von den Franzosen besetzt sei, den stärksten Eindruck gemacht. Also nicht von Süden her drohte der Angriff, sondern im Osten und Nordosten stand der Feind! Der Abmarsch wurde — gegen Scharnhorsts Meinung — beschlossen, um eine völlige Umgehung zu verhindern. Am Morgen des 13. Oktober wurden die Befehle entworfen: die Hauptarmee sollte von Weimar nordöstlich in der Richtung auf Auerstedt marschieren, Rüchel von Erfurt her in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Weimar einrücken, der Herzog von Weimar, der noch im Thüringer Walde stand, zurückgerufen werden, Hohenlohe endlich sollte vor der Hand bei Jena stehen bleiben, um den Rückzug der Hauptarmee zu decken; zu diesem Zwecke erhielt er auch Befehl, die Saalübergänge bei Dornburg und Camburg zu sichern, was indessen nicht geschehen ist.

In der Frühe des 14. Oktober lagen dichte Nebel über der Landschaft, als die Franzosen nach den Anordnungen des Kaisers, der sich selbst den Truppen zeigte, den Angriff begannen. Es war wieder das Korps Lannes, das vom Landgrafenberge her zuerst ins Feuer kam; rechts wurde es unterstützt durch Truppen des Marschalls Soult. Dieser war im Rautale emporgestiegen, dem nächsten Seitentale der Saale in nördlicher Richtung. Der

Pfarrer des Dorfes Wenigenjena, desselben Dorfes, in dessen Kirche vor 16 Jahren Friedrich Schiller getraut worden war, hatte sich — ein deutscher Pfarrer als Verräter — durch Drohungen nötigen lassen, dem Feinde hier den Weg zu zeigen. Links sollte vom Mühltal her Augereau die Hochfläche erreichen; sein Erscheinen ließ aber auf sich warten. Immerhin waren die Franzosen ihrem Gegner zunächst an Zahl durchaus überlegen; denn ihnen stand nur die Abteilung Tauentziens gegenüber, die nicht über 8000 Mann zählte. Diese hielt aber längere Zeit stand; das Gefecht zog sich hin; der Feind wagte wohl des Nebels wegen nicht einen heftigeren Angriff. Erst gegen 9 Uhr erhielt Tauentzien vom Fürsten Hohenlohe — nicht Unterstützung, sondern die Weisung, zurückzugehen; der Rückzug geschah in guter Ordnung.

Der Fürst hatte immer noch nicht geglaubt, daß es an diesem Tage zur Schlacht kommen würde; er hatte, anders als Napoleon, die Nacht in seinem Hauptquartier zu Kapellendorf zugebracht. Auch als er in der Frühe Nachricht von feindlichen Truppenbewegungen erhielt, beeilte er sich zunächst nicht. Mit der Anordnung des Generals Grawert, der seiner Division Marschbefehl gegeben hatte, war er anfangs keineswegs zufrieden; erst um 8 Uhr sandte er an Rüchel, der nur etwa zwei Wegstunden entfernt war, die Bitte, ihn zu unterstützen, da er heftig angegriffen werde. Er führte nunmehr das Gros seiner Regimenter gegen das Dorf Vierzehnheiligen vor; aber noch hatten sich die Nebel nicht verzogen; so ließ er die Truppen Halt machen. Es entspann sich ein längerer Artilleriekampf; zugleich geriet die Kavallerie beider Heere ins Gefecht, wobei eine preußische Batterie verloren ging. Den rechten Flügel der preußischen Aufstellung bildete eine sächsische Division. Auf dem anderen Flügel stand das Detachement des Generals Holtzendorff; dieser wurde vom Feinde mit Übermacht angegriffen und zum Rückzug gezwungen, den der General, ohne auf die übrigen Heeresteile Rücksicht zu nehmen, in der Richtung auf Apolda antrat.

Inzwischen hatte sich Hohenlohe — es war etwas nach 10 Uhr — zu einer allgemeinen Vorwärtsbewegung entschlossen. Wie auf dem Paradefelde traten die Regimenter an, die Fahnen flatterten, das Spiel wurde gerührt, in trefflicher Ordnung wurden alle Bewegungen ausgeführt, und es konnte einen Augenblick scheinen, als sollte die friderizianische Taktik doch noch einmal zu Ehren kommen: der Feind stutzte, wich zurück, der Kaiser mußte selbst zwei Regimenter zur Hilfe heranziehen. Es war ein peinlicher Augenblick für die Franzosen; die kaiserlichen Garden wurden unruhig, und man hörte aus ihren Reihen den Ruf „vorwärts“, durch den sich der Kaiser

freilich nicht irre machen ließ. Auf der anderen Seite meinte General Grawert dem Fürsten Hohenlohe bereits zur gewonnenen Bataille gratulieren zu sollen; und dieser selbst war zuversichtlicher Stimmung: er meldete Rüchel, der eben seine Hilfe in Aussicht stellte, zurück, es gehe gut, er schlage den Feind an allen Orten, schnelle Unterstützung sei erwünscht. Warum aber wurde die Angriffsbewegung nicht bis zu Ende geführt, warum ließ er es nicht bis zum Bajonettangriff kommen, warum setzte er die Reiterei nicht ein? Sei es, daß er Rüchel erwarten wollte, sei es, daß er die Lage nicht übersah, er ließ vor Vierzehnheiligen Halt machen. Und nun entwickelte sich ein Feuergefecht, in dem die geschlossenen Linien der Preußen gegenüber den aufgelösten Schützenschwärmen ihrer Gegner notwendigerweise den kürzeren ziehen mußten. Gleichzeitig vermochte Napoleon neue Heeresteile ins Feuer zu bringen; rechts kamen frische Regimenter Soults heran, links schoben sich Truppen Neys in die Schlachtordnung ein. Die Verluste der Preußen wurden immer stärker, die Leute gingen zurück und ließen sich schließlich nicht mehr halten; „die Unmöglichkeit, etwas gegen das verheerende Feuer der feindlichen Tirailleurs zu tun, brachte die Mannschaft aus der Fassung", sagte ein Bericht. Der herbeigesehnte Rüchel war noch nicht gekommen; so mußte gegen 1 Uhr der Fürst den Rückzug anordnen, der bei den meisten Truppenteilen in Flucht überging. Den Fürsten nahm ein sächsisches Grenadier-Bataillon in die Mitte, bildete Karree und wies alle Angriffe der französischen Kavallerie zurück. Am längsten harrte auf dem Schlachtfelde die sächsische Division aus, die den rechten Flügel bildete; sie hatte keinen Befehl zum Abmarsch erhalten. Als sie endlich zu spät ebenfalls den Rückzug antrat, wurde sie fast völlig zersprengt oder gefangen genommen.

Inzwischen war auch Rüchel auf dem Kampfplatze erschienen. Wie es möglich gewesen ist, daß er, trotzdem er vor 9 Uhr die Bitte des Fürsten erhalten hatte, erst um $^{1}/_{2}$2 Uhr eintraf, ist nicht aufgeklärt. Obwohl Eile vonnöten war, ging der Marsch nach allen Regeln der Kunst vor sich; die Bataillone marschierten im Tritt mit genauester Richtung, die Züge mit gehörigen Distanzen. „Wehe dem Unteroffizier", berichtet ein Teilnehmer, „der seine Distanz, dem Soldaten, der Tritt und Richtung verlor; Fuchtel und Stock regierten nach gewohnter Art, wie auf dem Exerzierplatze". Erst als von Hohenlohe die Nachricht eintraf, er rücke glücklich vor, wurde „der pedantische Schneckenmarsch" beschleunigt. Rüchel hatte 15 000 Mann bei sich, genug Truppen, um den Feind aufzuhalten, wenn er an dem westlichen Rande des ziemlich tief eingeschnittenen Tales Stellung nahm, in dem das

Dorf Kapellendorf liegt. Aber in dem Geiste vorwärtsstürmender Bravour, der diesen General erfüllte, in der vorgefaßten Meinung, daß einem nach den Regeln der friderizianischen Taktik angreifenden preußischen Heere keine fremden, wenn auch noch so guten Truppen widerstehen könnten, ordnete er den Angriff an. In das Tal hinab stiegen die Truppen; durch die engen,



Gemalt von Horace Vernet. Gestochen von Friley.

Murat Berthier Napoleon

Napoleon in der Schlacht bei Jena, 14. Oktober 1806.

mit Wagen und Menschen angefüllten Dorfstraßen von Kapellendorf zogen sie hindurch; nun ging es regimenterweise, in Staffeln geordnet, die Höhe hinan zum Angriff. 12 Eskadrons und 1 Batterie bildeten die Avantgarde; dann kamen als Gros 5 Infanterie-Regimenter; weit zurück, jenseit des Dorfes standen die Reserven. Nach den Regeln der Paradetaktik geschah der Vorstoß; en éventail wurde deployiert, en échelon aus der Mitte angegriffen. Der Talrand wurde erstürmt, der Feind wich zurück. Aber weiter kam man nicht; zu stark waren die Verluste der in geschlossenen Linien An-

stürmenden. Die feindlichen Tirailleurs lagen in guter Deckung und schienen kaum erreichbar; die französische Artillerie wirkte furchtbar, während die Preußen selbst nur ganz wenige Geschütze hatten, die schnell verstummten. So stockte der Vorstoß; Rüchel selbst ward verwundet; nach einem halbstündigen Kampfe flutete alles zurück. Die Schlacht war entschieden.

In vier Teilen hatte sie sich abgespielt. Zuerst waren die Vortruppen Tauentziens im Kampfe gewesen und, da sie ohne Unterstützung blieben, zurückgedrängt worden. Dann war das Korps Holtzendorffs unterlegen. Darauf hatte das Gros des Hohenloheschen Heeres bei Vierzehnheiligen gefochten und war zuletzt gewichen. Schließlich war Rüchel herangestürmt und auf das Haupt geschlagen worden. Gegen den größten Feldherrn der Zeit hatte man die Armee nicht geschlossen, sondern stückweise geführt. Was half bei solchen Mängeln des Oberbefehls persönliche Tapferkeit der Feldherren? Was konnte es nützen, daß sich Hohenlohe selbst in unerschrockenster Weise den Geschossen des Feindes ausgesetzt hatte? Jetzt war von ruhigem Erwägen bei ihm nicht mehr die Rede; für den Rückzug wurden ganz ungenügende Anordnungen getroffen. Der Fürst ließ sich — so berichtet der Hauptmann v. Gneisenau — willenlos durch Weimar führen. Ein Teil der Flüchtigen war von einigen noch frischen Bataillonen an einem Walde bei Weimar, dem Webicht, aufgenommen und gesammelt worden; aber wenige Kanonenschüsse des Feindes genügten, um sie auseinander zu sprengen. Das Heer löste sich auf; Flucht, regellose Flucht war die Losung. „Zuletzt lief ich mit den andern davon“, bekennt wiederum Gneisenau, „in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen“.

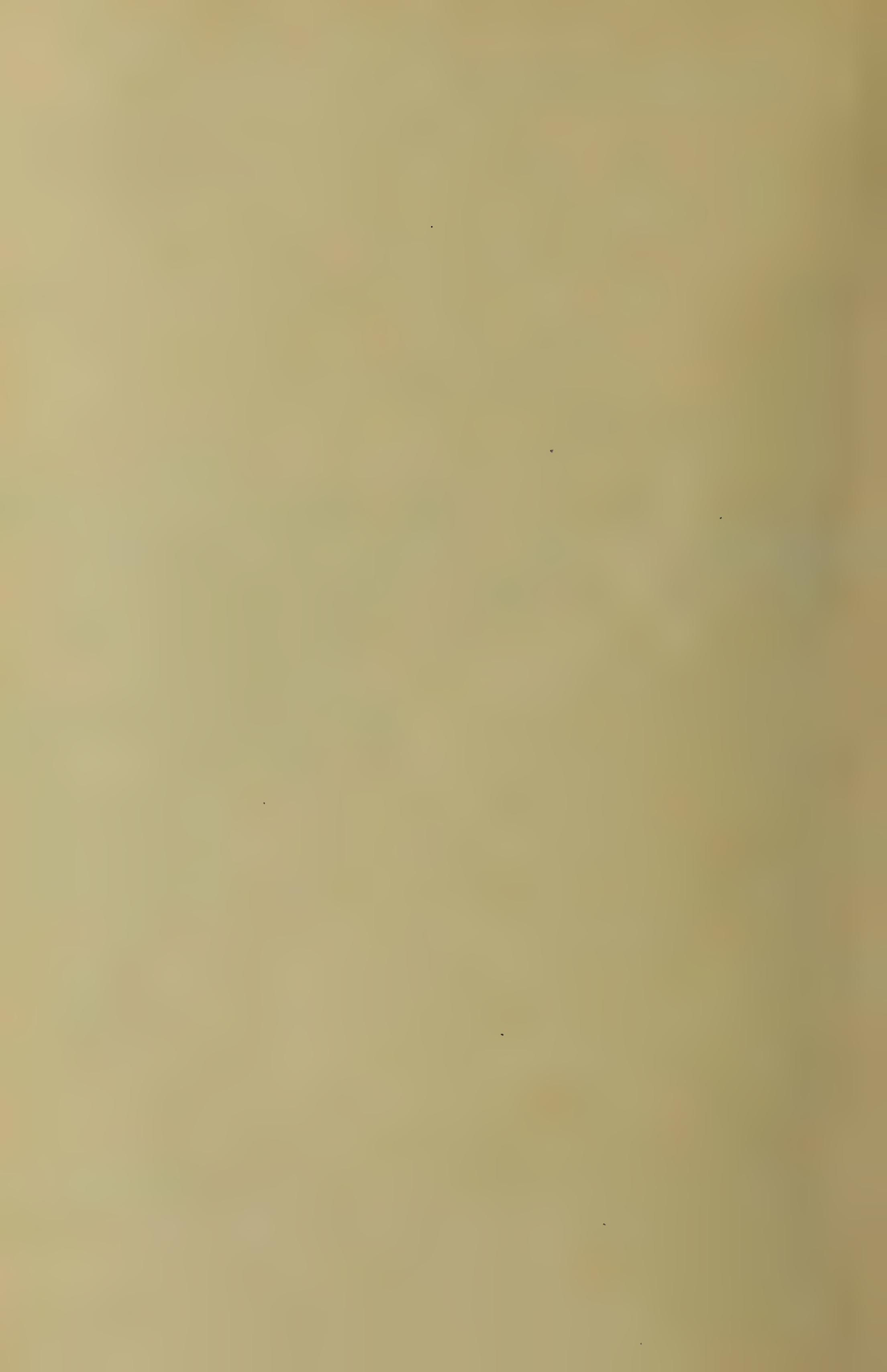
Es war eine blutige Schlacht gewesen; auch die Franzosen hatten starke Verluste gehabt. Die ins Gefecht geführten französischen Streitkräfte waren nicht wesentlich stärker als die preußischen gewesen; auf französischer Seite hatten 54 000, auf preußisch-sächsischer nach Berechnung Friedrich Wilhelms 46 800, nach neueren Forschungen 53 000 Mann mitgefochten. Aber die Franzosen waren zielbewußt und einheitlich geführt, die preußischen Kräfte waren verzettelt worden.

In Weimar drangen plündernd die Franzosen ein. „Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von Allem entblößt hat“, berichtet Goethes Schwager Vulpius. „Nicht 10 Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand und — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park.“ Goethe selbst

Skizze
zur Schlacht bei Jena,
am 14. Oktober 1806.



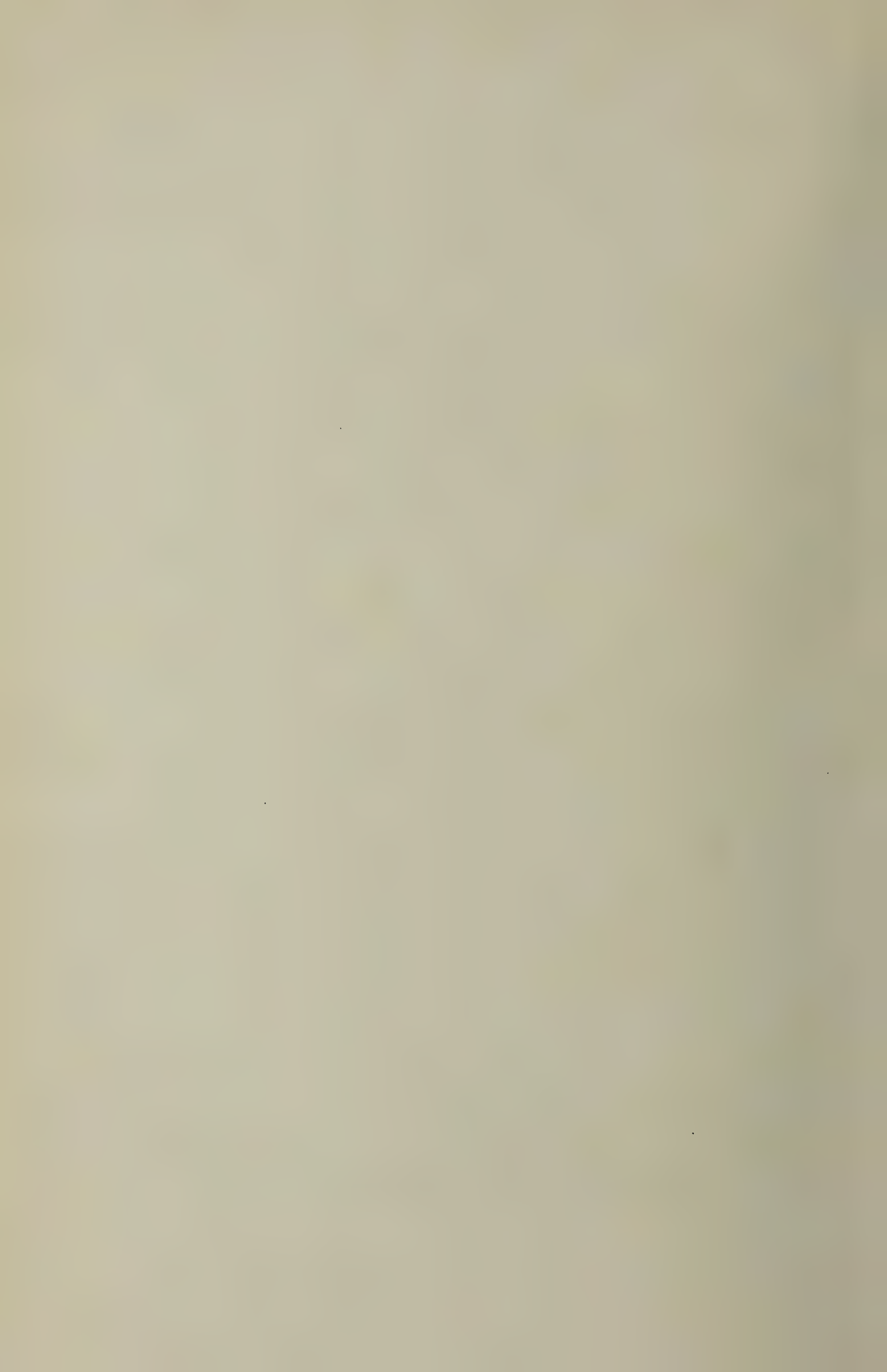
Geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.





Gezeichnet von Martinet. Gestochen von Brunellière.

Die Schlacht bei Jena, 14. Oktober 1806.



wurde bedroht. Zunächst hatten sich 16 Husaren bei ihm einquartiert, die sich jedoch mit dem, was sie bekamen, zufrieden zeigten. Später aber erzwangen zwei Tirailleurs den Eintritt in das Haus, ließen sich anfangs durch die eindrucksvolle Gestalt des Hausherrn, der ihnen im Nachtgewande entgegentrat, imponieren, drangen aber nachher im betrunkenen Zustande in sein Zimmer ein; damals bewährte sich Goethes Hausgenossin, Christiane Vulpius, die nicht die Fassung verlor und mit einem Helfer zusammen die „brutalen Kerls" hinausdrängte. Am nächsten Morgen erhielt das Haus des Dichters auf Befehl der französischen Marschälle eine Schutzwache. Dieser aber faßte jetzt den Entschluß, „seine kleine Freundin, die soviel an ihm getan und auch diese Stunden der Prüfung mit ihm durchlebt hatte, völlig und bürgerlich als die Seine anzuerkennen"; wenige Tage nach der Schlacht ließ er sich mit ihr in der Sakristei der Schloßkirche in aller Stille trauen und die Trauringe vom 14. Oktober datieren. Gleichzeitig war er bemüht, seinen Freunden zu dienen, die mehr gelitten hatten als er, und den wissenschaftlichen Anstalten in Weimar und Jena zu helfen, die ihm so sehr am Herzen lagen. „Jeder muß sich nur in diesen ersten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun schon wieder anfangen, um sich her und für andere zu wirken." Aber diese tätige Teilnahme bezog sich doch nur auf den kleinen Kreis, in dem er lebte; nicht auf das große Vaterland. Die Nachricht von dem Ende des alten deutschen Reiches, die er vor einigen Monaten auf der Rückreise von Karlsbad erhielt, hatte keinen tieferen Eindruck auf ihn gemacht; „ein Zwiespalt des Bedienten und des Kutschers auf dem Bocke hatte ihn mehr in Leidenschaft versetzt als die Spaltung des römischen Reiches". So zog er sich auch jetzt aus der allgemeinen Not in die Stille seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zurück und arbeitete weiter an seiner Farbenlehre. Schon vor Jahren hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen kann." Er wollte sich auch jetzt „der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut", das gleichmäßige innere Wachsen nicht stören lassen.

Anders wirkten die Begebenheiten ein auf einen Mann, der freilich damals wie später von einer harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit in Goetheschem Sinne weit entfernt, in dem einen aber dem großen Genius überlegen war, daß er die Not seines Volkes wie die eigene fühlte, Friedrich Ludwig Jahn. Der hatte, in der Absicht, sich in Göttingen als



(Bildnis aus späterer Zeit.)
Lithographie von F. Hickmann nach Biows Lichtbild.

akademischer Lehrer niederzulassen, in Goslar über wissenschaftlicher Forschung gesessen, „als das Kriegsgewitter ihn übereilte; und sogleich gingen seine Gedanken vom Hörsaal ins Feldlager; er warf die Feder weg, um zum Schwert zu greifen". In der Hoffnung, im preußischen Hauptquartier etwas wie eine Sekretärstelle zu erhalten und so dem preußischen Vaterlande dienen zu können, war er nach Thüringen gewandert; so erlebte er mit Entsetzen die Niederlage und Flucht des preußischen Heeres. In jener Nacht ergraute dem noch nicht Dreißigjährigen das Haar.

Die Armee des Herzogs von Braunschweig war am 13. Oktober von Weimar in nordöstlicher Richtung über Apolda marschiert. Bei dem König befand sich auch die Königin. Erst als man erkundete, daß französische Truppen bereits die Saalebrücke bei Kösen überschritten hätten, kehrte sie um, auf den dringenden Rat des Herzogs von Braunschweig; es war, wie sie selbst schreibt, „das einzige Mal, daß ich ihn seine Meinung bestimmt und nachdrücklich habe äußern hören". Sie fuhr nach Weimar zurück, um von dort am nächsten Tage in nördlicher Richtung abzureisen. Die Truppen lagerten am Abend in der Gegend von Auerstedt. Die Landschaft ist hügelig; nordwestlich von dem tiefgelegenen Auerstedt liegt malerisch auf der Höhe Eckartsberga mit der Ruine einer alten Burg; in nordöstlicher Richtung steigt die Straße empor bis nach dem Dorfe Hassenhausen, um sich dann nach dem Saaletal und Kösen hinabzusenken.

Wie man bei Jena versäumte, den Talrand genügend zu besetzen, so vergaß man es hier, Truppen auf die Höhe hinaufzuschieben. So konnte es kommen, daß der General Blücher, als er in der Frühe des 14. Oktober bei dichtem Nebel mit Kavallerie vorging, auf der Höhe bei Hassenhausen bereits feindliche Truppen vorfand; es war die Vorhut des Marschalls Davout, der seinem aus 3 Divisionen bestehenden Korps Befehl gegeben hatte, von Naumburg über Kösen zu marschieren, und dessen erste Division gleich darauf auf dem Schlachtfelde erschien.

Man glaubte anfangs auf preußischer Seite, es nur mit schwachen feindlichen Streitkräften zu tun zu haben, die Blücher durch einen Kavallerieangriff leicht zurückwerfen zu können hoffte. Aber der Vorstoß mißlang, da der Gegner mehr Infanterie und Artillerie hatte, als man vermutete; die preußischen Reiter stutzten erst, dann gingen sie zurück. Sie bewährten hier so wenig wie bei Jena ihre vielgerühmte Tüchtigkeit. Nur mit Mühe gelang es nachher, einige Schwadronen wieder zu sammeln; einige Geschütze, die sich zu weit vorgewagt hatten, fielen dem Feinde in die Hände. Inzwischen erhielten beide Teile Verstärkungen. Auf französischer Seite erschien eine neue Division, auf preußischer ging die Division Schmettau vor und marschierte auf dem linken Flügel auf, während sich die Division Wartensleben allmählich rechts von ihr gegen Hassenhausen entfaltete. Dem Herzog von Braunschweig hatte der Beginn der Schlacht alle die Entschlossenheit wiedergegeben, die er vorher hatte vermissen lassen. Er war der besten Zuversicht. Zwei Höhen, die er in der linken Flanke des Feindes erspähte, erschienen ihm als „der Schlüssel des Sieges“; er befahl, den Marsch der Truppen dorthin zu richten. Schade nur, daß er noch immer Scharnhorst grollte; ihn



**Louis Nicolas Davout,
Fürst von Eggmühl, Herzog von Auerstedt.**

Nach dem Stich von Zschoch.

sandte er nach dem linken Flügel, indem er ihn in bestimmter Weise für alles, was dort geschähe, verantwortlich machte. So ward dieser denn mit einer Sonderaufgabe betraut, obwohl er als Generalquartiermeister an die Seite des Oberbefehlshabers gehörte. Das mußte dem Ganzen umsomehr schaden, als bald darauf der Herzog von Braunschweig schwer verwundet wurde. Dem linken Flügel dagegen schien es nützlich werden zu sollen, daß Scharnhorst kommandierte. Man konnte eine Zeitlang hoffen, daß wenigstens hier der Armee Erfolge beschieden seien; feindliche Umgehungsversuche wurden zurückgewiesen, die Preußen gingen vor und erhielten Verstärkungen. An Reiterei freilich war nur eine einzige Schwadron vom Dragoner-Regiment Königin vorhanden, von demselben Regiment, das einst die Schlacht bei Hohenfriedberg entschieden hatte, und diese zeigte sich des ererbten Ruhmes wert; sie eroberte eine verlorene Batterie zurück und gewann feindliche Geschütze dazu. Ihr folgte die Infanterie. Hassenhausen, der entscheidende Punkt, ward im Norden von den Truppen Scharnhorsts, im Süden von dem ebenfalls vordringenden rechten Flügel der Preußen umfaßt. Schon glaubte Scharnhorst an den Sieg: er rief seinen Leuten zu, sie hätten die preußische Monarchie gerettet.

Aber es fehlte ihm an Kavallerie; es war verhängnisvoll, daß die preußischen Reiter zu Beginn der Schlacht so starke Verluste erlitten hatten. Entscheidend jedoch wurde für den Ausgang des Kampfes, daß, nach der schweren Verletzung des Herzogs — er hatte einen Schuß durch beide Augen erhalten — das Heer ohne Oberbefehlshaber war; der König übernahm die Führung nicht, übertrug sie aber auch keinem andern. So fehlte es seitdem an Einheit der Anordnungen. Zudem konnte man sich nicht entschließen, die bisher siegreiche Infanterie des rechten Flügels zum Bajonettangriff auf Hassenhausen selbst vorgehen zu lassen; sie blieb stehen, wie die Infanterie Hohenlohes vor Vierzehnheiligen, und erschöpfte ihre Kräfte in einem verlustreichen Feuergefecht. Inzwischen aber war auch die dritte von Davouts Divisionen herangekommen; im Laufschritt wurde sie von dem Marschall selbst vorgeführt, wies verschiedene Kavallerieangriffe ab und drängte allmählich die preußischen Bataillone zurück.

Jetzt erst erschien die sehnlich erwartete Division des Prinzen von Oranien, des Schwagers des Königs; sie war weit zurückgewesen und hatte noch dazu in Auerstedt durch die verfahrene Bagage Aufenthalt gehabt. „Die Leute waren“, wie der König selbst es schildert, „voller guten Willen und Muts und bekräftigten es durch lautes und allgemeines Zurufen“;

aber sie konnten doch nur für kurze Zeit das Andrängen des Feindes aufhalten. So wich denn zuerst der rechte Flügel; darauf räumte auch der linke seine Stellungen.

Noch war ein bedeutender Teil der preußischen Armee nicht im Feuer gewesen, insbesondere die von dem General Grafen Kalckreuth befehligte



Gezeichnet von C. Vernet. Gestochen von J. J. Wolff.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig
wird in der Schlacht von Auerstedt, 14. Oktober 1806, tödlich verwundet.

Reservedivision. Aber gerade für diese Truppen machte sich der Mangel eines einheitlichen Oberbefehls in verhängnisvollster Weise geltend. Ein Teil von ihnen war nach den Anhöhen, die sich zwischen Auerstedt und dem Ilmtal erheben, geraten und dort ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Schlacht geblieben. Noch standen unter Kalckreuth drei Infanteriebrigaden zur Verfügung. Zwar griff der König ein: er gab den Befehl, „wer fertig wäre, möchte machen, daß er vorkäme", und ritt darauf selbst die Front der Reservetruppen entlang. Ein Teil der Reserve ging auch

vor, aber zu spät, um mehr leisten zu können als den Rückzug zu decken; dabei zeichnete sich Prinz August aus, der tapfere Bruder des Prinzen Louis Ferdinand. Der Rest aber blieb, da keine weiteren Befehle kamen, bei Eckartsberga stehen. Schließlich kam die Weisung, Graf Kalckreuth „möchte seine Retraite machen, als wenn er allein da kommandierte"; so trat er den Abmarsch an und deckte mit seinen Truppen den Rückzug der drei Divisionen, die im Kampf gewesen waren. Sie waren nach dem Bericht des Königs „leider gänzlich aufgelöst. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum."

Die Schlacht war verloren. Und doch hatten die Franzosen kaum 27 000, die Preußen nach Angabe des Königs 44 000, nach neueren Berechnungen sogar 50 000 Mann gehabt; aber freilich, wie man bei Jena die Truppen in drei gesonderten Teilen ins Feld führte, so nahm hier ein Drittel der Armee überhaupt nicht oder doch viel zu spät am Treffen teil. Einer der letzten, die durch Auerstedt zurückgingen, war Scharnhorst. Er hatte, obwohl selbst verwundet, sein Pferd dem Prinzen Heinrich gegeben, dem Bruder des Königs, der mit ihm zusammen auf dem linken Flügel gefochten hatte, und dem das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war; dafür hatte er das Gewehr eines Musketiers über die Schulter genommen.

Auch der Feind hatte starke Verluste, 7000 Mann, also mehr als ein Viertel seiner Gesamtstärke. Trotzdem drängte seine Kavallerie noch ziemlich weit vor, ohne seitens der preußischen Kavallerie tatkräftigen Widerstand zu finden, obwohl diese von Anfang der Schlacht an weit überlegen gewesen war.

Wohin sollte die geschlagene Armee den Rückzug nehmen? Wollte man Berlin decken, so hätte man nach Norden abbiegen müssen; aber das schien die Rücksicht auf Hohenlohe zu verbieten, von dessen Niederlage man noch nichts ahnte, und mit dem man sich zunächst glaubte vereinigen zu müssen; vielleicht, so hoffte man, würde man dann an den Abhängen des Ettersberges eine neue Schlacht annehmen können. Also nach Weimar ging der Marsch. Aber als man in die Gegend von Apolda kam, traf man auf das Korps Bernadotte, der über Dornburg dahin marschiert war; man bog also rechts ab; dabei fielen zwei Bataillone und eine Husarenabteilung in die Hand des Feindes. Erst als der König in die Gegend von Weimar gelangt war, erfuhr er durch einen Offizier der Hohenloheschen Armee von dem Unglück bei Jena. Neue Entschlüsse mußten gefaßt werden. Bisher war

Skizze
zur Schlacht von Auerstedt
am 14. Oktober 1806.



Maßstab 1:100000.

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 5000 6000 7000 Meter

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S. Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



Erfurt als Versammlungspunkt festgehalten worden; jetzt entschied man sich für die Richtung auf Nordhausen. Aber ein Teil der Armee, dabei der Feldmarschall Möllendorf, der Prinz von Oranien und drei andere Generäle, erfuhren von dieser Änderung nichts und zog nach Erfurt. Dort waren etwa 10 000 Mann vereinigt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erfurter Zitadelle, der Petersberg, wenigstens so weit kriegsbereit war, daß sie eine Reihe von Tagen hätte Widerstand leisten und so einen Teil der feindlichen Truppen in Anspruch nehmen können; es ist ferner unzweifelhaft, daß, falls schnell gehandelt wurde, die Truppen in nördlicher oder nordwestlicher Richtung hätten fortgeführt werden können, zumal der Herzog von Weimar, der nach unbegreiflich langsamem Marsche endlich von seinem nutzlosen Streifzug über das Gebirge zurückgekommen war, unmittelbar nordwestlich von der Stadt stand und seine Unterstützung anbot; es ist drittens gewiß, daß es preußischen Generälen die Ehre verbieten mußte, feindlicher Kavallerie ohne Kampf eine preußische Festung zu übergeben. Denn zunächst stand nur Murat mit seiner Kavalleriedivision vor den Toren der Stadt; erst am Abend des 15. kam auch etwas Infanterie an. Aber den greisen Möllendorf hatten seine Körperkräfte völlig verlassen; der Prinz von Oranien sprach sich für Kapitulation aus; keiner der Generäle versagte dem Beschluß den Gehorsam. Zwei Tage nach der Schlacht streckte die Garnison auf dem Glacis der Festung die Waffen. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort hin, erst nach ihrer Auswechselung wieder zu dienen, entlassen.

Der König war am Morgen nach dem Schlachttage in Sömmerda angelangt. Er sah keine andere Rettung als durch Unterhandlungen. Am Vormittag des 15. war ihm ein Schreiben Napoleons übergeben worden, die Antwort auf seinen Absagebrief vom 26. September. Es war ein Brief, wie ihn nur ein Napoleon schreiben konnte: „Sire, Ew. Majestät wird besiegt werden. Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Leben Ihrer Untertanen ohne auch nur den Schatten eines Vorwandes preisgegeben haben." Aber der Brief enthielt doch auch die Versicherung, daß Napoleon diesen Krieg nicht gewünscht habe. Daran knüpfte der König an und bat um einen Waffenstillstand. Aber er tat mehr: er gab seinen Truppen Befehl, bei einem Zusammenstoß nicht die Feindseligkeiten zu beginnen, sondern den französischen Befehlshabern mitzuteilen, daß Unterhandlungen angeknüpft seien. Es war ein schwachmütiger Befehl, aber er entsprach der allgemeinen Depression; wie weggeweht schien der altpreußische Kriegertrotz.

Nur von einer wackeren Tat ist aus jenen trüben Tagen zu berichten: Leutnant v. Hellwig befreite bei Eisenach in kühnem Angriff mit 50 Husaren einen Zug von 4000 Gefangenen. Die Stimmung der Mannschaften freilich zeigte sich bei dieser Gelegenheit in erschreckender Weise: man hatte die Befreiten nach Göttingen gewiesen, von wo sie ein General weiterführen sollte; aber dieser fand niemand von ihnen vor. „Niemals war eine Armee in einem solchen Zustand der Deroute“, schrieb Soult an seinen Kaiser; „die Straße ist mit Tornistern, Gewehren und Ausrüstungsstücken bedeckt; mir scheint es sicher, daß sich die Preußen nicht länger schlagen wollen und daß Offiziere wie Soldaten vom Schrecken erfaßt sind“. Der König verließ die Armee und begab sich voran nach Magdeburg; dorthin sollten die Truppen nachkommen. Das Kommando über die bisherige Hauptarmee führte zunächst Graf Kalckreuth; nachher wurde Hohenlohe mit dem Oberbefehl über alle Truppen links der Oder beauftragt. Auch für Kalckreuth hatte es einen Augenblick gegeben, wo ihn die Lust, zu kapitulieren, anwandelte. Damals hat ihm Prinz August ins Gesicht erklärt, er werde bekannt machen lassen, daß alle Hundsfötter sich ergeben könnten; die braven Leute aber würden gewiß seinem Beispiel folgen.

Vom Feinde gedrängt, zog die Armee über Sondershausen und Nordhausen dem Harze zu und sodann, mit Ausnahme der Artillerie, die westlich um den Harz herummarschierte, in verschiedenen Richtungen über das wenig wegsame Gebirge. „Das waren Greuel! Tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben“, schreibt Gneisenau. In Gewaltmärschen ging es weiter. So entzog man sich einigermaßen den nachfolgenden Franzosen, dem Marschall Soult und den Reiterregimentern Murats, hinter denen wieder Ney folgte. Aber durch die Eile wuchs die Unordnung und lösten sich die Abteilungen immer mehr auf.

Welchen Anblick bot Magdeburg, die Feste, die von den heranströmenden Trümmern der geschlagenen Armee von allen Seiten aufgesucht wurde! „Das Sudenburger Tor“, berichtet ein Augenzeuge, „war dergestalt von Gerät, Menschen und Pferden verstopft, daß es mir mit Zurücklassung meiner Pferde erst spät und mit Lebensgefahr gelang, in die Stadt zu kommen. Der Breiteweg, die Nebengassen waren so dicht verfahren, von Menschen und Pferden, von Verwundeten und Wehklagenden angefüllt, daß man jeden Schritt vorwärts mit neuer Lebensgefahr erkaufen mußte.“ Kaum daß Hohenlohe selbst ein Quartier fand. Die Verpflegung entbehrte naturgemäß jeder Ordnung; der Gouverneur von Magdeburg, General

v. Kleist, weigerte sich bald, mehr Brot herauszugeben, da dadurch die Garnison geschädigt würde. Dazu die entmutigende Kunde, daß der König bereits nach Küstrin vorausgegangen sei; ferner die schmerzliche Nachricht, daß das Reservekorps von 16 000 Mann, das unter dem Herzog Eugen von Württemberg bei Halle stand, am 17. Oktober durch Bernadotte besiegt worden sei. Das Korps hatte an diesem Tage den Abmarsch antreten sollen; da wurde es infolge mangelhafter Aufstellung von Vorposten vom Feinde überrascht, die langen Brücken, die westlich von Halle über die Saalarme führen, wurden erstürmt und im Straßenkampfe die Preußen aus der Stadt getrieben. Das Korps verlor ein Drittel seiner Mannschaften, mehrere Fahnen und Geschütze; dabei war es nicht viel schwächer gewesen als der Gegner und hatte in der durch den Fluß verteidigten Stadt eine nicht ungünstige Stellung gehabt. Die Reste des Korps wandten sich nach Magdeburg.

Wohin nun mit der Armee? Hohenlohe bestimmte Stettin als Ziel und wählte den Weg über Rathenow, Ruppin und Prenzlau. Ein Teil der Armee, der, wie sich nachher herausstellte, viel zu groß war, blieb zur Verstärkung der Magdeburger Garnison zurück. Zwei Korps ferner hatten die Hauptarmee noch nicht erreicht. Die schwere Artillerie war, wie oben erzählt, westlich des Harzes marschiert. Ihre Führung hatte Blücher übernommen, und bei ihm befand sich auch der bisherige Generalquartiermeister Scharnhorst; dieser hatte sich, wie er seinem Sohne schrieb, „aus Verdruß der Arrieregarde angeschlossen", was für diese ein großer Gewinn, für die Hauptarmee und den Fürsten Hohenlohe, der nunmehr ganz dem Einflusse Massenbachs ausgeliefert war, ein schmerzlicher und folgenreicher Verlust war. Hinter Blücher marschierte der Herzog von Weimar. Beide trafen in Wolfenbüttel zusammen und machten aus, da Magdeburg nicht mehr erreichbar war, weiter unterhalb dieser Stadt die Elbe zu überschreiten. Sie wählten Sandau. Dort ging Blücher am zehnten Tage nach der Niederlage über den Strom. Zwei Tage später folgte ihm der Herzog von Weimar. Den Übergang deckte der Oberst v. York, Chef des Fußjägerregiments, der mit 6 Kompagnien seiner Jäger und 3 Füsilier-Bataillonen bei dem Dorfe Altenzaun Stellung genommen hatte. Dort wies er den Angriff Soultscher Truppen zurück und brachte ihnen empfindliche Verluste bei. In der Nacht führte er seine Mannschaften den übrigen nach auf das andere Elbufer hinüber; den Feind täuschte er, indem er nach des großen Friedrich Art die Wachtfeuer brennen ließ. York und die Seinen konnten

zeigen, daß Mut und Kaltblütigkeit in der preußischen Armee noch nicht erstorben waren; aber was bedeutete bei dem ungeheuren Zusammenbruch das Gefecht bei Altenzaun!

Die preußische Armee, einst ein herrliches Werkzeug in der Hand des Meisters, war fast vernichtet; niemals in neuerer Zeit ist die Kriegsmacht eines großen Staates in einer so entsetzlichen Weise zerschmettert worden. Wo liegen die Ursachen für ein so gewaltiges, schmerzliches Ereignis? Sie liegen nicht in mangelnder Tapferkeit der Soldaten. Daß sich die Truppen im allgemeinen gut geschlagen haben, geht schon aus den nicht geringen Verlusten des Gegners hervor, wird aber auch mehrfach bezeugt. „Jauchzend", so berichtet der Kommandeur eines Infanterie-Regiments, eilten seine Leute bei Auerstedt zur Schlacht. „Alles brannte vor Begierde, sich mit dem Feinde zu schlagen, als Halt! an die ganze Linie kommandiert wurde", so schildert ein anderer den Augenblick, als der preußische Angriff vor Vierzehnheiligen stockte. Als Rüchel nach dem Mißlingen seines Angriffs den Rückzugsbefehl gab, wollten die Mannschaften vom Regiment Winning nicht zurückgehen, sondern fuhren fort zu feuern, so daß einer der Bataillonskommandeure, um Gehorsam zu erreichen, ihnen die Gewehre mit dem Degen in die Höhe schlug. „Der Geist des gemeinen Mannes war und blieb bis zum letzten Augenblick vortrefflich, ja, in Anbetracht der vorhergegangenen Entbehrungen bewunderungswürdig", so faßt ein anderer Augenzeuge sein Urteil zusammen. Und die Offiziere? In der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt sind 19 Generäle und 540 Offiziere gefallen oder verwundet. Mangelnde Tapferkeit hat die Niederlage nicht verschuldet; der Grund der Niederlage lag in der schlechten Führung und in der fehlerhaften Ausbildung und Organisation der Armee.

Diese Armee, äußerlich die schönste der Welt, an exakter Ausführung der taktischen Bewegungen allen anderen überlegen, dieses Heer, dessen Revuen von Besuchern aus aller Herren Ländern aufgesucht und angestaunt wurden, hat, zu einem guten Teil aus Sparsamkeitsrücksichten, nicht die Ausbildung erhalten, die, zumal gegenüber einem Feinde, wie es Napoleon war, nötig war. Als ein Heer von Berufssoldaten konnte es erscheinen; denn lange, 20 Jahre und mehr dauerte die Dienstzeit auch für den Inländer. In der Tat aber wurde die Zeit des Dienstes auf das stärkste verkürzt, ebenso für die Inländer wie für die meisten geworbenen Leute. Was zunächst die In-

länder, die eingezogenen Kantonisten, betraf — ihre Zahl betrug bei einem kriegsstarken Infanterie-Regiment für gewöhnlich etwa 1400 Mann, bei einigen etwas mehr, die der Ausländer 840, teilweise noch etwas weniger —, so wurden sie nach Beendigung des sechswöchentlichen Frühjahrsexerzierens regelmäßig beurlaubt und nur vor den Revuen, die, wiederum der Sparsamkeit wegen, damals nur alle zwei Jahre abgehalten wurden, auf sechs Wochen eingezogen. Selbst die Rekruten blieben im ersten Jahre nur drei Monate bei der Fahne; dann ließ man sie gehen. Aber auch die geworbenen Leute taten nur zum Teil Dienst. Wer irgend als sicher galt, ward als „Freiwächter“ in der Garnison beurlaubt; seine Löhnung fiel dem Kompagniechef zu, der ja damals auch für die wirtschaftlichen Angelegenheiten seiner Kompagnie, für Verpflegung und Bekleidung zu sorgen hatte, und dem sich hier eine willkommene, bei der allgemeinen Knappheit der Mittel unentbehrliche Einnahmequelle eröffnete.

Wie sollte bei einer so kurzen Dienstzeit eine gründliche Einzelerziehung der Mannschaften erreicht werden! Wie hätte der Kavallerist eine tüchtige Reitausbildung erhalten, der Infanterist die nötige Schießfertigkeit erlangen können! Massendressur war die Losung; und das war ja auch durch die Überlieferung vorgeschrieben. Der große Friedrich hat nie viel von den moralischen Faktoren als Triebfedern zu militärischen Tugenden gehalten; und wie hätte er es auch gekonnt einer Armee gegenüber, die zu einem großen Teile aus Fremden bestand, aus geworbenen Leuten, unter denen nach Scharnhorsts Urteil die Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland waren. Unbedingter Gehorsam erschien als das letzte Ziel der militärischen Erziehung, Furcht als das wichtigste Erziehungsmittel; mehr als einmal hat Friedrich den erschreckenden Grundsatz ausgesprochen, daß „der gemeine Mann vor dem Offizier mehr Furcht haben müsse als vor dem Feinde“. Nun ist kein Zweifel, daß trotzdem in sehr zahlreichen Fällen ein gutes Verhältnis zwischen Soldat und Offizier bestand; und daß, wenn auch der Stock die letzte Hilfe darstellte, doch die Behandlung der Leute unter dem Einfluß des philanthropischen Zeitgeistes wesentlich milder als früher geworden war. Aber dabei blieb es doch, daß die soldatische Ausbildung sich nicht an den einzelnen wandte, sondern an die Masse, daß nichts vom soldatischen Stolz, nichts vom Ehrgefühl, nichts von der Vaterlandsliebe, sondern alles vom Zwang erwartet wurde. Wenn das Preußen Friedrichs überhaupt als ein ungeheures Triebwerk erscheint, dessen Räder sich nach einem Willen drehen, so insbesondere die Armee. Einst war es

ein überragendes Genie, ein ungeheurer Wille, der dies alles in Bewegung setzte; davon war nichts mehr zu spüren. Es ist ein unpersönlicher, unselbständiger Geist, der hier zur Herrschaft gelangt ist. Alle Mängel der persönlichen, moralischen Ausbildung sollen ersetzt werden durch die Künste der Taktik.

„Egalité ist die erste Schönheit des Militärs“, so heißt es in einem Erlaß König Friedrich Wilhelms III. aus dem Jahre 1798; äußere Gleichmäßigkeit ist in erster Linie anzustreben. Es ist bekannt, wie sehr der gesamte Dienst auf die Parade zugeschnitten war. Die Art der Anforderungen, die hier gestellt wurden, das große Gewicht, das auf die peinlich genaue Ausführung aller Bewegungen gelegt wurde, mußte eine Geistesrichtung fördern, die in dem Mechanischen die Hauptsache sah und ganz vergaß, daß alle diese Künste doch nur Mittel zum Zweck waren. Daher kam es denn auch, daß die Offiziere so oft versagten, wo es sich nicht um Ausführung des Bekannten, oft Dagewesenen, um Gehorsam und Pünktlichkeit handelte, sondern um Selbständigkeit, Kühnheit, Freiheit des Entschlusses; dazu waren sie nicht erzogen. Gewiß gab es gar manchen Kritiker, der sich durch das glänzende Äußere der in Parade stehenden Truppen nicht blenden ließ; weit mehr Anhänger fanden doch die Grundsätze des Generals Saldern, des exaktesten Taktikers der Zeit, dem nach militärischem Urteil zahlreiche treffliche Einzelvorschläge verdankt werden, dessen Art aber doch auf das schärfste gekennzeichnet wird durch den berühmten Satz: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei.“ Einer solchen Denkweise erschien die Geometrie als „der wahre, eigentliche Maßstab“ der Taktik, künstliche Evolutionen als das einzige Mittel zum Siege; und das in einer Zeit, wo die Franzosen durch Aufgabe der Lineartaktik, durch die Pflege des Tiraillierens, des zerstreuten Gefechts, die Welt eroberten. Aber das Tiraillieren, hörte man wohl sagen, „nährt den natürlichen Hundsfott, der in uns allen steckt“. Und gewiß war ein Heer wie das preußische bei Auflösung der Linien der Gefahr der Desertion auf das stärkste ausgesetzt. So eng hing alles zusammen; die Gefechtsweise konnte erst geändert werden, wenn der Geist des Heeres sich wandelte, wenn die sittlichen Kräfte in ihr Recht traten, wenn man ein Volksheer schuf. Den Grundsätzen der Lineartaktik entsprach das zerstreute Gefecht nicht; den leichten Truppen wollte man es zuweisen, die nur freilich trotz mancherlei Anläufen nicht stark genug vermehrt wurden.

Besonders bedenklich mußte die Revuetaktik auf die Ausbildung der Kavallerie wirken, die anderseits am meisten unter der kurzen Dienstzeit der Leute litt. Schon der große König hatte zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges die Wahrnehmung gemacht, daß „der Husarendienst aus den Regimentern heraus sei“. Seitdem war das Mechanische jedenfalls noch mehr in den Vordergrund getreten. „Ein Eskadronchef“, so lautet ein herbes Urteil aus dem Jahre 1803, „dessen Eskadron die dicksten Pferde und die größten geputztesten Leute hat, erntet am zuverlässigsten die Zufriedenheit seiner Obern“; aber „weder Schulter Passieren noch Traversieren noch unsere Evolutionen auf dem schnurgleichen Exerzierplatz schlagen den Feind . . sowie überhaupt alles, was wir tun, nur fürs Amphitheater ist“. Es ist erwähnt worden, daß in den entscheidenden Schlachten die Kavallerie sich am wenigsten bewährt hat.

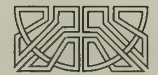
Es war nicht das Tiraillieren allein, das allen preußischen Überlieferungen ins Gesicht zu schlagen schien. Den Vorschlag, den Troß der Armee zu vermindern und sie dadurch beweglicher zu machen, hatte kurz vor dem Ausbruch des Krieges das Oberkriegskollegium mit der denkwürdigen Begründung abgelehnt: „Den Regimentern die Zelte oder den Offizieren die Reit- und Packpferde abzunehmen, scheint ganz gegen den eigentlichen Geist der preußischen Armee zu sein.“ Es fährt fort: „Die bei der französischen Armee eingeführte Verpflegungsart möchte sich nicht mit Erfolg nachahmen lassen.“ So wurde kurzerhand jede Änderung in dem überlieferten System der Magazinverpflegung abgewiesen, so sehr es auch die Bewegungen der Armee erschwerte und verlangsamte; die strenge Zucht, die peinliche Ordnung wäre ja aus den Fugen gegangen, wenn man das französische System der Requisition angenommen hätte. „Sehen Sie, meine Leute stehen in Kohlgärten“, sagte im Lager bei Weimar zu Boyen, der uns das berichtet, ein Oberst, „aber Sie können nachsehen, kein Kohlkopf fehlt“. Noch am 12. Oktober erschien ein Parolebefehl, der die strengste Mannszucht einschärfte, „da leider die ganze Disziplin aus den Regimentern heraus ist und förmlich geplündert worden“. Gewiß vortrefflich; nur daß infolgedessen ein Teil der Mannschaften hungern mußte, da die Magazinvorräte nicht zur Stelle waren.

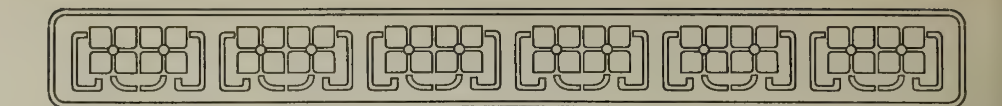
Man hat den Eindruck, daß es dieser stolzen Armee an Beseelung fehlte; es fehlte der kühne Geist der Initiative, die lebenweckende Kraft der Persönlichkeit, der Glaube an die Macht des Willens. Äußere Mittel sollten allein helfen: die Künste der Taktik, die strategische Methode, das

„nach der Etikette Krieg führen", wie ein witziger Beurteiler sich ausdrückte. Dahin gehört auch der weitverbreitete und von den gelehrten Militärs genährte Glaube an die ausschlaggebende Macht gewisser Örtlichkeiten, die Meinung, daß die Besetzung bestimmter beherrschender Punkte und uneinnehmbarer Stellungen den Sieg verbürge. Etwas wie Mattigkeit des Alters liegt über dem preußischen Heerwesen. Es ist ja nicht völlig richtig, daß die leitenden Persönlichkeiten, die Befehlshaber der Feldarmee, zu alt gewesen wären; desto mehr waren es die Stabsoffiziere und Hauptleute. Auch die übertriebene Sparsamkeit hat etwas Greisenhaftes; sie hinderte alle Reformen. Aus Sparsamkeit konnte man nicht an eine kräftige Vermehrung der Armee denken, obschon es bekannt war, daß die französischen Streitkräfte weit stärker waren. Aus Sparsamkeit wurden die Festungen nicht genügend ausgerüstet. Aus Sparsamkeit war der Pferdebestand der Kavallerie nicht vollzählig, und aus Sparsamkeit versäumte man es, die Truppen besser zu bewaffnen. Schon 1801 war ein neues Gewehrmodell beschlossen; aber 1806 waren nur 8 Bataillone der Armee damit ausgestattet, die übrigen Bestände fielen dem Feinde in die Hand und dienten ihm zur Ausrüstung seiner Truppen. Und trotz alledem war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der friderizianischen Armee weit verbreitet. „Es sind noch die alten Roßbacher", hieß es wohl von den Franzosen; ein Mann wie Knesebeck hat erklärt, 22 000 Preußen seien in jedem Falle ausreichend, um 35 000 Franzosen zu schlagen.

Friedrich Wilhelm hat diesen Glauben nicht geteilt. Nichts hat ihm seit seinem Regierungsantritt mehr am Herzen gelegen, als die Sorge für sein Heer; seine Aufzeichnungen nach der Niederlage sprechen dafür, daß er die Schäden wohl erkannte. Boyen berichtet, der König habe ihm einmal erzählt, daß, als die erwähnten neuen Gewehre in seiner Gegenwart geprobt werden sollten, nur das eine vergessen worden sei, kalibermäßige Patronen anzuschaffen; „ich verlor", habe er hinzugefügt, „den Mut, mit solchen Leuten Krieg zu führen". Andere teilten diese Zweifel. Die Zeit war ja erfüllt von reger militärwissenschaftlicher Schriftstellerei; Scharnhorsts militärische Gesellschaft, der Prinzen und Generäle angehörten, war der Schauplatz lebhafter Verhandlungen; die Erfolge der Franzosen hatten die tiefsten Fragen angeregt: ob Miliz oder stehendes Heer, ob Massendressur oder persönliche Ausbildung, ob Berufssoldaten oder allgemeine Wehrpflicht. Knesebeck, sonst durchaus ein Anhänger der überlieferten Strategie, schlägt 1803 die Gründung einer Landwehr, einer „Vaterlandsreserve" vor. „Im

Falle der Not", sagt er, „ist jeder Eingeborene Soldat", und „man interessiere die Menschen für den Staat und die Regierung!" Blücher fordert die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Scharnhorst entwirft den großen Plan einer Nationalmiliz; Belebung der kriegerischen Tugenden ist es, was nach ihm der Nation not tut: „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — das war der Untergang der Völker in allen Zeiten —; Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe großer Siege." So sprach Scharnhorst wenige Monate vor Beginn des Feldzuges. Er hat keinen Eindruck gemacht; es wäre auch zu spät gewesen.





Viertes Kapitel.

Prenzlau und Lübeck.
Die Übergabe der Festungen.

„Kleinmut herrscht überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt."

Gneisenau.

Napoleon war am Abend der Schlacht nach Jena zurückgekehrt. Von dort erließ er eine Proklamation, die „in Anbetracht, daß sich die Eroberung aller dem König von Preußen gehörigen Länder diesseit der Weichsel als Resultat der gestrigen Schlacht ergibt", die zu zahlenden Kriegsentschädigungen in Höhe von 159 Millionen Francs festsetzte. Aller Länder diesseit der Weichsel! Und dieses Wort blieb infolge der Mattherzigkeit der preußischen Befehlshaber keine Prahlerei!

Am Tage nach dem Siege kam der Kaiser nach Weimar. Der Herzog war beim Heere, die Herzogin-Mutter, Goethes Freundin Anna Amalia, und der Erbprinz hatten die Stadt verlassen; nur die Herzogin Luise war geblieben. Diese Fürstin, sonst von stiller Zurückhaltung, von tiefer und, wie ihrem Gemahl schien, allzu zarter Empfindung, aber eine Frau von Mut, von Ernst, von patriotischer Gesinnung, eine Frau, welche die Demütigung Deutschlands tief fühlte, welche die würdelose Selbsterniedrigung deutscher Fürsten vor dem französischen Kaiser mit scharfem Wort gegeißelt hat, erlebte damals ihren großen Tag; sie hat das Herzogtum Weimar gerettet. „Wo ist der Herzog?" war die erste Frage des Gewaltigen; als sie antwortete: „An dem Orte seiner Pflicht", ließ er sie stehen und ging nach seinem Zimmer. Am nächsten Tage fand eine Unterredung zwischen beiden statt; die Herzogin hatte Gelegenheit, ausführlich und unerschrocken für ihr Land und ihren Gemahl zu reden, und sie machte Eindruck. Um ihretwillen wolle er dem Herzog verzeihen, erklärte Napoleon, und zu einem seiner Generäle äußerte

er: „Das ist eine Frau, der nicht einmal unsere 200 Kanonen haben Angst machen können.“ Der Herzog legte am 29. Oktober im Einverständnis mit dem König den Oberbefehl nieder. In Warschau hatte er eine Audienz bei dem Kaiser; er behielt, um den Preis des Eintritts in den Rheinbund, sein Land.

Großen Wert hatte Napoleon von Anfang an auf die Gewinnung Sachsens gelegt. Während sein eigener Gesandter beim Einmarsch der Preußen in Sachsen seine Pässe gefordert hatte, hatte er geduldet, daß der sächsische Gesandte in Paris blieb, und Talleyrand hatte auch jetzt noch für diesen freundliche Worte gehabt. Am 10. Oktober sodann hatte der Kaiser einen Aufruf an die sächsischen Truppen erlassen, in dem er sich als Verteidiger der Unabhängigkeit Sachsens gegen die preußische Vergewaltigung aufspielte und sie zum Abfall aufforderte. Am Tage nach der Entscheidungsschlacht empfing er auf dem Schlosse zu Jena eine Anzahl sächsischer Offiziere und erklärte ihnen, er sei bereit, der Freund ihres Kurfürsten zu sein, wenn er seine Truppen von dem preußischen Heere abrufe und sein Land nicht verlasse. Auf diese Äußerungen hin trennte sich der sächsische General von dem preußischen Heere, und Hohenlohe ließ ihn ziehen, überzeugt, wie er seinem König schrieb, „daß Ew. Königl. Majestät keinen gezwungenen Alliierten haben wollen“.

Der Kurfürst aber, der schon die Reise nach Berlin hatte antreten wollen, verblieb in seiner Hauptstadt. „Wir haben einen edelmütigen Besieger“, rief er seiner Gemahlin zu. In Wahrheit wurde Sachsen, wie vorher die süddeutschen Mittelstaaten, ein Werkzeug für die Politik des Eroberers; die alte Rivalität des Hauses Wettin gegen das Haus Brandenburg wurde wieder wachgerufen und in den Dienst der französischen Herrschaftspläne gestellt. Die sächsische Kavallerie wurde zu ihrer großen Erbitterung ihrer Pferde und Waffen beraubt, dem Lande eine hohe Kontribution auferlegt und ein Franzose zum Kommandanten von Dresden ernannt, der das vorhandene Kriegsmaterial mit Beschlag belegte. Gleichzeitig aber ließ sich der Kaiser zu Verhandlungen herbei, die am 11. Dezember zum Abschluß des Posener Friedens führten; der Kurfürst trat dem Rheinbunde bei, versprach für Napoleons Kriege 20 000 Mann zu stellen und nahm den Titel eines Königs an. Einige Tage später verkündete ein Herold, von Hoftrompetern umgeben und von Gardedukorps geleitet, der Residenzstadt die Rangerhöhung Friedrich Augusts. Wie die kleinen Leute dachten, konnte das Transparent eines Dresdener Bürgers zeigen, von dem uns Seume berichtet:

Vivat Friedrich August Rex!
Wer noch Geld hat, der versteck's!

Eine ganz andere Behandlung als Sachsen erfuhr Hessen-Kassel, obwohl sein Kurfürst sich geweigert hatte seine Truppen zum preußischen Heere zu senden, obwohl er sie zum größeren Teile entlassen, obwohl er schließlich seine Hilfe gegen Preußen angeboten hatte. „Wenig delikat“ nannte Napoleon selbst das Verfahren, das er gegen diesen Fürsten beobachtete. Der Kurfürst hatte wohl gehofft den Kaiser zufriedengestellt zu haben, als die feindlichen Truppen plötzlich in das Land hereinbrachen; kaum entging er der Gefangenschaft.

Ebenso nahm nach Napoleons Willen das Herzogtum Braunschweig ein Ende. Unter polternden Vorwürfen raubte er dem zum Tode verwundeten Herzog sein Land: „Der Wahnsinn, zu dem dieser alte General das Beispiel gab, hat die stürmische Jugend zu Gleichem berechtigt und den König wider seine eigene Überzeugung fortgerissen . . . Für einen Souverän kann ich einen preußischen General nicht ansehen. An ihn, den Urheber zweier Kriege, mag sich das Haus Braunschweig halten, wenn es den Thron seiner Väter verliert.“ Am 10. November starb der Herzog zu Ottensen bei Altona, wohin man ihn gebracht hatte.

Aber wir kehren zurück zu den Oktobertagen. Wir erinnern uns, daß Friedrich Wilhelm am Tage nach seiner Niederlage an Napoleon geschrieben und um einen Waffenstillstand gebeten hatte. Diese Bitte wurde von dem Kaiser rundweg abgelehnt; die erfochtenen Vorteile, sagte er dem Überbringer des Schreibens, seien zu groß, um sie nicht bis Dresden und Berlin zu verfolgen. Daraufhin wurde der frühere preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, beauftragt, sich zu Napoleon zu begeben; er erhielt die Ermächtigung, erforderlichenfalls der Abtretung von Bayreuth, Hannover und der preußischen Besitzungen links der Weser zuzustimmen. Als zweiten Unterhändler sandte der König den General Zastrow, der am 27. Oktober in dem Hauptquartier Napoleons eintraf. An demselben Tage hielt dieser seinen Einzug in Berlin.

Die Hauptstadt hatte Tage größter Spannung verlebt. Am 13. Oktober war die Kunde von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand eingetroffen und hatte allgemeine Bestürzung verbreitet. Darauf hatte es an unbeglaubigten Siegesbotschaften nicht gefehlt, bis am Morgen des 17. Oktober der Minister und Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kehnert, durch einen Offizier die Nachricht von der furchtbaren Niederlage erhielt. Sie verbreitete sich mit Schnelligkeit durch die ganze Stadt. Die amtliche Kund-

gebung des Ministers hat durch ihre Form und durch ihren Inhalt Berühmtheit gewonnen; sie lautete: „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!“ Mehr brauchten die getreuen



Gezeichnet von H. Dähling. Gestochen von Arnold.

Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen in Potsdam,
25. Oktober 1806.

Untertanen von dem, was geschehen war, von dem, was bevorstand, nicht zu wissen; ihre einzige Aufgabe war, sich ruhig zu verhalten, irgendwelches Handeln war unerwünscht. Wenn dann wenigstens die Staatsregierung zweckmäßig gehandelt hätte! Aber das war nicht der Fall. Zwar der Freiherr vom Stein, zu dessen Ressort die Staatskassenverwaltung gehörte, tat das Seine, obwohl er krank war; ihm war es zu verdanken, daß die

Bestände der Kassen gerettet wurden und so der Staat die notwendigen Mittel zur Kriegführung behielt. Im übrigen herrschte die größte Verwirrung.

Am 17. kam die unglückliche Königin nach Berlin. Sie hatte erst kurz vorher in Brandenburg die Kunde von der Niederlage erhalten; am nächsten Tage setzte sie die Reise fort. Über Schwedt, wo sie ihre vorausgereisten Kinder wiederfand, eilte sie nach Stettin; bei ihr waren ihre Schwester Friederike, die Prinzessin Solms, ihre Schwägerin, die Prinzessin von Oranien, und die Erbprinzessin von Weimar, Alexanders Schwester Maria Paulowna. Die Aufregung der Zeit spiegelt sich in dem Schicksal, das in Stettin den Berater des Königs, Lombard, traf. Er stellte sich der Königin vor; diese aber, der allgemeinen Stimme nachgebend, die ihn als bestochenen Verräter bezeichnete, befahl seine Verhaftung, und unter Beschimpfungen der Menge wurde er zur Wache geführt. Sowie der König, der mit seiner Gemahlin in Küstrin zusammentraf, davon erfuhr, ordnete er Lombards Freilassung an.

Am 19. Oktober marschierte Schulenburg mit der Garnison aus Berlin ab; er hielt die Ankunft der Franzosen für „täglich, ja stündlich“ bevorstehend, traf keine Maßregeln zur Sicherung des Rückzuges der Armee, keine zur Erhaltung der Ordnung in der Hauptstadt. Der geängstigte Magistrat wandte sich nun an seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeld, mit der Bitte, das Amt eines Zivilgouverneurs zu übernehmen. Dieser ging, um der Stadt Unannehmlichkeiten zu ersparen, so weit, militärische Maßregeln, die Nachsendung von Gewehren und Geschützen aus dem Zeughause, zu verhindern; aus Vorsorge für die Ernährung Berlins untersagte er den Abbruch der Havelbrücken nördlich von Spandau, obwohl dadurch die Unternehmungen der Franzosen gegen die fliehende Armee Hohenlohes erleichtert wurden.

Am 24. Oktober langten die ersten Franzosen in der Stadt an. Am 25. hielt Marschall Davout mit Truppen seines Korps seinen Einzug; der Kaiser hatte die Sieger von Auerstedt dadurch ehren wollen, daß er sie zuerst die feindliche Hauptstadt betreten ließ. An demselben Tage kapitulierte in schamloser Weise auf die bloße Drohung eines Bombardements die Festung Spandau. Sie war zwar nicht völlig kriegsbereit, insbesondere die Munition für eine längere Belagerung nicht ausreichend, aber durch einen Handstreich war die Festung nicht zu nehmen; der Kommandant hatte dem König erst zwei Tage vorher geschrieben, er werde dem Feinde nur ihre Trümmer überlassen. Napoleon schätzte diesen

Gewinn hoch ein; „Spandau", schrieb er, „ist ein Platz, den der Feind niemals nehmen wird."

Der Kaiser war über Halle, wo er, unzufrieden mit der wenig ehrfurchtsvollen Haltung der Studenten, die Universität schließen ließ, nach Potsdam gereist, wo er am 25. Oktober ankam. Hier besuchte er das Grab Friedrichs des Großen; seinen Degen, den Cordon des Schwarzen Adlerordens und seine Schärpe überwies er dem Invalidenhotel zu Paris. Die Königin Luise fuhr er fort zu beleidigen; seine Bulletins erzählten, diese „Frau von hübscher Figur, aber wenig Geist" sei als Amazone zu Pferde vor den Regimentern erschienen, und sprachen von ihrer Schönheit, die den Preußen so verderblich geworden sei, wie Helena den Trojanern. „Die Königin von Preußen wollte Blut; das wertvollste Blut ist geflossen . . . sie muß Gewissensbisse haben wegen der Leiden, die sie über ihr Vaterland gebracht hat." In ihren Gemächern, so las man, habe man Staatspapiere und Berichte in buntem Gemisch mit Gegenständen ihrer Toilette gefunden, ja der cynische Sieger scheute nicht davor zurück, auf nähere Beziehungen zwischen ihr und Alexander hinzudeuten. Dem türkischen Gesandten zu Berlin hat er gesagt, seine Landsleute täten recht daran, ihre Frauen einzusperren, damit sie kein Unglück anrichten könnten.

Am Nachmittag des 27. Oktober hielt er seinen Einzug in die preußische Hauptstadt. Die Behörden, an ihrer Spitze mehrere in Berlin gebliebene preußische Minister, empfingen ihn am Brandenburger Tor. Die Glocken läuteten; „eine zahlreiche Menschenmenge", so berichtet der bayrische Gesandte am preußischen Hofe, „drängte sich um seinen Einzug, und in denselben Straßen, in denen so häufig Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen worden sind, wurden Vivatrufe vernommen." Aber es gab doch auch manchen, dem die Tränen in die Augen stiegen.

Schon zu Wittenberg hatte der Kaiser eine Verordnung erlassen, durch welche er von allen preußischen Landen links der Elbe, ebenso von dem Herzogtum Braunschweig und dem Herzogtum Fulda, das dem Prinzen von Oranien gehörte, Besitz ergriff. Demgemäß beantwortete er die Bitte des Königs um Frieden mit dem Verlangen, alle linkselbischen Gebiete außer Magdeburg abzutreten. Als aber die preußischen Bevollmächtigten, Lucchesini und Zastrow, diese Bedingungen bewilligten, ließ er eine neue Forderung stellen: Preußen möge sich mit ihm zum Schutz der Donaufürstentümer gegen Rußland verbinden. Zugleich suchte er sich die Hilfsmittel des Staates dienstbar zu machen. Den Beamten verlangte er einen Eid ab, wodurch sie

sich verpflichteten, alle Anordnungen für die Zwecke der französischen Armee auszuführen und keine Verbindung mit deren Feinden zu unterhalten. Als am 9. November im Rittersaal des Königlichen Schlosses dieser hochverräterische Eid von den höchsten Behörden des Staates, dabei fünf Minister, willig geleistet wurde, schien die Schande Preußens ihren Gipfel erreicht zu haben. Was sollte man von einem Staate sagen, dessen höchste Beamten ihre Pflichten wie Tagelöhner auffaßten, die heute hier, morgen dort zur Arbeit gehen! „Kleinmut herrscht überall“, schrieb Gneisenau, „und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt.“

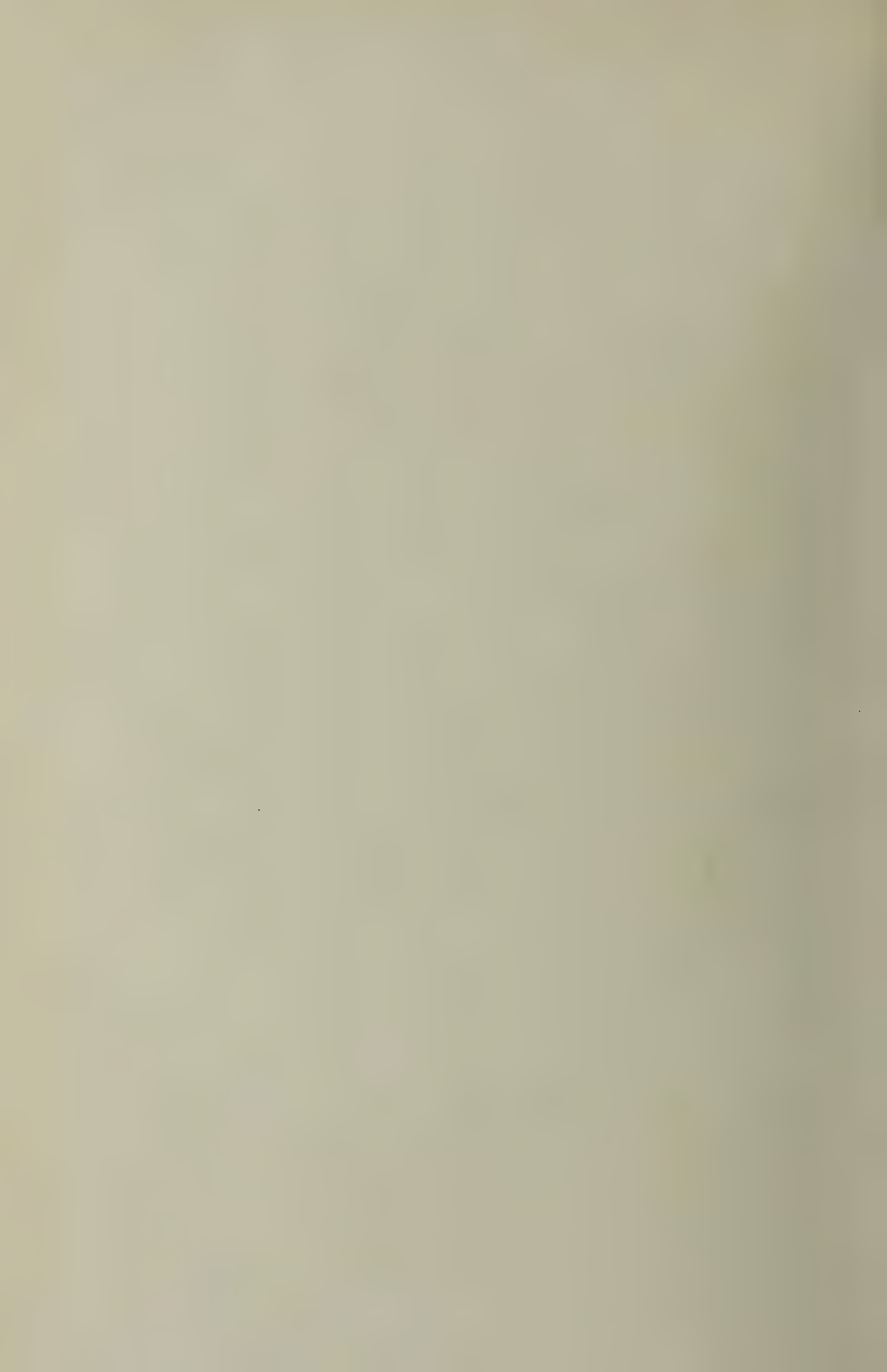
Schon ehe sich diese Szene abspielte, hatte die preußische Armee ihr Ende genommen. Am 21. Oktober war Hohenlohe aus Magdeburg abmarschiert. Mehrere Tage lang blieb er vom Feinde ungestört; erst am 25. stießen französische Reiter von der Division Murats und preußische Kavallerie bei Zehdenick an der Havel, oberhalb Oranienburg, aufeinander, und es kam zu einem Gefecht, in dem die Preußen geschlagen wurden. Die Annäherung der Truppen Murats und Lannes', die von Süden her ihn zu erreichen suchten, und denen Bernadotte auf dem Fuße folgte, mußte den Fürsten beunruhigen; auch war der Zustand der ermatteten, schlechtgekleideten und mangelhaft verpflegten Mannschaften sehr traurig; doch hoffte er, wenn man erst den Ücker-Übergang bei Prenzlau erreicht hätte, der Gefahr entronnen zu sein.

Am 27. kam es in der seenreichen Gegend südwestlich von Prenzlau zu neuen Gefechten. Das Regiment Gensdarmes, eines der stolzesten der Armee, das, wie man sagte, vor dem Kriege seinen Franzosenhaß am lautesten kundgetan hatte, wurde von feindlicher Kavallerie überrascht, gegen sumpfiges Gelände gedrängt und ergab sich auf freiem Felde. Der Feind setzte alles daran, die preußische Armee zu erreichen. „Die militärischen Operationen und der Erfolg unserer Waffen“, so heißt es in einem Befehle Bernadottes, „erfordern unerläßlich, daß das Korps fortdauernd Eilmärsche macht. Der Prinz-Marschall erwartet von der Standhaftigkeit der Soldaten diesen neuen Beweis ihrer Pflichttreue.“ War man erst am Feinde, dessen Entmutigung man kannte, so hoffte man leichtes Spiel mit ihm zu haben. Und so ist es auch gekommen.



Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von Joh. Fr. Jügel.

Einzug Napoleons in Berlin, 27. Oktober 1806.



Prenzlau liegt am Nordende des Ückersees; nördlich der Stadt schließen sich auf eine weite Strecke bruchige Wiesen an, so daß eine Art von Paß entsteht. Am 28. näherte sich die Heersäule Hohenlohes der Stadt. Sie fand kurz vor dem Ort feindliche Truppen vor. Aber es war nur ein einziges



Gezeichnet von L. Wolf. Schabkunstblatt von Joh. Fr. Jügel.

Parade der französischen Garde vor Kaiser Napoleon
am Lustgarten in Berlin.

Husaren-Regiment, das keinen Angriff wagen konnte; so vermochte ein großer Teil der Truppen durch die Stadt hindurchzumarschieren. Inzwischen war ein französischer Offizier als Parlamentär erschienen, zu Hohenlohe geführt worden und hatte ihn unter Berufung darauf, daß er von Murat und Lannes umzingelt sei, zur Kapitulation aufgefordert. Der Fürst wies dies ab, sandte aber seinerseits seinen Generalquartiermeister Massenbach als Parlamentär zum Feinde ab, um dessen Stärke zu erkunden.

Währenddessen aber hatten sich die französischen Streitkräfte bedeutend vermehrt; Murat war mit zwei Kavalleriedivisionen angelangt, ebenso Marschall Lannes mit etwas Infanterie. In raschem Angriff wurden diejenigen Teile der Armee, welche die Stadt noch nicht erreicht hatten, geworfen, zersprengt und zum großen Teil gefangen genommen. Der Feind begann darauf den Angriff auf die Stadt. Die Lage war gefahrvoll; aber von einer Umzingelung konnte nicht die Rede sein. Jetzt kehrte Massenbach zurück; er hatte mit Murat sowohl wie mit Lannes gesprochen und befand sich in einer Aufregung, die ihm jede Klarheit des Blickes geraubt hatte und die feindlichen Streitkräfte als weit überlegen, jeden Widerstand als aussichtslos erscheinen ließ. Er fand bei dem Fürsten, der die Truppen an der Straße nach Pasewalk hatte aufmarschieren lassen, einen neuen französischen Parlamentär. Gleich darauf erschien Murat selbst, der um eine Unterredung mit dem preußischen Feldherrn hatte bitten lassen. Nahestehende haben gehört, daß er diesem auf Ehrenwort versicherte, er sei von 100 000 Mann eingeschlossen; Massenbach hat dieser Behauptung mindestens nicht widersprochen, vermutlich sie bestätigt. So entschloß sich Hohenlohe, eine ehrenvolle soldatische Laufbahn durch eine schimpfliche Kapitulation zu schließen.

Er versammelte seine Offiziere, keiner widersprach ihm. Erst als die Truppen mit der Tatsache der Übergabe bekannt wurden, kam es zu Ausbrüchen der Wut und der Erbitterung. „Die Soldaten", so berichtet einer, der es mit ansah, „weinten, fluchten, schlugen sich mit geballter Faust ins Gesicht, schimpften auf ihre Offiziere, warfen die Gewehre von sich und streuten die Patronen umher. .... In langem Trauerzuge wankten sie sodann, mit dem lauten und stummen Ausbruche des Schmerzes, nach der Stadt, während von allen Seiten die jubelnden Scharen des Feindes unter Trompetengeschmetter hervorströmten und zwischen dem Kanonendonner das laute Siegesgeschrei: vive l'Empereur ertönte und sich von Zug zu Zug fortwälzte, bis es sich in der Ferne mit dem Echo verschmolz."

10 000 Mann, 1800 Pferde und etwa 60 Geschütze gerieten in die Gewalt des Feindes, eines Feindes, dessen Hauptmasse aus Kavallerie bestand.

Nicht eingeschlossen in die Kapitulation war das Grenadier-Bataillon des bereits mehrmals genannten Prinzen August. Dieses hatte die Nachhut des Hohenloheschen Korps gebildet, war etwas zurückgeblieben und, als es den glücklichen Kavallerieangriff der Franzosen vor dem Tore von Prenzlau von weitem angesehen hatte, nach Norden abmarschiert, um sich womöglich



Gemalt von Simeon Fort. Gestochen von Chavane.

Übergabe von Prenzlau, 28. Oktober 1806.
Auszug der preußischen Garnison.

auf eigene Hand nach Pasewalk durchzuschlagen. Es war nicht unbemerkt geblieben. Feindliche Kavallerie folgte, aber ihre Angriffe wurden durch die Salven der Grenadiere mit Glück abgewiesen; schließlich führte der wackere Prinz sein Häuflein in die Brüche der Ücker hinein, die für die Reiter unzugänglich waren. Erst als man weiterhin wieder auf festen Boden kam, wohin auch die Kavallerie der Feinde folgen konnte, als sich erwies, daß die Munition durchnäßt war, als fernerer Widerstand vergeblich war, ergab sich der größere Teil der braven Kämpfer, dabei auch der Prinz und sein Adjutant, der nachher als Kriegsschriftsteller berühmt gewordene Clausewitz; sie hatten dem preußischen Namen Ehre gemacht.

Anderswo dagegen vernichtete die Nachricht von der Übergabe Hohenlohes den Rest von Mut und Selbstgefühl, der noch vorhanden war. „Die Kapitulation von Prenzlau", sagt mit Recht ein Beurteiler, „säte den Geist des Kleinmuts unter die Reste der Armee und unter das Volk . . . sie verdarb den Geist und den Charakter der Nation in dem Augenblick, wo er aufs höchste gespannt werden mußte".

Am 29. Oktober ergaben sich bei Pasewalk 2000 Mann Kavallerie und ebensoviel Infanterie. Am 30. kapitulierte südlich von Anklam die Artilleriekolonne, die Blücher und Scharnhorst so sorgsam um den Harz herum und bis über die Elbe geführt hatten, bis sie eine andere Aufgabe übernahmen. Die Kolonne war immer noch in bester Ordnung; Lannes schrieb an seinen Kaiser, er habe nie etwas Schöneres gesehen. Am 31. Oktober gerieten weitere 2000 Mann in der Gegend von Anklam in die Gefangenschaft des Feindes.

Noch schlimmer war die Übergabe der starken, mit Truppen, Munition und Proviant gut ausgerüsteten Festung Stettin. Am Tage nach der Kapitulation von Prenzlau erschien der französische General Lasalle mit 800 Husaren vor der Stadt. Die erste Aufforderung zur Kapitulation lehnte der Gouverneur, der 81 Jahre alte General v. Romberg, ab; auf die zweite ging er ein, und zwei andere zu Stettin anwesende Generäle sowie ein preußischer Minister stimmten zu. Als der nächste Tag anbrach, legten die Mannschaften, 5000 Mann, auf dem Glacis die Waffen nieder. Erst jetzt erschien etwas französische Infanterie, welche den Versuch eines Teils der Besatzung, sich der Gewehre wieder zu bemächtigen, vereitelte. Bisher hatten nur die Husaren vor der Stadt gehalten. Wie weit mußte es mit diesen preußischen Generälen gekommen sein, daß sie sich zu so ehrloser Handlungsweise hergaben!

Nicht weniger schimpflich war die Kapitulation der anderen Oderfestung, Küstrins; auch sie war mit Geschützen wohl versehen, hatte Vorräte genug, dazu eine ausreichende Besatzung von 2400 Mann und war durch Oder und Warthe trefflich geschützt. Am 31. Oktober trafen Truppen Davouts vor der Festung ein, und es gelang ihnen den Brückenkopf am linken Oderufer zu nehmen; die Oderbrücke dagegen wurde von den Preußen in Brand gesteckt. Auf die Drohung, die Stadt mit Bomben bewerfen zu wollen, kam am nächsten Tage der Kommandant, Oberst v. Ingersleben, zu einer Besprechung auf das linke Ufer hinüber, und ihr Ergebnis war, daß er die ihm vorgelegte Kapitulationsurkunde unterschrieb. Damit die Franzosen in die Festung kommen konnten, mußte ihnen der tapfere Kommandant Boote hinüberschicken.

Noch gab es links der Oder eine Heeresabteilung, die vom Feinde unbezwungen war; es war das Korps des Generals Blücher. Blücher war, nachdem er mit Scharnhorsts Hilfe die Aufgabe, die Artillerie über die Elbe zu retten, glücklich gelöst hatte, mit dem Fürsten Hohenlohe wenige Tage nach dessen Aufbruch aus Magdeburg zusammengetroffen und hatte die Führung der Hohenloheschen Nachhut übernommen; Scharnhorst blieb ihm auch ferner zur Seite. Die Nachhut bestand außer den Blücherhusaren vornehmlich aus Regimentern, die unter dem Befehl des Herzogs von Württemberg bei Halle gefochten hatten.

Einen Tag wartete Blücher nach Hohenlohes Wunsch auf den Herzog von Weimar, den man heranzuziehen hoffte, aber vergeblich. Dann folgte er dem Fürsten auf dessen Befehl in starken Eilmärschen, nicht ohne große



Gemalt von Rincklake 1802.

Generalleutnant Gebhard Lebrecht von Blücher

als Meister vom Stuhl der Loge „Zu den drei Balken“ in Münster i. W.

(Siehe auch das Bild Seite 361.)

Bedenken zu äußern: „Durch Nachtmärsche zerstreuen sich unsere Truppen, ich fürchte sie mehr als den Feind. Ew. Durchlaucht ersuche ich, mein Korps lieber zu exponieren als es durch forcierte Märsche und den damit verbundenen Mangel an Kräften und Lebensmitteln in einen Zustand zu bringen, in dem es gar nicht mehr fechten kann.“

Am 28. Oktober, dem Tage der Kapitulation Hohenlohes, stand er bei Boitzenburg, südwestlich von Prenzlau. Die traurige Nachricht empfing er durch Ausreißer von dessen Armee; er geriet für den Augenblick in die größte Wut und hätte am liebsten „die Kerle alle totschießen lassen". Dann aber war sein und Scharnhorsts Entschluß schnell gefaßt. „Vor mir", berichtete er nachher dem Könige, „stand auf zwei Stunden die Muratsche Armee, zur Seite oder hinter mir das Bernadottesche Korps; jedes dieser Korps war wenigstens doppelt so stark als das meinige, das übrigens weder Brot noch Fourage hatte und durch die vielen forcierten Märsche äußerst abgemattet war." So zog er links ab, in nordwestlicher Richtung, auf Neustrelitz zu. Zwei Tage später vereinigte er sich mit dem Korps, das bisher Karl August geführt hatte, und das jetzt endlich herangekommen war.

Der Herzog war bei den Soldaten beliebt gewesen; nicht ohne Zeichen der Rührung sahen sie ihn scheiden. Was seine Truppenführung freilich anlangt, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß der Ernst der Lage ein schnelleres Marschieren verlangt hätte. Schon in Thüringen war die Langsamkeit seiner Bewegungen nicht ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Als nun aber das tolle Jagen der Fliehenden und der Verfolgenden begann, wie anders setzten da die französischen Heerführer ihre Truppen ein! Wenn der Herzog rascher heranzog, so hätte Blücher nicht einen Tag auf ihn zu warten und so weit hinter dem Hauptheere zurückzubleiben brauchen. Hohenlohe hätte durch Heranziehung beider Korps seine Streitmacht um 20 000 Mann verstärken, er hätte den Feinden ganz anders die Spitze bieten können und weit mehr Aussicht gehabt, die Wälle von Stettin zu erreichen.

Durch die Vereinigung mit dem Weimarschen Korps wurden Blüchers Truppen auf 21 000 Mann verstärkt; mit dieser Streitmacht dachte der General selbst zeitweilig an eine Schlacht, zumal er eine zahlreiche und immer noch tüchtige Kavallerie besaß. An einen erfolgreichen Kampf war freilich höchstens in den ersten Tagen zu denken, als die feindlichen Korps noch voneinander getrennt operierten; seit Bernadotte von Osten, Soult von Süden her drängte, seit endlich Murat mit seiner Kavallerie hinter Bernadotte erschien, war nur Rückzug möglich. Aber wohin? Der Osten war versperrt; so mußte man nach Westen marschieren, wobei man zugleich die Hoffnung hatte, den Feind hinter sich her und von der Oder abzuziehen. Als ein weiteres Ziel ergab sich entweder der Entsatz von Magdeburg oder, wenn sich dies als unmöglich herausstellen sollte, die Verlegung des Kriegsschau=

platzes in die Wesergegend, wo man die kleinen dort stehenden Truppenabteilungen heranziehen und sich auf die Festung Hameln stützen konnte.

Jedenfalls galt es nun, möglichst schnell zu marschieren, um sich dem drängenden und wiederum alle Kräfte anspannenden Feinde zu entziehen; aber der Rückzug kostete Mannschaften über Mannschaften. Viele Leute blieben wegen Entkräftung zurück und fielen in die Hand des Feindes; dazu war die Verpflegung oft ungenügend, da man, um die altpreußische Disziplin zu wahren, Requisitionen auch jetzt noch verbot.

Alles das war sehr gegen die Neigungen des Obersten York, der, wie wir wissen, bei dem Weimarschen Korps war. „Gewiß verzehren jetzt", sagte er einmal, „die Herren Franzosen in aller Seelenruhe das Weißbrot, das Ihr nicht anzurühren gewagt habt". Und über das Elend des Rückzuges: jetzt sehe er ein, was sein Namensvetter, König David, für einen Mißgriff getan, als er Pest und Hunger gewählt habe statt eines Ganges mit dem Feinde. Schon damals sprach er zuweilen mit kräftigen Worten seinen Groll gegen die „gelehrten Militärs" aus, zu denen er insonderheit den Obersten Scharnhorst rechnete. Aber er war einer der tapfersten Soldaten der Armee, und seine Jäger haben sich in den Gefechten jenes Rückzugs nicht minder ausgezeichnet als vorher bei Altenzaun.

Man focht am 1. November bei Waren am Müritzsee, am 3. östlich und südlich vom Schweriner See. Der Marsch nach der Gegend von Lauenburg an der Elbe, wo bereits Vorbereitungen für den Übergang getroffen wurden, gab Blücher auf, u. a. weil er nicht mehr hoffte, Zeit zum Übersetzen zu finden. So wandte er sich denn nach Lübeck; dort gedachte er Nahrung, Schuhe, Munition, dort auch eine einigermaßen geschützte Stellung für seine Truppen zu finden, wenn auch, wie er nachher dem Könige berichtete, „wegen der Übermacht sehr wenig Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges vorhanden war."

Am 5. November rückten die Truppen in die freie Hansestadt ein. Der Senat versprach Blüchers Forderungen möglichst zu erfüllen. Die Verteidigung der durch die Seen der Wakenitz im Osten geschützten Stadt wurde geordnet und besonders die drei nach Norden, Osten und Südosten führenden Tore stark besetzt. Am 6. griff der Feind an, Soult von Süden und Südosten, Bernadotte von Norden. Mehrere Stunden lang blieben die feindlichen Angriffe vergeblich. Da gelang es den Franzosen im Norden, wo der Herzog von Braunschweig-Oels, der Sohn des bei Auerstedt verwundeten Herzogs, befehligte, in einem heftigen Vorstoß durch das Burgtor in die

Stadt einzudringen; in das wilde Gewühl von Preußen und Franzosen wagten die von Scharnhorst selbst aufgestellten Batterien nicht zu feuern; in wenigen Minuten erfüllten die Feinde die Straßen und erschienen vor dem Gasthof, wo sich das Hauptquartier befand und Scharnhorst eben Befehle diktierte. Dieser konnte sich nicht mehr retten, flüchtete zuerst auf den Boden, mußte sich aber nachher gefangen geben.

Blücher entkam; er drängte sich durch das Gewirr hindurch, sammelte soviel Mannschaften als möglich und machte den verzweifelten Versuch, die Franzosen noch einmal zurückzudrängen; nicht minder York. Aber dieser wurde schwer verwundet und geriet in Gefangenschaft. Der Feind war zu stark, der Widerstand ermattete, Blücher wurde aus der Stadt hinausgedrängt. Die Truppen, welche die beiden südöstlichen Tore verteidigt hatten, wurden im Rücken angegriffen und nach tapferem Kampfe zur Ergebung gezwungen. Lübeck aber mußte durch die Plünderung und die schweren Ausschreitungen französischer Soldaten Furchtbares dulden.

9000 Mann hatte Blücher gerettet. Aber in welcher Lage befand er sich! Vor sich hatte er den siegreichen, viermal so starken Feind, hinter sich die dänische Grenze; dazu war ein Teil seiner Truppen ohne Munition; endlich kam die allerdings unrichtige Nachricht, der Feind habe auch Travemünde besetzt. Da entschloß er sich zur Kapitulation. Am 7. November wurde sie zu Ratkau nördlich von Lübeck abgeschlossen; unter die Urkunde setzte Blücher die Worte: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Für den Schuldigen an der Erstürmung Lübecks erklärte er den Herzog von Braunschweig. Die letzten Trümmer der glänzenden preußischen Armee, die sich in Thüringen versammelt hatte, waren dem Feinde erlegen, aber diese »maudits fuyards« hatten, wie Napoleon schrieb, geraume Zeit einen bedeutenden Teil der feindlichen Armee festgehalten, und sie waren erst nach einem ehrenvollen Kampfe unterlegen.

Welch anderes Schauspiel bot die Festung, die man bisher als die starke Schutzwehr der Monarchie Friedrichs des Großen gegen alle Angriffe von Westen her betrachtet hatte! Magdeburg fiel, unwürdig seiner stolzen Erinnerungen aus den Tagen der Reformation, durch die Feigheit seines Kommandanten. Die Besatzung der Stadt hatte auf 9000 Mann verstärkt werden sollen; in der Tat waren infolge der Verwirrung, die auf dem Rückzuge in der Armee herrschte, im ganzen 24 000 Mann dort verblieben, Truppen genug, um unter einem tatkräftigen Kommandanten etwas zu leisten und dem Feinde wesentlichen Schaden zuzufügen. Wie, wenn ein Gneisenau



Gemälde von Dahlström im Museum für lübeckische Kunst- und Kulturgeschichte. Lithographiert von Joh. Cardon.

Schlacht und Einnahme von Lübeck am 6. November 1806.



sie befehligt hätte! Der Gouverneur von Magdeburg, General v. Kleist, hatte, wenn er auch 71 Jahre alt war, nach Clausewitz' Zeugnis „einen gewandten, nicht ungebildeten Verstand, war ein derber, tüchtiger Soldat, im Gefecht von einer glänzenden Ruhe“. Aber die allgemeine Hoffnungs-



Gemalt von Vauchelet. Gestochen von Aubert.

Übergabe von Magdeburg, 8. November 1806.

losigkeit hatte auch ihn ergriffen; der zuversichtliche, todesverachtende Mut war ihm abhanden gekommen.

Die erste Aufforderung zur Übergabe lehnte er zwar ab, aber nach dem Bericht des feindlichen Unterhändlers gab er ihm das Versprechen, die französischen Unternehmungen nicht zu behelligen, falls sie sich außer Kanonenschußweite von der Festung vollzögen. Sein ferneres Verhalten macht diese Nachricht sehr glaublich. Ney, der mit der Einschließung der Stadt beauftragt worden war, hatte nur 16 000 Mann, zwei Drittel der Stärke

der Besatzung; die Festung war zudem gut ausgerüstet und imstande, eine längere Belagerung auszuhalten. Trotzdem brauchte Ney nur aus vier Mörsern, die er sich aus Wittenberg hatte kommen lassen, einige Bomben und Granaten werfen zu lassen, um das gewünschte Ergebnis zu erzielen. Am 8. November wurde die Kapitulation abgeschlossen, drei Tage später streckte die Garnison die Waffen; bei ihr befanden sich 16 Generäle. Zehn Tage später fiel auch die Weserfestung Hameln in die Gewalt des Feindes.

Die preußische Armee war auf ein Korps von 20 000 Mann zusammengeschmolzen. Bis zum Oderstrome war, mit Ausnahme Schlesiens, alles Land vom Feinde erobert; schon zogen die Franzosen der Weichsel zu. Und noch kein Aufflackern des Mutes, des nationalen Gefühls; Mattigkeit und Kraftlosigkeit überall. »Fuimus Troes, fuit Ilium«, sagte Archenholz, der die Taten Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege beschrieben hatte, von dem gestürzten Preußen. Johannes Müller, der Geschichtschreiber der Eidgenossen, der noch vor kurzem gegen den Unterdrücker der deutschen Freiheit „täglich Demosthenisches in die Welt hatte gehen lassen wollen", ließ sich durch „das Genie und die unbefangene Güte" Napoleons, der ihn in Berlin zu sich lud, „ganz erobern". Er ging, wie er schrieb, „über die preußische Monarchie zu seiner Tagesordnung über", und Goethe, der von seiner stillen Klause aus den Welthändeln halbe Blicke zuwandte, hat ihn nachher deshalb belobt: „Seine Lage in Berlin hätte nie wieder erfreulich werden können, ein so zerstückelter Körper genest nicht leicht wieder."

Dieser Staat war zu sehr Militär- und Beamtenstaat und zu wenig nationaler Staat gewesen, darum fehlte ihm, als er jetzt zusammenbrach, der starke Halt der Volkstreue. Seine Zukunft hing davon ab, ob er sich auf volkstümlicher Grundlage würde wieder aufbauen können.

Napoleon hat von Berlin aus zwei Verordnungen erlassen, die ebensoviel wuchtige Schläge gegen zwei der Mächte bedeuteten, mit denen er im Kriege lag, gegen England und Preußen. Den wuchtigeren führte er gegen England, als er am 21. November die Festlandsperre anordnete. Es war der imposante Versuch, den hartnäckigen Nebenbuhler, dem er durch einen kriegerischen Angriff nicht beizukommen vermochte, durch Vernichtung seines Handels und damit seines Wohlstandes zu besiegen. Die britischen Inseln erklärte er, der seit Trafalgar keine Flotte mehr besaß, in Blockadezustand; jeder Handelsverkehr, jeder briefliche Verkehr mit England wurde untersagt,

jedes englische Eigentum, alle englischen Waren als gute Prise erklärt, jeder englische Staatsangehörige, der sich in den von französischen Truppen besetzten Gebieten betreffen ließ, sollte als Kriegsgefangener betrachtet werden.

Den zweiten Streich führte der Kaiser gegen Preußen, durch einen Aufruf an die Polen. Davon freilich war er weit entfernt, sich durch irgend welche Sympathie für das polnische Volk leiten zu lassen; Polen war ihm, wie Sachsen, ein Stein in dem Spiel um die Macht, das er spielte, ein Mittel, um Preußen und ferner auch Rußland zu schädigen. So forderte er das polnische Volk auf, sich zu erheben, ließ Flugschriften verteilen, spendete Gnadenbezeugungen an leitende Persönlichkeiten, erklärte einer Abordnung, die nach Berlin kam, Frankreich habe die polnischen Teilungen nie anerkannt; aber er fügte hinzu, die Unabhängigkeit der Polen könne er erst anerkennen, wenn sie sich entschlossen hätten, mit den Waffen in der Hand ihre nationalen Rechte zu verteidigen. „Wenn ihr erst eine Armee von 40000 Mann habt, werdet ihr würdig sein, eine Nation zu heißen; dann werdet ihr alles Recht auf meinen Schutz haben.“ Polnische Magnaten sollten Regimenter aufstellen, die Bildung polnischer Legionen wurde vorbereitet, aber bestimmte Versprechungen gab der Kaiser nicht.

Inzwischen hatten die Verhandlungen mit Preußen ihren Fortgang genommen. In Graudenz — soweit war er bereits gekommen — versammelte der König am 6. November eine Konferenz von Prinzen, Staatsmännern und Generälen. Es war die Frage, ob man außer den Abtretungen sich auch dazu verstehen sollte, mit Frankreich einen Bund zum Schutze der türkischen Donau-Fürstentümer gegen Rußland einzugehen. Wenn dies geschehen wäre, wenn Preußen gegen dasselbe Rußland, das es eben um Hilfe angefleht hatte, Front gemacht hätte, so würde es den Rest von politischem Kredit, den es noch besaß, verloren haben. Diese Forderung also beschloß die Konferenz abzulehnen; darin jedoch war sie einig, daß die Abtretungen, die Napoleon verlangte, zugestanden werden müßten. Und als Graf Haugwitz vorschlug, in gewissen Fällen selbst den Eintritt in den Rheinbund ins Auge zu fassen, wies man diesen Gedanken nicht mit der Entschiedenheit zurück, die nötig gewesen wäre.

Aber wie wenig konnte das Angebotene dem Mächtigen genügen, der eben jetzt die Siegesnachrichten von Ratkau und Magdeburg erhielt! Für ihn war der Kampf gegen Preußen nur ein Teil des ungeheuren Krieges, den er um die Weltherrschaft führte; offen erklärte er es in einem seiner Bulletins, er gedenke Preußen als Pfand zu behalten, bis die Türkei sicher-

gestellt sei und die an England verlorenen Kolonien Frankreichs, Hollands und Spaniens zurückgegeben seien.

So ward Preußens Schicksal an Bedingungen geknüpft, mit denen es nichts zu tun hatte; war es nicht eine Täuschung, sein Heil von etwas anderem zu erwarten als vom Klange der Waffen! Das mußte der preußischen Regierung klar werden, als Napoleon seine Ansprüche von neuem in maßloser Art steigerte: er forderte, daß ihm neun preußische Festungen, dabei Danzig, Kolberg, Graudenz, eingeräumt würden, und daß sich der König verpflichte, die Russen, falls sie bereits preußisches Gebiet betreten hätten, zum Abzug zu veranlassen; für alles das, diese Selbstentwaffnung Preußens, bot er — nicht den Frieden, sondern einen Waffenstillstand.

Es ist schwer begreiflich, daß die beiden preußischen Unterhändler auch dies unterzeichneten; schwer begreiflich, daß in der neuen Konferenz, die unter des Königs Vorsitz am 21. November in Osterode stattfand, die Mehrheit für Annahme war. Daß Friedrich Wilhelm unterzeichnen würde, hatte Napoleon als sicher angenommen; er ließ den Waffenstillstand in einem seiner Bulletins veröffentlichen, noch ehe er die Antwort des Königs in den Händen hatte. In Berlin erwartete er sie; wurden seine Bedingungen angenommen, so war der Feldzug zu Ende, der Staat Friedrichs des Großen lag zu seinen Füßen.

Aber er war im Irrtum. Auch der König überzeugte sich, daß ein solches Abkommen nicht der Friede sei, den er herbeiwünschte; dafür spricht am meisten das Verhalten seines Kabinettsrats Beyme, eines Mannes, der den König genau kannte und seit Jahren gewöhnt war, sein Denken mit dem seines Herrn in Einklang zu setzen. Der hatte nach der Schlacht bei Jena von der Notwendigkeit des unbedingten „Submittierens" gesprochen; jetzt war er es, der mit völliger Klarheit die Gründe hervorhob, welche die Annahme des Waffenstillstandes unmöglich machten. Dieselbe Ansicht vertrat mit Entschiedenheit der mannhafteste Vertreter des Widerstandes im Staatsministerium, Stein, sonst Beymes Gegner; und der Ansicht der Minderheit — vier gegen sieben — schloß sich der König an.

Es war ein entscheidender Entschluß; entscheidend zunächst für die auswärtige Politik. „Ew. Majestät haben alle Verhandlungen abgebrochen", schrieb Napoleon an den König auf die Nachricht von der Ablehnung, „wir sind also entfernter voneinander als je; die Zukunft wird entscheiden, ob Sie die bessere und wirksamere Partei ergriffen haben". Die Zeit des Harrens auf seine Gnade war zu Ende. „Empfangen Sie, Sire", schrieb

Erste Seite des
„Ortelsburger Publikandums“
vom 12. Dezember 1806.
Eigenhändiger Entwurf König
Friedrich Wilhelms III.

Original im Geh. Staatsarchiv.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und
Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Ortelsburg d. 1t Xbr 1806.

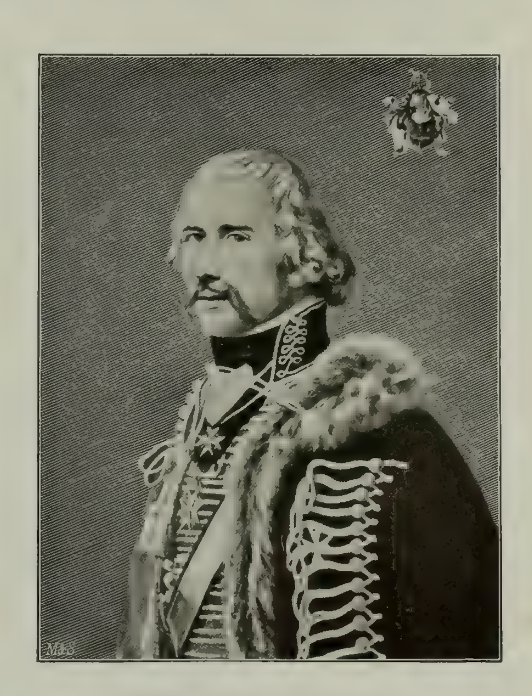
Bey der bisher fast gänzlichen Auf-
lösung der verschiedenen gegen
Frankreich ins Feld gerückten
Armee Corps ist S. K. M. bey
dem gänzlichen Mangel an
bewährten Nachrichten bis jetzt
unmöglich geblieben, das Wahre
vom Falschen, Gerüchte von That-
sachen zu unterscheiden, und nach
Verdienst belohnen oder bestrafen
zu können. S. K. M. sind weit ent-
fernt, Ihrer braven Armee alle
erlittenen Niederlagen und Unglücks-
fälle zuzuschreiben, vielmehr sind
Sie von der gerechten Ueberzeugung
daß sich viele Theile derselben
vom Ersten bis zum Geringsten
durch ausdauernden Muth, Be-
harrlichkeit und Standhaftigkeit ausge-
zeichnet haben. Eben so haben sich
aber leider Thatsachen ergeben, die
für sich selbst sprechen und weiter keiner
nähern Aufklärung bedürfen, und
die von der Art sind daß solche
nicht länger mit Stillschweigen
übergangen, sondern vielmehr zum
warnenden Beyspiele für die
Zukunft und der allerstrengsten
und öffentlichsten gerüget werden müssen.
Hierunter sind zu rechnen: Alle
diejenigen so an der beyspiellosen
Art wie die Festungen Stettin,
Küstrin, Spandau und Magdeburg
sich dem Feinde übergeben haben,
mehr oder weniger Antheil haben.
Ferner alle diejenigen Officiers
so mit bey den capitulirenden Truppen
zugegen gewesen, sich überhaupt feige und willig
feige gezeigt ~~haben~~
und welche gar ihren Commandeuren
oder selbst ihren Untergebenen
zugeredet haben einen gleichen
nichtswürdigen Entschluß zu
fassen. Endlich alle diejenigen

Sie müßen sich eher ihrer Commandeure
zu nehmenden Entschluß bis dahin
widersetzen, wo sie selbst mit eige-
ner Gewißheit und Bestimmtheit zu
thun in Stande gesetzt werden.

Zweitens der Armee so wie als
dem Lande bezeigt sind

Friedrich Wilhelm an Alexander, „das feierliche Versprechen, daß, unerschütterlich in dem Entschluß, den ich Ihnen ankündige, ich von nun an gegen den erklärten Feind der Unabhängigkeit Europas den Degen erst dann niederlegen werde, wenn Ihre Interessen, die von diesem Augenblicke an unauflöslicher als je mit den meinigen verbunden sind, Sie selbst es wünschen lassen.“

Am 29. Oktober bereits, 15 Tage nach der Schlacht bei Jena, waren auf des Königs Hilfegesuch die Truppen des russischen Generals Bennigsen über die Grenze gegangen und in der Richtung auf Warschau marschiert. Eine zweite russische Armee unter Buxhöwden näherte sich. Allerdings erreichten beide Heere zusammen nur eine Stärke von 111 000 Mann; ein wesentlicher Teil der russischen Streitkräfte war durch den Krieg gegen die Türkei gefesselt, der im November ausbrach.



Friedrich Wilhelm Graf v. Götzen.

Auch an Österreich wandte sich der König, freilich erfolglos; die österreichische Regierung verhielt sich abwartend und ging weder auf die preußischen Wünsche noch auf die Annäherungsversuche Napoleons ein, obwohl ihr dieser damals für ein Bündnis nichts Geringeres als die Wiedergewinnung Schlesiens in Aussicht stellte. Zugleich versuchte man in Preußen, die eigenen Truppen zu verstärken. Reserve-Bataillone wurden zusammengezogen und von beschäftigungslosen Offizieren ausgebildet, wie sie sich damals in großer Zahl in Königsberg zusammenfanden. Dabei fand auch der eben zum Major ernannte Gneisenau Verwendung; er ward in ein Städtchen an der russischen Grenze geschickt, er, der freilich ganz andere Pläne hegte, Pläne eines Aufstandes in dem vom Feinde besetzten Gebiete. Nach Schlesien ferner sandte der König zur Belebung des Widerstandes den Grafen Götzen. Ein „Publikandum an die Armee“, erlassen am 1. Dezember,

war ebenfalls ein Zeichen veränderter Gesinnung: eine Anzahl von Offizieren, die durch Pflichtvergessenheit und Feigheit den Staat geschädigt hatten, wurde ohne Abschied entlassen, der frühere Kommandant von Küstrin sogar „zum Arquebusieren kondemniert“. Zugleich aber wurden denen, die sich auszeichnen würden, Belohnungen in Aussicht gestellt; selbst Unteroffizieren und Gemeinen wurde verheißen — welcher Gegensatz zu den Anschauungen des alten Preußens —, daß sie Offizier werden könnten, „so gut wie der Fürst“.

In der Ansprache des Königs an seine Untertanen aber, die von Beyme abgefaßt und durch die Zeitung veröffentlicht wurde, werden schon die Töne angeschlagen, die eines der ergreifendsten Schriftstücke unserer Geschichte, den „Aufruf an mein Volk“ durchklingen: das preußische Volk wird erinnert an die Heldentaten des Siebenjährigen Krieges; „jetzt gilt es mehr als damals, denn es gilt den Kampf für die Erhaltung alles dessen, was der Nation ehrwürdig und heilig ist. Nur für Unabhängigkeit und Selbständigkeit hat der König die Waffen ergriffen. Das weiß die Nation, das weiß die ganze Welt“.

Ja, es konnte scheinen, als wolle ein anderer Geist in Preußen einziehen. Auch für die innere Politik war die Konferenz von Osterode von entscheidender Bedeutung gewesen. Haugwitz war gestürzt. Sein System war gefallen; Kaiser Alexander drängte den König, ihn von sich zu entfernen; so erbat er denn seinen Abschied. Keinem andern aber bot der König das Ministerium des Auswärtigen an als dem Freiherrn vom Stein, und wenn dieser auch glaubte es ablehnen zu sollen und auf Hardenberg hinwies, welche Aussichten eröffneten sich trotzdem! Noch weilte zwar Lombard in Königsberg und wurde vom König freundlich behandelt; aber er war ohne Einfluß und erhielt bald darauf Urlaub auf unbestimmte Zeit. So war von den Männern des bisherigen Regiments nur Beyme noch im Amt, gewiß der innerlich tüchtigste, ehrenhafteste und ernsteste der drei Männer, dazu dem König treu ergeben und ihm daher sehr nahestehend. Und doch, so urteilte Stein, mußte auch er ausscheiden: er war innerlich zu sehr mit dem alten System verknüpft, er galt beim In- und Ausland für den Vertreter der bisherigen Richtung; weder bei Alexander noch bei der Nation konnte man Vertrauen gewinnen, wenn er nicht geopfert wurde.

Es war ein schwerer Kampf, der sich in der Seele des Monarchen abspielte. Er wollte Stein, dem sich Hardenberg und zeitweise Rüchel anschlossen, entgegenkommen; er bot Hardenberg die Leitung der auswärtigen

Angelegenheiten an; er war bereit, Steins grundsätzliche Forderung zu bewilligen und einen Ministerrat zu schaffen. Aber weder wollte er auf die völlige Beseitigung des Kabinetts eingehen, noch wollte er Beyme entlassen. Ihn dazu nötigen zu wollen, erschien ihm als Mißachtung seiner königlichen Autorität; daneben berührte es ihn unangenehm, daß Stein sich bemühte, einen Mann zu stürzen, der einst am meisten für seine Berufung ins Ministerium eingetreten war.



Gezeichnet von Julius Schnorr. Gestochen von Ferd. Ruscheweyh.

Berthold Georg Niebuhr.

Auch andere Rücksichten spielten, wie es scheint, immer noch mit; die Berufung Hardenbergs gab der König, wohl aus Besorgnis, sie würde künftige Verhandlungen mit Napoleon noch mehr erschweren, wieder auf und berief an seiner Statt Zastrow, der weder auf diesem Gebiet Bescheid wußte noch ein Charakter war. So sollten denn Rüchel, Stein und Zastrow den neuen Ministerrat bilden, Beyme als Kabinettsrat Protokoll führen. Das aber lehnte Stein ab. Er tat es in einem an Rüchel gerichteten Briefe. „Kein Kabinett, kein subalterner Einfluß, kein Conseil ohne Sie", hatte er eben an Hardenberg geschrieben, der mit ihm eines Sinnes war; er teilte Rüchel mit, daß er die ihm angewiesene Stelle im Conseil ehrfurchtsvoll verbitten müsse.

Diese Ablehnung empfand der König peinlich; aber er ignorierte sie, da sie nicht an ihn persönlich gerichtet war. Einige Tage später handelte es sich um die Frage, ob die preußische Staatskasse, die auf Befehl des Königs in der Zeit der Friedenshoffnungen die Kosten für Napoleons Hof=

haltung in den königlichen Schlössern getragen hatte, dies auch ferner tun sollte. Der König wies die Angelegenheit auf Grund der für den Ministerrat entworfenen Geschäftsführung dem Freiherrn vom Stein zum Bericht zu; aber dieser lehnte, ohne zu verhehlen, daß er eine solche Zahlung „beispiellos" finde, die Berichterstattung ab, da er sich nicht als Mitglied des Ministerrats betrachten könne. Da entlud sich am 3. Januar 1807 des Königs lange zurückgehaltener Unwille in einem Schreiben heftigster Art. Er habe Stein immer „für einen denkenden, talentvollen und großer Konzeptionen fähigen Mann", aber auch für „exzentrisch und genialisch gehalten", d. h. „für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßt, wo es immerfort Berührungspunkte gibt". Er habe diese Vorurteile überwunden und sich bald überzeugt, daß seine Amtsführung musterhaft sei. Auch später habe er seine Eigenwilligkeit ertragen. Nun müsse er aber mit großem Leidwesen ersehen, daß er sich leider nicht anfänglich in ihm geirrt habe, sondern „daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen würkt."

Stein erhielt das Schreiben in dem Augenblick, als er, selbst kaum von einer Krankheit genesen, sich anschickte, „mit Hinterlassung der Seinigen und eines an Nervenfieber totkranken Kindes" dem aus Königsberg nach Memel flüchtenden Hofe dorthin zu folgen. Er bat auf der Stelle unter Anführung der entscheidenden königlichen Worte, die seine Amtstätigkeit als gefährlich für den Staat erscheinen ließen, um seinen Abschied. Am nächsten Tage erhielt er ihn durch folgende Kabinettsordre: „Da der Herr Baron vom Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen. Königsberg, den 4. Januar 1807. Friedrich Wilhelm."

Der erste vom preußischen Beamtentum ausgehende Versuch, die absolute Entscheidungsgewalt des Königs einzuschränken, war gescheitert. Er war gescheitert infolge der Abneigung des Königs, die Formen und die Persönlichkeiten der bisherigen Regierung völlig aufzugeben; er war gescheitert infolge der verletzenden Form, in die er sich gekleidet hatte. Die Art, wie Stein dem Könige entgegentrat, erklärt sich aus der Reizbarkeit eines eben krank gewesenen, von Sorge für die Seinen gequälten Mannes,

aus dem Unabhängigkeitsgefühl, das der Freiherr nie verleugnet hat, aus dem Bewußtsein, das er in sich trug, einen guten Kampf zu führen, der dem Heile des Staates diente. Tief betrübend mußte es für alle Vaterlandsfreunde sein, daß in schwerer Stunde Preußen diesen Mann verlor. Ihre Hoffnungen schienen gebrochen. In bitterer Trauer schrieb



Gestochen von Meno Haas.

Königin Luise von Preußen mit ihren Kindern in Königsberg, Januar 1807.

ihm Niebuhr, den Stein aus dänischem Dienst in die preußische Verwaltung gezogen hatte: „Die treueste Anhänglichkeit für Sie war nicht allein die Folge einer tiefen Verehrung für einen Minister, der zuerst ganz dem Ideal entsprach, welches mir nirgends noch erfüllt war; sie entstand auch aus dem Gefühl, durch das Verhältnis zu Ihnen veredelt und gekräftigt zu werden; und welchen besseren Segen kann man erreichen? . . . Nun ist meine politische Existenz in diesem Staat geendigt“.

Stein blieb noch einige Zeit in Königsberg; dann begab er sich durch Norddeutschland hindurch nach seinem Gutssitz zu Nassau an der Lahn. Und in der Stille der Heimat begrub er den in der ersten Erbitterung gefaßten Plan, durch Veröffentlichung der Aktenstücke, die sich auf seine Entlassung bezogen, „die Erbärmlichkeit unserer Machthaber“ zu kennzeichnen; auf die Bitte des Fürsten Anton Radziwill, des Gemahls der Prinzessin Luise von Preußen, faßte er die Reformgedanken, die ihn seit langer Zeit bewegten, zusammen und schrieb die Denkschrift, von der die Neugestaltung unsers politischen Lebens ausgeht: „Über die zweckmäßige Bildung der Obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der Preußischen Monarchie“.

In jenen schweren Tagen des Konflikts zwischen dem König und dem Minister vermissen wir einen Einfluß, von dem wir glauben möchten, daß er ausgleichend hätte wirken können, den der Königin Luise. Gewiß, wäre sie nicht krank gewesen, sie hätte Stein gestützt, der, wie sie nachher sich ausgedrückt hat, „so ganz unwürdig untergehen mußte“. So tief wie irgend jemand empfand sie das Furchtbare des Zusammensturzes Preußens. „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen“, so heißt es in einem Briefe an ihre treue „Voto“, die Gräfin Voß. Auf jener Flucht in den äußersten Winkel der Monarchie, zu Ortelsburg, schrieb sie am 5. Dezember in ihr Tagebuch das Lied des Harfners aus Goethes „Wilhelm Meister“:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

„Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen“, so lesen wir bei Goethe in seinen Sprüchen in Prosa. Aber unter den schweren Schlägen des Schicksals festigte sich ihr ganzes Wesen, erstarkte ihr Wille. „Man sieht sie“, so schrieb damals Heinrich v. Kleist in Königsberg, „einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich;

ja, sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Da befiel ein Nervenfieber zuerst ihren dritten Sohn, den Prinzen Karl, dann sie selbst. Und während sie im Schlosse zu Königsberg lag, kam die Nachricht, die Franzosen zögen heran. Da sagte sie: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen." Und da das Fieber nachgelassen hatte, so unternahm man das Wagnis, und jene dreitägige Fahrt über die Kurische Nehrung ward angetreten, auf der die Reisenden nach den Berichten des Leibarztes Hufeland „die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Hütten zubrachten. . . Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden. . . Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle". Am 8. Januar 1807 kam sie in Memel an. Und wunderbar, sie hatte die Gefahr überstanden und genas.





Fünftes Kapitel.

Preußisch-Eylau. Friedland. Tilsit.

(Hierzu die Kartenskizzen 4, 5, 6).

> Der Siegeswagen vom Brandenburger Tor wird in Paris unter den Trophäen gesehen werden — wir können also mit Recht in die Worte Dunois' fallen: die Freiheit ist geraubt, die Ehre ist verpfändet, das Palladium entwendet.
>
> Clausewitz.

Der Krieg hatte inzwischen seinen Fortgang genommen. Napoleon, der am 25. November aus Berlin aufgebrochen war, erhielt unterwegs die Nachricht, daß Friedrich Wilhelm den Waffenstillstand verworfen habe; am Abend des 27. kam er in Posen an, begeistert aufgenommen durch die polnische Bevölkerung. Schon vorher hatten seine Heere die Weichsel erreicht: Davout bei Warschau, Lannes und Augereau bei Thorn, ihnen nach in zweiter Linie Bernadotte, Ney und Soult. Napoleons Bruder Jerome befehligte die Truppen, die nach Schlesien zogen. Durch Heranziehung von Reserven, insbesondere der Rheinbundtruppen, hatte der Kaiser seine Armee auf 194 000 Mann verstärkt, die im Dezember bis auf 207 000 anwuchsen. Aber bei den großen Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges in einem armen, wenig kultivierten Lande, bei den weiten und unsicheren Aussichten, die ein Kampf mit Rußland erweckte, in Rücksicht schließlich auf Österreich, das im Falle eines Mißerfolges von seiner Flankenstellung aus gefährlich werden konnte, traf er Vorkehrungen für weitere Verstärkungen. „Ich brauche hier Truppen", schreibt er; und „lassen Sie keine Truppen zurück; ich habe viel Land zu besetzen". Die Wehrpflichtigen des Jahrgangs 1807 in Zahl von 80 000 Mann, die sich am 15. Dezember in Marsch setzen sollten, genügten nicht; er befahl unter der Hand, „ganz heimlich", die Aushebung von weiteren 80 000 Mann vorzubereiten; im März 1807 hat er sogar die Heranziehung des Jahrgangs 1808 angeordnet.


Zu: Neubauer, Preußens Fall und Erhebung, 1806 - 1815.
Skizze 4.
Übersichtsskizze zum Feldzug in Preussen 1807 (Pr. Eylau).
OSTSEE
Frisches Haff
Pillau
KÖNIGSBERG
Tapiau
Wehlau
Pregel
Insterburg
Brandenburg
Wittenberg
Uderwangen
Frisching
Bladiau
Kreuzburg
Mühlhausen
Allenburg
Heiligenbeil
Zinten
Georgenau
Friedland
Grunau
Pompicken
Braunsberg
Schlauthienen
Husschnen
Althof
Lampach
Domnau
Pr. Eylau
Orschen
Alle
Passarge
Engelwalde
Landsberg
Beisleiden
Laggarben
Legienen
Löwenstein
Hoofe
Eichhorn
Schippenbeil
Mehlsack
Walsch
Grünwalde
Bartenstein
Angerapp
Angerburg
Elbing
Nogat
Elbing Fl.
Grossendorf
Drewenz
Wusen
Reimerswalde
Mauer See
Spanden
Wormditt
Heilsberg
Freimarkt
Launau
Bischofstein
Rastenburg
Pr. Holland
Rössel
Lötzen
Liebstadt
Elditten
Wolfsdorf
Guttstadt
Waltersdorf
Ankendorf
Christburg
Seeburg
Mohrungen
Deppen
Schlitt
Seubersdorf
Spiegelberg
Bischofsburg
Bergfriede
Sensburg
Wartenburg
Jonkendorf
Göttkendorf
Finckenstein
Allenstein
Liebemühl
Spirding See
Rosenberg
Osterode
Mensguth
Passenheim
Freystadt
Deutsch-Eylau
Hohenstein
Ortelsburg
Dembenofen
Löbau
Gr. Schiemanen
Malga
Neumark
Gilgenburg
Willenberg
Myschyniez
Neidenburg
Pissa
Chorzellen
Strasburg
Soldau
Omulew
Lomsha
Orshitz
Mlawa
Ostrolenka
Prassnysch
Thorn
Weichsel
Wkra
Narew
Pultusk
Mafsstab 1:1000000.
10 5 0 10 20 30 40 50 60 70 80 Kilometer
Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.





Gemalt von Siméon Fort. Gestochen von Chavane.

Übergang der französischen Truppen über die Weichsel bei Thorn,
6. Dezember 1806 unter Lannes und Augereau.

Mit welchen Mühseligkeiten aber ein Feldzug in den polnischen Gebieten verknüpft sei, hat auch Napoleon nicht geahnt. Zunächst fehlte es allenthalben an gangbaren Straßen. Das Gebiet zwischen Stettin und Schneidemühl erinnerte Lannes an die Wüste zwischen Ägypten und Syrien, „nur daß die Wege hier des Sandes wegen noch schlimmer sind". Über den Weg von Bromberg nach Thorn schrieb derselbe, er zöge durch ein Gebiet, in dem die Pferde bis zum Bauche versänken; und der Kaiser äußerte, er habe in Polen ein fünftes Element kennen gelernt, den Kot. „Alle Transportmittel sind erschöpft", meldet Augereau, „man hat Pferde und Wagen genommen, nichts ist den Bauern geblieben", und fährt fort: „Seit zwei Tagen befinden sich die Truppen ganz ohne Brot". Dieselben Klagen über mangelhafteste Verpflegung ertönen von allen Seiten. „Die Einwohner haben kaum selbst zu leben", berichtet Murat, „und fast alle Wintervorräte sind schon vor unserer Ankunft aufgezehrt worden". Die Kavallerie litt besonders. Den Pferden fehlte es an Futter; öfters hatte man nichts Besseres für sie als das Stroh von den Dächern der Bauernhäuser. Wenn man nicht an den verschiedensten Orten Vorräte getroffen hätte, welche die preußischen Beamten aus Unachtsamkeit



Levin August Theophil Graf von Bennigsen.

Gezeichnet von L. de Saint-Aubin. Gestochen von H. Clar.

oder, weil sie keinen Befehl dazu hatten, zur rechten Zeit fortzuschaffen versäumt hatten, so wäre die Lage noch schlimmer geworden.

Unter diesen Verhältnissen litt naturgemäß die Mannszucht; dem Marschall Augereau wird nachgerühmt, daß er sein Korps verhältnismäßig in der besten Zucht erhielt, aber hinzugefügt, auch er habe nicht hindern können, daß die Not und das böse Beispiel die Truppen verdarben. In einem solchen Lande versagte das napoleonische Requisitionssystem; er habe zur Magazinverpflegung zurückkehren müssen, äußerte der Kaiser und spornte die Behörden zu möglichster Tätigkeit an. „Stiefel, Stiefel!" ruft er dem Gouverneur von Berlin zu, und später: „Es ist durchaus notwendig, daß Sie die ohne Mäntel ankommenden Ersatzmannschaften mit solchen versehen; diese unglücklichen jungen Leute erstarren hier in Polen vor Kälte und werden krank."

Nicht minder übrigens litten die Russen unter den Schwierigkeiten der Verpflegung, und ebenso unbarmherzig wie die Franzosen behandelten auch sie das Land, das sie durchzogen. „Was das arme Land leidet", schrieb der dem russischen Hauptquartier zugeteilte Oberstleutnant v. dem Knesebeck, „wie es ausgeplündert, mitgenommen, verödet ist, läßt sich gar nicht beschreiben; unmöglich, daß es der Feind ärger machen könnte". Und ein anderer Augenzeuge sagt: „Die Not um Lebensmittel zerbrach beinahe alle Fesseln des Gehorsams und unterdrückte jedes Gefühl der Menschlichkeit."

Napoleon war drei Wochen in Posen geblieben; erst kurz vor Weihnachten kam er in Warschau an, auch hier von der Bevölkerung, insonderheit dem polnischen Adel, freudig begrüßt. Die 62 000 Russen Bennigsens standen in der Gegend nördlich des Bug, zwischen den Flüssen Narew und Wkra; weiter zurück stand Buxhöwden mit 49 000 Mann bei Ostrolenka. Das Verhältnis beider Feldherren zueinander war schlecht; und der Versuch Alexanders, durch Ernennung des greisen Feldmarschalls Kamenskoi zum Oberbefehlshaber eine einheitliche Heerführung herbeizuführen, schlug

völlig fehl, da dieser wegen völliger Geistesschwäche die Armee verlassen mußte. Nachdem die französischen Truppen den Übergang über die Wkra erkämpft hatten, kam es am 26. Dezember bei Pultusk am Narew zum Kampfe. Marschall Lannes griff Bennigsen an, ward aber, obwohl ihm eine weitere Division zu Hilfe kam, nach langem, schwerem Kampfe zurückgeschlagen; es war ein erster Strahl des Glücks. Aber der Sieg hatte wenig Folgen: die Stellung von Pultusk war ungünstig, eine Umgehung mußte befürchtet werden, zumal da an demselben Tage die Franzosen in einem Gefecht bei Golymin, nordwestlich von Pultusk, schließlich siegreich geblieben waren; auch erhielt Bennigsen von seiten Buxhöwdens keine Unterstützung. So entschloß sich dieser zum Rückzug, trotz der Bitten Knesebecks, den Sieg durch eine Verfolgung auszunutzen. Zum Dank für die gewonnene Schlacht wurde er von Alexander zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, während Buxhöwden vom Kriegsschauplatz entfernt wurde.

Inzwischen hatten die preußischen Truppen unter L'Estocq am 25. Dezember bei Soldau, an der Südgrenze Ostpreußens, ein ungünstiges Gefecht mit den Truppen Neys gehabt und darauf ebenfalls den Rückzug angetreten. Sie marschierten in nordöstlicher Richtung, auf Angerburg. Schon schien der Weg nach Königsberg dem Feinde frei zu sein; es ist bereits erzählt worden, daß sich zu Anfang Januar der König mit seiner Gemahlin und der Regierung nach Memel begab. Aber der Krieg nahm für den Augenblick keinen Fortgang; zu groß waren die Mühseligkeiten auch für die Franzosen, zu dringend die Notwendigkeit, den Truppen, bei denen schon hier und da der Unmut laut wurde, Ruhe und bessere Ernährung, Kleidung und Ausrüstung zu gewähren. So ließ denn Napoleon seine Armee Winterquartiere



Anton Wilhelm von L'Estocq
General der Kavallerie.

beziehen. Von Warschau dehnten sie sich aus bis zum Frischen Haff, über einen Raum von 300 Kilometern; die Festung Graudenz wurde eingeschlossen.

Aber die Pause in dem furchtbaren Spiele dauerte nicht lange. Zunächst hielt Ney die Gelegenheit für günstig, um auf Königsberg einen Vorstoß zu wagen, und schob seine Truppen in der Richtung auf diese Stadt bis nach Bartenstein vor, traf aber auf L'Estocq und ging nach einigen Gefechten wieder zurück. Das Unternehmen erregte die große Unzufriedenheit Napoleons: „Der Kaiser", ließ er ihm durch seinen Generalstabschef Berthier schreiben, „braucht bei der Einheitlichkeit seiner Pläne weder Ratschläge noch Feldzugsentwürfe; niemand kennt seine Gedanken, und unsere Pflicht ist zu gehorchen."

Inzwischen war ihrerseits die ganze russische Armee aufgebrochen; von der Gegend der ostpreußischen Seen her zog sie nach Westen, bedrohte zuerst Ney, der sich der Gefahr einer Überwältigung durch die Übermacht glücklich entzog, und sodann Bernadotte, der ebenfalls vom Glück begünstigt wurde und bei Mohrungen, Herders Geburtsort, sogar ein siegreiches Gefecht lieferte, sich aber dann ebenfalls auf das schleunigste in südlicher Richtung zurückzog. Die französische Armee war aufgescheucht; der Kampf begann von neuem. Der Vorstoß Bennigsens hatte zwar nicht zur Vernichtung eines Teiles des feindlichen Heeres geführt, was einem fähigeren Feldherrn wohl möglich gewesen wäre, aber es war zurückgetrieben, die Verbindung mit Danzig und mit Graudenz war wiederhergestellt.

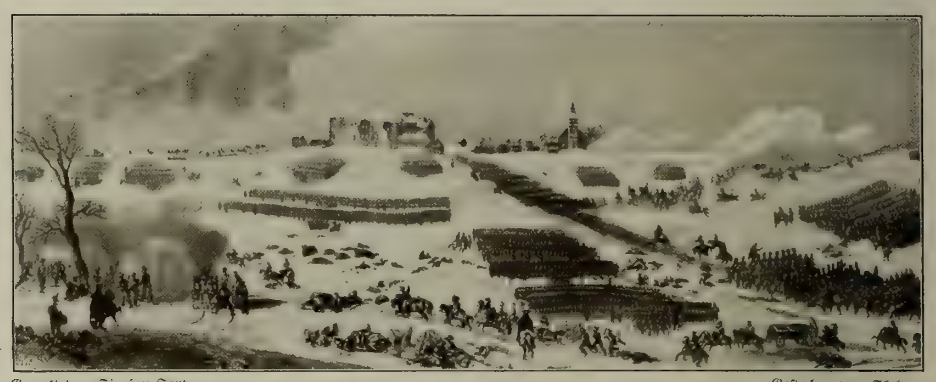
Kaum jedoch war sich Napoleon, der in Warschau weilte, darüber klar geworden, daß es sich um eine ernsthafte Angriffsbewegung handle, als er alle Maßregeln traf, um dem Feind entgegenzutreten. Das Zentrum, aus den Korps Soults, Davouts und Augereaus und der Kavallerie Murats bestehend, sammelte sich, 75 000 Mann stark, an der Südgrenze Ostpreußens, in der Landschaft zwischen Strasburg, Neidenburg und Ortelsburg; den linken Flügel bildeten mit gegen 34 000 Mann die Marschälle Ney und Bernadotte, von denen der letztere den wichtigen Übergangspunkt Thorn zu decken hatte; das 7. Korps, das anstatt des erkrankten Lannes jetzt Savary befehligte, verblieb als rechter Flügel am Bug zur Deckung gegen den Angriff des russischen Korps, das in jener Gegend operierte. Am 30. Januar verließ der Kaiser Warschau. Sein Kriegsplan war umfassend, auf Vernichtung des Gegners gerichtet: er gedachte — so wurden Ney und Bernadotte unterrichtet — „das Zentrum des Feindes zu durchbrechen und alles, was sich nicht rechtzeitig zurückziehen würde, rechts und links auseinanderzuwerfen", sodann ihm womöglich den Rückzug nach Osten zu verlegen und

ihn in nördlicher Richtung an die Küste zu drängen. Insonderheit erhielt der linke französische Flügel die Aufgabe, das preußische Korps, das den rechten Flügel der feindlichen Aufstellung bildete und bis nach Freystadt und Deutsch-Eylau vorgedrungen war, von dem russischen Heere abzuschneiden. Da wurden diese Pläne durch einen Zufall dem Feinde bekannt; den Brief, der die Weisungen an Bernadotte enthielt, fing russische Kavallerie ab. So wurde Bennigsen in die Lage versetzt, seine Maßregeln zu treffen; er trat den Rückzug an, und zwar in möglichster Eile, mit Zuhilfenahme von Nachtmärschen. Dabei stellten sich, trotz der außerordentlichen Geduld und Ausdauer, welche die russischen Soldaten an den Tag legten, doch alle die Übelstände ein, die bei einer in Eilmärschen, bei ungünstigen Witterungs- und Wegeverhältnissen dahinziehenden Armee besonders dann unvermeidlich sind, wenn sich die Offiziere ihrer Pflichten nicht genügend annehmen. Und dies war hier der Fall. Die Marschdispositionen waren schlecht getroffen, die Verpflegung nicht gehörig geordnet, die Soldaten wurden auf das furchtbarste ermüdet; die Zahl der Marodeure wuchs in erschreckender Weise.

Auch das preußische Korps hatte den Rückzug angetreten. Dem General L'Estocq hatte der König als Berater, „Assistenten“, Scharnhorst beigegeben. Dieser war zwei Tage nach der Kapitulation von Ratkau ausgewechselt worden und hatte sich darauf, von Blücher mit der Überbringung eines Berichts über die Schicksale seines Korps beauftragt, zum Könige begeben. Er hatte, trotz allem, was er erlebt, trotz all der Feigheit und Ehrlosigkeit, die ihm entgegentraten, die Hoffnung nicht verloren: „Ich habe gesehen, daß man mit Mut und Willenskraft alles überwindet. Ich habe noch bisher das Glück gehabt, daß mich der Kleinmut nicht eine Stunde, außer der meiner Gefangenschaft, überwältigt hat.“ Nun hatte er die wenig erquickliche Aufgabe erhalten, einen General zu unterstützen, der nach den Worten des Königs selbst „die Schwächen des Alters fühlte“ und nicht mehr in wünschenswerter Weise feldtüchtig, über den unerbetenen Beistand aber natürlich nicht erfreut war. Wie anders war Scharnhorsts Verhältnis zu Blücher gewesen! Jetzt stand er einem Manne gegenüber, der sich ihm ungern fügte, in seiner Sendung eine Einschränkung seiner Selbständigkeit als Feldherr sah und lieber den Rat seiner Adjutanten hörte als den seines berufenen Ratgebers. So ließ er die verschiedensten Einflüsse auf seine Entschließungen einwirken; es ging nach dem Bericht eines, der mit dabei war, in dem L'Estocqschen Hauptquartier „etwas konfuse zu“. Der Führung der preußischen Truppen fehlte die Einheit, und darin mag der Hauptgrund dafür liegen, daß

sie keineswegs einwandfrei war. Das an sich schon kleine Korps wurde durch Detachements geschwächt; man marschierte nicht schnell genug, um dem Feinde zu entkommen, und am 5. Februar gelang es Ney, bei Waltersdorf eine preußische Abteilung zu erreichen, ihr nicht geringe Verluste beizubringen und, was noch schlimmer war, einen Teil des Korps von dem Gros abzutrennen, so daß es nach Norden ausbiegen mußte und für die nahe Entscheidung nicht in Betracht kam.

Denn eine Hauptschlacht stand bevor; Bennigsen setzte den Rückzug nicht weiter fort, sondern stellte sich hinter Preußisch-Eylau dem Gegner zur



Gemalt von Siméon Fort. Gestochen von Skelton.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau, 7. Februar 1807.
Sturm der Franzosen auf den Kirchhof.

Schlacht. Der Ort liegt, von einigen Seen umgeben, zwischen leichten Erhebungen. Auf den nordöstlichen Anhöhen standen die Russen; die Stadt hatten sie am 7. Februar nach längerem Kampfe geräumt. Die Landschaft war mit Schnee bedeckt, die Kälte nicht groß, die Witterung aber meist trübe, Schneestürme fegten öfter über das Gefilde. Napoleon leitete die Schlacht von dem Hügel aus, auf dem der Kirchhof des Ortes liegt; hier stand seine Garde. Links schloß sich der größere Teil des Soultschen Korps an, rechts Augereau und eine Division Soults. Ney, der hinter den Preußen her war, erhielt Befehl, möglichst schnell heranzukommen und sich dem linken Flügel anzuschließen. Die Entscheidung aber sollte auf dem rechten Flügel fallen, sobald Davout hier eingetroffen wäre. Hier hoffte der Kaiser durch einen mächtigen Angriff die Kraft des Feindes zu brechen, ihn nach Norden zu treiben und ihm die natürliche Rückzugsstraße nach Nordosten

zu verlegen; gelang es, ihn nach Königsberg und in den engen Raum zwischen dem Frischen und Kurischen Haff hineinzudrängen, so war die Vernichtung sicher, der Feldzug zu Ende.

Aber so ist es nicht gekommen. Als am Morgen des 8. Februar nach einer gewaltigen Kanonade Augereau seine Scharen gegen die vom Feinde besetzten Höhen heranführte, traf er auf einen unerschütterlichen Widerstand, ein verheerendes Artilleriefeuer wütete in den französischen Reihen, und als die Kavallerie und das Fußvolk der Russen ihrerseits zum Angriff vor-



Gemalt von Siméon Fort. Gestochen von Skelton.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau, 8. Februar 1807.
Hauptangriff der Franzosen.

gingen, flutete alles zurück. Schon wurde der Hügel, auf dem sich Napoleon selbst befand, vom Feinde bedroht; ein Garde-Bataillon mußte herangezogen werden, um den Kaiser zu schützen. Dies war der Moment, wo nach dem Bericht des dem russischen Hauptquartier beigegebenen preußischen Generals „die Bataille ganz komplett gewonnen war, allein einige Konfusions in Ausführung der erteilten Befehle und der nicht fest bestimmte Aufenthaltsort des Generals en chef, den man oft stundenlang suchen mußte, waren Ursache, daß der Sieg nicht völlig entscheidend ausfiel". Das Korps Augereau hatte die furchtbarsten Verluste erlitten. Inzwischen war Murats Kavallerie vorgegangen, und in wildem, wechselvollem Getümmel wurden die Gegner wieder zurückgetrieben. Auch Davout erschien jetzt auf dem äußersten rechten Flügel; damit nimmt der zweite Abschnitt der Schlacht seinen Anfang. Diesmal dringt der Feind trotz heftigen Widerstandes vor; die das Schlacht-

feld beherrschende Höhe wird erstürmt, und 30 französische Geschütze, die dort aufgefahren werden, üben eine verheerende Wirkung; schon gerät Kutschitten, das im Rücken der russischen Stellung liegt, in die Gewalt des Feindes, die russische Schlachtordnung wird hakenförmig zurückgebogen, der große Plan des Kaisers, dem Gegner den Weg nach Osten zu verlegen, scheint gelungen. Da treffen — es ist Nachmittag geworden — die Preußen L'Estocqs und Scharnhorsts ein.

In der Nacht hatte L'Estocq den Befehl erhalten, den Russen zu Hilfe zu kommen; Scharnhorsts Anordnungen war es jedenfalls zu danken, daß sich das Korps dem in der Flanke nachdrängenden Ney entzog und gegen 2 Uhr — freilich mit Einschluß des russischen Regiments Wyborg, das dem Korps zugeteilt war, nur 8500 Mann stark — auf dem Schlachtfelde einzutreffen vermochte. Es wandte sich sofort dem schwer gefährdeten linken Flügel der Russen zu. Kutschitten ward zuerst wiedergenommen. Dann ging es gegen ein Birkenwäldchen, das südlich davon lag; „ohne einen Schuß aus dem kleinen Gewehr zu tun", gingen, wie Scharnhorst berichtet, die braven Mannschaften vor; der Feind wurde hinausgeworfen. Inzwischen brach die winterliche Dunkelheit herein; der Kampf stockte, ebenso auch auf dem anderen Flügel, wo noch am Abend Ney mit einigen Bataillonen erschien, ohne jedoch erfolgreich eingreifen zu können.

Die furchtbare Schlacht war zu Ende, eine der verlustreichsten der Neuzeit; beide Parteien hatten je etwa 70—75000 Mann gezählt, und jede hatte ungefähr 25000 Mann verloren. Ein entscheidender Erfolg war von keiner Partei errungen, beide Heere entzündeten auf dem Schlachtfelde ihre Lagerfeuer; Napoleon hatte zum ersten Male nicht gesiegt. Wie er die Lage beurteilte, geht aus dem Briefe hervor, den er noch in der Nacht — 4 Uhr morgens — an Duroc schrieb: „Wir hatten gestern bei Eylau eine sehr blutige Schlacht. Das Schlachtfeld ist zwar in unserm Besitz geblieben, aber wenn auch die Verluste auf beiden Seiten groß sind, so macht mir doch die Entfernung von der Heimat die meinigen empfindlicher . . . Es ist möglich, daß ich mich auf das linke Weichselufer begebe, um ruhige Winterquartiere zu haben, geschützt vor den Kosaken und diesem Schwarme leichter Truppen." Auch zu Friedensverhandlungen war er geneigt; in derselben Nacht wies er Talleyrand an, eine Eröffnung des preußischen Ministers Zastrow in versöhnlichem Sinne zu beantworten.

Ein anderes Gesicht freilich gewann für ihn die Lage, als man ihm meldete, daß noch in der Nacht die gegnerische Armee abgezogen sei.



Gemalt von Jean-Antoine Gros. Photographie-Verlag von Ad. Braun, Clément und Cie., Paris, Dornach und New York.

Napoleon besucht das Schlachtfeld von Preußisch-Eylau, 8. Februar 1807.



Scharnhorst war mit diesem Entschluß Bennigsens sehr unzufrieden. „Es ist ein großes Unglück", schrieb er, „daß man nicht am anderen Morgen die Schlacht erneute. Die Truppen waren zwar aufs äußerste fatiguiert, indessen befand sich der Feind in derselben Lage." Der gleichen Meinung waren mehrere russische Generale. Aber Bennigsen verharrte bei dem Entschluß des Rückzugs. Er fürchtete besonders die Ankunft Bernadottes, eine Besorgnis, die freilich unbegründet war; denn dieser war in dem eigentümlichen Geiste eigensinniger, zaudernder Untätigkeit, der schon damals nicht selten in seiner Heerführung hervortrat, mehrere Tagemärsche zurückgeblieben. So ging das Heer denn rückwärts, die Russen in der Richtung auf Königsberg, die Preußen auf Allenburg. Napoleon konnte wieder den gewohnten Ton des Siegesstolzes anschlagen und der Welt verkünden, der Feind habe sich in voller Flucht zurückgezogen, und die französischen Verluste betrügen nur 5500 Mann. Trotzdem war er entschlossen, den Russen nicht zu folgen, sondern sein Heer von neuem in Winterquartiere zu führen. Als die Verbündeten die Rückzugsbewegungen bei dem französischen Heere bemerkten, gingen sie wieder vor, teilweise nicht vorsichtig genug; dabei erlitten die Preußen bei Braunsberg einige Verluste. Aber dieses war das letzte Gefecht für längere Zeit. Dann trat allmählich Ruhe ein, die Folge der Erschöpfung beider Parteien. Vom rechten Weichselufer bis zum Oberlauf der Passarge und Alle lagerten sich die französischen Korps. Es war viel zu tun, um die Verpflegung zu regeln, die gelockerte Mannszucht wiederherzustellen, Kleider, Waffen und Pferde zu beschaffen. Die schwersten Leiden trug das unglückliche Land, der Tummelplatz von mehr als 200 000 Kämpfern, die in einem furchtbaren, blutigen Kriege die Schonung verlernt hatten. „Das Elend ist hier jetzt auf einen Grad gestiegen," schrieb Knesebeck an Scharnhorst, „daß es nicht ärger steigen kann, und nichts als die moskowitischen Grausamkeiten und Unordnungen gehen noch darüber. . . . . Die Not und der Druck des Landmanns unter dem Kantschuh überschreiten alle Grenzen."

Vor einigen Wochen war Napoleon ausgezogen, um die Russen zu vernichten; das war ihm nicht geglückt, er hatte sie nicht einmal schlagen können. Seine Armee hatte große Verluste gehabt und war für den Augenblick keineswegs ein so brauchbares Kriegswerkzeug, wie er gewünscht hätte. Seine Lage war nicht ohne Bedenken. Zwar zog sein weltumfassender Geist die verschiedensten Kombinationen in Betracht: über die Türkei hinaus, die er längst als wertvollen Bundesgenossen gegen den russischen Gegner schätzte,

schweifte sein Blick bis nach Persien, von wo eben damals ein Gesandter bei ihm erschien; er hielt es für möglich, daß ein persisches, von französischen Offizieren befehligtes Heer Rußland von Asien her bedrohen könnte, und schrieb an Talleyrand: „Sie verstehen, welches Interesse ein Bündnis mit Persien für mich hat . . . Ich überlasse es Ihnen, sich den Schrecken auszumalen, welcher England und Rußland drei Monate nach Aufstellung dieser Truppenmacht ergreifen wird.“ Aber diese Zukunftsträume hinderten ihn nicht, seine gegenwärtige Lage im klarsten Licht zu schauen. Besondere Befürchtungen erweckte Österreich, das, wie er wußte, für alle Fälle rüstete. Wenn dieser Staat die Gelegenheit wahrnahm, wenn er auf die Anerbietungen Preußens einging, das bereit war, ihm die noch uneroberten schlesischen Festungen einzuräumen, und ein starkes Heer über die preußische Grenze, in Napoleons Flanke und Rücken schickte, so waren die Folgen unberechenbar. Eine erste Möglichkeit, die Lage zu bessern, ergab sich, wenn es gelang, Preußen für einen Sonderfrieden zu gewinnen. Wenige Tage nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau sandte Napoleon den General Bertrand an Friedrich Wilhelm nach Memel: er sei geneigt, die Lande rechts der Elbe mit Einschluß der polnischen Gebiete zurückzugeben. Zastrow, der Minister des Auswärtigen, war dafür, daß man auf diese Anerbietungen eingehe. Der König war nicht völlig entschieden; erst als Hardenberg ausführte, daß sich Napoleon nur aus einer augenblicklichen peinlichen Lage herauszuziehen wünsche, daß seine Versprechungen unbestimmt seien, daß er auch nach dem Friedensschluß seine Truppen im Lande lassen würde, wurden Verhandlungen über einen Sonderfrieden abgelehnt und die Erklärung abgegeben, daß Preußen nur im Verein mit Rußland und England zu verhandeln gedenke.

So mußte Napoleon anderen Möglichkeiten nachgehen. Vielleicht gelang es, Österreich durch ein Bündnis zu fesseln; man konnte ihm von neuem einen Teil des preußischen Schlesiens anbieten. Aber in Wien fiel der Bündnisgedanke auf schlechten Boden; es war dem Grafen Stadion, dem leitenden Minister, klar, daß Österreich gegen sein eigenes Interesse handeln würde, wenn es sich verleiten ließe, Napoleon zu unterstützen. Unter diesen Umständen steigt, zunächst wie ein Traum, der Wunsch in Napoleons Seele empor, sich mit Rußland selbst zu verständigen. Er erscheint ihm selbst zuerst als ein Phantasiegebilde; denn, so sagt er sich, es wird schwer sein, „auf diesen Hof einzuwirken“. Aber er läßt den Gedanken nicht fallen; eine neue politische Möglichkeit mit weitreichenden Folgen hat sich eröffnet.

Hardenberg also war es, der den König bestimmt hatte, am russischen Bündnis festzuhalten. Und doch war Zastrow noch Minister; Friedrich Wilhelm fürchtete durch Hardenbergs Ernennung alle Brücken zum Frieden abzubrechen. Ein Wechsel trat erst ein, als Alexander selbst am 1. April bei der Armee erschien. Es erneuerten sich die Freundschaftsbeteuerungen von Memel und Potsdam; bei einer Truppenmusterung umarmte er den König und rief aus: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein! Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ Jetzt endlich wurde auch die Entscheidung über die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten getroffen. Hardenberg, für den der Kaiser die größte Hochschätzung an den Tag legte, während er Zastrow mit ausgesuchter Kühle behandelte, wurde zum Ersten Kabinettsminister ernannt. So war geschehen, was Stein vergeblich vorgeschlagen hatte; Zastrow gab bald darauf seine Entlassung. Wenige Wochen später, am 26. April, wurde der Vertrag von Bartenstein abgeschlossen, bedeutsam nicht wegen seiner Dauer, denn er ist nur zwei Monate in Geltung geblieben, wohl aber wegen seines Inhalts. Da ward ausgesprochen, daß Deutschlands Unabhängigkeit nicht bestehen könne, solange Frankreich Herr des Rheines sei; daß im Verein mit Österreich ein deutscher Bund geschaffen werden solle; daß Rußland sich verpflichte, Preußen in seiner früheren Macht wiederherzustellen. Es sind die politischen Gedanken der Befreiungskriege; auch die Verbündeten, auf die man hofft, sind die, welche sich 1813 wirklich zu Preußen und Rußland fanden, Österreich, England und Schweden. England, mit dem Preußen im Januar 1807 endlich Frieden geschlossen und das sofort eine Summe für die schlesischen Truppen bewilligt hatte, sollte um weitere Hilfe an Geld und Lieferungen sowie um eine Landung im Rücken der französischen Armee angegangen werden; dem schwedischen Truppenkorps, das in Vorpommern stand, dachte man preußische Truppen zu Hilfe zu senden und an ihre Spitze keinen Geringeren als den General Blücher zu stellen, der vor kurzem ausgewechselt worden war. Das Nötigste war natürlich der Beitritt Österreichs.

Scharnhorst war voll von Plänen. Er erwartete in seiner niedersächsischen Heimat durch die Engländer einen allgemeinen Aufstand entfacht zu sehen; er erhoffte die Sperrung der Elbübergänge durch ein Truppenkorps der Österreicher, während er für ihre Hauptmacht eine Stellung an der oberen Weichsel am zweckmäßigsten hielt. Seine Zuversicht setzte er auf Blücher. „Das Schicksal“, so schrieb er ihm in seinem unerschütterlichen Idealismus, „muß für Sie glücklichere Begebenheiten heraufführen, oder es wäre unbeschreiblich ungerecht, und an diesen glücklicheren muß ich teilnehmen.“ Und



Gemalt von Siméon Fort. Gestochen von Skelton.

Die Belagerung von Danzig durch die Franzosen,
März-Mai 1807.

Blücher zahlte ihm mit gleicher Münze; er hätte Scharnhorst am liebsten wieder als Generalstabschef mitgenommen: „Will der König Scharnhorst noch nicht missen, nun wollan, aber so ballde er zu entbehren ist, laß man ihm mich vollgen."

Es waren Pläne, denen die Wirklichkeit freilich nicht entsprach. Schon gegen den Gedanken, die schwache preußische Heeresabteilung durch eine Entsendung nach Pommern zu schwächen, konnte man ernste Bedenken haben. Wenn wenigstens alles geschehen wäre, um das Heer zu vermehren! Aber selbst die Aufstellung der wenigen Reservebataillone, die verfügt worden war, hatte sich nur langsam vollzogen; daran vollends, nach Hardenbergs Vorschlag alle Befreiungen von der Dienstpflicht für die Dauer des Krieges aufzuheben, war bei der Schwerfälligkeit der Verwaltung zunächst nicht zu denken. Die Hauptsache war, daß Österreich den Kampf nicht wagte. Es beschränkte sich auf das Anerbieten der Friedensvermittlung; und wenn schon auch dieses Napoleons Unmut erregte — „ich erachte die Dazwischenkunft Österreichs in dieser Angelegenheit für ein Unglück", schrieb er an Talleyrand —, so war er anderseits wohl in der Lage, die Verhandlungen durch immer neue Einwände hinauszuschieben. So gab er denn zu der Berufung eines Friedenskongresses seine Zustimmung, in der Erwartung, daß er nicht zustande kommen werde. Inzwischen waren seine Gedanken auf das stärkste durch die Be-

lagerung von Danzig in Anspruch genommen, das seit dem 10. März des Jahres von der Landseite her eingeschlossen war, und auf dessen Einnahme er großen Wert legte. Den Angriff leitete der Marschall Lefebvre; Gouverneur von Danzig war der General Graf Kalckreuth. Die Besatzung betrug über 12 000 Mann, die jedoch nicht genügten, um außer den Stadtbefestigungen zugleich die Forts an der Weichselmündung und die Verbindung nach der Nehrung, also nach Königsberg, zu sichern. Infolgedessen gelang es dem Feinde bald die Nehrung zu besetzen.

Im April begann er die Stadt zu bombardieren; zu Anfang Mai nahm er den Holm, eine von zwei Weichselarmen gebildete Insel unterhalb von Danzig, und unterband so die Verbindung mit Neufahrwasser und Weichselmünde. Noch war die Festung zu retten. Aber einen allgemeinen Vorstoß der Armee zu ihrem Entsatz zu unternehmen, weigerte sich Bennigsen; er berief sich auf die schlechten Verpflegungsverhältnisse, die freilich zum größeren Teile eine Folge der russischen Unordnung und Bestechungswirtschaft waren. Der Versuch aber, mit einer bei Neufahrwasser ausgeschifften Truppenabteilung den Holm wiederzunehmen und die Verbindung mit der



Gemalt von Ad. Roehn. Gestochen von Aubert Fils.

Einzug der Franzosen in Danzig, 27. Mai 1807.

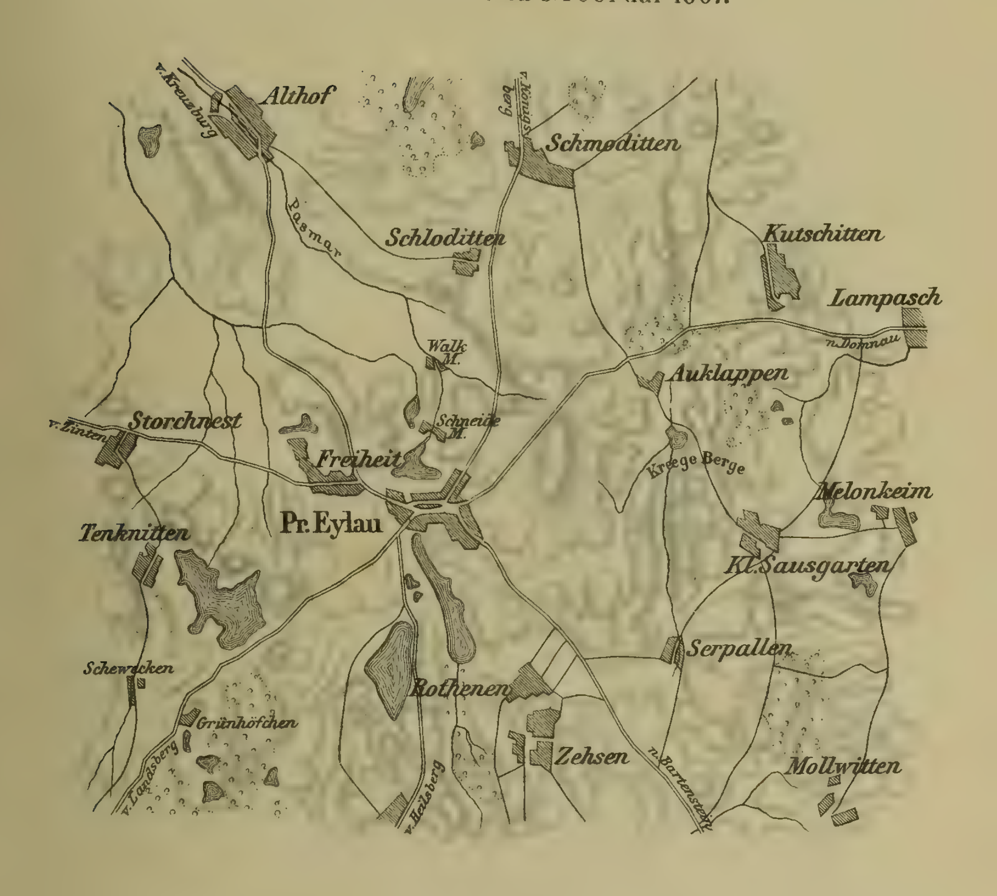
Stadt herzustellen, scheiterte, teils weil er unzweckmäßig angelegt war, teils weil er von Danzig aus ungenügend unterstützt wurde. Mangel an Munition nötigte darauf Kalckreuth, auf eine Kapitulation einzugehen. Sie wurde am 25. Mai in ehrenvoller Form bewilligt. Die Besatzung zog mit Waffen und Gepäck, fliegenden Fahnen und klingendem Spiel aus der Festung ab, um über die Nehrung Pillau zu erreichen.

Napoleon war sehr erfreut über die Einnahme der alten Hansestadt; sie war für ihn zunächst aus strategischen Rücksichten, dann aber auch deshalb wichtig, weil er in den Speichern große Vorräte von Getreide, Wein, Tuch und anderen Dingen vorfand, die zwar Privatleuten gehörten, aber sofort für die Zwecke der Armee verwandt wurden. Lefebvre erhielt den Titel eines Herzogs von Danzig. Auch der König anderseits hatte nach so viel schlimmen Erfahrungen Grund, mit der Haltung des Befehlshabers und der Besatzung zufrieden zu sein; er ehrte beide, indem er Kalckreuth zum Generalfeldmarschall machte. Dennoch ist es kein reiner Eindruck, den die Verteidigung Danzigs macht; der Grund liegt in der wenig sympathischen Gestalt des Gouverneurs, eines Mannes von starkem Eigensinn und ausgeprägter Eigenliebe und Eitelkeit, der, ein langjähriger Freund des Prinzen Heinrich und sein Genosse in herber Beurteilung der Verhältnisse und Personen, doch bei weitem nicht die geistigen und sittlichen Kräfte besaß, die er sich zutraute. Von der Mitschuld an dem üblen Ausgang der Schlacht bei Auerstedt ist er nicht freizusprechen; seinem Eigensinn war es teilweise zuzuschreiben, daß der Versuch, Danzig zu entsetzen, nicht gelang. Seine Leistungen als Staatsmann werden wir noch kennen lernen. Er war nicht der Mann, zu begeistern, Mut in die Seelen zu pflanzen, Heldengeist zu erziehen; er gehört dem absterbenden, nicht dem neuen Preußen an.

Welch andere Luft umweht uns, wenn wir auf die übrigen Festungen schauen, wo noch preußische Tapferkeit sich der feindlichen Macht zu erwehren suchte: auf die festen Plätze Schlesiens, auf Graudenz und vor allem auf Kolberg.

Zwar, was in Schlesien geschehen war, ist nicht alles gleich erfreulich. Als dort Napoleons Bruder Jerome im November 1806 mit den Bayern und Württembergern einmarschierte, schien derselbe Geist widerstandsloser Feigheit umzugehen wie anderwärts: der Minister Graf Hoym, der seit Jahren diese Provinz mit außergewöhnlicher Selbständigkeit verwaltete, wußte mit der Masse zersprengter Soldaten, die sich zum Wiedereintritt in den Dienst meldeten, so wenig etwas anzufangen wie mit den ausgehobenen Rekruten;

Skizze
zur Schlacht bei Pr. Eylau
am 7. und 8. Februar 1807.



Maſsstab 1:75000.

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 Meter.

Geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



die ersteren wies er ab, die Rekruten entließ er, eine Verproviantierung der Festungen verbot er, „bevor der Feind nicht wirklich in die Provinz eingerückt sei“; die Remonten der Kavallerie hätte er beinahe an Privatleute abgegeben. Auch der nunmehr vom König ernannte Generalgouverneur Prinz von Anhalt-Pleß — er hat später als Herzog von Anhalt-Coethen durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen die preußischen Zollvereinspläne viel von sich reden gemacht — bewies wenig Mut und wenig guten Willen; er beschloß seine unrühmliche Tätigkeit, indem er im Februar über die Grenze nach Österreich flüchtete. Aber ein anderer rettete die Ehre Preußens: Major Graf Götzen, zuerst mit der Unterstützung des Prinzen beauftragt, im März zu seinem Nachfolger ernannt; er wurde die Seele des Widerstandes. Glogau war zu Beginn des Dezembers, Breslau einen Monat später in die Hand des Feindes gefallen. Nicht viel später kapitulierte Brieg, das sich freilich in einem kläglichen Zustande befand; als Götzen im Dezember die Festung besichtigte, fand er keine Zugbrücke im Stande, die Werke völlig vernachlässigt, ein Tor sogar eingefallen. Ganz anders stand es mit Schweidnitz, das durch Wälle und Wasser trefflich geschützt und mit Geschützen und Munition wohl versehen, für eine der stärksten Festungen Preußens gelten mußte; und doch ergab es sich im Februar nach kurzem, unschädlichem Bombardement in schimpflicher Weise. Aber noch standen Cosel, Neiße, Glatz und Silberberg; von ihnen ist nur Neiße in die Hand des Feindes übergegangen; es fiel im Juni nach tatkräftigem Widerstande. Dem tapferen Kommandanten der Festung Cosel, von Neumann, machte die schlechte Beschaffenheit und Unzuverlässigkeit eines Teils seiner Leute, polnischer und oberschlesischer Rekruten, besondere Schwierigkeiten; aber er hielt aus, und nach seinem Tode setzte der



Generalfeldmarschall Friedrich Adolf Graf Kalckreuth.

Gemalt von H. Dähling. Gestochen von Fr. W. Bollinger.

Oberst von Puttkamer die Verteidigung in gleicher Weise fort. Mitte Juni mußte dieser, da die Stadt in Brand geschossen war, die Lebensmittel dahinschwanden, Krankheit und Sterblichkeit überhandnahmen, einen Vertrag schließen, wonach die Festung, falls kein Entsatz käme, sich am 16. Juli ergeben sollte; der Friedensschluß verhinderte es, daß die Franzosen von ihr Besitz nahmen.

Vergeblich waren Götzens Versuche gewesen, den Verlust von Neiße zu hindern; war es ihm doch schwer genug, sich im Glatzer Lande zu behaupten: seine Streitkräfte waren schwach und neugebildet, er litt Mangel an Geld, dazu lauerte, wie der Gegner selbst es eingestand, der Verrat in seiner nächsten Umgebung; schließlich erkrankte er selbst. Um so höher ist der wackere Degen zu preisen: als der Organisator, der 600 Mann vorfand und binnen kurzem 7000 ins Feld stellte, mehr noch, der aus diesen nur teilweise uniformierten und mangelhaft ausgerüsteten „Banden", wie sie Jerome nannte, brave, tüchtige Truppen schuf; der nicht in seiner näheren Umgebung allein den Geist patriotischen Ehrgefühls säte und aufrecht hielt, sondern für ganz Schlesien der Held wurde, dessen Beispiel den gebrochenen Mut neu belebte und zum Widerstande aufrief. Im Dezember bereits hatte er sich mit einem Aufruf an die Bewohner der Provinz gewandt und sie aufgefordert, die zur Verteidigung des Landes „nötigen Aufopferungen und Kosten willig zu übernehmen". Und während ein großer Teil der höheren Beamten, getreu der Weisung des Grafen Hoym, ruhig auf dem Posten verblieb und im Dienste der Franzosen weiter arbeitete, legten andere Kreise der Bevölkerung eine weit tiefere Auffassung ihres Verhältnisses zum Staat an den Tag. Mitglieder des schlesischen Adels stellten sich freiwillig in den Dienst des Vaterlandes, suchten den Widerstand zu ordnen, boten die Aufstellung eines Landsturmes an; wackere Bürger ertrugen mutig die Niederbrennung ihrer Häuser und den Verlust ihrer Habe; den Drohungen des Feindes trotzend, bewahrten vaterlandsliebende Kassenverwalter die eingehenden Gelder für ihren König auf und täuschten nach Götzens Rat den Feind durch Führung doppelter Bücher; kühne Offiziere durchzogen auf Streiffahrten das Land und brachten unter Gefahren die aufgesparten Summen nach Glatz. Im Juni brach der General Vandamme in die Grafschaft ein. Am 25. Juni sah sich Götzen bei dem schlechten Zustand der Festung, dem geringen Munitionsvorrat, während die eigene Gesundheit zerrüttet war, zu einem Vertrage genötigt, wonach am 26. Juli die Festung dem Feinde übergeben werden sollte. Aber auch hier trat der Friedensschluß rettend dazwischen. Glatz und Silberberg hat der Feind nicht eingenommen.

Auch die Weichselfestung Graudenz hat sich bis zum Friedensschluß rühmlich behauptet. Der Gouverneur General de l'Homme de Courbière, der einem aus Frankreich seines Glaubens wegen ausgewanderten Geschlecht entstammte, war mit seinen 74 Jahren einer der bejahrtesten Heerführer der preußischen Armee; aber das Alter hatte ihm nichts geraubt von der schneidigen Energie und dem entschlossenen Soldatengeiste, durch den er sich einst als Befehlshaber eines Freibataillons im Siebenjährigen Kriege das Wohlgefallen Friedrichs und den Orden pour le mérite erworben hatte. Als der König gegen Ende 1806 die Festung verließ, soll ihm der General erklärt haben, er werde die Festung nicht übergeben, solange noch ein Tropfen Blut in seinem Körper sei; und so handelte er, obwohl die Verteidigungsmittel nicht im besten Zustande und die zum Teil aus Polen bestehende Garnison nicht durchweg verläßlich war. Im Januar 1807 kam die erste französische Aufforderung zur Übergabe; der Gouverneur erklärte sie für so unbescheiden, daß sie eigentlich gar keine Antwort verdiene. Als sich dann Savary vor die Festung legte, wies er dessen Bitte um eine Zusammenkunft rücksichtslos ab, mochte sich der Franzose auch noch so bitter über Unhöflichkeit beklagen. Und als dieser in einen neuen Brief die törichte Bemerkung einflocht, der König von Preußen habe ja den Franzosen seine Staaten überlassen und ihnen damit alle seine Rechte eingeräumt, erwiderte er dem französischen Abgesandten lachend, auf Graudenz treffe diese sonderbare Beweisführung jedenfalls nicht zu, hier sei Friedrich Wilhelm noch Gebieter: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es noch einen König von Graudenz".

Erst zu Ende Mai trat an die Stelle der bisherigen Blockade eine förmliche Belagerung. Aber die Festungsartillerie hielt sich gut und fügte dem Feinde mannigfachen Schaden zu; auch Ausfälle hatten guten Erfolg. Dennoch konnte der Feind am 28. Juni die zweite Parallele ausheben. Da kam zwei Tage später die Kunde von dem Waffenstillstand. Die Festung war preußisch geblieben; Courbière aber wurde vom König, gleichwie Kalckreuth, verdientermaßen zum Generalfeldmarschall ernannt.

Noch strahlenderen Ruhm hat Kolberg geerntet; es verdankt ihn einerseits der Persönlichkeit seines Kommandanten, anderseits der tatkräftigen, für alle Zeiten vorbildlichen Teilnahme der Bürgerschaft an der Verteidigung. Als der Krieg ausbrach, war Kommandant der Festung der Oberst v. Lucadou, ein Durchschnittsoffizier, der wohl einige Maßregeln traf, um sie gegen feindliche Angriffe zu sichern, von dem aber ein kräftiger Widerstand nicht zu erwarten war. Nun lebte aber in der Bürgerschaft die Erinnerung an die



Joachim Nettelbeck.

Nach der Natur auf Stein gezeichnet von L. Heine.

Tage des Siebenjährigen Krieges, während dessen Kolberg dreimal von den Russen belagert und erst beim dritten Male genommen worden war; und was stärker noch ins Gewicht fiel, sie fand einen Führer, der mit dem ruhigen Selbstbewußtsein und der Geschäftskunde des seebefahrenen Mannes einen jugendlich unermüdlichen, selbstlosen Eifer und die herzliche Vaterlandsliebe und unbedingte Königstreue verband, die das preußische Bürgertum in jener Zeit fast allenthalben vermissen ließ, den 69jährigen Joachim Nettelbeck. Als „Bürgerrepräsentant" trat er an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft; als Lucadou deren Beihilfe hochmütig abwies und bald darauf einen französischen Parlamentär empfing, erklärte er ihm ins Gesicht, er werde den niederstechen, der von Ergebung spreche. Die volle Sympathie der Bürgerschaft gehörte dem kühnen Dragonerleutnant v. Schill, der bei Auerstedt verwundet, sich in Kolberg ausgeheilt und dann auf eigene Faust ein kleines Freikorps gebildet hatte, mit dem er dem Feinde so viel Schaden zufügte, als er konnte. Als dieser einst bei Gelegenheit eines feindlichen Angriffs auf den Hafen ohne Genehmigung des Kommandanten Alarm schlagen ließ und deshalb von ihm in Arrest gesetzt wurde, entstand ein Auflauf, und Lucadou sah sich genötigt, Schill zu entlassen. Seitdem ward der Wunsch immer stärker, sich dieses Befehlshabers zu entledigen. Nettelbeck schrieb an den König nach Memel, er möge einen anderen Kommandanten senden; und dessen Wahl fiel auf den Major v. Gneisenau, der eben zwei neugeschaffene Bataillone glücklich in das bedrohte Danzig geführt hatte.

Am 29. April, in denselben Tagen, als die Franzosen unter dem Befehl des Divisionsgenerals Loison die wirkliche Belagerung von Kolberg begannen, traf Gneisenau ein; „und ein neues Leben“, so schildert es Nettelbeck, „und ein neuer Geist kam nunmehr, wie vom Himmel herab, in alles, was um und mit uns vorging“. Die Stadt war im Süden, Osten und Westen größtenteils durch überschwemmte Wiesen gedeckt; alles kam darauf an, die für die Zufuhr von Proviant und Munition unentbehrliche Verbindung mit dem Hafen zu behaupten. Um diese zu sichern, zugleich in der Überzeugung, daß der Verteidiger den Feind nicht innerhalb seiner Wälle erwarten, sondern ihm draußen bereits entgegentreten müsse und „keinen Schritt ohne Blut weggeben“ dürfe, befestigte Gneisenau einen kleinen Hügel im Nordosten der Stadt, unweit des Strandes, den Wolfsberg. Um diesen ist länger als einen Monat gefochten worden. Der erste Sturm des Feindes wurde abgeschlagen; der zweite gelang, aber noch in derselben Nacht wurden die Eroberer wieder hinausgeworfen; erst nachdem sie Laufgräben gezogen und die Schanze tagelang mit Granaten beschossen hatten, ging die Besatzung auf den Antrag des feindlichen Befehlshabers ein, der ihr freien Abzug mit sämtlichen Geschützen anbot. Zwei Versuche Gneisenaus, den Wolfsberg wieder zu nehmen, mißlangen; besser glückte ein anderer Ausfall, bei dem zwei feindliche Werke überfallen, die Besatzungen zum größten Teile niedergemacht, die Kanonen vernagelt wurden.

Alles das wäre nicht möglich gewesen ohne die größte Tapferkeit und Hingabe der Truppen. So ist denn auch Gneisenau in seinen Briefen und Berichten über sie des Lobes voll: „Ich kann den guten Willen der Soldaten und den Eifer der Officiere Ew. Königl. Majestät nicht genug rühmen. . . . Alles ist fechtlustig, und die Soldaten des 3. Bataillons v. Pork haben sich bei mir dar-

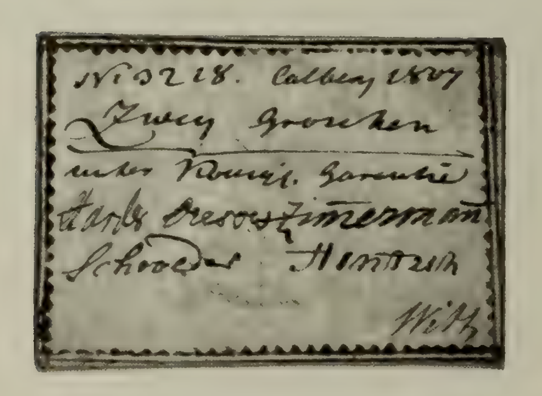


Major von Gneisenau, als Verteidiger von Kolberg.

Nach dem Stich von Fr. W. Bollinger.

(Siehe auch das Bild Seite 205.)

über beschwert, daß ich sie noch nicht vor das Tor geschickt habe und sie deswegen ihren Kameraden nachstehen müßten. . . . Ich habe den Leuten befohlen, sich dort" — auf ihrem Posten in der Maikuhle, dicht am Hafen — „begraben zu lassen, und sie haben es mir versprochen. . . . Womit ich vortrefflich versehen bin, das ist eine Menge der tapfersten und tätigsten Artillerie-Unteroffiziere. Ich nehme mich auch ihrer sehr an und behandle sie als meine Söhne." Er selbst hatte von Anfang an ein enges Quartier über dem Lauenburger Tor bezogen, von dem aus er die Gegend übersehen konnte, und wo er für Meldungen leicht erreichbar war. Wie er verfuhr, beschreibt er selbst: „Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassierte feigherzige Officiere, lebte fröhlich mit den Braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern". Sein getreuer Genosse war Nettelbeck. „Er ist", wiederum nach Gneisenaus Schilderung, „allgegenwärtig. Zündet der Feind durch seine Haubitzgranaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. . . . Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verschanzungen, so sitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei, und ist ebenso schnell bei dem Festungs-Kommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Munitionsbedürfnissen erwartet, so ist er der Erste an Bord und der Erste zurück, um Kunde davon zu bringen. . . . Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung gegeben. . . . Wo an den vielfachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr. . . . Spiegelt Euch daran, ihr Deutschen!"


Nr. 3218. Colberg 1807
Zwey Groschen
unter Königl. Garantie

Kolberger Notgeld (Zwey Groschen),
mit dem Stempel „Königl. Preuß. Gouvernement zu Kolberg" auf der Rückseite.

Auf graues Kartonpapier geschrieben. Originalgröße.

Am 1. Juli, mehrere Tage nachdem auf dem Hauptschauplatze des Krieges bereits die Feindseligkeiten eingestellt worden waren, war der Feind so weit, das Bombardement auf die Stadt eröffnen zu können. Es dauerte

am nächsten Tage fort und übte eine starke Wirkung; aber keinen Fußbreit drangen die Gegner vor. Da — am Nachmittag des 2. Juli — verstummte das Feuer; ein preußischer Offizier kam von der französischen Seite her zur Festung heran und überbrachte die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes. Gleich darauf fand auf Wunsch des französischen Generals eine Zusammenkunft zwischen ihm und Gneisenau statt. Er ward von den französischen Generälen und Offizieren mit „größter Ehrerbietung, den Hut in der Hand und mit tiefen Verneigungen, empfangen. Gneisenau dankte freundlich, blieb aber in einer geraden, kalten und stolzen Haltung, so daß er, der preußische Major, unter den französischen Generälen dastand wie ein König". An den Mauern Kolbergs, an dem Mannesmut und der Mannesehre Gneisenaus und der Seinen war der Ansturm des Siegers zerschellt.

Erst nachdem Danzig verloren gegangen war, entschloß sich Bennigsen zu der Angriffsbewegung, zu der man ihn vorher nicht hatte bestimmen können. Die Umstände waren für ihn freilich wenig günstig. Während Napoleon durch fortwährend herangezogene Verstärkungen seine Feldarmee, abgesehen von den in zweiter Linie befindlichen Truppen und einem am Narew stehenden Korps bis auf 178 000 Mann vermehrt hatte, zählte das russische Heer mit Einschluß der aus Petersburg gekommenen Garden nur 85 000, das preußische Korps unter Hinzurechnung von 6000 ihm zugeteilten Russen nur 24 000 Mann. Befehlshaber der Preußen blieb leider L'Estocq. Scharnhorst hatte sich endlich entschlossen, an den König über seines Feldherrn mangelnde Tüchtigkeit zu berichten, aber dieser hatte eine Änderung im Befehl nun nicht mehr für zweckmäßig gehalten. Unter solchen ungünstigen Aussichten begann der letzte Abschnitt dieses Krieges. Und doch schien das Glück einen Augenblick den Verbündeten zu lächeln. Auf die Nachricht von der russischen Offensive hatte Napoleon sofort seinerseits alle Vorkehrungen zur Zusammenziehung seiner Truppen und zum Vormarsch getroffen. Bennigsen erwartete ihn mit der russischen Armee in einer Stellung bei Heilsberg an der Alle, und hier kam es am 10. Juni zur Schlacht. Von der französischen Armee waren nur Soult und Murat zur Stelle; trotzdem glaubte der Kaiser den Feind aus seinen Verschanzungen vertreiben zu können, aber seine Truppen wurden auf der ganzen Linie zurückgeschlagen. Wären die Russen jetzt ihrerseits vorgegangen, so hätten sie vielleicht einen bedeutenden Erfolg erreichen können; leider war Bennigsen erkrankt und befand

sich in einem solchen Zustande, daß er während des Kampfes zeitweise das Kommando abgeben mußte. Am späten Abend ließ Napoleon noch eine eben eingetroffene Division vorgehen; aber auch sie wurde geschlagen. Die Russen behaupteten ihre Stellungen; sie hatten gesiegt.

Dennoch ließ sich die Stellung bei Heilsberg nicht festhalten. Zu stark waren die feindlichen Streitkräfte, die sich am Tage darauf ansammelten. In der nächstfolgenden Nacht räumte Bennigsen seine Stellung, um sich womöglich bis hinter den Pregel zurückzuziehen und dort neue Verstärkungen abzuwarten. So begaben sich die Russen von neuem auf den Rückzug; wieder wurden Nachtmärsche zu Hilfe genommen. Am 14. Juni erreichten sie, auf dem rechten Ufer der Alle marschierend, Friedland, besetzten die am linken Flußufer liegende Stadt und sicherten sie durch starke, nach Westen vorgeschobene Truppenmassen; daß sie indessen den Fluß im Rücken hatten, war für sie ein ungünstiger Umstand, falls der Feind angriff. Dieser aber ließ nicht auf sich warten.

Im Laufe des Tages erschien, aus den dichten Wäldern, die sich dort weithin ausdehnen, hervorbrechend, eine französische Division nach der anderen;



Gezeichnet von Rodet. Gestochen von Le Beau.

Die Schlacht bei Friedland, 14. Juni 1807.

Skizze
zur Schlacht bei Friedland
am 14. Juni 1807.



Maſsstab 1 : 75000.

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 Meter.

Geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.





Gemalt von Simeon Fort. Gestochen von Chavane jeune.

Die Einnahme von Königsberg durch die Franzosen,
14. und 15. Juni 1807.

der Kaiser vereinigte unter seinen Befehlen 87 000 Mann, denen nur 46 000 gegenüberstanden. Es war Napoleons Plan, nur mit seinem rechten Flügel anzugreifen; gelang es diesem, die gegenüberstehenden Truppen zu schlagen und die Flußübergänge bei Friedland zu gewinnen, so kam der russische rechte Flügel in die größte Gefahr, abgeschnitten und völlig aufgerieben zu werden. Erst um 5 Uhr nachmittags begann der Angriff; Ney führte von rechtsher sein Korps ins Gefecht. Zwar wurde er unter starken Verlusten zurückgetrieben; aber das Korps des Generals Victor, der an Bernadottes Stelle getreten war, kam zur Unterstützung heran, drang unter einem verheerenden Feuer bis an die Stadt heran und brachte sie in seinen Besitz.

So war in der Tat dem russischen rechten Flügel der Flußübergang verlegt, und er erlitt die furchtbarsten Verluste; ein Teil der Armee war genötigt, auf dem linken Ufer der Alle den Rückzug anzutreten, um sich am andern Morgen wieder mit den übrigen Truppen zu vereinigen. Der Sieg war nicht leicht erkauft, denn auch die Franzosen hatten stark gelitten; aber er war entscheidend. Die russische Armee war nicht mehr kampffähig; und die übereilten Märsche der nächsten Tage taten das Ihrige, um den Zustand der Auflösung zu verstärken. L'Estocq, der auf Königsberg zurückgegangen war, mußte diese Stadt aufgeben und ging ebenfalls schleunigst über die Memel zurück. Es war ein verlustreicher Rückzug. „Das preußische Armeekorps hätte", wie Scharnhorst sagt, „die blutigste Schlacht liefern können und

würde nicht so viel Menschen verloren haben, als es durch die forcierten Märsche von Königsberg nach Tilsit verlor. . . . Ebendies war der Fall mit der russischen Armee".

Der Feldzug war endgültig verloren. Zwar waren noch 40 000 Mann russische Hilfstruppen zu erwarten; aber was bedeutete diese Verstärkung einer geschwächten und aus den Fugen gegangenen Armee gegenüber der Übermacht der französischen Streitkräfte! Auf Österreichs Hilfe war nicht zu bauen. Kurz nach der Schlacht von Friedland erschien ein österreichischer Abgesandter, der General von Stutterheim, bei den Verbündeten, aber keineswegs um ein Bündnis anzubieten, sondern um nach Kräften zu verhindern, daß die kriegführenden Parteien ohne Österreich und zu dessen Ungunsten sich verständigten. Die Engländer ferner hatten in der Tat 8000 Mann auf Rügen landen lassen, die im Verein mit den 5000 Preußen Blüchers und 16 000 Schweden ein stattliches Korps bildeten; aber ihnen stand der General Brune mit der gleichen, leicht zu verstärkenden Truppenzahl gegenüber. Scharnhorsts Heldenmut freilich wollte nicht daran glauben, daß alle Hilfsmittel erschöpft seien. Der Verzweiflungskrieg schwebte ihm vor Augen: „wäre es", so schrieb er nach dem Friedensschluß, „nach den geheimsten und verborgensten Gefühlen meines Herzens gegangen, so hätte uns die Vorsehung noch in eine andere Lage bei der Katastrophe gesetzt, wo die Verzweiflung die höheren Gefühle vielleicht erweckt hätte". Ähnlich dachte der Verteidiger Kolbergs, Gneisenau. Ihm war die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes schmerzlich, denn der kommende Friede konnte nur ein schimpflicher sein. Ebenso war Hardenberg für Fortsetzung des Krieges, mochte man auch über die russische Grenze gedrängt werden. Der König hatte bereits Befehl gegeben, falls Memel vom Feinde bedroht würde, seine Familie nach Riga bringen zu lassen.

Anders war die Stimmung im russischen Hauptquartier; hier wünschte fast jedermann den Frieden. Bennigsen hatte sofort nach der Schlacht den Kaiser gebeten, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Am stärksten trat der Großfürst Konstantin dafür ein, dem Kriege ein Ende zu machen; er schilderte seinem Bruder die allgemeine Abneigung der Armee gegen Fortsetzung der Feindseligkeiten, ja er soll ihm mit dem Ausbruch einer Militärrevolution und dem Schicksal seines ermordeten Vaters Paul I. gedroht haben. Kaiser Alexander hatte noch am Tage vor der Schlacht bei Friedland Hardenberg erklärt, nichts werde ihn in seiner Politik erschüttern. Zwei Tage nach der Schlacht erhielt Friedrich Wilhelm ein Schreiben von ihm, welches außer

der Nachricht, daß er Bennigsen für den Fall, daß sich der traurige Zustand der Armee bestätige, zur Anknüpfung von Unterhandlungen ermächtigt habe, auch die bedeutsamen Worte enthielt: „Es ist tiefschmerzlich für mich, sogar die Hoffnung zu verlieren, Ihnen so nützlich zu sein, wie es mein Herz gewünscht hatte, und wie die von mir eingesetzten Mittel es zu verheißen schienen.“ Es war klar, daß der Krieg beendet werden sollte, daß Preußen nichts mehr zu hoffen hatte.

Einige Tage später trafen die beiden Herrscher, Hardenberg und der russische Minister v. Budberg auf dem Schlosse Sczawl in Litauen zusammen; und nun ergab sich allmählich, daß die Russen nicht zum Frieden allein, sondern zu einem völligen Systemwechsel, zum engen Anschluß an Frankreich entschlossen waren. Charaktervolle Stetigkeit ist nie Alexanders Sache gewesen, wohl aber eine auf lebhafter Einbildungskraft und einem sanguinischen Temperament beruhende starke Empfänglichkeit für neue Ideen, die ihm den Wechsel der Neigungen und Anschauungen erleichterte und ihn von der Zukunft immer das Schönste erhoffen ließ. Nachdem er einmal die unangenehme Empfindung, seinen Bundesgenossen im Stich zu lassen, überwunden hatte, erfüllte ihn die größte Ungeduld, die neuen Verbindungen anzuknüpfen. Den Waffenstillstand schloß er, gegen die Bestimmungen des Bartensteiner Vertrages, einseitig ohne Preußen ab, dem eine Frist von einigen Tagen zum Beitritt gelassen wurde. Er selbst war es, der, nachdem Napoleon seinem Abgesandten gegenüber zuerst von einem Bündnis geredet hatte, eine persönliche Zusammenkunft in Vorschlag bringen ließ. Am 22. Juni begab er sich von Sczawl nach Tauroggen, wohin ihm Friedrich Wilhelm folgte; am 24. Juni nahmen beide Monarchen in Picktupöhnen Wohnung, einem Dorfe unweit Tilsit.

Was würde bei der bevorstehenden Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland das Schicksal des zertretenen, gedemütigten Preußens sein? In Hardenbergs Seele wechselten Vorwürfe gegen den treulosen Bundesgenossen und Pläne, aus der gefahrvollen Lage einen Ausweg zu finden, miteinander ab. Was die Vorwürfe betrifft, so darf man, ohne Alexanders wechselvolle Politik rechtfertigen zu wollen, doch nicht vergessen, daß auch Friedrich Wilhelm noch im Februar zu einem Sonderfrieden mit Frankreich geneigt gewesen war. Was Hardenbergs Pläne zur Rettung anlangt, so wird man ein Gefühl der Verwunderung nicht unterdrücken können: eine Teilung der Türkei, im Stile des 18. Jahrhunderts gedacht, sollte die Ländergier Frankreichs wie Rußlands befriedigen, und ein russisch-

preußisch-französisches Bündnis in der Art, wie es die preußische Regierung vor dem Kriege so oft erhofft hatte, die Grundlage des Weltfriedens werden. Hardenberg bedachte nicht, daß nur ein starker Staat solche Vorschläge machen darf; er hatte vergessen, daß es sich um die Teilung Preußens



Gezeichnet von L. Wolf. Nach dem Original in der Königl. National-Galerie in Berlin.

Begegnung Kaiser Alexanders und Napoleons auf dem Niemen, 25. Juni 1807.

handelte, nicht der Türkei, und daß es Napoleon in diesem Augenblick auf die Beherrschung Deutschlands ankam und nicht auf die Erwerbung der Küsten des ägäischen Meeres.

Am 25. Juni fand die erste Begegnung der beiden Kaiser statt; der König nahm nicht daran teil. Auf der Memel war ein Floß verankert und darauf zwei mit Zweigen und Blumengewinden geschmückte Häuschen, eins

für die Monarchen, eins für das Gefolge, errichtet, an deren Vorderseite die Anfangsbuchstaben Alexanders und Napoleons erglänzten. „Sire, ich hasse die Engländer so sehr wie Sie" soll Alexander gesagt haben; Napoleons Antwort war: „Dann ist der Friede fertig". Darauf folgte eine mehr als



Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von Arnold.

Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm III. auf dem Niemen, 26. Juni 1807.

zweistündige Unterredung. Napoleon war vertraulich und höflich, Alexander entfaltete alle die Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand, und man verstand sich schnell. „Ich habe soeben den Kaiser Alexander gesehen", schrieb Napoleon nachher an die Kaiserin Josephine, „ich bin mit ihm sehr zufrieden gewesen. Er ist ein sehr schöner, guter und junger Kaiser; er hat mehr Geist, als man gewöhnlich glaubt". Als Alexander für Preußen ein Wort ein=

legte, unterbrach ihn Napoleon mit der Frage: „Aber sagen Sie mir, was kann Sie bestimmen, sich für diesen König und dieses Preußen zu interessieren?“ Immerhin fand er sich bereit, auch mit Preußen einen Waffenstillstand zu schließen, ohne auf der anfangs gestellten Forderung der Übergabe dreier Festungen zu bestehen.

Friedrich Wilhelm hatte dieser Szene von weitem zugesehen, — „um einigermaßen seine Rolle zu lernen“, wie er in bitterer Selbstverspottung seiner Gemahlin schrieb. In seinen russischen Mantel gehüllt, stand der Großneffe Friedrichs bei schlechtestem Wetter inmitten russischer Offiziere zwei Stunden am Ufer des Flusses und wartete auf die Rückkehr Alexanders, der ihm über seine Eindrücke Bericht erstatten sollte. Am nächsten Tage durfte auch er an der Zusammenkunft teilnehmen; in seiner spröden Art, in seiner durch das Unglück und die ungewisse Zukunft niedergedrückten Stimmung hat er keine glückliche Rolle gespielt. Napoleon behandelte ihn kühl, ja verletzend: er stellte ihm seine Generäle nicht vor und lud nur Alexander zur Tafel ein; die Unterhaltung bezog sich wesentlich auf die Mängel der preußischen Staats- und Heeresverwaltung. Der Versuch des Königs, für Hardenberg ein Wort der Empfehlung zu sagen, scheiterte völlig; Napoleon erklärte, er betrachte diesen wie einen Mann, von dem er eine Ohrfeige erhalten habe, und weigerte sich, mit ihm zu verhandeln. Als der König erwiderte, er habe außer ihm keine geeigneten Männer für die Leitung der Geschäfte, nannte er ihm unter anderen den Freiherrn vom Stein: „Prenez le Baron de Stein, c'est un homme d'esprit“; er hatte wohl etwas von Steins Finanzverwaltung gehört. Soviel ergab sich jedenfalls, daß Hardenberg zur Führung der Friedensverhandlungen nicht herangezogen werden konnte. So kamen diese in die Hand einer wenig tauglichen Persönlichkeit, des Feldmarschalls Kalckreuth, der in unbekümmertem Selbstvertrauen sich erboten hatte, mit Napoleon „von General zu General“ zu verhandeln, und auf den Friedrich Wilhelm seine letzten Hoffnungen setzte.

Am Abend der zweiten Zusammenkunft bezog Alexander ein Quartier in Tilsit, um dem neuen Freunde näher zu sein. Auch der König nahm in der Stadt eine Wohnung, kehrte aber jeden Abend nach Picktupöhnen zurück. Zwei Tage später durfte auch er bei Napoleon speisen. Bei Truppenübungen, die dieser veranstaltete, begleiteten ihn die beiden anderen Monarchen, „als wären sie seine Adjutanten“. Inzwischen fanden zwischen den beiden Kaisern häufige vertrauliche Besprechungen statt. Seltener sah der König Napoleon; und wenn er ihn sah, so war es ihm unmöglich,

Unbefangenheit zu heucheln und zu verbergen, daß er unter einem Zwange stand. Mußte er sich doch fortwährend durch Napoleons Art verletzt fühlen. „Müssen Sie alle Tage diese Knöpfe da zuknöpfen?“ hat dieser ihn einmal mit einem Blick auf seine Uniform gefragt; „fangen Sie von oben oder von unten an?“ „Was dieser Mann gelitten, beschreibt sich nicht“, so ruft in einem Briefe seine Gemahlin aus; „14 Tage in der Folter gespannt, um sich die ärgsten Sachen sagen zu lassen!“

Am 7. Juli wurden die Urkunden über den Abschluß des Friedens und eines Bündnisses zwischen den beiden Kaisern unterzeichnet. Sie sicherten sich gegenseitige Unterstützung in jedem Kriege zu, den einer von ihnen gegen irgend eine europäische Macht zu führen hätte. Alexander gab dem englischen Bündnis den Abschied: falls England die russische Friedensvermittlung nicht annähme oder sich nicht bereit erklärte, alle französischen, holländischen und spanischen Kolonien, die es erobert hatte, zurückzugeben, so war er bereit, ihm den Krieg zu erklären und alle englischen Waren von den russischen Häfen auszuschließen. Dafür wurden ihm Hoffnungen auf Finnland einerseits, auf türkische Eroberungen anderseits eröffnet; seit Sultan Selim, Napoleons Bundesgenosse, ermordet worden war, glaubte dieser der Pforte gegenüber keine Verpflichtungen mehr zu haben. Aber es waren ungewisse Hoffnungen: Napoleon vermied bestimmte Versprechungen, und eine Hindeutung Alexanders auf Konstantinopel wies er entschieden zurück: „das wäre die Weltherrschaft!“

Und Preußen? Daß sich dieser Staat, daß sich dieser König niemals so wie die Rheinbundstaaten, die Napoleon ihre Vergrößerung verdankten, vor den Triumphwagen Frankreichs würde spannen lassen, stand dem Sieger fest. Mehr als einmal hat er sich damals geäußert über die unversöhnliche Gesinnung, die Friedrich Wilhelm nicht verbergen könne, über den Haß, den er im Gesicht jedes Preußen lese; also mußte Preußen so klein wie möglich gemacht werden. Früher hatte er sogar daran gedacht, das Hohenzollernhaus abzusetzen; das beweist das aufgefundene Bruchstück einer Proklamation, das etwa im Dezember 1806 abgefaßt ist. Jedenfalls hatte er die Absicht, die linkselbischen Lande sowie die polnischen Erwerbungen von ihm loszulösen. Gern hätte er ihm auch Schlesien genommen; daß er bereit gewesen war, es Österreich zu überlassen, wissen wir; jetzt wünschte er wenigstens diese schöne Provinz Jerome zuzuwenden. Daß das nicht eingetreten ist, daß auch Westpreußen nicht, wie Napoleon anfangs plante, losgerissen wurde, ist dem Widerspruch Alexanders zu verdanken, der, ganz abgesehen von seinem

freundschaftlichen Empfinden für Friedrich Wilhelm, in Preußen eine Schutzwehr Rußlands sehen und ein Übergreifen der napoleonischen Macht über die Elbe nach Kräften verhindern mußte. Auf ihn ist es auch zurückzuführen, daß das neue Herzogtum Warschau, das anstatt des von den Polen erhofften Königreichs Polen erstand, an den König von Sachsen gegeben wurde.

Freilich Magdeburg und die Altmark zu retten vermochte Alexander nicht. Wie furchtbar waren die Verluste, die Preußen zugemutet wurden! Wie wenig hatte sich die Zuversicht gerechtfertigt, mit der Kalckreuth den Verhandlungen entgegenging, und wie sehr hatte er Napoleon verkannt, als er dem König schrieb: „Vertrauen, nur Vertrauen solle er haben, damit werde er gewiß am weitesten kommen!" Auf desselben Mannes Eingebung geht der unselige Entschluß zurück, dem leider auch Hardenberg zustimmte, die Königin Luise nach Tilsit kommen zu lassen, um Napoleons Gnade für Preußen zu erbitten. Mit bitterster Sorge, in fast verzweifelter Stimmung hatte die Königin in Memel die Nachricht von den Friedensverhandlungen und von der Tilsiter Zusammenkunft erhalten. In der Qual ihres Herzens hatte sie sich nicht enthalten können, in einem Briefe, in den sie ihre ganze Seele legte, Alexanders Hilfe anzuflehen; denn dieser blieb ihr trotz allem der zuverlässigste Hort in dem furchtbaren Zusammenbruch; die Schuld für das Geschehene schob sie auf die schlechte Heeresführung Bennigsens, auf die Eingebungen des franzosenfreundlichen Großfürsten Konstantin. Mitten aber im tiefsten Seelenkummer, der an ihrer Gesundheit nagte, wahrte diese echt königliche Frau ihren preußischen Stolz. Wie schmerzlich war ihr der Gedanke, alte „Kernprovinzen" des Staates missen zu sollen! Aber schlimmer noch wäre — so schreibt sie ihrem Gemahl — der Verlust der Unabhängigkeit; Hardenberg preiszugeben hieße seine Selbstbestimmung opfern. „Möge Dir Napoleon die Hälfte dessen nehmen, was Du besessen hast, wenn Du nur das, was Dir bewilligt wird, zu vollem Eigentum behältst mit der Macht, Gutes zu tun, die Untertanen glücklich zu machen, die Gott Dir lassen wird, und Dich politisch da anzuschließen, wohin Dich die Ehre ruft und Deine Neigungen führen. Hardenberg darf nicht geopfert werden, unbedingt nicht, wenn Du nicht den ersten Schritt zur Knechtschaft tun und Dir die Verachtung der ganzen Welt zuziehen willst."

Es ist leicht zu denken, wie schwer es ihr ward, nach Tilsit zu kommen. Aber sie war sofort bereit, zu tun, was ihr Gemahl wünschte: „ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Anhänglichkeit



Nachbildung eines Briefes der Königin Luise von Preußen an den Generalleutnant von Rüchel.

Ohne Datum. Kurz vor dem Zusammentreffen mit Napoleon in Tilsit geschrieben (zwischen 27. Juni und 3. Juli 1807).

Der Briefbogen des Originals hat einen verzierten gepreßten Rand, infolgedessen die Schriftzeilen am Anfang und Ende der Seiten kürzer werden.
(Original im Besitz des Geheimen Justizrats Lessing in Berlin.)

Ich danke Ihnen herzlich für die mir mitgetheilten Nachrichten und Ihre geistreige Bemerkungen. Ich pflichte Ihnen in allem bey, aber mir deucht es sind schon große Mißgriffe geschehen. Das ganz geänderte Politische System Russischer Seits, ist eine Sache, die ich nicht begreife. Warum diesen Napoléon zu gewinnen suchen auf alle Art, da wo man so gut vorschreiben kann als er; die Ursachen haben Sie so gut an (?Hardenberg?) auseinandergesetzt daß ich sie nicht wiederhole. Der König schreibt mir sehr weitläufig über seinen Empfang, er war anständig u. N. äußerst höflich. Es war sehr viel die Rede von mir, von meinem Haß für ihn (lieben kann ich nur das Gute) wie sehr er hoffe daß ich meinen Frieden machen würde rc. rc. Seine Höflichkeit an Tafel ging so weit daß er dem König meine verhaßte Gesundheit zutrank. Es ist stark die Rede unter den Franzosen daß ich hinkommen möchte — — allein so lange er selbst der N. den Wunsch dem König nicht sehr höflich zu erkennen giebt komme ich nicht; dann aber, kömt besonders der Wunsch des Königs dazu und die Ueberzeugung ich könnte nur durch meine Gegenwart etwas gutes stiften, so fliege ich dahin wo mein Herz nie seyn wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde die der Preußen Königin zukömt. Ihre Freundin

Luise.

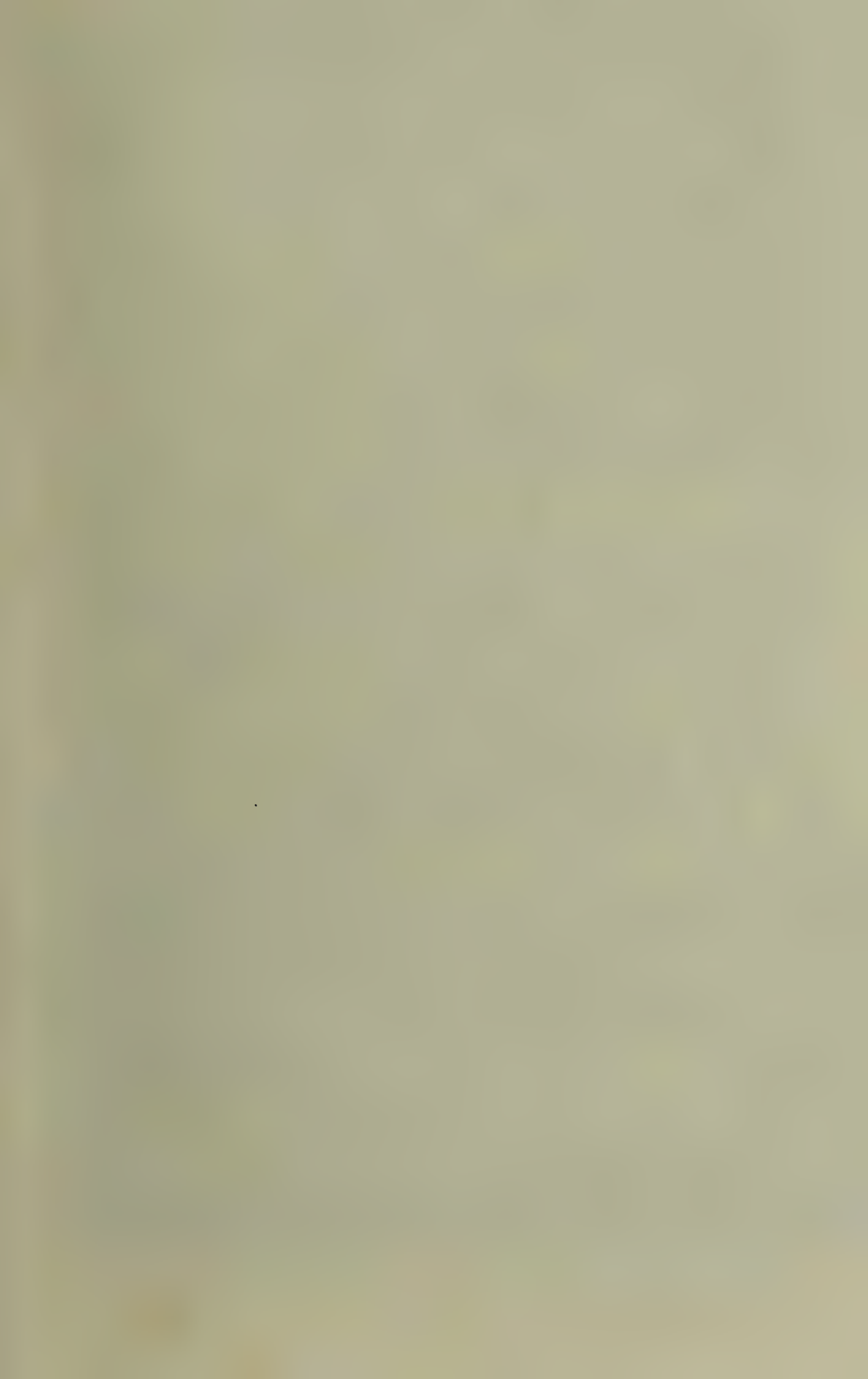
Ernsthausen muß ein edler junger Mann seyn. Schlesien ist uns gerettet durch Alexander. Doch tiefes Geheimniß. Jerom hat es haben und behalten sollen.

Ich danke Ihnen herzlich für
die mir mitgetheilten Nachrichten
und Ihre geistreichen Bemerkungen
Ihren Schlüssen stimme ich in allem bey,
aber aber wie dünkt mich sind
schon grosse Mißgriffe geschehen.
Das ganz [illegible] politische System
Kurfürstlicher Seits, ist eine Sache die
ich nicht begreife. Warum diesen
Napoleon zu gewinnen suchen
durch alle Dinge, der [illegible] man so gut
[illegible] kann als er, den
Menschen haben Sie so gut an Ihr-
em [illegible] geschildert, dass ich Sie
nicht verwickeln. Der Kaiser schreibt
mir sehr weitläufig über seine Angst
[illegible] verständig u. d. N. äußerung
höflich. Er war sehr viel der [illegible] von
mir, [illegible] Zeugst für ihn,
(Leider kann ich nun [illegible]
[illegible] bis ich mein [illegible]
[illegible] Ihr [illegible]
[illegible] ging so weit [illegible]

dem König meine geschwächte
Gesundheit zurück. Es ist stark
die Rede unter den Franzosen
daß ich heirathen möchte —
allein so lange er selbst, der N.
den Wunsch dem König nicht diese
Heirath zu erlauben glaubt kann
ich nicht; denn aber, hiervon besonders
der Weigerhaltung Königs dazu und
die Überzeugung, ich könnte nur
durch meine Gegenwart [illegible]
gutes stiften, so schweige ich dabei
wo mein Herz im [illegible] weint, und
trinke den Wermuth und leere den
Becher mit der Bitternis die dem
Menschen Königen zukommt. Ihr [illegible]

Luise.

[illegible] muß ein alter junger
Mann [illegible]. [illegible] ist [illegible]
[illegible] durch Alexander, [illegible]
[illegible]. Jérôme hat es selbst
[illegible] [illegible] sollen.



Brief der Königin Luise von Preußen an den Generalleutnant v. Rüchel.

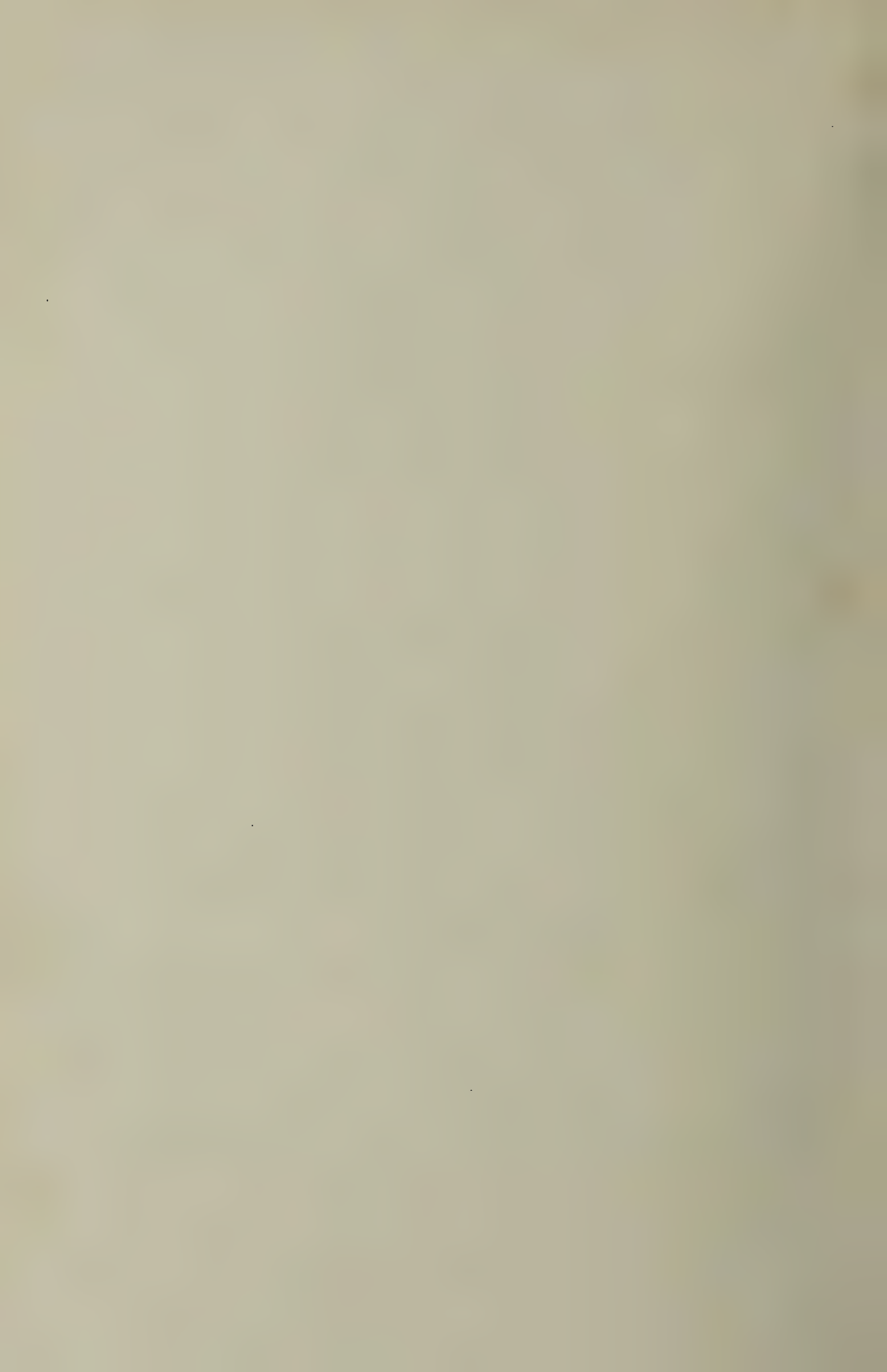
Original im Besitz des Geh. Justizrats Lessing, Berlin.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und Erhebung. 1806–1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)



Gemalt von N. L. F. Gosse. Gestochen von Danois.

Napoleon empfängt die Königin Luise von Preußen in Tilsit, 6. Juli 1807.



an das Land, an dem ich hänge, geben, als daß ich dahin komme, wo ich nicht begraben sein möchte". Am 4. Juli verließ sie Memel und langte am Abend in Picktupöhnen an. Noch an diesem Tage sprach sie Hardenberg, dessen Ratschläge ihr als Grundlage für die bevorstehende Unterredung mit Napoleon dienten. Tags darauf ließ sie dieser durch einen seiner Würdenträger, Caulaincourt, begrüßen. Am 6. begab sie sich nach Tilsit in die Wohnung ihres Gemahls, und hier machte ihr Napoleon seinen Besuch, „mit all dem Pomp und der Begleitung" — so schrieb die Königin selbst —, „die ihn immer umgeben, wenn er sich der Öffentlichkeit zeigt. Er trat in den Salon, und ich sagte ihm, daß ich die Mühe bedauere, die er sich genommen habe. Er war sehr verlegen, und ich, erfüllt von dem großen Gedanken meiner Aufgaben, ich war es nicht. . . ." Nein, sie war es nicht! Sie kam sofort auf den Kernpunkt: als Gattin und Mutter, sagte sie, empfehle sie ihm das Schicksal Preußens; sie bat insbesondere um Magdeburg, auf das ihr Gemahl mehr Wert lege als auf irgend eine andere Provinz. Halb ungeschickt, halb brutal unterbrach sie Napoleon mit Fragen, wie er sie liebte, nach dem Stoff des Kleides, das die Königin trug, und nach dem Fabrikort; aber sie ließ sich nicht von der Hauptsache ablenken: „Sollen wir in einem solchen Augenblick von Putz reden!" Schon glaubte sie einem günstigen Ergebnis nahe zu sein, als der König hereintrat und die Unterhaltung ein Ende fand.

Bei dem darauffolgenden Mittagessen waren beide nebst Alexander Gäste des Kaisers. Ehe man zur Tafel ging, bot Napoleon der Königin, die in jenen Tagen schöner schien als je, eine Rose; „ja", sagte sie, „aber mindestens mit Magdeburg!" Die Unterhaltung, in die auch die Oberhofmeisterin Gräfin Voß hineingezogen wurde, war sehr angeregt. Damals war es wohl, daß die Königin auf die Frage des Gewaltigen, wie Preußen es habe wagen können, ihn zu bekriegen, die Antwort gab: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Macht getäuscht". Ein Mann wie Talleyrand hat die Königin sein Leben lang wegen dieses Wortes bewundert; der Kaiser sei klein neben ihr geworden, schreibt er. Nach dem Essen ließ sich Napoleon noch einmal sagen, was die Königin begehre. Es schien alles gut zu stehen, hoffnungsfroh begab sie sich nach dem Picktupöhner Pfarrhaus zurück; von Mund zu Mund lief eine Äußerung, die Napoleon zu Kaiser Alexander getan haben sollte: „Die Seele dieser Königin entspreche ihrer Gestalt, man sei versucht, anstatt ihr eine Krone zu nehmen, ihr eine zweite zu Füßen zu legen."

Wie trügerisch waren diese Hoffnungen! Wenn Napoleon wirklich einen Augenblick zur Nachgiebigkeit geneigt gewesen sein sollte, so hat er sich schnell wiedergefunden. Am nächsten Vormittag wurden die preußischen Unterhändler, Kalckreuth und der ihm nachträglich zur Seite gestellte Minister Graf Goltz, über die Friedensbedingungen unterrichtet; sie waren eher verschärft als gemildert. Im Laufe des Tages fand eine Unterredung der drei Monarchen statt, die drei Stunden dauerte und stürmisch verlief. Der König vermochte seine Verbitterung nicht zu verbergen, Napoleon antwortete mit einem Zornesausbruch. An demselben Abend waren die Monarchen und die Königin wiederum bei Napoleon zu Gaste. Die Stimmung war gedrückt; erst nach Beendigung des Mahles konnte die Königin dem Kaiser gegenüber in einigen Worten ihren Schmerz darüber ausdrücken, ihre Hoffnungen vereitelt zu sehen. Er antwortete, sie möge ihn nicht zu guter Letzt noch martern. Drei Tage später kehrte sie mit ihrem Gemahl nach Memel zurück: bedrückt, doch nicht gedemütigt, innerlich erschüttert und doch nie daran zweifelnd, daß Gott die Geschicke lenke und daß ihre Sache die bessere sei. „Sie werden sich wundern", sagte sie zu Hufeland, „mich gesund zu sehen. Eine höhere Macht hat mich hingeleitet und zurückgeleitet. Menschen haben keinen Teil daran. Ich habe Erfahrungen gemacht, die alles übertreffen."

„Ew. Majestät vergessen", hat Napoleon einmal zu Friedrich Wilhelm gesagt, „daß Sie nicht in der Lage sind zu verhandeln, und daß ich nur mit dem Kaiser von Rußland verhandle". Daß er nur aus Rücksicht auf Alexander Preußen bestehen lasse, hat er mehrmals ausgesprochen; so steht es auch in der französisch-russischen Friedensurkunde. Am 9. Juli, zwei Tage nach deren Unterzeichnung, wurden die Artikel des preußisch-französischen Vertrages dem Minister Grafen Goltz vorgelesen; „man erlaubte ihm keine Änderungen und ließ ihm bloß die Freiheit zu unterzeichnen". Preußen verlor fast die Hälfte seines Besitzes, 2693 von 5570 Quadratmeilen und 4 800 000 von 9 743 000 Einwohnern. Die Gebiete links der Elbe wurden — mit Ausnahme der meisten westfälischen Lande, die an den Großherzog von Berg fielen, und Ostfrieslands, das der König von Holland bekam — mit Kurhessen und Braunschweig zu einem Königreich Westfalen vereinigt, das Jerome erhielt. Von den polnischen Provinzen blieb nur Westpreußen, aber ohne Thorn und Danzig, bei Preußen. Danzig wurde dem Namen nach eine freie Stadt, in der Tat eine französische Festung; den Kreis von Bialystok nahm Alexander als ein Geschenk Napoleons an; das übrige

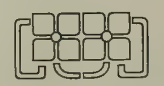
wurde, wie bereits erzählt ist, unter dem Namen eines Herzogtums Warschau dem König von Sachsen verliehen. Die preußischen Häfen wurden gleich den russischen dem englischen Handel geschlossen, und Preußen verpflichtete sich ebenso wie Rußland, am 1. Dezember England den Krieg zu erklären, wenn es die gestellten Bedingungen nicht annähme. So ward der preußische Außenhandel, der in den Zeiten der Neutralität sich so schön entwickelt hatte, dem weltumfassenden Kampfe geopfert, den Frankreich und England miteinander führten.

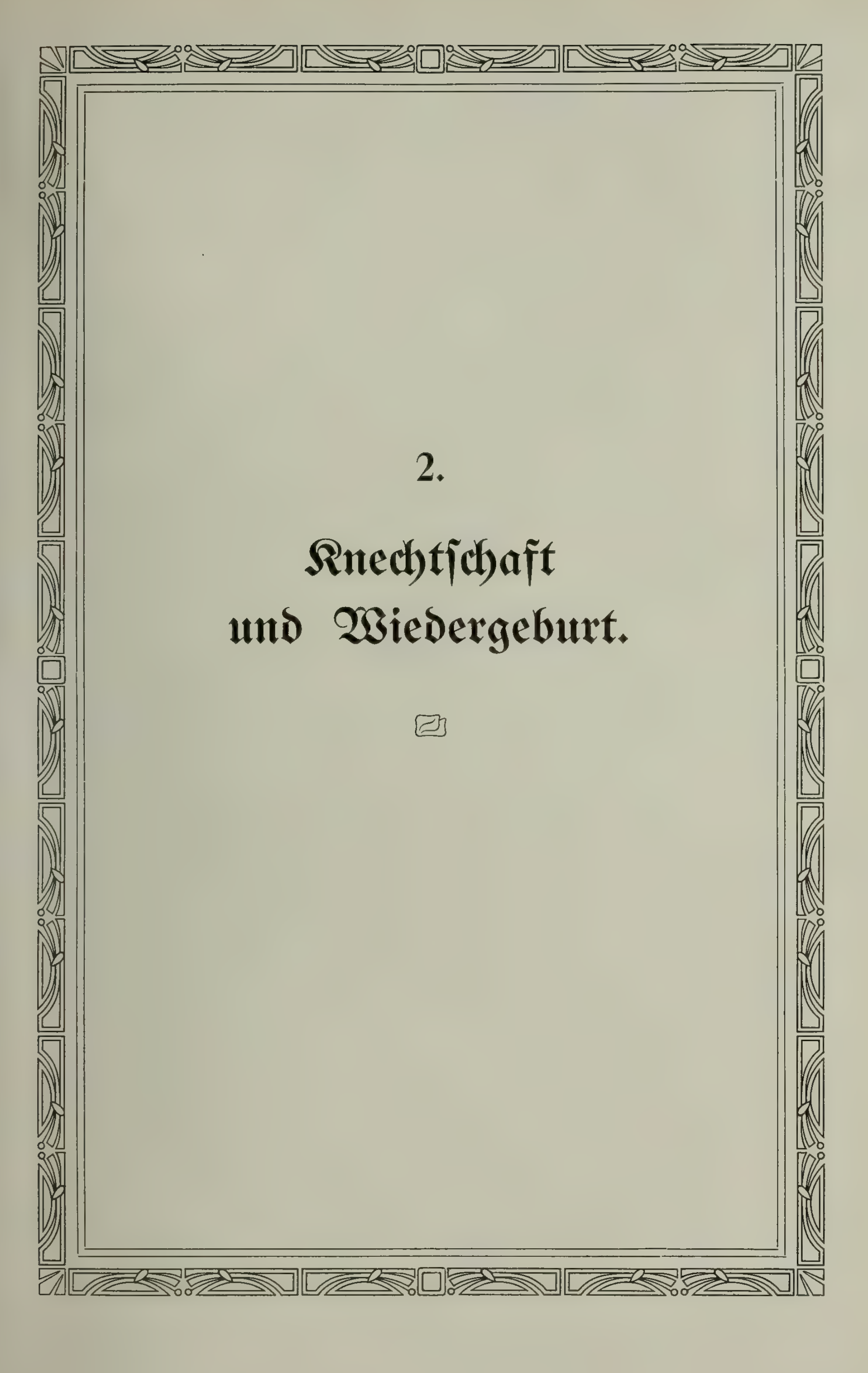
Aber das Maß der Leiden war damit für Preußen noch nicht erschöpft. Am 12. Juli schloß der Feldmarschall Kalckreuth eine Konvention ab, die das Land auf unbestimmte Zeit hinaus der Willkür des Siegers auslieferte. Es handelte sich um die allmähliche Räumung der preußischen Provinzen durch die feindliche Armee. Daß sie bis zum 1. November vollendet sein sollte, konnte als äußerst günstig erscheinen. Aber die Räumung wurde an die Bedingung geknüpft, daß bis dahin sämtliche dem Lande auferlegten Kriegssteuern abgetragen seien, und deren Höhe war nicht festgestellt worden; auch die Staatseinkünfte in den vom Feinde besetzten Landesteilen sollten erst dann wieder in die königlichen Kassen fließen; die französische Armee, die im Lande verblieb, sollte auf Kosten des Landes verpflegt werden. Die zu bezahlende Summe steigerte Napoleon nach Belieben; „wenn man sie auf 200 Millionen bringen kann, um so besser", schrieb er. Er blieb schließlich bei 150 Millionen Francs stehen. Woher hätte das ausgesogene, zerstückelte Preußen die Mittel nehmen sollen, um diese Summe zu entrichten! Der Gewalthaber hat durch diese Konvention den preußischen Staat auf das schwerste getroffen; sie hat es ihm ermöglicht, seine Truppen, ohne daß sie ihm etwas kosteten, zwischen Elbe und Weichsel stehen zu lassen und dadurch nicht nur die Kräfte dieses Staates lahm zu legen, sondern auf die gesamte europäische Politik den stärksten Druck auszuüben.

Am Hof zu Memel war die Stimmung trostlos. „Unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter an Jerome, König von Westfalen! Ist es zum Überleben?" so schreibt die Königin an ihren geliebten Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. Und doch erkannte sie genau, daß die Gebietsverluste nicht das Schlimmste waren; auf das schmerzlichste empfand sie die Zerfahrenheit der Verhältnisse, die völlige Ratlosigkeit, mit der man der Zukunft entgegenging. „Da Schwäche, insouciance, Mangel an Vertrauen in sich selbst, üble Gewohnheit usw. immer die Oberhand behalten . . . Aus der Haut möchte man fahren, wenn man das so sieht und nicht helfen

darf . . . Über den Verlust von Hardenberg heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das solange verdiente Vertrauen ganz geschenkt! . . . . . Wie hat sich der Mann betragen, George, wie ein Gott!“ Ja, ein Mann fehlte, ein Führer, der das Gewirr zu ordnen vermochte, ein starker Charakter, der große Ideen an Stelle der kleinen Mittel setzte, der die vorhandenen Kräfte zusammenfaßte und neu belebte, der das todesmatte Preußen erweckte zu einem neuen, jugendlichen Leben. Hardenbergs Verdienst ist es, auf den Mann hingewiesen zu haben, der allein dazu imstande war: den Freiherrn vom Stein. Ihn hatte schon Napoleon genannt; ihn nannte die öffentliche Meinung. Friedrich Wilhelm hatte manches zu überwinden, ehe er seine Zustimmung gab; aber er gab sie. So schrieb denn Hardenberg an Stein, und nicht er allein, sondern Blücher und besonders die edle Prinzessin Luise: „Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken; von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt und deren sich zu erinnern Sie zu großmütig sein werden in einem Augenblick, wo derjenige, welcher Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Teilnahme und Ihre Hülfe verdient. Können Sie sich unseren Bitten entziehen?“ „Wenn der Freiherr vom Stein sich nicht zu unsern Gunsten ausspricht, so werden wir nicht wissen, wie wir ihn ersetzen sollen“, schreibt der Minister Goltz an den nach Riga übergesiedelten Hardenberg; in halber Verzweiflung freilich fügt er hinzu: „wenn er zu uns zurückkehrt, so wird er nicht 14 Tage bleiben“.

Am 9. August erhielt Stein das Schreiben Hardenbergs, fieberkrank, so daß er die Antwort seiner Gemahlin diktieren mußte. Aber darüber, was er zu tun habe, war er keinen Augenblick im Zweifel. „Eurer Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle . . . . befolge ich unbedingt und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“ Zu Anfang September fühlte er sich gesund genug, um abzureisen.

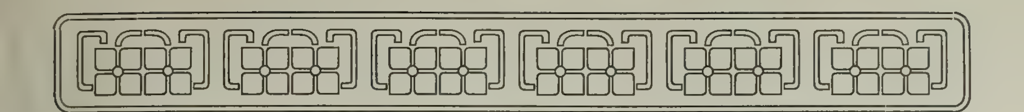




2.

Knechtschaft und Wiedergeburt.





Erstes Kapitel.

Die Reform. Stein und Scharnhorst.

„Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen."
Frey.

„Man muß der Nation Selbständigkeit einflößen."
Gneisenau.

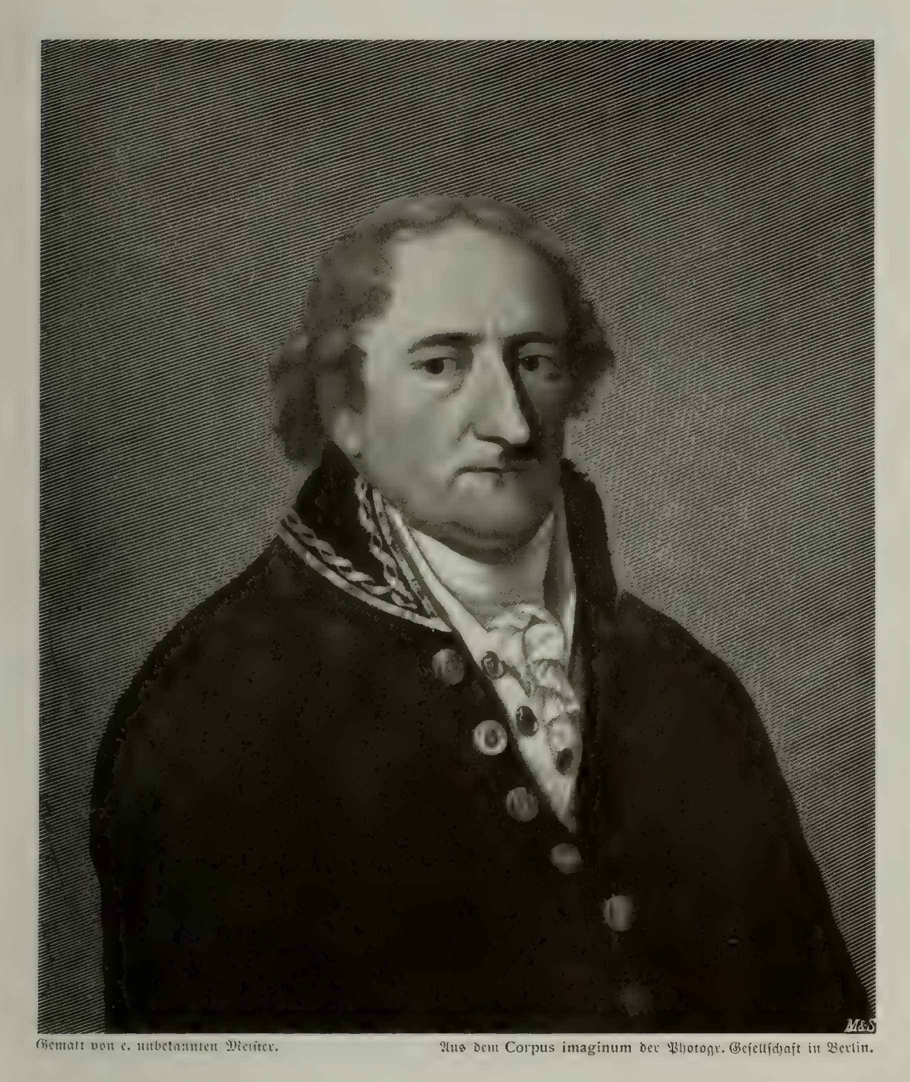
„Man tötet, indem man den Eigentümer von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie."
Stein.

Am 30. September kam Stein in Memel an. Unterwegs hatte er in Berlin mit dem französischen Generalintendanten Daru verhandelt. Dann hatte er den alten Freund Blücher in seinem Hauptquartier Treptow aufgesucht; er fand ihn wie bisher, „brav, ohne Falsch, dem Könige und dem Staate ergeben, . . . aber gealtert und nicht mehr so heiter wie früher". Am 1. Oktober war er beim König. Der Empfang war wohlwollend; aber ein innerliches Einverständnis war nicht sofort zu erreichen und ist im Grunde auch nie erreicht worden. Fast schien es, als würde ein Zwischenfall alle Hoffnungen im Keime ersticken: die Persönlichkeit Beymes gab den Anlaß; Stein wollte nicht mit ihm arbeiten, der König ihn nicht fallen lassen. Da hat die Königin vermittelt; man einigte sich dahin, daß Beyme das Präsidium des Kammergerichts übernehmen solle, aber erst, sobald die Residenz nach Berlin zurückverlegt sei. So erhielt denn Stein die Leitung der inneren Verwaltung, dazu den Vorsitz in dem Departement des Auswärtigen und Sitz und Stimme in der militärischen Reorganisations-Kommission. Er war in der Tat Premierminister. Nicht ganz vierzehn Monate lang ist er Minister gewesen; diese vierzehn Monate gehören zu den größten Zeiten, die der preußische Staat erlebt hat.

Als Ritter des Reichs ist Karl Freiherr vom und zum Stein im Jahre der Schlachten bei Roßbach und Leuthen am 26. Oktober 1757 geboren.

Zu Nassau an der Lahn stand das Haus seiner Väter: unfern des Rheins, mitten in dem politisch zerrissensten Teile unsers Vaterlandes wuchs er auf, als Sohn einer Landschaft, die eine stetige und kräftige Einwirkung des Staates nicht kannte, aber auch inmitten aller der glorreichen Erinnerungen an vergangene Jahrhunderte deutscher Größe, an die Zeiten der deutschen Kaiser. Keinem Landesherrn, nur dem Kaiser war der Reichsritter untertan; man würde Steins Wesen nicht völlig verstehen, wenn man das vergäße. Aber nicht im Reichsdienst, etwa als Richter im Reichskammergericht zu Wetzlar, nicht als Höfling im Dienste eines kleinen Fürsten, wie so mancher seiner Standesgenossen, auch nicht als Schloßherr von Nassau dachte dieser Mann zu verkümmern. Zum Handeln in großen Verhältnissen trieb ihn sein feuriger Geist, der nichts mehr scheute, als wie eine Pflanze zu vegetieren; daß er aber in Preußens Dienst trat und nicht in die des österreichischen Kaiserhauses, erklärt er selbst durch seine Verehrung für Friedrich II. 1780 wurde er als preußischer Referendar dem Bergwerksdepartement zugeteilt; und er hat es immer als eine Fügung des Glücks gepriesen, daß er 13 Jahre seines Beamtenlebens zubringen durfte „in einem auf die Natur und den Menschen sich beziehenden, die körperlichen Kräfte zugleich entwickelnden Geschäfte", das „den Körper stärkte, den praktischen Geschäftssinn belebte und das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit kennen lehrte".

Er bewährte sich schnell. Auf die Empfehlung seines Vorgesetzten und väterlichen Beraters, des vortrefflichen Ministers von Heinitz, wurde er schon 1782 Oberbergrat und 1784 Direktor der westfälischen Bergämter. So ward ihm Westfalen eine zweite Heimat. Er empfand eine tiefe Sympathie für „das ruhige, besonnene, in sich verschlossene Wesen der Westfälinger", und er erntete von ihnen dafür freudigen Dank und herzliche Verehrung. Sein Wirkungskreis erweiterte sich schnell: er wurde zweiter Direktor der märkischen und klevischen Kriegs- und Domänenkammer, dann erster Direktor der klevischen Kammer, 1793 Präsident der märkischen Kammer, 1796 Oberpräsident sämtlicher westfälisch-rheinischen Provinzen. Er war damals 39 Jahre alt. Eine neue Aufgabe wurde ihm 1802 gestellt, als Paderborn und der größere Teil des Bistums Münster an Preußen fielen: die Aufgabe, in diesen Landen die neue Verwaltung einzurichten. Er bewohnte in jenen Jahren einen Flügel des Münsterschen Schlosses, dessen anderen Blücher inne hatte; „ein sehr braver Mann, mit dem ich gantz harmonire", schrieb damals über ihn der General. 1804 endlich ward er Minister im Generaldirektorium, in dieser von



Gemalt von e. unbekannten Meister. Aus dem Corpus imaginum der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.

Friedrich Wilhelm I. geschaffenen Oberbehörde für die Verwaltung des Inneren und der Finanzen. Ihm ward das Akzise- und Fabriken-Departement, dazu die Verwaltung der preußischen Bank, der Seehandlung und des Salzwesens übertragen. Mit der ihm eigenen Stärke des Interesses und des Willens widmete er sich den Pflichten seines Amts; daß die Neuordnung des Akzise- und Zollwesens keinem als ihm zu verdanken sei, hat auch der König anerkannt.

„Ein lebendiges, unbiegsames Gefühl für alles Große, Edle und Schöne" hat ein Jugendfreund Steins ihm nachgerühmt; und diese Worte kennzeichnen den Mann: den Glauben an die Macht des Ewigen und die Beziehung aller Dinge auf das Sittliche, die Lebendigkeit, Schärfe und Kraft der Auffassung, die unbiegsame, unerschütterliche Persönlichkeit hat er sich gewahrt bis in sein Alter. Was er ergreift, ergreift er mit Leidenschaft, immer setzt er die ganze Persönlichkeit ein; nirgends bleibt er an der Oberfläche, nirgends auch bei der Theorie: von einem erstaunlichen Ideenreichtum, anregend und mit sich fortreißend, nach seines Freundes Vincke Meinung vielleicht noch besser zum Minister als zum Präsidenten passend, nach dem Ausdruck eines anderen in einem beständigen Gedankenfieber; von außerordentlichem Gedächtnis, schnellster Auffassung, größter Arbeitskraft; ein Verächter metaphysischen Grübelns ebenso wie trägen Hindämmerns; ein Vorkämpfer des sittlichen Gedankens, der all sein Denken und Tun durchglühte und dem zur Macht in der Welt zu verhelfen ihm Mannespflicht dünkte. Reizbar war er; bei ihm wie bei Bismarck hat die innere Leidenschaft oft zu gewaltigen Entladungen geführt; Duldsamkeit hat er oft als ein Ideal gepriesen, doch wohl aus der Erkenntnis heraus, wie weit er von ihr entfernt war. Daß sein starkes Unabhängigkeitsbewußtsein zu einem Teile wurzelt in dem angestammten Selbstgefühl des freien Ritters, ist bereits gesagt; aber man würde weit fehlgehen, wenn man ihn für einen einseitigen Vertreter adliger Ansprüche halten wollte. Daß der Bürgerstand dem Staate die aufgeklärtesten und tätigsten Menschen liefere, ist von früh an seine Überzeugung. Gegen die Ideen der französischen Revolution hat er sich nicht verschlossen, so sehr er sich auch im Laufe der Revolutionskriege mit Haß erfüllte gegen diese „scheußliche", zu „Anarchie und Sittenlosigkeit" neigende Nation. Nicht minder hat ihn England beeinflußt. Das Buch des großen Volkswirts Adam Smith, der dem Zwange, der staatlichen Bevormundung in Gewerbe und Handel den Krieg erklärte, hat er immer eifrig studiert, ohne doch seine Selbständigkeit zu verlieren und zu seinen unbedingten Anhängern zu gehören. Von ihnen trennt ihn dreierlei. Zunächst denkt er historisch; nicht über das Überlieferte rücksichtslos hinwegzuschreiten, ist sein Sinn, sondern an die Geschichte anzuknüpfen und die neuen Bildungen soweit möglich aus dem Alten zu entwickeln; er ist ein Feind alles Generalisierens, er verlangt Berücksichtigung der örtlichen Verschiedenheiten, Achtung vor dem, was das Ergebnis „einer ehrwürdigen Geschichte" ist und in Meinung und Gefühl der Bevölkerung Wurzel geschlagen hat. Dazu ein zweites: er

verliert den sozialen Gesichtspunkt nicht aus den Augen; die Grundsätze der individualistischen Theorie können ihn nicht dazu verleiten, die wirtschaftlich Schwachen dem schrankenlosen Daseinskampfe preiszugeben. Endlich: er stellt alles in den Dienst des Sittlichen, der Charakterbildung. Nicht Selbstzweck ist ihm die Befreiung, sondern ein Mittel zum Zweck; sie soll ermöglichen die Entfaltung einer unabhängigen, in sich geschlossenen, auf das Edle gerichteten Persönlichkeit.

Darum ist er ein Feind „despotischer Regierungen“. „Sie vernichten den Charakter des Volkes“; so steht es geschrieben in einem Briefe an den Prinzen Louis Ferdinand; es folgt die Begründung: „da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einer routinierten und intriganten Bureaukratie anvertrauen“. Und in der Nassauer Denkschrift stehen die berühmten Worte: „In die aus besoldeten Beamten bestehenden Landes-Collegia drängt sich leicht und gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in Formen und Dienstmechanism, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit, oft eine lächerliche Abneigung gegen denselben, eine Furcht vor Verbesserungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren.“ Und weiter: „Man tötet, indem man den Eigentümer von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie, man nährt den Unwillen gegen die Regierung, man vervielfältigt die Beamtenstellen und verteuert die Kosten der Verwaltung. . . . Meine Diensterfahrung überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Überzeugung, Teilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Tätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müßigen sinnlichen Genuß oder von leeren Hirngespinsten der Metaphysik oder von Verfolgung bloß eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten.“

So urteilt er, der in der preußischen Bureaukratie aufgewachsen ist, so urteilt er, nicht aus Widerwillen gegen die Verwaltungstätigkeit an sich — mehr als einmal ist ihm eine Stelle im auswärtigen Dienst angeboten worden, aber immer erschien ihm seine bisherige Arbeit als wertvoller —, sondern aus seiner mächtigen sittlichen Überzeugung heraus, der Verachtung alles äußerlichen Wesens und aller Scheintätigkeit, dem Glauben an die erziehende Kraft der politischen Arbeit; so urteilt er auf Grund der eigenen

Erfahrung, die er im Verkehr mit lebendig wirksamen Ständen in Westfalen erworben hatte. Denn es ist von größter Bedeutung, daß dieser Mann, der seinem Wesen nach ein Gegner aller Bevormundung vom grünen Tisch her war, als Landtagskommissar zu den westfälischen Ständen in engste Beziehungen trat; daß er insbesondere im Herzogtum Kleve und der Grafschaft Mark in den ständischen Versammlungen, den Erbentagen, den Kirchspielen ein ausgebildetes Selbstverwaltungssystem vorfand.

Wie gern hätte er schon 1802 in dem neuerworbenen Münster die ständische Verfassung erhalten! „Der Deutsche und insbesondere der Westfälinger ist ganz zu einer solchen Verfassung geeignet", schrieb er damals. Um so tiefer war er jetzt von der Überzeugung erfüllt, daß die Rettung Preußens, die Belebung des Gemeinsinns, die Erziehung zu tatkräftiger Vaterlandsliebe nur durch Begründung einer weitgehenden Selbstverwaltung möglich sei. Daß er daneben den Kampf nicht vergaß, den er vor kurzem gegen das Kabinett geführt hatte, ist selbstverständlich. Einrichtung eines Staatsrats als oberster, „unmittelbar unter dem Könige arbeitender, mit anerkannter und nicht erschlichener Verantwortlichkeit versehener Behörde", Vereinheitlichung und Vereinfachung der Staatsverwaltung waren die Ziele, die er anstrebte.

Wie stand nun dieser Reichsfreiherr innerlich zu dem preußischen Staate, dessen Reformator er werden sollte? Daß eine willenskräftige Persönlichkeit wie er nur mit innerem Widerwillen auf die Politik der vergangenen Jahrzehnte hatte blicken können, ist klar: „Es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen", hatte er schon vor Jahren geschrieben, „. . . wir amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden". Aber sein Unmut war tiefer begründet. Zu dem großen Friedrich stellt er sich in einen bewußten Gegensatz: Friedrich war sich der erziehlichen Aufgabe des Staatslenkers nicht bewußt gewesen, er hatte seinen Staat auf geistlosen Gehorsam gegründet, „alle Kräfte erwarteten den bewegenden Stoß von oben, nirgends war Selbständigkeit und Selbstgefühl". Auch an dem Charakter der Bevölkerung in den Kernprovinzen Preußens hatte er manches auszusetzen: „Der Brandenburger", hat er einmal geäußert, „ist kalt, trübsinnig, gemütlos — arbeitsam aus Bedürfnis, nicht aus dem Bestreben ein Übermaß von Kräften zu äußern". Das volle Heimatgefühl hat Stein dem Staat gegenüber, in dessen Dienst er getreten war, nicht gehabt;

ganz vorbehaltlos als Preuße hat er sich kaum je gefühlt. Höher als der preußische Staat stand ihm, auch nachdem das alte Kaisertum zertrümmert war, der Zusammenhang und die Fortdauer der deutschen Nation; Preußen ebenso wie Österreich hatte für ihn Wert vornehmlich als Schützer und Erhalter des deutschen Namens. Als ihm 1804 der Ministerposten angeboten wurde, schrieb er an Beyme: „Wenn man innig überzeugt ist, daß Deutschlands Veredlung und Kultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet ist, so kann man gewiß nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Persönlichkeit schwanken." Von diesem Standpunkt aus aber nahmen seine Wünsche einen gewaltigen Flug; sie treten zuerst hervor in dem machtvollen Schreiben, das er zu Beginn des Jahres 1804 an den Fürsten von Nassau-Usingen richtete, als dieser in rechtloser Weise zwei seiner Dörfer in Besitz genommen hatte: Was gewinnt Deutschlands Unabhängigkeit, wenn die kleinen Staaten sich vergrößern? In wie wenig ehrenvoller Weise hat die Mehrzahl der deutschen Fürsten während des nationalen Krieges gegen Frankreich „die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer" zu erreichen gesucht! Vielmehr, wenn „Teutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit" gesichert werden sollen, „so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des teutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe".

So schrieb der Freiherr 1804. Jetzt lag der eine der beiden Großstaaten geknechtet und in seinen Grundfesten erschüttert da, harrend des Mannes, der ihm nicht nur aus der Not des Augenblickes helfen könnte, sondern ihm ein neues Leben, einen neuen Geist einhauchte.

Von wo war denn einst die Idee des Staates zu den Germanen gekommen? Aus dem Süden stammte sie, von den Romanen; und zweimal war sie gekommen. Das erste Mal zu der Zeit, als das römische Kaiserreich noch aufrecht stand und sich dem staunenden Auge des Germanen als etwas Gewaltiges, Prunkvolles, Erhabenes offenbarte. Damals hatte man versucht es nachzubilden: es entstand das römische Kaiserreich deutscher Nation, ein Reich von zeitweise großer Macht und noch größeren Machtansprüchen. Aber das mittelalterliche Leben ließ sich nicht in den antiken Begriff des allumfassenden, beherrschenden Staates bannen, die bodenständigen Gewalten, Erzeugnisse des germanischen Selbständigkeitstriebes, sproßten empor und

überwucherten das fremde Gebilde, die Kirche erwies sich in langem Kampfe als mächtiger, und was einst versprochen hatte sich zum überragenden Eichbaum auszuwachsen, hatte schließlich Mühe, sich gegen all das üppig rankende Buschwerk zu behaupten. Da kam — tausend Jahre nach dem ersten Mal — zum zweiten Mal die Staatsidee zu uns, und wieder aus dem romanischen Süden, zur Zeit der Renaissance. Es war dieselbe Zeit, als der germanische Freiheits- und Persönlichkeitsdrang ein neues Reis trieb, die Reformation. Aber diesmal war es der Staat, der den Sieg gewann. Er drängte das, was von Freiheit in der Welt war, machtvoll zurück; er dehnte seinen Einfluß auf alle Gebiete des Kulturlebens aus und machte auch die Religion sich dienstbar; er schuf Einheit, er schuf Macht, er förderte den Volkswohlstand, er förderte die Kultur, er ordnete die Beziehungen der Menschen und der Dinge zueinander wie ein ungeheures Räderwerk; aber er mißachtete etwas, was tief im Menschen liegt, das Bedürfnis nach freier Entfaltung des inneren Lebens und das Bedürfnis nach lebendiger Anteilnahme an den öffentlichen Dingen.

Ernst Moritz Arndt hat es mehr als einmal ausgesprochen, der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist des Rationalismus, der „nur Künstlichkeit kannte, keine Kunst, Maschinerie allenthalben, kein ganzes, volles Leben", der die Seele knechtete unter den Verstand, der „alles streng durch Demonstrationen laufen ließ, was doch bestimmt war, unschuldig und kindlich als das Heiligste im Menschen in den verborgensten Tiefen seines Inneren ruhig zu bleiben", dieser Geist habe sich nirgend stärker und reiner ausgesprochen als im Staat Friedrichs des Großen. Diesem König waren, sagt er, die Menschen „nur Hölzchen und Stiftchen in seiner großen Maschinerie", er „trieb Disziplin und Subordination auf das Höchste, unbekümmert, ob manche liebliche Blüten der Kunst und Humanität bei dieser Gepreßtheit und Anspannung verwelkten oder gar nicht aufgingen". Die echte Liebe für das Natürliche, wie sie das Landkind unverlierbar aus der Rügener Heimat mitgebracht hat, empört sich in ihm dagegen, daß alles von der Schere des Gärtners beschnitten wird; die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen im menschlichen Gemüt läßt ihn das Seelenlose des Zeitalters, die herrschende Vorliebe für das praktisch Verständige verachten; sie führt ihn im Gegensatz zu der mechanischen Staatsauffassung des Tages zu einer verinnerlichten, versittlichten Staatsauffassung.

Daß Stein nicht anders dachte, haben wir gesehen; diese beiden Männer gehörten nebeneinander. Gewiß wurden solche Anschauungen dem

friderizianischen Staate nicht gerecht. Der starke Herrscherwille, der Geist unbedingten Gehorsams und straffster Zucht, der Geist klargeleiteter Arbeitsteilung haben in Zeiten schwacher politischer und wirtschaftlicher Kraft, mangelnder Staatsgesinnung, geringen Persönlichkeitsgefühls den preußischen Staat entstehen lassen; und ein Zug des preußischen und deutschen Wesens hat damals seine Ausbildung erfahren, der uns auch heute unentbehrlich ist. Zudem hat der Staat Friedrichs bei aller grandiosen Einseitigkeit ein Gebiet im wesentlichen von seiner bevormundenden Tätigkeit freigelassen, das geistige Leben. Duldsamkeit war für den freien Denker auf dem Throne selbstverständliches Gebot, jeglicher „Fanatismus“ erschien als „für unsere Zeit unschicklich“, Bildung des eigenen Urteils, faire raisonner als das natürliche Ziel aller Erziehung. „Ich höre“, sagt Kant, „von allen Seiten rufen: räsonniert nicht! Der Offizier sagt: räsonniert nicht, sondern exerziert! der Finanzrat: räsonniert nicht, sondern bezahlt! der Geistliche: räsonniert nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: räsonniert so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!“ Nur freilich, daß die zugebilligte Freiheit des Denkens und die geforderte Unbedingtheit des Gehorsams doch in innerem Gegensatz zu einander standen. Es mußte der Zeitpunkt kommen, wo die zur Unabhängigkeit des Urteils erzogenen Untertanen auch für ihr Handeln ein stärkeres Maß von Freiheit beanspruchen würden.



Immanuel Kant.

Gemalt von Döbler.
Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Auf zweierlei ruht der Staat Friedrichs: auf der durch ein gehorsames Heer und Beamtentum gestützten absoluten Monarchie und auf der klar

durchgeführten und entschieden festgehaltenen Scheidung der Stände. Adel, Bürger- und Bauernstand sind derart voneinander getrennt, daß einem jeden sein besonderer Kreis der Tätigkeit zugewiesen ist; in diesem wird er durch die fürsorgliche Tätigkeit der Behörde geschützt und gefördert, aber verlassen darf er ihn nicht. Dem Adel, den das Gesetz als ersten Stand des Staates anerkennt, ist der Besitz der Rittergüter mit allen Vorrechten der damaligen Gutsherrschaft vorbehalten; nur ausnahmsweise und mit besonderer Erlaubnis des Königs kann der Bürgerliche ein Rittergut erwerben. Offizierstellen und höhere Ämter zu bekleiden, gebührt dem Adligen. Dem Bürgerstand sind neben den gelehrten Berufen Gewerbe und Handel zugewiesen. Auch über ihm waltet die leitende, schützende, einschränkende Hand der Regierung.

Von einer wirklichen Selbstverwaltung der Städte war seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. keine Rede mehr. Das Handwerk war in Zünften organisiert. Deren Verfassung stand unter Aufsicht der Regierung; in den damaligen Zünften selbst herrschte ein kleiner, enger, allen Fortschritten abholder Geist. Für Großgewerbe und Handel galten ungebrochen die Satzungen des Merkantilsystems. Herstellung einer günstigen Handelsbilanz dem Auslande gegenüber, d. h. Erzielung eines Überschusses des Werts der Ausfuhr über den der Einfuhr; möglichster Ausschluß fremder Waren durch Einfuhrverbote oder hohe Einfuhrzölle; Begünstigung der inländischen Industrie durch direkte oder indirekte Unterstützung, kurz staatliche Förderung, aber auch staatliche Bevormundung der Volkswirtschaft war die Losung. Der Kaufmann und der Gewerbetreibende traf Schritt für Schritt auf die Schranken, die der Staat errichtet hatte. Was unterlag nicht alles der Akzise, die an den Stadttoren erhoben wurde und zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht weniger als 2775 Warensorten betraf! Was war alles verboten aus dem Auslande einzuführen! Tuche und andere Wollwaren in erster Linie, zum Schutze des märkischen Tuchgewerbes, dann Glas, Messer und Scheren, Töpferwaren, Wagen und Kutschen. Zahlreiche Rohstoffe hinwiederum durften nicht über die Grenze ausgeführt werden, damit die inländische Industrie sie nicht zu teuer zu bezahlen brauchte, z. B. Wolle und Garne, rohe Häute, Horn, dazu geschmolzenes Gold und Silber. Wieviel wohlmeinende, fürsorglich erwogene Bestimmungen hatte der Produzent wie der Konsument auf Schritt und Tritt zu beachten! Die Schmiede durften kein ausländisches Eisen verwenden; Adlige und Beamte durften die Kleider für sich und die Ihrigen von niemand anders als von den städtischen Handwerksmeistern anfertigen lassen; der einzelne Handwerker mußte sich hüten, in das Arbeitsbereich einer fremden Zunft einzugreifen, der

Tischler durfte seinen Schrank nicht mit Schlosserarbeit verzieren, der Kürschner wohl den Pelz, aber nicht den Tuchüberzug dazu zurechtschneiden.

Allerdings war die Zunft bei weitem nicht mehr die souveräne Beherrscherin der gewerblichen Produktion wie einst: der Staat hatte die Anlage von Fabriken nicht nur gestattet, sondern mit aller Kraft gefördert, er gewährte vielfache Befreiungen vom Zunftzwang, er suchte zünftlerische Mißbräuche einzuschränken und wollte nicht mehr genehmigen, daß die Meister einer Innung auf eine bestimmte Zahl beschränkt würden; er suchte die Gebühr, die ein neuer Meister zahlen mußte, herabzusetzen und überhaupt das Meisterwerden zu erleichtern, er stellte für Gegenstände des notwendigsten Bedarfs Preistaxen auf. Aber mit alledem trat doch nur eine Vormundschaft an die Stelle oder an die Seite der anderen. Und Mißbräuche blieben doch bestehen; vor allem der Schade, der aus dem Monopol herauswuchs, daß, wie ein kundiger Beobachter sagt, „die Handwerke dürftig erlernt wurden, weil jeder wußte, daß er vermöge des Zunftzwanges doch fortkommen könne"; daß der strebsame Meister geringen Nutzen von seinem Fleiß hatte, weil die ganze Zunftverfassung darauf zugeschnitten war, daß keiner mehr als der andere leistete; daß ein engherziger Geist die Herrschaft gewann, der in allen Dingen zuerst auf Behauptung des Privilegs bedacht war und nicht auf gewerbliche Fortbildung.

So war es der Zwang, die Regel, welche die Erwerbstätigkeit des Bürgers beherrschte. Aber er war doch persönlich frei. Unter zahlreichen Berufen konnte er wählen, der Militärpflicht war er in den meisten Fällen ledig, der Gewinn von seiner Arbeit fiel ihm selbst zu. Anders der Bauer. Er besaß zu allermeist nicht Freiheit noch Freizügigkeit, Haus und Hof war nicht sein volles Eigen, er frondete für seinen Gutsherrn, dessen „Untertan" er war, und dem der Staat auch die Polizei und die niedere Gerichtsbarkeit über ihn anvertraut hatte. Das war nicht immer so gewesen; die Bauern, die man einst im 12. und 13. Jahrhundert als Kolonisten in den ostelbischen Landen angesiedelt hatte, waren zum größten Teil persönlich frei gewesen, so wie es die Kölmer, d. h. die nach kulmischem Recht in Preußen angesiedelten Bauern, noch waren. Im übrigen aber waren die Ritter bald Grundherren der anliegenden Bauerndörfer geworden, welche die Gerichtsbarkeit ausübten und Zins und Zehnten und manche Dienste in Anspruch nehmen durften, die man bisher nur dem Landesherrn schuldig war. Als sodann die ritterlichen Herren sich dessen entwöhnten, als Vasallen ihrer Landesfürsten ins Feld zu ziehen, und sich statt dessen dem lange mißachteten landwirtschaftlichen Betrieb zu-

wandten, strebten sie danach, die Abhängigkeit der Bauern auszudehnen und ihre gutsherrlichen Rechte zu steigern. Und niemand wehrte ihnen; denn ohnmächtig war der Bauer, selten nur vertreten in den ständischen Versammlungen; mächtig war der Stand der adligen Gutsherren, deren Wohlwollen der Landesherr nicht entbehren konnte.

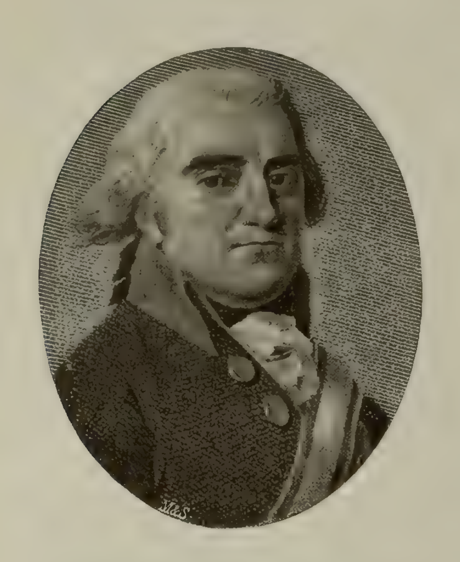
So wurden denn die Steuern so gelegt, daß sie den Bauern trafen, nicht den Adligen; noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Gutsherr in der Mehrzahl der Provinzen von der Grundsteuer ganz frei. Es kamen die Jahrhunderte, in denen das Gutsland stetig wuchs, das Bauernland vermindert ward, teilweise auf rechtlichem Wege, teilweise durch gewaltsame Enteignung, durch das schlimme „Bauernlegen"; die Jahrhunderte in denen die gutsherrlichen Dienste, Hand- und Spanndienste, stark gesteigert wurden — nur zu einem Teil wurden sie „gemessen", festgestellt, sonst hingen sie als „ungemessene Dienste" von der Willkür der Gutsherrn ab —; es kamen die Zeiten, in denen die einstige Freizügigkeit der Bauern verloren ging und sie in die Stellung von Hörigen hinabgedrückt wurden. Auch ihr Besitzrecht an ihrem Haus und Acker verschlechterte sich. Es verbreitete sich die Anschauung, daß der Bauer nicht das freie Eigentumsrecht an seiner Stelle habe, sondern sie ihm nur zur Nutzung überlassen sei; nicht einmal erblich war das Nutzungsrecht in vielen Fällen; schlechte Wirte konnte der Gutsherr „absetzen" und einen anderen in den Hof einsetzen. Die Kinder des Bauern waren verpflichtet, auf dem Gutshofe Gesindedienste zu tun; zur Heirat war die Erlaubnis des Gutsherrn nötig; niemand durfte seinen Hof verlassen ohne dessen Genehmigung. Ausbildung der Erbuntertänigkeit, Ausbildung der gutsherrlichen Dienste, Ausbildung des gutsherrlichen Obereigentums am Bauernhof, dies waren die Kennzeichen für die Entwicklung des Bauernstandes in den preußischen Provinzen bis ins 18. Jahrhundert. Auch sonst waren Abgaben mancherlei Art zu entrichten; es trat dazu der Mühlenzwang, d. h. die Verpflichtung, sein Getreide auf bestimmten Mühlen mahlen zu lassen, und der Getränkezwang, d. h. Bier und Branntwein vom Gut zu entnehmen und etwa bei Taufen und Begräbnissen ein bestimmtes Maß von Getränken dort zu kaufen, mochte man es brauchen oder nicht.

Allerdings lagen auch auf dem Gutsherrn eine Reihe von Verpflichtungen. In Fällen der Not sollte er die Bauern unterstützen, er sollte ihnen Saatkorn liefern und Ersatz für gefallenes Vieh, er mußte Steuerausfälle bei seinen Untertanen decken, er lieferte ihnen fast umsonst Bau- und Brennholz aus seinen Forsten, er war verpflichtet, denen, die noch keinen Hof hatten,

Gelegenheit zur Arbeit und zum Erwerb zu schaffen und für eine christliche Erziehung der Kinder zu sorgen. Im ganzen aber muß man die Lage der Bauern, wenn sie auch je nach ihrer Rechtslage und nach den Landschaften verschieden war, drückend nennen. Der Acker, den sie bebauten, der Hof, auf dem sie hausten, war nicht ihr Eigentum; nicht einmal das stand sicher, daß er auf ihre Kinder übergehen würde: wie hätten sie das gleiche starke Interesse für ihn empfinden können, wie der freie Besitzer, der weiß, daß jede Steigerung des Ertrages ihm oder seinen Nachkommen zugute kommt! Ihre Arbeit gehörte zuerst dem Gute, ihre Gespanne hielten sie zunächst für die Felder ihrer Herren; verdrossen dienten sie, über schlechte Bauernarbeit wird oft geklagt: wie hätte aber auch frische Arbeitsfreude sie erfüllen können! Dazu das abstumpfende Gefühl, daß eine Änderung dieser Lage nicht zu erhoffen war und ihre Kinder dieselbe Armut und Knechtschaft erwartete. Hier lag ein gewaltiges Problem volkswirtschaftlicher, sozialer, sittlicher Art vor. Es war so, wie es der Oberpräsident Stein 1801 in seinem Verwaltungsberichte niederschrieb: „Die Landwirtschaft kann nur dann blühen, wenn dem Landmann, neben dem Besitz von Kenntnissen und hinreichender Betriebsmittel, Freiheit in Benutzung seiner Kräfte und seines Grundeigentums gesichert ist. — Neben der Leibeigenschaft ist die Eigenbehörigkeit das nachteiligste Verhältnis für das menschliche Glück, Sittlichkeit und Gewerbefleiß.“ Es galt, einen ganzen, großen Stand innerlich und äußerlich zu heben, mit der Verbesserung der Wirtschaftslage jedes Hofbesitzers zugleich den nationalen Wohlstand zu fördern, schlummernde Kräfte zu befreien zum Wohle des einzelnen und zugleich der Gesamtheit.

Welche Stellung haben zu dieser Aufgabe die preußischen Könige des 18. Jahrhunderts eingenommen? Sie haben zunächst dafür gesorgt, daß dem Bauernlegen, der Vergrößerung des Gutslandes durch Einziehung von Bauernstellen, ein Ende gemacht wurde. So blieb denn den preußischen Provinzen die unheilvolle Entwicklung erspart, die in Mecklenburg, Holstein und Schwedisch-Vorpommern gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eintrat. Dort führte eben der Aufschwung, den die landwirtschaftliche Technik nahm, dazu, daß große Stücke Bauernlandes zum Gutsland geschlagen wurden. „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmanns“, schrieb Stein, „kommt mir vor, wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich her verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt“.

Ein zweites, was Friedrich der Große erreichte, betrifft nur die Bauern der königlichen Domänen: ihnen wurde, soweit sie ihn noch nicht



Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter.

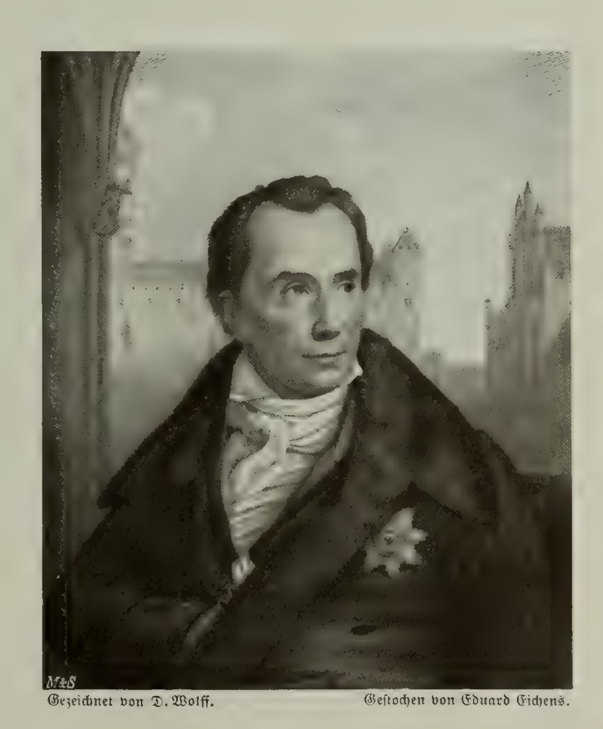
Gemalt v. J. H. Schroeder, gestochen v. Fr. W. Bollinger.

besaßen, der erbliche Besitz ihrer Höfe zugesprochen. Noch einen Schritt weiter ging er in Ostpreußen und Litauen; für die Bauern der dortigen Domänen hat er die Erbuntertänigkeit aufgehoben. Anders stand es mit den Bauern der Rittergüter, den Privatbauern. Die beiden ersten preußischen Könige hatten einen Anlauf dazu gemacht, ihnen die Freiheit zu verschaffen; aber er blieb erfolglos. Dann hat Friedrich der Große im Jahre des Hubertusburger Friedensschlusses für Pommern angeordnet, daß „absolut und ohne das geringste Räsonnieren alle Leibeigenschaften von Stund an gänzlich abgeschafft werden“ sollten. Aber darin waren Stände und Beamte einig, daß die Aufhebung der Erbuntertänigkeit eine allgemeine Landflucht zur Folge haben würde und eine schwere Schädigung der Rittergutsbesitzer bedeute, und daß wohlerworbene Rechte nicht durch einen Machtspruch des Königs aufgehoben werden dürften. König Friedrich hat seine Absicht nicht durchzusetzen vermocht.

Unter Friedrich Wilhelm III. begannen die Reformversuche von neuem. Er durfte von sich sagen, daß „die Aufhebung der Erbuntertänigkeit seit seinem Regierungsantritt das Ziel gewesen sei, dem er unverrückt nachgestrebt habe“; einer seiner Minister hat einmal von der „Revolution von oben“ gesprochen, die sich in Preußen vollziehen werde, und den König „seinem Wesen nach einen Demokraten“ genannt. Zwar für die Privatbauern wurde auch jetzt noch nichts erreicht. Dagegen ist schon in dem Jahrzehnt vor dem unglücksvollen Kriege die Lage der Domänenbauern wesentlich verbessert worden. Unter günstigen Bedingungen, gegen gering bemessenes Entgelt, wurde den bäuerlichen Besitzern die Ablösung der gutsherrlichen Dienste ermöglicht, teilweise auch gesetzlich geboten. Hand in Hand damit ging in der Mehrzahl der Provinzen die Verwandlung ihres Besitzes in Eigentum gegen ein gewisses Einkaufsgeld, während zugleich die Erbuntertänigkeit, wenigstens für die größeren Bauern, auch in Pommern und der Mark Brandenburg auf-

gehoben ward. So war für diese Gruppe der ländlichen Bevölkerung Bedeutendes erreicht: die Bauern der Domänen hatten allenthalben die Möglichkeit, die Dienste abzulösen, es stand ihnen zumeist frei, ihren Hof zu wirklichem Eigentum zu erwerben, und viele von ihnen waren auch persönlich frei geworden. Nun galt es, die Bestimmungen über Ablösung der Dienste und Eigentumserwerbung unterschiedslos durchzuführen und die Erbuntertänigkeit allgemein aufzuheben, für die Besitzer ebenso wie für die Kossäthen und die Tagelöhner; dann war für die Domänenbauern das Werk der Befreiung geleistet. Für die Privatbauern dagegen war fast alles noch zu tun übrig.

Nicht Stein hat den Anstoß zu dieser Befreiungstat gegeben; er fand, als er in Memel ankam, die Vorarbeiten bereits so weit geführt, daß kaum mehr als die letzte Entscheidung ausstand. Die beiden Behörden, denen die Sorge für die Landesverwaltung des zunächst nur bis zur Passarge reichenden Staates oblag, das preußische Provinzialdepartement des alten Generaldirektoriums und die neugeschaffene Immediatkommission, hatten sich beide bereits mit der Lage der Bauern auf das ernstlichste beschäftigt: zu drückend war die Not der ausgesogenen und ausgeraubten Provinz, zu stark waren beide Behörden von der Wahrheit der Lehre Adam Smiths durchdrungen, daß wirtschaftliche Freiheit die Vorbedingung zu höchster Kraftentfaltung und der einzige Weg zum Wohlstand sei. Im Provinzialdepartement war es der Minister Freiherr von Schrötter, der trotz seiner 64 Jahre die großen Pläne der Reform mit jugendlichem Eifer ergriff und bereits 6 Wochen nach dem Tilsiter Frieden den



Gezeichnet von D. Wolff. Gestochen von Eduard Eichens.

Heinrich Theodor von Schön.

Antrag stellte, nicht nur die Erbuntertänigkeit, sondern jede Beschränkung in der Wahl ihres Erwerbs für Adlige und Bürgerliche zu beseitigen, die Zünfte ebenso wie den Fabrikenzwang abzuschaffen, alle Einfuhrverbote endgültig aufzuheben. Von denselben Grundsätzen ging die Immediatkommission aus, wenn sie auch ihre Vorschläge zunächst auf die Neuordnung der ländlichen Verhältnisse beschränkte; ihr gehörten Schön, Altenstein, Niebuhr, Stägemann und Klewitz an.

Ihr Wortführer war Theodor von Schön, damals 34 Jahre alt, der schon als kaum Achtundzwanzigjähriger als Rat in die damalige Zentralbehörde, das Generaldirektorium, berufen worden war. Er war ein Mann von großem Wissen, lebhaftester Auffassung, einem starken, vorwiegend kritischen Verstande. Er besaß ein starkes Selbstbewußtsein, eine Eigenschaft, die sich im Laufe der Jahre zu einer unschönen Eitelkeit und Selbstüberhebung herausbildete: hat sie ihn doch dazu verleitet, die eigene Bedeutung in ein Licht zu setzen, das der geschichtlichen Wahrheit nicht entsprach, und die Verdienste anderer zu schmälern und herabzusetzen, vor allem Steins, den er einst als den „großen Mann, der die Anhänglichkeit aller rechtlichen Menschen" für sich habe, bezeichnet hatte. Auf die „bloßen Geschäftsmänner ohne Wissenschaft" sah der Schüler von Kant und Smith mit einer gewissen Verachtung herab. „Widerspruch kann er nicht vertragen, er redet wie ein Diktator, und mit einer Berufung auf Adam Smith oder einen Königsberger Professor Kraus" — den bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter der neuen volkswirtschaftlichen Anschauungen in Deutschland — „glaubt er jede Erwiderung abgeschnitten zu haben", so urteilt einer seiner Mitarbeiter; „er hat gewisse Systeme, von denen er nicht abgeht, und wenn darüber das Menschengeschlecht zugrunde gehen sollte". Das war es besonders, was ihn von Stein schied: die doktrinäre Anschauung der Dinge, das unbedingte Festhalten am Grundsatz.

Aber zunächst war man über das Wesentliche, was zu tun war, einig. Von Bedeutung war es, daß auch der Staatsmann, der vor kurzem noch Preußens Regierung geleitet hatte, Hardenberg, sich in einer Denkschrift, die er auf Wunsch des Königs im August und September 1807 zu Riga verfaßte, mit Entschiedenheit für das Werk der Befreiung, für „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung" aussprach.

Unter den beiden Gesetzentwürfen, die Stein vorlagen, entschied er sich für denjenigen, der das beschränktere Ziel verfolgte; die Fragen der Gewerbe- und Handelspolitik blieben zunächst ausgeschlossen. Dieses Gesetz aber wollte

der Minister nicht auf die Provinz Preußen beschränkt sehen, wie es geplant war, sondern auf den ganzen Staat ausdehnen. Am 9. Oktober ist das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend", vom König vollzogen worden. Von dem Grundsatz ausgehend, daß „alles zu entfernen sei, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war", bestimmte es, daß jeder Einwohner zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt sei; daß jeder Edelmann ohne Nachteil seines Standes befugt sei, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und jeder Bürger oder Bauer berechtigt sei, aus dem Bauern- in den Bürgerstand und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten. Es setzte sodann fest, daß fernerhin kein Untertänigkeitsverhältnis entstehen solle, und daß „mit der Publikation der gegenwärtigen Verordnung das bisherige Untertänigkeitsverhältnis derjenigen Untertanen, welche ihre Bauerngüter erblich oder eigentümlich oder erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, gänzlich aufhöre". Für alle übrigen Gutsuntertanen wurde bestimmt: „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in allen Unsern Staaten gänzlich auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute." Durch ein zweites Edikt vom 20. Oktober wurde sodann angeordnet, daß, wo auf den Domänen noch Erbuntertänigkeit bestände, sie schon am 1. Juni 1808 ihr Ende finden sollte.

So waren mächtige Schranken hinweggeräumt; ein gewaltiger Anstoß war gegeben, ein Weg betreten, auf dem es kein Rückwärts mehr gab. Freilich ein Anfang war es nur; was für umfassende Fragen erhoben sich jetzt, welche Aufgaben türmten sich auf! Zunächst auf agrarischem Gebiete: Sollte nun, gemäß dem Grundsatz der Entfesselung der Kräfte, auch der Bauernschutz fallen, wie ihn die preußischen Könige bisher geübt hatten? Und war dann nicht zu befürchten, daß der kapitalkräftigere Großgrundbesitzer allmählich die kleineren Besitzer verdrängen und so die Landbevölkerung abnehmen würde? Stein sah die Gefahr; und ihm war es zu verdanken, daß die Einziehung von Bauernland zu „Vorwerksland" an die Erlaubnis der Regierungen und bestimmte Bedingungen geknüpft wurde. Ferner aber, wie stand es mit der Umwandlung der Höfe der Privatbauern in freies Eigentum, mit der Beseitigung der Frondienste, mit der Ablösung sonstiger Reallasten? Sollte die Patrimonialgerichtsbarkeit bestehen bleiben? Dazu die Fragen des Handels und des Handwerks! Bereits im Mai 1807

waren alle Einfuhrverbote aufgehoben, das Merkantilsystem also aufgegeben worden; Stein hatte im Hinblick auf die Industrie, die durch den Krieg bereits hart genug bedrängt war und nun auch der plötzlich hereinbrechenden Konkurrenz fremder Länder ausgesetzt werden sollte, diesen Schritt für übereilt gehalten und die Provinzen, die noch nicht vom Feinde geräumt waren, von der Wirkung jener Ordre ausgeschlossen. Welchen Gang würde in Zukunft die preußische Handelspolitik nehmen? Welches Schicksal ferner stand dem Handwerk bevor? Sollten die Zünfte nur umgebildet, ihrer Privilegien entkleidet oder sollten sie aufgehoben werden? Welches war überhaupt das letzte Ziel der sozialen Entwicklung, die jetzt anhob? Wenn man die Ketten brechen wollte, welche die bisherige Gesellschaftsordnung der freien Entfaltung persönlicher Kräfte angelegt hatte, mußte damit jedes soziale Band zerrissen werden? Wollte der Staat fortan nur mit den Einzelmenschen, den Atomen der Gesellschaft, rechnen, oder wollte er die natürlichen Gruppen anerkennen, die sich unter seinen Bürgern gebildet hatten oder bilden mußten?

Es war eine der großen Prinzipienfragen des 19. Jahrhunderts, vor der die preußischen Staatsminister standen. Daß die Zünfte nicht mehr lebensfähig seien, ist damals nicht nur Altensteins, Schöns, Schrötters und anderer Überzeugung gewesen, sondern auch die Ansicht Steins. Dieser hat nachher anders gedacht; mit großer Schärfe hat er sich in seinen späteren Lebensjahren über die zunehmende „Atomisierung“ der Nation ausgesprochen und von diesem, dem allgemein sozialen und moralischen Standpunkt aus auch die Zünfte gegen die „uneingeschränkte Gewerbefreiheit“ verteidigt. Als Minister aber hat er sie verurteilt: „eine weise Staatsverwaltung“, so äußerte er sich schon 1806, „ist bemüht, den Geist der Innungen zu zerstören und den Codex von Verordnungen, den Habsucht und Unwissenheit geschmiedet, zu vernichten“. Bereits ehe er nach Memel kam, war ja die Aufhebung des Zunftzwanges ernsthaft geplant gewesen; in das Oktoberedikt hatte man die Regelung der gewerblichen Fragen nur aus äußeren Gründen nicht aufgenommen, um es nicht mit zu verschiedenartigen Gegenständen zu belasten. Äußere Gründe sind es auch ferner gewesen, die unter Steins Verwaltung eine zusammenhängende Reform auf diesem Gebiete verhindert haben. Nur Teilverordnungen kamen zustande. Im März 1808 wurde der Mühlenzwang, d. h. die Verpflichtung, das Getreide auf einer bestimmten Mühle mahlen zu lassen, allerdings nur für die Landesteile rechts der Weichsel, aufgehoben. Und im Oktober dieses Jahres wurden der Zunftzwang

und das Verkaufsmonopol, die für das Bäcker-, Schlächter- und Höker-gewerbe gegolten hatten, beseitigt; von nun an stand der Handel mit Fleisch, Brot und anderen Lebensmitteln jedermann frei. Auch die amtlichen Preis-taxen, die bisher für diese Waren bestanden hatten, wurden abgeschafft; sie waren nötig gewesen in einer Zeit der Verkaufsmonopole, um die Käufer vor übermäßigen Preisen zu schützen; von nun an mochten Angebot und Nachfrage die Preise regeln. Diese Bestimmungen sollten die Einleitung bilden zu einer umfassenden Gewerbegesetzgebung: „jegliches Hindernis", so heißt es in einer von Stein dem König zur Unterschrift vorgelegten Pro-klamation aus dem Oktober 1808, „der freien Tätigkeit und des Gewerbe-fleißes soll weggeräumt, jeglicher Gewerbezwang soll, wie noch vor kurzem an einigen Zünften geschehen ist, so überall verbannt werden". Die Proklamation fand jedoch nicht mehr die Zustimmung des Königs; wenige Wochen später legte der Minister sein Amt nieder.

Steins Nassauer Denkschrift hatte sich mit den bäuerlichen Verhältnissen und dem, was damit in Verbindung stand, nur beiläufig beschäftigt; sie war den Fragen der Neuorganisation der Staatsverwaltung gewidmet. Seine Gedanken hatte der Geheime Oberfinanzrat Freiherr v. Altenstein benutzt, als er eine sehr ausführliche, von philosophischem, Fichteschem Geist getragene Abhandlung über denselben Gegenstand verfaßte; Altensteins Arbeit war wieder von Hardenberg für seine Rigaer Denkschrift benutzt worden. Jetzt wurde Altenstein von Stein mit dem Entwurf eines Organisationsplanes beauftragt; und bereits im November konnte dessen erster, im Dezember der zweite Teil dem König eingereicht werden.

Der bisherigen Verwaltung fehlte es, so urteilt Stein, an Einheitlichkeit. Der König war durch das Dazwischentreten des Kabinetts von den Ministern geschieden. Diese selbst standen untereinander nicht in der wünschenswerten engeren Beziehung. Einen Ministerpräsidenten gab es nicht; der natürliche Ministerpräsident war ja nach der Tradition Friedrichs der König selbst. Ein Ministerrat war nicht vorhanden. Das auswärtige Ministerium, das zudem für gewöhnlich mehrere Minister aufzuweisen hatte, das Justiz-ministerium, dessen Geschäfte unter vier Minister verteilt waren, das Ober-kriegskollegium, das Generaldirektorium standen unverbunden nebeneinander; das Kabinett des Königs hatte ja den Mittelpunkt abgeben sollen, wo über die sich kreuzenden Meinungen und Ansprüche die Entscheidung gefällt würde.

Die Verfassung des Generaldirektoriums endlich, dieser umfassenden Behörde, die etwa die Stelle der heutigen Ministerien der Finanzen und des Inneren vertrat, war nicht zweckmäßig geordnet. Das Nebeneinander von Provinzial- und Realdepartements derselben Behörde hatte naturgemäß etwas Unorganisches. Überdies mußte man der Verteilung nach Provinzialdepartements vorwerfen, daß sie die Einheit der Verwaltung gefährdete: „Ganz entgegengesetzte Grundsätze werden zu derselben Zeit in demselben Geschäftszweig und derselben Sache an verschiedenen Orten angewandt, und es ist wegen dieser fehlenden Einheit unmöglich allgemeine Maßregeln zu ergreifen und durchzuführen." So hatte sich Stein in der Nassauer Denkschrift geäußert und das Urteil des Ministers v. der Schulenburg angeführt, der den preußischen Staat einen „föderativen Staat" genannt und damit das Unzusammenhängende seiner verschiedenen Departements habe bezeichnen wollen.

Demgegenüber kam es darauf an, „die möglichste Einheit und Kraft in der obersten Leitung der ganzen Staatsverwaltung zu vereinigen". Hardenberg dachte an einen mit umfassender Gewalt ausgestatteten ersten Minister oder Staatskanzler; dieser Meinung war Stein nicht. Auch er wollte dem Minister des Inneren und der Finanzen eine besonders einflußreiche Stellung zuweisen; aber er wollte auch verhindern, daß „die Fehler des Individuums einen zu überwiegenden Einfluß auf die Geschäfte erhielten". Er war ein Anhänger kollegialischer Behandlung: sie „sichert einen stäteren Gang, der frei von Übereilungen ist, und bewürkt eine größere Mannigfaltigkeit in den Ansichten. Einem Manne übertrage man die Umformung der Regierungsverfassung; ist dieses bewürkt, so übertrage man die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einem Staatsrat, der unter dem überwiegenden Einfluß eines Präsidenten steht." Die Schöpfung eines solchen Staatsrates war das Ideal, an dem er festhielt, mochte auch der Gedanke, daß der König selbst den Vorsitz übernehmen sollte, bei dessen Scheu vor öffentlichem Auftreten schwer durchzuführen sein. Jedenfalls mußten alle Spuren der früheren Kabinettsregierung getilgt, es mußten die Minister in enge Beziehung zum König und untereinander gesetzt werden. Ferner waren die Geschäfte neu und zweckmäßiger als vordem zu verteilen; keine Provinzialminister durfte es mehr geben, sondern allein sachliche Gesichtspunkte mußten für die Organisation der Staatsverwaltung maßgebend sein.

Aber Steins Wünsche gingen weiter: den Mängeln, die einer Bureaukratie leicht anhaften, und die er aus seiner eigenen Verwaltungstätigkeit nur allzu gut kannte, mußte man abhelfen, indem man sie in enge Beziehung zu

Nichtbeamten, Laien, zu dem ganzen Volke setzte. So wie seine militärischen Freunde sich bemühten, den Offizierstand volkstümlich zu machen, so sollte es auch mit der anderen Schöpfung Friedrich Wilhelms I., dem Beamtenstande, geschehen. Daher schlug er zunächst vor, den Beamten gebildete Fachmänner, „wissenschaftliche und technische Deputationen", als Ratgeber zur Seite zu stellen. Aber mehr: er forderte, daß „der Nation ihrem Zustande und dem Verhältnisse angemessene Stände und deren Repräsentanten eine zweckmäßige Teilnahme und Einwirkung auf die Administration" gegeben würden.

Vier Ministerien plante der Minister. Die bedeutendste Macht wollte er in den Händen des Ministers des Inneren und der Finanzen vereinigen; er „leitet die Geschäfte im Kabinett, wohnt allen Vorträgen bei, hat den Vortrag in allen auf das Ganze der Monarchie Bezug habenden Gegenständen und speziell in den Sachen des Ressorts der Departements des Inneren und der Finanzen." Dies Ministerium sollte an die Stelle des alten Generaldirektoriums treten und nicht weniger als zehn Departements umfassen, dabei auch das Departement des öffentlichen Unterrichts und das des Kultus. Auch das Kriegsministerium war eine völlige Neuschöpfung. Dazu kamen das Ministerium des Auswärtigen und das Justizministerium. Wenn nun alle diese neuen Behörden unter den bestehenden Verhältnissen, bei der unsicheren Lage des Staates nicht sofort ins Leben gerufen werden konnten, wenn insbesondere der Staatsrat nicht sofort die Gestalt erhalten konnte, die Stein wünschte, so konnte doch eine vorläufige Zentralbehörde für die Staatsverwaltung geschaffen werden: es war die Generalkonferenz, die im September 1808 unter Steins Vorsitz ihre erste Sitzung hielt. Sie umfaßte sämtliche Minister und die Mehrzahl der Departementschefs, verhandelte „in freier Diskussion für alle und jede anwesende Personen" und hat einen rühmlichen Anteil an der freien und großen Gesetzgebung jener schöpferischen Periode.

Soviel über die Zentralbehörden. Was die Provinzialbehörden angeht, so bezogen sich Steins Pläne zunächst auf die Einsetzung von Oberpräsidenten, sodann auf die Neuordnung der Regierungen, wie die früheren Kriegs- und Domänenkammern jetzt benannt wurden. Oberpräsidenten kannte die alte Monarchie auch, aber nicht als regelmäßige Einrichtung; nur ausnahmsweise war ein höchster Beamter an die Spitze mehrerer Kammerbezirke gesetzt worden. Jetzt sollte der Staat unter drei Oberpräsidenten verteilt werden, zu denen ein vierter für die Stadt Berlin trat. Ihr Amt sollte dazu dienen, eine „möglichst einfache und lebendige Verbindung" zwischen den Ministern und den untergeordneten Behörden herzustellen; sie sollten

größere Teile der Monarchie nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammenfassen und über sie Gutachten abgeben; sie sollten insbesondere „eine genaue und lebendige, nicht bloß formelle Kontrolle über sämtliche Unterbehörden führen", ihren Sitzungen beiwohnen, die Behandlung der Geschäfte prüfen, die Provinz häufig bereisen, kurz einen anregenden und belebenden Einfluß ausüben.

Wenn so ein Amt geschaffen wurde, in dem sich die Persönlichkeiten kräftig bewähren und eine starke, umfassende und tiefgehende Wirksamkeit entfalten konnten, so war Stein keineswegs geneigt, dies System auch für die übrigen Behörden durchzuführen. Es hätte nahe gelegen, das Beispiel des napoleonischen Frankreichs zu befolgen und Präfekten an die Spitze der Regierungsbezirke zu stellen; wenn es allein auf Zusammenfassung aller Kräfte des Staates, auf schnelle und unbedingte Ausführung der von der Zentralbehörde ausgehenden Anordnungen ankam, dann war dies der beste Weg. Aber Steins Denken ging ja weit über die Erzielung mechanischen Gehorsams hinaus: die selbständigen Kräfte sollten belebt, die geistige und sittliche Tüchtigkeit, die in den Teilen wohnte, gestärkt und erzogen werden. Die kollegialische Verfassung der Regierungen, so gut auch Stein ihre „Neigung zum Schwerfälligen, zum Hinwegschieben der Verantwortlichkeit vom einzelnen auf die Gesamtheit" kannte, sollte erhalten bleiben. Nur zu verbessern war sie. Die Regierungen mußten besser gegliedert werden: sie sollten von nun an in Abteilungen zerfallen, für Polizei, für Unterricht und Kultus, für die Finanzen, für das Militärwesen. Andrerseits waren die Abteilungen in enge Beziehung zu einander zu setzen, so daß „jeder unter gemeinschaftlicher Kontrolle stehe, jedoch selbständig und vorzüglich verantwortlich für das Detail in Rücksicht auf dieses auch allein nach den allgemeinen Vorschriften handeln könne". Es mußte endlich das „unvermeidlich erfolgende Losreißen der Administration von der Nation" verhütet werden; es sollte nicht von neuem eine Bureaukratie sich bilden, die nur vom grünen Tische arbeitete und formale Gesichtspunkte in den Vordergrund schob, die tatsächlichen Bedürfnisse des Volkes aber mißachtete. Enge Verbindung der Nation mit ihren Beamten war die Losung; dafür, so hoffte Stein, würde die Ernennung einer Anzahl ständischer Repräsentanten nützlich sein, die, von den Ständen gewählt, an der Verwaltung in bestimmter Weise teilnehmen, im Plenum dasselbe Stimmrecht wie die Räte haben und bei ihrer „genauen Kenntnis individueller Lokal-, Sach- und Personalverhältnisse" gegen „Formenkram und Dienstmechanismus" ein Gegengewicht bilden sollten.

Am 24. November 1808, an demselben Tage, an dem der König Stein aus dem Staatsdienst entließ, sandte er ihm den ihm vorgelegten Organisationsplan der obersten Staatsbehörde mit seiner Unterschrift zurück; die Ausführung, schrieb er ihm, sollte ausgesetzt bleiben, bis der Sitz der Regierung wieder nach Berlin verlegt sei. Aber der Organisationsplan ist überhaupt nur wesentlich verändert ausgeführt worden. Zwar daß das Ministerium des Inneren und der Finanzen in zwei Ministerien zerlegt wurde, war unter den obwaltenden Umständen jedenfalls eine Verbesserung. Dagegen ist von großer Wichtigkeit, daß der Staatsrat, dieses großartig gedachte Beamtenparlament, nicht ins Leben trat. Oberpräsidenten ferner sind zwar eingesetzt worden, aber bald hob man das Amt wieder auf: erst nach den Befreiungskriegen ist es zu neuem Leben erwacht. Eine besondere Schwierigkeit machte die Einfügung ständischer Repräsentanten in die Regierungskollegien. Nur in Ostpreußen scheint überhaupt ein Versuch gemacht zu sein; und hier kam es zu ernsten Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den übrigen Mitgliedern des Regierungskollegiums. Dazu traten die hohen Kosten der Neuerung. So ist dieser Einrichtung nur ein kurzes Dasein beschieden gewesen. Dennoch ist Steins Organisationsplan von der größten Bedeutung gewesen. Einst hatte der Große Kurfürst den von Joachim Friedrich gegründeten Geheimen Rat neu geschaffen, dann Friedrich Wilhelm I. durch Gründung des Generaldirektoriums die innere Verwaltung reformiert; mit dem Freiherrn vom Stein beginnt die dritte Epoche in der Geschichte der preußischen Behörden. Daß über seinem Werke neben der Idee der Kraft die Idee der Freiheit schwebt, daß er den Beamten nicht nach Napoleons Vorbild zum bloßen Werkzeug eines allmächtigen Willens machte, daß er die überlieferte kollegiale Verfassung wahrte und an den Geist persönlicher Verantwortung, nicht blinden Gehorsams appellierte, das verleiht seiner Wirksamkeit ihre Größe.

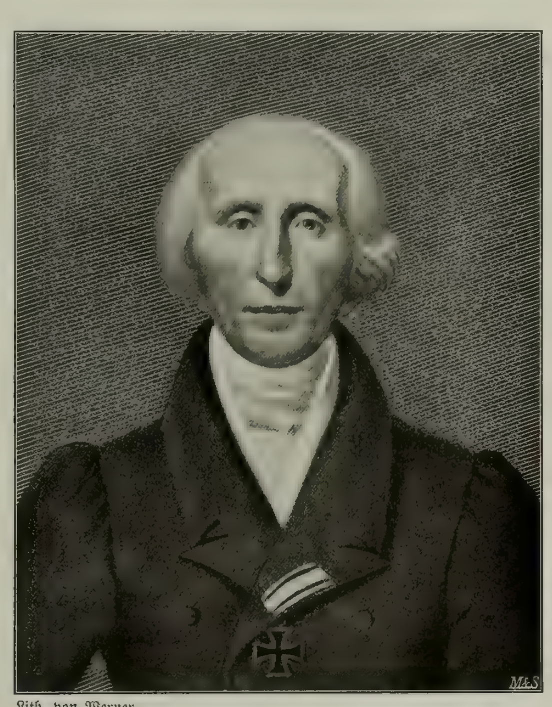
Aber wir wissen ja, daß in der Nassauer Denkschrift nicht nur von der Reform der Staatsbehörden die Rede war, sondern auch von ihrer Ergänzung durch Selbstverwaltungsbehörden. Diese sollten die wichtigste Korrektur bureaukratischer Einseitigkeit abgeben, indem die unvollkommene Kenntnis der Berufsbeamten ergänzt würde durch die praktische Einsicht solcher Männer, die mitten im praktischen Leben ständen; sie sollten den durch das bisherige Regierungssystem ertöteten Gemeingeist beleben und so dazu dienen, ein neues Geschlecht voll lebendig tätigen Vaterlandssinnes zu erzeugen. So spricht die Denkschrift von den Landgemeinden, von den Städten, von den

Kreis- und Provinzialständen. Am meisten drängte sich die Notwendigkeit einer Reform der Stadtverfassung auf; und aus den Verhandlungen, die hierüber auf Steins Antrieb und unter seiner fortwährenden Teilnahme gepflogen worden sind, ist das größte Werk jener 14 Monate erwachsen, die Städteordnung.

Den deutschen Städten, die einst in den Tagen des Mittelalters ein hohes Maß von freiem Bürgersinn und Bürgerstolz und bürgerlicher Kraft betätigt hatten, war von dem erstarkten Staat übel mitgespielt worden. Einst hatten Berlin und Kölln beansprucht, daß der Markgraf von Brandenburg ihre Erlaubnis einzuholen habe, wenn er in ihre Tore einzureiten wünsche; jetzt war die Selbständigkeit der städtischen Verwaltung auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Gewiß, die Städte hatten noch Magistrate, bestehend aus einem bis drei Bürgermeistern und aus Stadträten; es gab auch Repräsentanten der Bürgerschaft, die in der Mark Brandenburg schon damals Stadtverordnete hießen. Aber was zunächst die letzteren angeht, so waren sie weder zweckmäßig zusammengesetzt noch wurden sie überall frei von der Bürgerschaft gewählt, noch endlich übten sie einen wirksamen Einfluß auf die Stadtverwaltung aus. Sie waren nicht eigentlich Vertreter der Gesamtbürgerschaft, sondern der Zünfte, zu denen die meisten Handwerker gehörten, und der sogenannten Gemeinheiten, in denen die übrigen Bewohner der Stadt zusammengefaßt wurden. Sie wurden in vielen Fällen überhaupt nicht von der Bürgerschaft, sondern vom Magistrat gewählt. Sie waren schließlich nicht eigentlich dazu da, um die Geschäftsführung der Magistrate zu prüfen, sondern wurden selbst zu bestimmten Geschäften herangezogen. Mit der Wahl der Mitglieder des Magistrats hatte die Bürgerschaft fast nirgends etwas zu tun; dieser ergänzte sich selbst, und zwar galten alle Wahlen nicht für bestimmte Frist, sondern auf Lebenszeit.

So hätte der Magistrat mit großer Unabhängigkeit über die Stadt walten können, ein eigennütziges Regiment schlimmer Art wäre möglich gewesen, wenn nicht der Staat in die Lücke getreten wäre. Ihn leitete zunächst das fiskalische Interesse, der in den Städten erhobenen Steuer, der Akzise, möglichst hohe Erträge abzugewinnen. Ihn leitete ferner der patriarchalische Gesichtspunkt des aufgeklärten Absolutismus, für das leibliche und sittliche Wohl der Untertanen väterlich zu sorgen; verlangt doch die Vorschrift Friedrich Wilhelms I. von den Beamten einer Kriegs- und Domänenkammer nicht nur, daß sie „die ihnen anvertrauten Städte fleißig bereisen", daß sie von ihrem Zustand „sowohl überhaupt als en détail die exakteste Nachricht haben und jeden Bürger

und Einwohner nach seinen besonderen Umständen kennen", sondern auch, daß sie „die Bürger, so keine gute noch fleißige Bürger sind, ermahnen, daß sie sich bessern, oder, wenn sie sich nicht daran kehren, am Leibe strafen". Der Staat griff allenthalben in die Gemeindeangelegenheiten ein, die Zivilverwaltung auf der einen, die Armeeverwaltung auf der anderen Seite. Die obersten städtischen Beamten ernannte der König selbst; bei den anderen wurde das der Regierung zustehende Bestätigungsrecht oft so gehandhabt, daß es einer Ernennung durch sie gleichkam, und so ist es vorgekommen, daß wohl einmal bis an den König die Frage kam, ob jemand neben dem Totengräberdienste auch die Anwartschaft auf die Nachtwächterstelle behalten solle. Juristen und Militäranwärter waren es vorzugsweise, mit denen die Gemeindeämter besetzt wurden; die Einzelheiten der Verwaltung aber wurden von den Kriegs- und Domänenkammern und ihren Beauftragten, den Steuerräten, auf das genaueste beaufsichtigt und geprüft. „Im preußischen Staat", sagt einer der berufensten Beurteiler dieser Verhältnisse, „ist beinahe seit einem Jahrhundert die Autokratie der städtischen Gemeinden absichtlich niedergedrückt, die Verwaltung mit Ausschluß aller bürgerlichen Mitwirkung fremden Invaliden, juristischen Routiniers und Schreibern übergeben worden, und diese Verfassung hat auf völlige Tötung des so schätzenswerten Bürgersinnes hingewirkt".



Lith. von Werner.

Dr. Johann Gottfried Frey.

Der Mann, der diese Worte schrieb, der Königsberger Polizeidirektor Frey, hat neben Stein die größten Verdienste um die Neuordnung der städtischen Verwaltung. Er hat auf der Grundlage der Nassauer Denk-

schrift weitergebaut; deren Gedanken hatte er vor Augen bei der Abfassung des ausführlichen Gutachtens, das er im Juli 1808 Stein überreichte. Im übrigen aber hat Frey sowohl wie Stein selbst bei dem Entwurf des großen Werks ein französisches Vorbild vorgeschwebt: nicht die Verwaltungsordnung Napoleons, in dessen straff zusammengefaßter Staatsorganisation städtische Selbständigkeit keine Stelle fand, sondern die Gemeindeordnung, die in den Frühlingstagen der französischen Revolution die konstituierende Nationalversammlung geschaffen hatte. In hoffnungsvollem Glauben an den Segen möglichst weitgehender Freiheit war jene damals ans Werk gegangen; sie hatte den Gemeinden so viel Selbständigkeit gegeben, daß die Einheit des Staates selbst gefährdet wurde, der in seine Teile aufgelöst zu sein schien. Dieses Übermaß von Autonomie war zu vermeiden, ein Aufsichtsrecht des Staates über die Gemeindeverwaltung, ein Bestätigungsrecht für die städtischen Beamten mußte gewahrt werden. Im übrigen waren dies die Ziele, die Stein und seine Mitarbeiter zu verwirklichen gesucht haben: eine möglichst große Zahl von Einwohnern der Stadt zur Ausübung bürgerlicher Rechte zuzulassen; den städtischen Behörden, Magistrat und Stadtverordneten, möglichste Bewegungsfreiheit zu gewähren; einen großen Teil der städtischen Geschäfte ehrenamtlich, ohne Geldentschädigung, verwalten zu lassen. So sollten die städtischen Gemeinden und ihre Vorsteher „eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten und nicht nur von den Fesseln unnützer schwerfälliger Formen befreyet werden, sondern auch ihr Bürgersinn und Gemeingeist wieder neues Leben“ erhalten.

Die Befugnis zum Erwerb des Bürgerrechts, das bisher im wesentlichen nur für die Zunftgenossen Wert gehabt hatte, ward jetzt stark erweitert; so stark, daß Stein in späteren Jahren selbst diese Bestimmungen mit scharfen Worten angegriffen hat und bereits die revidierte Städteordnung von 1831 eine Änderung hat eintreten lassen. Diese Bürgerschaft wählte, soweit sie ein gewisses, niedrig bemessenes Einkommen nachweisen konnte, die Stadtverordneten: nicht mehr nach Zünften und Korporationen wählte sie, sondern nach örtlichen Bezirken. Auch waren die Gewählten nicht an irgend einen Auftrag ihrer Wähler gebunden: „das Gesetz und ihre Wahl“, so heißt es in der Städteordnung, „sind ihre Vollmacht, ihre Überzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben“. Den Stadtverordneten wurden ausgedehnte Rechte zugewiesen. Sie wählten die städtischen Beamten, die sodann der Bestätigung durch die Provinzialbehörden bedurften; für die Stelle des Oberbürgermeisters präsentierten sie dem König drei Kandidaten.

Ihnen stand nach Steins Worten „die Beurteilung und Prüfung der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens" zu: sie prüften die Rechnungen, beschlossen über Gemeindesteuern, Aufnahme von Anleihen, Verkauf städtischen Gutes und kontrollierten die Geschäftsführung des Magistrats. In ihrer Hand lag die entscheidende Gewalt; der Magistrat war ihnen gegenüber nicht viel mehr als eine ausführende Behörde. Auch gegen dieses Verhältnis hat später Stein selbst Einspruch erhoben, und auch hier hat die Revision von 1831 eingesetzt und Bestimmungen getroffen, deren Zweck eine Stärkung der Stellung des Magistrats war.

Was nun diesen anlangt, so bestand er von nun an aus besoldeten und unbesoldeten Mitgliedern. Stein trat von seinem Grundsatz aus, daß man möglichst den Eingesessenen selbst die Verwaltung in die Hand geben müsse, dafür ein, die Zahl der besoldeten Mitglieder möglichst gering, die der unbesoldeten möglichst groß anzusetzen; ursprünglich wollte er nur dem Bürgermeister und dem Rendanten Gehalt geben, ja er sah nicht ein, warum der Bürgermeister nicht „ein Gewerbe treiben und warum ein großer Kaufmann oder Fabrikant nicht sollte Bürgermeister werden können". In diesem Punkte trug indessen die Ansicht Freys den Sieg davon, der in den mittleren Städten noch einen besoldeten Syndikus, in den großen noch einige technische und gelehrte Stadträte zulassen wollte. Mit der lebenslänglichen Amtsdauer der Magistratsmitglieder war es nun natürlich zu Ende. In der Nassauer Denkschrift hatte Stein ihre Amtsführung, von dem Rendanten abgesehen, auf 6, ja anfangs auf 3 Jahre beschränken wollen. Aber sollte man den Fehler der französischen Konstituante ebenfalls begehen und die städtischen Beamten durch zu kurze Befristung ihrer Amtszeit in eine kaum erträgliche Abhängigkeit von ihren Wählern versetzen? War zu erwarten, daß die Städte bei solchen Aussichten gute Beamte erhalten würden? Daß das letztere Bedenken berechtigt sei, wollte Stein freilich nicht zugeben: „Ausgezeichnete Männer", sagte er, „müssen die Posten aus Liebe zum gemeinen Besten suchen". Dennoch hat man sich auf eine längere, zwölfjährige, Amtsdauer geeinigt; nur für den Bürgermeister blieb es bei den 6 Jahren. Und das geeignete Mittel, um den Beamten eine bessere Sicherung ihrer Zukunft zu gewährleisten, schlug Stein selbst vor: es wurde festgesetzt, daß solche Mitglieder des Magistrats, die nicht wiedergewählt wurden, Pensionen erhalten sollten. Nur die Bürgermeister wieder blieben von dieser Bestimmung ausgeschlossen; erst 1839 haben sie das Recht auf eine Pension erhalten, nachdem bereits 1831 auch die Dauer ihres Amtes auf 12 Jahre ausgedehnt worden war.



Ludwig Freiherr von Vincke.

Gemalt von Boser, gestochen von H. Sagert.

Wie war nun das Verhältnis dieser städtischen Selbstverwaltung zum Staate? Früher hatten die Städte nicht nur die Ortspolizei ausgeübt, sondern ihnen hatte auch die gesamte Gerichtsbarkeit erster Instanz zugestanden. Daß sie nicht mehr Recht sprechen durften, wurde bald festgestellt; die Justiz war Sache des Staates und mußte auch hier von der Verwaltung unbedingt getrennt werden. Was die Polizei anlangt, so einigte man sich dahin, daß sie vom Staate dem Magistrat übertragen werden könne. Von umfassender Bedeutung war nun aber die Frage, wie das Aufsichtsrecht des Staates über die Städte formuliert werden würde; daß nicht „eine Menge kleiner Republiken" entstehen dürfe, war Steins Überzeugung. Demgemäß wurde festgestellt, daß der Staat die Wahlen zu genehmigen, daß er Beschwerden über die städtische Verwaltung anzunehmen und über sie zu entscheiden, daß er die Rechnungen zu prüfen habe. Immerhin geschah diese Prüfung erst nachträglich; über Aufnahme von Anleihen, Verkauf städtischen Gutes, Auflegung von Steuern beschlossen die Städte, genauer die Stadtverordneten, selbständig. Auch hier hat Stein sich später auf Grund praktischer Erfahrung überzeugt, daß man zu weit gegangen war und daß die Bürgerschaften selbst vor „leichtsinnigem Schuldenmachen, unbesonnener Veräußerung von Kämmereivermögen, unerträglichen Kommunallasten" zu schützen seien; und auch hier hat die Revision der Städteordnung von 1831 zu Änderungen geführt.

Am 19. Oktober 1808 konnte die Generalkonferenz die Beratung der Städteordnung beginnen. Am 1. November legten Stein und Schrötter das Gesetz dem König vor, mit der Bitte, es zu vollziehen. Am 19. November

hat dieser es unterschrieben. Es ist Steins größtes Werk: in Einzelheiten verbesserungsfähig, in seiner sittlichen Gesamthaltung das herrliche Erbe einer hochgestimmten Zeit und die Grundbedingung für die Entfaltung deutschen Städtewesens und Bürgertums.

Nicht den Städten allein hatte Stein die Selbstverwaltung zugedacht; auch den Landgemeinden, den Kreisen, den Provinzen wollte sie die Nassauer Denkschrift zubilligen und zeichnete damit ein Programm, das erst in den siebziger und neunziger Jahren des Jahrhunderts ausgeführt worden ist. In diesen Fragen war Steins treuster Berater der Freiherr von Vincke, einer der besten Patrioten der Zeit, einer der trefflichsten Männer, die je in der preußischen Verwaltung gestanden haben, der mit 24 Jahren bereits Landrat von Minden geworden war und nachher 1804 an Steins Stelle das Präsidium der westfälischen Kammern übernommen hatte. Ihm schwebte bei seinen Plänen einer Neuorganisation als Vorbild das englische Selfgovernment vor; die Stellung des Landrats hätte er am liebsten nach Art des Friedensrichteramts umgestaltet. Dagegen hatte Stein Bedenken, so hoch auch ihm die englische Verwaltung stand; das aber war ihm klar, daß der Landrat auch künftig ein Selbstverwaltungsbeamter bleiben müsse, der von den Ständen zu wählen sei. Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit mußte beseitigt werden: „ihr Dasein widerspricht einer wohlgeordneten Justizverfassung und ist weder mit dem Wohl des einzelnen noch des Ganzen verträglich“. An Stelle der Bureaukratie darf nicht „eine auf kümmerlichen und schwachen Fundamenten beruhende Herrschaft weniger Gutsbesitzer errichtet werden“; daher sollen auf den Kreistagen, wo bisher in der Regel nur Besitzer adliger Güter gesessen hatten, auch Abgeordnete der Gemeinden erscheinen. Die inneren Angelegenheiten der Provinzen endlich sind auf den Landtagen zu verhandeln, die sich Stein aus den Deputierten der Kreise zusammengesetzt dachte. „Die Bedürfnisse der Provinzen bleiben unbekannt und unabgeholfen, wenn allein durch die Staatsbehörden abgeholfen werden soll; man muß diesen durch Gemeinde- und Provinzialvorsteher zu Hilfe kommen und den Gemeindegeist an die Stelle einer alles durchgreifenden Bureaukratie setzen.“

So sollte sich die Teilnahme des Volkes an der Staatsverwaltung äußern: Landgemeinden, Städte, Kreise, Provinzen sollten über ihre eigenen Angelegenheiten selbst bestimmen. Noch fehlte dem Bau die Krönung; wie für die örtliche Verwaltung überall neben den Staatsbeamten die Organe der Selbstverwaltung stehen sollten, so mußten der Zentralregierung Reichsstände zur Seite gestellt werden. Von Ständen sprach bereits der Bericht, mit dem

Stein im November 1807 dem König den neuen Organisationsplan der Behörden einreichte; und von einem „repräsentativen System, welches der Nation eine wirksame Teilnahme an der Gesetzgebung zusichert“, redet ein programmartiger Aufsatz, der im September 1808 mit Genehmigung des Königs in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Stein ist der Urheber des Gedankens der preußischen Volksvertretung; und wenn er ihn nicht hat verwirklichen dürfen, so bleibt ihm der Ruhm, ihn zuerst vertreten und aus der sittlichen Natur des Staates abgeleitet zu haben. Anders freilich, als heute der preußische Landtag aussieht, hat sich Stein das künftige Parlament gedacht. Auf den Ständen der Nation gedachte er den Reichstag aufzubauen: nicht etwa aus dem Wunsche, dem Adel eine besonders machtvolle Stellung zu sichern — „das Übergewicht eines Standes über seine Mitbürger“ empfand er als „eine Störung der gesellschaftlichen Ordnung“, und eben damals haben ihn umfassende Pläne einer Umformung des preußischen Adels beschäftigt —; sondern aus dem sozialen Gedanken heraus, der in diesem Staatsmann bei allem Eintreten für freie Entfaltung persönlicher Kräfte immer wirksam blieb, und der es ihm verbot, über den Einzelmenschen die sozialen Verbände zu übersehen, in denen sie sich zusammenfassen. Er wünschte eine Gliederung des Volkes nach gewissen Berufsgruppen, deren jede eine Anzahl von Abgeordneten in das Parlament schicken sollte. Sein Ideal war eine Nation, die nicht in Tausende von Individuen zerfiel, sondern in lebendige Berufsgemeinden; ein Reichstag, in dem die natürlichen Interessengruppen des Volkes zu Worte kämen. So sollte der Kaufmann wie der Handwerker, der große wie der kleine Grundbesitzer, der Eigentümer ebenso wie der Gelehrte seine Vertretung haben; nur sollte dem Eigentümer das notwendige Übergewicht gewahrt werden, „wodurch die Verfassung Stätigkeit erhält und gegen die Veränderlichkeit der menschlichen Ansichten und Meinungen gesichert wird“. „Denn“, sagt Stein, „die Masse der Eigentümer der Nation nimmt an dem Vorrat der Ideen und Gefühle, die einer Nation gehören, einen überwiegenden Anteil; alle Einrichtungen des Staats wirken unmittelbar auf ihren eigenen Zustand, und die Erhaltung desselben bindet sie an Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit“. Jeder Stand sollte seine Vertreter in der eigenen Mitte suchen, „damit sich nicht Advokaten, Pamphletisten und Schreier in die Versammlung eindrängen“. Jedenfalls sollte nicht nach napoleonischem Vorbild die Meinung der Nation gefälscht und die Ernennung der Abgeordneten irgendwelchen von der Regierung abhängigen Personen in

die Hand gespielt werden: „die Stellvertreter der Nation müssen das Vertrauen der Nation besitzen, mit ihren Wünschen und Bedürfnissen bekannt und unabhängig von Einfluß und Einseitigkeit sein.“

Die Befugnisse der Volksvertretung dachte Stein zuvörderst zu beschränken. „Da die Nation noch so wenig gewöhnt ist, selbst zu handeln, so wenig mit ihrem eigenen Interesse, ihren eigenen Angelegenheiten, mit dem Standpunkt, auf dem sie steht, vertraut ist, so ist es unter den gegenwärtigen Umständen ratsam, ihr nur das Recht zum Gutachten, nicht zur Teilnahme an der Gesetzgebung beizulegen“; doch will er ihr das Recht zu Anträgen auf neue Gesetze verleihen und die Verhandlungen veröffentlicht wissen. Bei alledem erfüllt ihn das starke Vertrauen auf die „besonnene, rechtliche, verständige Nation“. Man soll die politischen Rechte der neuen Volksvertretung nicht zu sehr beschränken. „Ich glaube“, sagt er, „man muß bei den ruhigen Deutschen eher Reizmittel anwenden als Opiate“.

Als ein treuer, ernstgesinnter, vertrauender Erzieher steht Stein seinem Volke gegenüber. Wie hätte er nicht an eine unmittelbare Einwirkung auf die Jugenderziehung denken sollen. „Es liegt im Plane“, lesen wir in der Veröffentlichung vom September 1808, „bei der Verbesserung des Schulwesens die neuesten Fortschritte der Erziehungskunst vorsichtig zu benutzen und zureichende Bildungs-Anstalten für alle Volksklassen, nach Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Bestimmung einzurichten“. Er wandte sich an Niemeyer, den Direktor der Stiftungen Franckes zu Halle, und bot ihm die Leitung des Unterrichtswesens an; als dieser ablehnte, nahm er Wilhelm v. Humboldt in Aussicht. Auf Stärkung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht, auf Erhebung des Kindergemüts zu den unvergänglichen Gütern kam es an: dazu empfahl sich ihm die Pestalozzische Methode, die, wie er zwei Jahre später schrieb, „die Selbsttätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und die edlern Gefühle der Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert oder ihm entgegenwürkt.“

So lebte in allen Entwürfen Steins, in allem seinem Handeln der Geist, der in die Höhe führt. Was war es für ein wundervolles Geschick Preußens in allen seinen Nöten, daß dieser Geist auch in den führenden Männern des Heeres lebte!

Wie Stein, so war auch Scharnhorst nicht als Preuße geboren. Aber nicht dem Rheinlande entstammte er, sondern auf hannöverschem, niederdeutschem Boden stand das Haus seiner Eltern; und niederdeutsch war das

Wesen dieses schweigsamen, ernsten, sinnenden Mannes von starker und tiefer, aber verhaltener Empfindung. Ihm erleichterte nicht adlige Abkunft den Weg in die Höhe; er war, wie Luther, eines Bauern Sohn und hat wacker ringen müssen, bis ihm Anerkennung zufiel: Stein war mit 24 Jahren Obergrat, Scharnhorst erhielt als Siebenunddreißigjähriger das Kapitänspatent. Als Beamter emporzukommen, wäre ihm überhaupt nicht geglückt; aber dahin zog ihn auch nicht seine Neigung, die ihn vielmehr von vornherein zum Soldaten bestimmte.

In dem Dorfe Bordenau an der Leine ist Gerhard Johann David Scharnhorst am 12. November 1755 geboren. Auch sein Vater hatte im Heere gedient und es bis zum Quartiermeister gebracht. Als ihm nach langwierigem Prozeß das Erbe seines Schwiegervaters zugefallen war und er nun als wohlhabender Besitzer dastand, konnte er daran denken, den Sohn dem Offizierstande zuzuführen. Auf der kleinen Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer, nicht gar weit von dem heimatlichen Dorfe, hat dieser seine erste militärische Erziehung erhalten. Dort hatte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der vordem die Truppen Portugals gegen die Spanier befehligt hatte, eine Artillerieschule errichtet: ein Theoretiker des Krieges, der das Geschäft der Truppenführung auf Prinzipien zu gründen suchte und besonders der vernachlässigten Artillerie seine Fürsorge zuwandte, zugleich aber, ganz gegen die Anschauungen seiner Zeit, den Gedanken, den Berufssoldaten eine Landwehr zur Seite zu stellen, nicht nur faßte, sondern auch in seinem Lande durchführte; ein Landesvater, der die Fronden aufhob und Schulen gründete, Herders Freund, ein edler, tüchtiger, menschenfreundlicher Charakter, dessen sein damaliger Zögling auch später „nicht ohne eine Art von Enthusiasm“ gedenken konnte.

Nach dem Tode des Grafen trat Scharnhorst in hannöversche Dienste; es war im Jahre 1778. Anfangs diente er als Husar; dann ging er an die in Hannover neuerrichtete Artillerieschule als Lehrer über. Früh begann er auch mit der Feder seine kriegswissenschaftlichen Anschauungen zu verbreiten: denn, daß der Offizier studieren, daß er seine Vorstellungen vom Kriege innerlich begründen und systematisch zusammenfassen müsse, um auf diese Weise seine Urteilskraft zu bilden, war ihm eine selbstverständliche Überzeugung. Da brach der erste Koalitionskrieg aus; auch Scharnhorst zog ins Feld. Jetzt konnte er zeigen, daß er nicht ein Mann der bloßen Theorie war, sondern daß in ihm die Verbindung von klarem Denken und frischem Wollen lebendig war, die auch die Stunde der Gefahr besteht; und er zeigte es, vor



Gemalt von Fr. Gebauer. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Gerhard Johann David von Scharnhorst.

allem bei der Verteidigung von Menin und, als die Stadt nicht mehr zu halten war, bei dem nächtlichen Durchbruch durch die Linien der Belagerer. Er könne Scharnhorsts „Talente, Tätigkeit und Gegenwart des Geistes, so auch beim Kugelregen Stich halten, nicht genugsam rühmen", bezeugte ihm sein General. Freilich, die Regierung von Hannover wußte diesen Mann

nicht nach seinem Wert zu schätzen: er war nicht von Adel, er paßte nicht in die geistige Atmosphäre eines Landes, auf dem, wie er selbst schreibt, „eine wahre Geistessperre“ lastete. So faßte er denn, nicht leichten Herzens, den Entschluß, anderswo sein Glück zu suchen. Schon Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1797 auffordern lassen, in preußische Dienste zu treten. 1801 kamen die Verhandlungen zum Abschluß: er wurde preußischer Oberstleutnant und erhielt im nächsten Jahre auch den Adel.

So kam er nach Preußen, dem Land, dem er zwölf schicksalsvolle Jahre gedient hat. Er kam, ein echter Mensch, „kein ausgeklügelt Buch“; von ganzem Herzen Soldat und mit allem Sinnen auf das Heer und den Krieg gerichtet, mit dem starken, männlichen, drängenden Gefühl der Kraft, „etwas Außerordentliches tun zu können“; und zugleich lebte in seinem Inneren eine weiche, sehnsüchtige, manchmal träumerische Empfindung. „Ich bin“, so schreibt er einmal, „auf eine außerordentliche Art von jeder Veranlassung zu Empfindungen hingerissen“. Wie oft hatte ihn im Felde der Abscheu ergriffen vor den Greueln des Krieges, wie oft das herzliche Verlangen nach dem friedlichen Heim, nach Frau und Kindern! Wie manches Mal war in seinem grübelnden Sinn die Besorgnis aufgestiegen, er könne die Reinheit der Seele verlieren durch „die immerwährende Anstachelung der Ambition, die doch immer nicht zur inneren wahren Glückseligkeit führt“. Diese Innerlichkeit seines Wesens, diese Bescheidenheit, die weit entfernt war, sich fertig zu dünken, mochte in Verbindung mit seinen gelehrten Neigungen und einer hier und da hervortretenden Nichtachtung militärischer Äußerlichkeiten vielleicht bei manchem Verehrer der Paradetechnik den Eindruck hervorrufen, als fehle ihm das eigentlich Soldatische. Aber sie gewann ihm die Herzen, und sie schuf ihm im Verein mit seiner geistigen Überlegenheit, mit seiner ruhigen Willenskraft, seiner großen organisatorischen Begabung Vertrauen. „Ich genieße“, so ruft er schon 1793 jubelnd aus, „mehr Vertrauen, als irgend jemand weiß“. Und wie haben seine Teilnehmer an dem Befreiungswerk über ihn geurteilt! „Sie waren die Seele meines Korps, ohne Sie hatte niemand Mut, ohne Sie konnte nichts geschehen“, so hat Blücher ihn angeredet, als er zum ersten Male nach der Lübecker Kapitulation ihn wiedersah. „Er ist der Vater und der Freund meines Geistes“, hat Clausewitz von ihm geschrieben, sein berühmtester Schüler.

Auf Grund steter Beobachtung hatte sich Scharnhorst die militärischen Überzeugungen gebildet, die er mitbrachte, und er war unablässig bemüht, sie weiter zu entwickeln und zugleich andere zur Ausbildung eigener militärischer

Überzeugungen anzuregen. Wenige Monate erst waren nach seinem Eintritt in das preußische Heer vergangen, als er die „Militärische Gesellschaft“ gründete, die bald großen Einfluß und zahlreiche Mitglieder gewann. Hier und noch mehr in der neuorganisierten Militärakademie wirkte er als Erzieher eines neuen Geschlechtes preußischer Offiziere. Er machte ferner praktische Vorschläge, die darauf hinzielten, die Erfahrungen der Revolutionskriege für das preußische Heer zu verwerten. Bei einer Regierung freilich, die so matt zum Entschluß war, fanden sie nur freundliche Worte, keine Taten; es war der Herzog von Braunschweig selbst, der sie begutachtete, sich aber nicht für sie erwärmen konnte.

Da kamen die Nöte des Frühjahrs 1806. Die Mobilmachung des letzten Jahres hatte viele Schäden der Armee enthüllt, insonderheit ihre ungenügende Stärke gegenüber der drohenden Gefahr eines französischen Überfalls. Wieder erhob sich Scharnhorst als Warner und Rater. In der Denkschrift, die er sechs Monate vor der Schlacht bei Jena dem Generaladjutanten von Kleist und dem Herzog von Braunschweig einreicht, erklärt er, daß nicht physische Kräfte allein die Kriege entscheiden, sondern daß es ebenso sehr auf die moralischen ankomme; den Enthusiasmus gilt es zu entfachen und weise zu benutzen; der Staat braucht neben dem stehenden Heere eine Nationalmiliz. „Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt.“ Es sind wiederum die Lehren der Revolutionskriege, die er verwendet: das Beispiel Frankreichs hatte ihn belehrt; der Enthusiasmus war ihm längst als eine der Ursachen für die französischen Siege erschienen. So erhob er die große Forderung der allgemeinen Wehrpflicht: denn in der von ihm geplanten Nationalmiliz soll, mit Ausnahme der Bewohner „der acquirierten polnischen Länder“, jeder Staatsbürger ohne Ausnahme dienen. 300000 Mann sollen aufgestellt werden; Adlige und höhere Beamte sollen die Befehlshaberstellen übernehmen; die Verwendung dieser Truppen ist so gedacht, daß sie nie für sich allein, sondern immer in Verbindung mit den Feldtruppen auftreten; für Streifzüge, Plänkeleien, das zerstreute Gefecht sollen sie in erster Linie gebraucht werden. So war zum ersten Male ausgesprochen worden, was sich 1813 erfüllen sollte. Die leitenden Männer von 1806 gingen über seine Eingabe hinweg; erst der Zusammenbruch Preußens sollte die Bahn freimachen für Neuerungen. Es kam der Krieg; er lehrte den König, Scharnhorsts Wert erkennen; noch im Juli 1807 erhob

er ihn zum General und stellte ihn an die Spitze der neu ernannten Militär-Reorganisationskommission.

Friedrich Wilhelm meinte es gewiß ernst mit der Armeereform. Nach längeren Verhandlungen mit Scharnhorst hatte er eine Reihe von Punkten, die di Kommission besonders erwägen sollte, eigenhändig zu Papier gebracht. Da fanden sich die Neueinteilung der Armee in Divisionen, Vereinigung der Kavallerie zu größeren taktischen Körpern, Neubildung der Infanterieregimenter, Abschaffung der Mißbräuche, die sich aus der Kompagniewirtschaft der Hauptleute ergaben. Da forderte er aber auch Reinigung des Offizierkorps von unwürdigen Elementen, Zutritt von Bürgerlichen zu den Offiziersstellen, Beseitigung der Werbungen, der entehrenden Strafen. Ein Umstand freilich war einem schnellen Fortgang der Reform hinderlich. Der König hatte, nach seiner Art, sich ungern für eine Anschauung der Dinge zu entscheiden und am liebsten zwischen mehreren ihm entgegengebrachten Ansichten die Mittellinie zu suchen, zu Mitgliedern der Kommission auch Männer ernannt, die nur in sehr bedingter Weise Änderungen anstrebten: zwar gehörte Gneisenau dazu, aber neben ihm drei Gegner der Reform, unter ihnen der einflußreiche Generaladjutant des Königs Graf v. Lottum. Allerdings gelang es Scharnhorst wenige Wochen später die Einwilligung des Königs zu erlangen, daß sein Schüler und Freund, der damals dreißigjährige Major von Grolman in die Kommission berufen wurde. Aber auch die andere Partei verstärkte sich, als der tapfere, aber eigensinnige Oberstleutnant v. Borstell eintrat; dieser wünschte zwar auch seinerseits Reformen, aber Scharnhorsts Gedanken waren ihm zu demokratisch. Die Gegensätze spitzten sich zu. „Der Geist der Kabale", schrieb damals Stein, „erscheint wieder im Militär, und ich fürchte sehr, daß er die Oberhand gewinnt, um alle die alten Mißbräuche wieder herzustellen, welche die Monarchie zu Grunde gerichtet haben". Borstell zwar schied im Dezember wieder aus; aber auch Gneisenau verlor den Mut und bat im Januar um seine Entlassung. Da erhielt er vom König ein herzliches und beruhigendes Schreiben: „Ich rechne zu sehr auf Euren Patriotismus, als daß ich besorgen sollte, Ihr würdet auf Eurer Bitte bestehen . . . Mißgunst und Haß hat jeder zu besorgen, der neue Anordnungen veranlaßt, weil diese unmöglich mit den Vorteilen aller übereinstimmen . . . ich versichere Euch, daß ich Euch vor allen Nachteilen, die Euch daraus erwachsen könnten, kräftig schützen werde." Gleichzeitig ernannte er an Borstells Stelle den tapferen Verteidiger von Glatz, den Grafen Götzen; an die Stelle eines anderen Gegners der Reform trat der Kapitän



Gemalt von Fr. Gebauer. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

August Neithardt von Gneisenau.

von der Armee von Boyen. Schließlich griff Stein selbst ein: er erwirkte, daß an Stelle Lottums Scharnhorst die Geschäfte des vortragenden Generaladjutanten übernahm. So war endlich freie Bahn geschaffen.

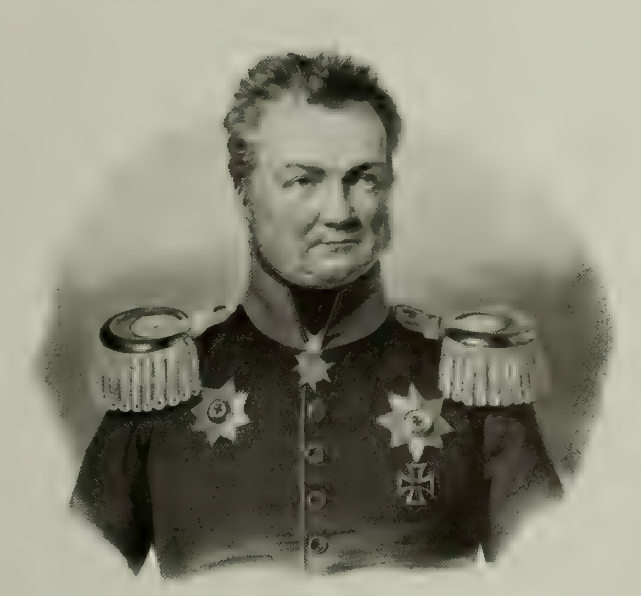
„Man muß der Nation Selbständigkeit einflößen", so faßte Gneisenau die Aufgabe der Reform zusammen. „Welche unendliche Kräfte schlafen im

Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen." Als Vorbild aber für dieses Werk der Befreiung schlummernder sittlicher Kräfte bezeichnet er ohne Bedenken die französische Revolution. „Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, durch die Gleichstellung der verschiedenen Menschen und Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens die lebendige Kraft und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zü einander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben . . . Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft." Nicht das stehende Heer, sondern das Volk gilt ihm als die stärkste Stütze der Regierung. Das Volk muß schon im Frieden mit kriegerischem Geist erfüllt werden; die militärischen Übungen müssen zu Volksfesten werden, wie es im alten Griechenland die Leibesübungen waren; „nicht eher die Braut zum Altare", ruft er aus, ehe nicht die Pflicht gegen das Vaterland erfüllt ist.

Vor einem Jahre noch war Gneisenau „vergessen in seiner kleinen Garnison"; jetzt darf er wirken. Auch er war kein Preuße von Geburt. Als Sohn eines Leutnants der Reichsarmee, die gegen Preußen focht und zur Zeit in Sachsen lag, war er am 27. Oktober 1760 zu Schilda geboren. Die Mutter verlor er bald, eine armselige Kindheit war sein Los, bis sich wohlhabende Verwandte mütterlicherseits in Würzburg seiner annahmen. Bald wurde er Soldat, zuerst für kurze Zeit bei den Österreichern, dann im Dienste des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, eines der kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen gegen eine Geldzahlung den Engländern überließen. Auch Gneisenau ging 1782 nach Amerika, kam aber dort nicht mehr ins Gefecht, da kurz darauf der Friede geschlossen wurde. 1785 bat er Friedrich den Großen um Aufnahme in den preußischen Dienst. Sein Gesuch ward gewährt; aber die große Tätigkeit, die er erhoffte, trat auch jetzt nicht ein. 20 Jahre mußte er in kleinen schlesischen Städten zubringen, nach Taten sich sehnend: da kam der Krieg und der ungeheure Zusammenbruch, und das Unglück machte seinen Namen bekannt. Nun gehörte er zu den Führern, die einem neuen Preußen die Wege bahnten. Und welche herrlichen Eigenschaften brachte er für diese Aufgabe mit: die tiefdringende Einsicht, den klaren Feldherrnblick, den starken, unerschütterlichen Willen und dazu die lodernde Leidenschaft, die tiefe Innigkeit, die Herzensgüte eines echten, allem Scheinwesen fremden Gemüts; dazu einen herrlichen Wuchs, ein Antlitz, wie Arndt sagt, „immer von einer wallenden

und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten still stehen ließ", alle „Gefühle und Stimmungen, der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts in den leichtesten, beweglichsten Wechseln" abspiegelnd. Wie der Kriegsgott selbst erschien er wohl seinen Freunden. Und wiederum Arndt sagt, in seinen glücklichen Augenblicken habe man sich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still zurufen können: Sieh, hier ist ein ganz wohlgeborener germanischer Mensch.

Nicht minder tiefe Leidenschaft erfüllte Karl von Grolman. Er war eines Juristen Sohn, der als Kammergerichtsrat den Adel erhalten hatte und nachher Präsident des Geheimen Obertribunals wurde. Früh in die Armee eingetreten, hatte er bald die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und der alte Feldmarschall von Möllendorf hatte ihn zu seinem Adjutanten gemacht. Seit Scharnhorst in Berlin war, hatte er sich ganz an diesen angeschlossen; an seiner militärischen Gesellschaft beteiligte er sich mit all dem Ernst, der ihn von Jugend auf auszeichnete. Der Untergang Preußens mit seinen Begleiterscheinungen, „die gewaltsame schnelle Art, mit der alles zertrümmert ward, die Masse des Unglücks und der Niederträchtigkeit, die auf ihn einstürmte", machte auf ihn einen unsagbaren Eindruck. Einem gedemütigten, unfreien Preußen mochte er nicht angehören; „alles, was mich betroffen hat, treibt mich zur Verachtung und darum zum Losreißen von dieser Schändlichkeit. Ich werde diesen Kampf für die Menschheit durchfechten, solange noch ein Schwert entblößt ist. Aber um mich her mag es so elend sein, wie es wolle, mich soll es nicht herabziehen, mich will



Gezeichnet von F. Krüger. Lithogr. von E. Krafft.

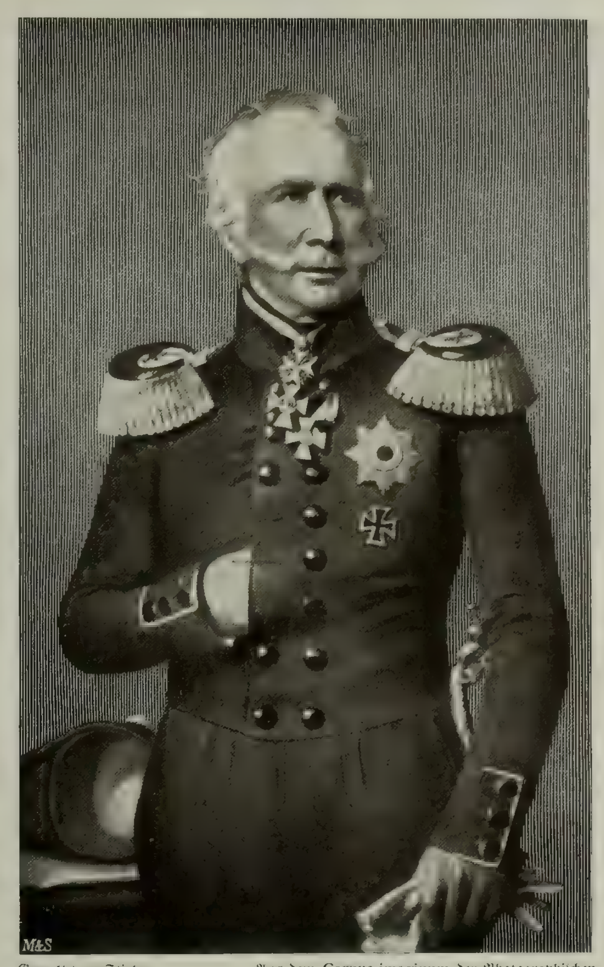
Karl Wilhelm von Grolman.

ich frei und rein aus diesem Kampfe hinausführen." So schrieb er im März 1807 seiner Gattin; er gedachte, das geknechtete Europa zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Da ist es ergreifend, wie ihn der sechsundsechzig Jahre alte Vater zum Ausharren mahnte: er erinnerte ihn an seine Pflichten gegen das Vaterland, dem er in Zeiten des Unglücks seine Hilfe entziehen wolle, gegen den König, der „jede Deiner ausgezeichneten Handlungen belohnt hat und Dankbarkeit fordern kann"; er berief sich auf die Geschichte, auf die vielen denkwürdigen Beispiele heldenhafter Rettung aus tiefer Not: „wer davongeht, ist für das Vaterland tot, er gehört einem fremden Staate an, sein Vaterland ist nichts für ihn . . . bemühe Dich, wie ein Epaminondas, ein Iphikrates, ein Camillus zu werden, die Gelegenheit zur Hilfe wird nicht ausbleiben".

Und der Sohn blieb. „Das Schicksal versucht es auf alle Art, um einen herunterzubringen", schrieb er zu Beginn des Jahres 1808, „erst durch Gewalt und durch die härtesten Schläge, nun durch langsames Nagen an die besten Kräfte. Aber mich hat es noch nicht herunter, noch trotze ich ihm und werde ihm, solange noch Atem in mir ist, nie weichen". Einen altrömischen Charakter nennt Boyen, sein Mitarbeiter, diesen Mann. „Er huldigt nur dem Verstand und ehrt von den Gemütskräften nur die Willenskraft", sagt Gneisenau von ihm. „Eine hohe, stattliche, mächtig geschaffene Männergestalt, mit ernstem, offenem, ruhigem Visier", so beschreibt ihn Ernst Moritz Arndt und nennt ihn eine „in sich vollendete Natur, die in der äußeren Erscheinung geschlossen und still dastand, immer hell, ruhig, besonnen, jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen, Überfliegenden, was Gneisenau auszeichnete; er stand da wie ein in Erz gegossenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geschwind in Wort und Gedanken, geschwind von Beschluß und Tat, war er ebenso bescheiden wie Gneisenau. Schwerere Kürze in Gedanken und leichtere Klarheit in Worten wird man selten finden."

Der letzte in dieser Vierzahl herrlicher Soldatencharaktere war Hermann von Boyen. Geboren 1771, also sechs Jahre älter als Grolman, war er der einzige der vier, dessen Vater bereits preußischer Offizier gewesen war. Auch er war früh, kaum 13 Jahr alt, in den Heeresdienst getreten. In ostpreußischen Garnisonen hatte er bis dahin gestanden; in dem polnischen Feldzug, der der dritten Teilung voranging, hatte er den Krieg zuerst kennen gelernt: ein Mann von klarer und schneller, sachlicher und zugleich von Ideen getragener Auffassung, von warmer Menschenfreundlichkeit, die ihn

früh dem gemeinen Manne nahe brachte, von ernster und starker Pflichttreue, die ihm auch die kleinen Dinge des täglichen Dienstes verklärte und sein Streben nach Selbstvervollkommnung nie ermatten ließ. Zur Eigenart Scharnhorsts gehört die verhaltene, wie von einem Schleier verdeckte Leidenschaft, die in ihm lebte; im Wesen Gneisenaus lag etwas Impulsives, Sanguinisches, ein Strahl hoher Poesie, der einen besonderen Zauber um ihn wob; in Grolmans Charakter lebte etwas von antiker, unerschütterlicher Willensgröße. Boyens Wesen erhält seine Weihe durch das unermüdliche Streben, all sein Denken und Tun unbedingt geltenden sittlichen Grundsätzen unterzuordnen, sich selbst dem sittlichen Ideal anzunähern und zugleich in der ihn umgebenden Welt diesem Ideal eine höhere Geltung zu verschaffen. „Unsere Kräfte haben wir eigentlich nur, um uns selbst zu beherrschen“, sagt er einmal in einer nur für ihn selbst bestimmten Aufzeichnung; und ein andermal: „wer es so weit gebracht hat, bei einer Pflichtverletzung vor sich selbst zu erröten, kann dem Donner der Schlacht ruhig entgegensehen.“ Diese Größe und Innerlichkeit des Pflichtgefühls, der Glaube an die Macht des Guten



Gemalt von Stieler. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Leopold Hermann Ludwig von Boyen.

im Menschen machen den Kern seines Wesens aus; „er handelt", hat Gneisenau von ihm gesagt, „ohne Rücksicht auf sich und nur für die gute Sache und ist bereit, jeden Augenblick dafür alles aufzugeben".

Die notwendige Vorbedingung für jede künftige Reform des Heeres war ein Werk der Sühne; die Schande der Kapitulationen mußte getilgt werden. Alle Regimenter, die an ihnen teilgehabt hatten, wurden aufgelöst. So verschwanden zahlreiche ruhmvolle Namen aus dem preußischen Heer; es gab kein Regiment Gensdarmes, keine Seydlitz-Kürassiere und Zieten-Husaren mehr, kein Regiment Prinz Ferdinand, Saldern, Winterfeldt. Um ferner alle die Offiziere, die Schmach über den preußischen Namen gebracht hatten, zur Rechenschaft zu ziehen, wurde eine Untersuchungskommission ernannt, deren Vorsitzender der General L'Estocq war, und in die im Januar 1808 auch Gneisenau und Grolman eintraten; Scharnhorst durfte ihr nicht angehören, da er sich wegen der Kapitulation von Lübeck selbst zu verantworten hatte. Regimentstribunale wurden geschaffen, um die Voruntersuchung zu führen; trotzdem war eine fast unermeßliche Arbeit zu erledigen. Daß sie erledigt wurde, war nicht zum wenigsten Grolmans starkem Gerechtigkeitssinn und rücksichtsloser Wahrheitsliebe zu danken. Im Frühjahr 1809 stand nur noch eine kleine Anzahl von Urteilen aus. Sieben Todesurteile wurden gesprochen, von denen freilich keines zur Ausführung kam. So ward, wie Boyen sagt, „eine heilsame Grundlage zur Disziplinierung des Offizierkorps gelegt, die in den Feldzügen 1813/15 unverkennbar wohltätig wirkte". Nach errungenem Siege war die Zeit gekommen, um Milde walten zu lassen und weises Vergessen zu üben; der König gab Befehl, die Festungsgefangenen in aller Stille aus der Haft zu entlassen.

Nun aber die schöpferische Arbeit! Welche Grundsätze sollten zunächst für den Eintritt in das Offizierkorps gelten? Friedrich der Große hatte, gemäß seiner stolzen Anschauung vom Werte des preußischen Adels — „sintemal die Rasse davon so gut ist, daß sie auf alle Weise meritieret konservieret zu werden" — Bürgerliche möglichst von dem Offizierstand ferngehalten. In den Zeiten des Siebenjährigen Krieges hatte ihn die Not gezwungen, „Roturiers" aufzunehmen. Als aber der Kampf zu Ende war, schloß er sie wieder aus oder verwies sie in Garnisonregimenter; nur hier und bei der Artillerie und den Husaren duldete er bürgerliche Offiziere. Solche Anschauungen beruhten auf der Idee des ständisch gegliederten Staates, der jedem

Stande seinen besonderen Beruf und seine besondere Ehre zuwies; sie mußten fallen, wenn man ernsthaft daran dachte, über alle ständischen Unterschiede hinaus alle Bürger zu einer Einheit zusammenzufassen, wenn es wirklich darauf ankam, die ganze Nation, nicht eine besondere Gruppe für den Vaterlandsgedanken zu erziehen und die Trennung zwischen Heer und Volk, die bisher bestanden hatte, zu überbrücken. Wie war denn nun aber das Anrecht auf die Ernennung zum Offizier zu bestimmen? Sollte man nach den Grundsätzen des revolutionären Frankreichs die Wahl durch die Untergebenen einführen? Hardenberg hat es gewünscht; in seiner Rigaer Denkschrift liest man den Vorschlag, die Unteroffiziere von den gemeinen Soldaten, die Offiziere des ersten Grades von den Unteroffizieren wählen zu lassen. Richtiger urteilten Scharnhorst und die Seinen. Zwar wollten sie die Pforten des Offizierberufs jedem Talent öffnen; aber sie gedachten nicht den eigenartigen Standesgeist, die Gesinnung innerlicher Zusammengehörigkeit, das besondere Ehrgefühl, wie es aus dem geschichtlich begründeten Zusammenhang des Offizierstandes mit dem Adel entsprang, zu zerstören. Auch sie schlugen ein System der Wahl vor; aber nicht den Untergebenen, sondern dem Offizierkorps selbst wollten sie sie übertragen. Im übrigen aber war für sie ausgemacht, daß „einen Anspruch auf Offizierstellen in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Umsicht gewähren" könnten. „Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können." Und damit man nicht meine, daß das neueinzuführende Examen vorwiegend gelehrte Offiziere heranbilden solle, hieß es in den Bestimmungen: „Nicht bloß Kenntnisse und Wissenschaften sind Eigenschaften, die einen brauchbaren Offizier bezeichnen, sondern auch Geistesgegenwart, schneller Blick, Pünktlichkeit und Ordnung im Dienst und anständiges Betragen sind Haupteigenschaften, die jeder Offizier besitzen muß."

So siegte in der Frage der Neubildung des Offizierkorps die neue nationale Auffassung über die frühere ständische Auffassung. Wenn sie nun auch auf die Mannschaften Anwendung finden und das Volk in Waffen eine Wahrheit werden sollte, dann mußte zunächst die Heeresergänzung durch Ausländer abgeschafft werden. Die Werbung, dieser „Verderb der preußischen Armee" nach dem Ausdruck des Generals Grawert, mußte aufhören; sie war zu gut dazu, schiffbrüchige Existenzen aus ganz Deutschland aufzunehmen, die „die Armee zwar dem Namen nach vergrößerten, um desto mehr aber ihre innere Stärke verminderten", stets der Fahnenflucht verdächtig waren, auf jedem

Marsch beobachtet werden mußten und nur durch ein System härtester Strafen im Zaum zu halten waren. So fielen denn die Werbegelder von nun an fort; der Unterschied zwischen Inländern und Ausländern, der bisher so wichtig gewesen war, wurde nicht mehr gemacht. Die im Heere dienenden Ausländer entließ man nicht, soweit sie sich nichts hatten zuschulden kommen lassen; auch sind, als der Befreiungskampf begann, fremde Freiwillige nicht abgewiesen worden; aber im übrigen sollte die Armee nur aus Landeskindern bestehen.

Wenn nun aber diese zweifelhaften Elemente aus dem nationalen Heere ausgemerzt wurden, wenn man ferner daran dachte, den Kreis, aus dem sich die Armee ergänzte, zu erweitern und auch die Angehörigen der gebildeten Stände unter die Fahne zu stellen, durfte man dann die entehrenden Strafen beibehalten, ohne die man bisher nicht geglaubt hatte auskommen zu können? Längst war Boyen gegen sie aufgetreten; er hatte sie „rohe Reste der vergangenen Vorzeit“ genannt und geraten, die militärische Erziehung vielmehr auf den Appell an das Ehrgefühl aufzubauen: „nur Furcht für der mit jeder Strafe verbundenen Schande soll den Menschen von Ausübung des Bösen abhalten, nicht die Strafe selbst . . . man glaube ja nicht, daß der gemeine Mann einer solchen Behandlung unfähig sei, auch er ist gut, wie jeder Stoff der Natur“. Auch jetzt wieder erhob er öffentlich seine Stimme: „Wäre es nicht eine den Enkeln unbegreifliche Inkonsequenz“, so heißt es in einem von ihm für den „Volksfreund“ geschriebenen Artikel, „wenn wir das Militär fortdauernd den Stand der Ehre nennen, ihm Vorzüge einräumen und doch auf seine Individuen nach Lust und Laune ohne Unterschied losschlagen wollen?“

Noch mächtiger ließ Gneisenau sich vernehmen. „Freiheit des Rückens“ benannte er den Aufsatz, in dem die Worte stehen: „Wir sind dahin gekommen, zu begreifen, daß es ein tiefes Versinken in Egoismus sei, wenn man die Waffenführung nicht für die ehrenvollste Beschäftigung zu jeder Zeit seines Lebens hält, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödsinn oder das Verbrechen ausschließen können. . . . Wenn ein gerechtes Gesetz Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stämme verteilt und den Sohn des Königlichen Rates eben so wohl den Reihen der Vaterlandsverteidiger beigesellt als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nötig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern und wohlerzogene junge Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden. . . . Die Proklamation der Freiheit der Rücken

scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur und die Beweggründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."

Als Vorbedingung also für den Eintritt der gebildeten Jugend in das nationale Heer faßte Gneisenau die Beseitigung entehrender Züchtigungen auf; die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, für die Scharnhorst, wie wir wissen, im April 1806 eine Lanze gebrochen hatte, war das letzte Ziel der Reformer. Der Gedanke, daß jeder Bürger zur Verteidigung des Vaterlandes berufen sei, war auch dem amtlichen Preußen nicht ganz fremd. Unter König Friedrich I. war bereits von einer „Nationalmiliz" die Rede gewesen. Friedrich Wilhelm I. hatte es ausgesprochen, daß die jungen Leute unter seinen Untertanen „schuldig und verpflichtet seien, ihm mit Gut und Blut zu dienen"; und im Kantonreglement Friedrich Wilhelms II. vom Jahre 1792 finden sich die Worte: „Die Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten ist eine Obliegenheit Unserer treuen Untertanen, die mit der Erhaltung des Staates, zu dessen Wohlstand Wir eine zahlreiche Armee gebrauchen, und mit der Sicherstellung ihrer eigenen Habe und Güter in der allergenauesten Verbindung steht." Daß solchen Worten die Wirklichkeit sehr wenig entsprach, lag in zweierlei begründet: einmal in der ernsthaften Besorgnis der preußischen Könige, der sich langsam entwickelnden, durch die verschiedensten Mittel geförderten Volkswirtschaft Arbeitskräfte zu entziehen, wenn man die gesamte Last des Rekrutenersatzes der einheimischen Bevölkerung aufbürdete; andrerseits in dem Geist des absoluten Staates, für den es gemäß dem Grundsatz „alles für das Volk, nichts durch das Volk" eine patriotische Mitwirkung der Untertanen in nationalen Angelegenheiten nicht geben kann. Nach der Anschauung Friedrichs des Großen waren Heer und Volk voneinander völlig zu trennen und hatten ganz verschiedene Berufsaufgaben: „der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt". Daher die starke Anwerbung von Ausländern; daher die ausgedehnte Beurlaubung der Inländer; daher die zahlreichen Befreiungen, „Exemtionen", von der Dienstpflicht. Eximiert waren ganze Landschaften, so Ostfriesland, Kleve und andere Gebiete im Westen der Monarchie; eximiert waren eine Reihe von Städten; eximiert waren Beamte, Kaufleute, ein großer Teil der Gewerbetreibenden, die städtischen Hausbesitzer, eximiert auch z. B. der Schäfer, dessen Herde mindestens 1000 Schafe zählte. Jetzt sollte mit der

Idee des ständischen Staats ebenso wie mit der des Berufsheeres gebrochen werden. Dem stehenden Heere, so schlug Scharnhorst vor, sollte eine Miliz zur Seite treten; in jenes sollten diejenigen Leute eintreten, die sich nicht selbst auszurüsten und zu unterhalten vermochten, in die Miliz die, welche dazu imstande wären. Die Miliz würde sich ihre Offiziere selbst wählen; zum Offizier sollte geeignet sein, wer eine gewisse höhere Bildung aufweisen könne, wer ein höheres Amt bekleide, wer ein bedeutenderes Geschäft betreibe oder früher Offizier der stehenden Armee gewesen sei. Es lag nahe, gegen das Prinzip der Scheidung von arm und reich Einwendungen zu erheben. Auch Stein, so sehr er sonst die Pläne einer Volksbewaffnung teilte, so freudig er den Gedanken begrüßte, bereits die Schuljugend für ihre zukünftige Soldatenpflicht zu erziehen, hatte Bedenken: er wollte einen Teil der Exemtionen bestehen lassen, die Eximierten aber der Miliz zuweisen. Der König indessen war zunächst für solche Neuerungen nicht zu gewinnen. Immerhin wies er sie für die Zukunft nicht ab. In den Verordnungen vom 3. August 1808, welche die neuen Grundlagen des preußischen Heerwesens bekannt machten, fanden sich Hinweisungen darauf, daß „künftig jeder Untertan des Staates ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienst verpflichtet werden soll".

Während so die großen Grundsätze erwogen wurden, auf denen sich das erneuerte Heerwesen aufbauen sollte, kam auch das Technische, die Einrichtung der Verwaltung, der kleine Dienst nicht zu kurz. Zunächst war eine einheitliche oberste Behörde zu schaffen. Bisher hatte es drei gegeben, die Generaladjutantur, das Militärdepartement des Generaldirektoriums und das Oberkriegskollegium. Das letztere im besonderen, von Friedrich Wilhelm II. in seinem ersten Regierungsjahr geschaffen, hatte mehr hemmend als fördernd gewirkt; es ist erzählt worden, wie es kurz vor dem letzten Kriege den Gedanken einer Verminderung des Trosses unter Berufung auf den Geist der preußischen Armee abgewiesen hatte. Im Sommer 1808 gab der König seine Zustimmung dazu, daß ein Kriegsministerium geschaffen werden sollte. Allerdings ward noch kein Kriegsminister ernannt; aber an die Spitze wenigstens einer der beiden Abteilungen, die es umfassen sollte, wurde Scharnhorst gestellt.

Eine weitere wichtige Neuerung war die Beseitigung der Kompagniewirtschaft. Bisher war ja für Werbung, Löhnung, Bekleidung der Mannschaften den Kompagniechefs eine Pauschsumme zugewiesen worden; was bei Beurlaubungen erspart wurde, floß in ihre Taschen. Jetzt hörte dies System

auf. Der Staat nahm den Hauptleuten diese Sorgen ab; Ersparnisse kamen seinen Kassen zugute. Eine andere Reform, die Scharnhorst längst gefordert hatte, die Einrichtung von gemischten Divisionen, die Infanterie, Kavallerie und Artillerie vereinigen sollten, fand jetzt keinen Gegner mehr; daß sie nicht sofort für die ganze Monarchie ins Leben trat, lag nur daran, daß ja noch bei weitem der größte Teil des Landes vom Feinde besetzt war. Dies hinderte auch zunächst, die geplante Neuorganisation der Regimenter durchzuführen. Ja selbst nur die vorhandenen Regimenter vollzählig zu erhalten, erwies sich als unmöglich infolge der immer drückender werdenden Geldnot; der Bestand der Kompagnien, der Schwadronen mußte im höchsten Maße beschränkt werden.

Da schlug Scharnhorst vor, aus der Not eine Tugend zu machen: wenn denn einmal die Mehrzahl der Mannschaften beurlaubt werden mußte, brauchten das immer dieselben Leute zu sein? Konnte man nicht einen regelmäßigen Wechsel einführen und diesen benutzen, um eine möglichst große Zahl von Kantonisten wenigstens notdürftig auszubilden. Schon im Juli 1807 hatte er solche Vorschläge gemacht. Am 6. August 1808 wurde, was er wollte, durchgeführt: jede Kompagnie der Infanterie und der Fußartillerie sollte drei bis fünf Mann, auch mehr beurlauben, statt ihrer ebensoviele Kantonisten einziehen, nach Verlauf eines Monats wieder entlassen und dafür andere zur Fahne berufen, so daß allmählich eine erhebliche Anzahl von Leuten wenigstens einen Monat lang die Schule des Heeresdienstes durchmachen konnte. Krümper nannte man diese Leute; die Bezeichnung, bisher für die überschüssigen Pferde der Kavallerie gebraucht, ist auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege zum Ehrennamen geworden.

Ein neuer Geist begann in die preußische Armee einzuziehen. Der Troß ward stark vermindert; die besonderen Packpferde der Offiziere, die Reitpferde der Leutnants, die Brotwagen, die Zelte verschwanden. Das Tiraillieren ward für das dritte Glied eingeführt, so wie es Scharnhorst und andere längst vorgeschlagen hatten; der Felddienst wurde geübt, das Schießen gepflegt. Verordnung auf Verordnung zeugte von dem ungebrochenen Eifer der Reformer. Und doch, wieviel Widerstand war zu überwinden! wieviel Beschwerden, wieviel Anklagen wurden laut! wie viele Offiziere hatten auf Halbsold oder ein noch geringeres Wartegeld gesetzt werden müssen! „3000 Offiziere zu verstoßen“, schreibt Gneisenau, „und nichts als Jammerbriefe“; und ein andermal: „Bei uns ist allerwärts das bitterste Elend. Nur in Schlesien und Preußen hat man es möglich machen können, das halbe Traktement zu zahlen, und nächstens wird auch dies aufhören.“ Dazu das

Murren der vielen anderen, die in ihren Interessen verletzt wurden, die bitteren Befürchtungen derer, die in den neuen volkstümlichen Einrichtungen eine Vernichtung des alten Preußens sahen. Wie herbe äußerte sich York über die „demokratische Vorliebe, die, weil Papst Sixtus V. in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen sei, um jedes derartige Subjekt sorgsam bemüht sei, aus Furcht, daß irgend ein göttlicher Sauhirt unbeachtet verkommen könne". Und dem Prinzen Wilhelm gegenüber, der auf Seiten der Neuerer stand, verteidigte er das historische Recht des Adels mit den Worten: „Wenn Ew. Kgl. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen dann die Ihrigen?"

Auch anders geartete, auf einem ganz anderen Boden gewachsene Gründe konnte man gegen die Neuerer vorbringen. Wie manchem freien Geist, der voll der Humanitätsideen des Zeitalters war, erschien der Gedanke des allgemeinen Waffendienstes barbarisch! So dachte Niebuhr, so Altenstein, so Vincke: daß durch die Verwirklichung solcher Pläne „wahre Kräfte zerstört oder gemißbraucht" würden, daß die allgemeine Wehrpflicht „das Grab der physischen und intellektuellen Kultur, der Wissenschaften, der Gewerbe, der bürgerlichen Freiheit und der menschlichen Glückseligkeit" sei. Dazu die selbstsüchtigen Intriganten, die auch jetzt nicht fehlten! „Man sucht sich durch Konnexionen zu halten, und einer schlägt dem andern bei Gelegenheit ein Bein", lesen wir wiederum bei Gneisenau. „Die ganze Nation muß durch die Schule des Unglücks gehen, und entweder sterben wir an dieser Krise, oder es geht, wenn wir bitteres Elend durchgangen haben und unsere Gebeine nicht mehr sind, etwas Besseres daraus hervor."

Und doch waren die inneren Schwierigkeiten bei weitem nicht die schwersten. Drückend lag die Hand des fremden Eroberers auf dem Lande. Wie lange würde es gelingen, überhaupt nur den Fortbestand des preußischen Staates zu sichern!





Zweites Kapitel.

Der Erhebungsplan vom Jahre 1808. Steins Sturz.

„Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt."

„Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche."

Stein.

Wir erinnern uns an die unselige, von Kalckreuth nach dem Tilsiter Frieden abgeschlossene Konvention, nach der die französische Armee Preußen räumen sollte, sobald die dem Lande auferlegten Kriegssteuern bezahlt seien. Wie viel diese betrugen, war nicht gesagt. Der Generalintendant Daru, der mit den weiteren Verhandlungen von Napoleon beauftragt war, berechnete sie auf 154½ Millionen Franken, eine Summe, die für den verarmten Staat unaufbringlich war, und ließ sich durch alle Gegenrechnungen der nach Berlin gesandten preußischen Kommissare nicht stören. Er erklärte ihnen offen heraus, die Frage der Räumung sei eine Sache der Politik, nicht des Kalküls.

Für den Augenblick war Preußen der Eckstein der Machtstellung Napoleons: indem er seine Armee auf preußischem Boden, auf preußische Kosten unterhalten und Preußens Kräfte durch sie aussaugen ließ, beherrschte er Deutschland, bedrohte er zugleich Rußland und Österreich, besaß er ein wichtiges Pfandobjekt gegenüber England. „Der Seekrieg", so läßt er seinem Gesandten in Petersburg schreiben, „zwingt den Kaiser, Herr des Kontinents zu bleiben, und er kann dies nur durch das Verbleiben seiner Armee in Preußen". Und nun erfolgte Drohung über Drohung, Forderung auf Forderung, Gewalttat auf Gewalttat. Die Einkünfte der Staatskassen in den vom Feinde besetzten Gebieten wurden dem König nicht zurückgegeben;

Ostpreußen ward nur bis zur Passarge, im Dezember bis zur Weichsel geräumt; Neuschlesien mußte über die Bestimmungen des Tilsiter Friedens hinaus an das Herzogtum Warschau abgetreten werden. Dann verlangte Daru die Überlassung preußischer Domänen, die Einräumung preußischer Festungen, die dauernde Unterhaltung von 40 000 Mann Besatzungstruppen durch Preußen, die Errichtung von vier Militärstraßen. Dazu kamen andere Rücksichtslosigkeiten Napoleons: daß er Briefe des Königs nicht beantwortete, daß er dem Prinzen August, falls er sein Geschwätz nicht ließe, mit Einsperrung, dem General Blücher sogar mit einer Belagerung in Kolberg drohte. Wann war ein Land brutaler vergewaltigt worden! Zudem wie groß war die allgemeine Not im Lande! Wie wenig Kraft, wie wenig Lebensdauer man Preußen zutraute, bewies die Börse: der Kurs der Tresorscheine sank immer tiefer, bis er im Juni 1808 den Stand von 27 erreichte. Die Gutsbesitzer mußten Schuld auf Schuld aufnehmen, und viele standen am Rande des Bankrotts; eine Viehseuche, aus Polen eingeschleppt, tat den größten Schaden. Der Seehandel stockte, seit die Festlandsperre sich auch über die preußischen Küsten erstreckte. In den Staatskassen befanden sich im Juli 1807 noch zwei Millionen Taler, dabei nicht weniger als eine Million Schatullgelder, die der König erspart hatte; im September waren nur noch $^{2}/_{3}$ Millionen vorhanden. Einnahmen waren wenig zu erhoffen, die Ausgaben groß; Trotzdem sollte der seiner Hilfsquellen beraubte, kreditlose Staat eine Kontribution zahlen, die, wie Niebuhr berechnet, größer war als die Summe alles in Preußen umlaufenden Goldes und Courants.

Was war zu tun? Sollte man auf Darus Forderungen eingehen, preußische Festungen dem Feinde einräumen? Das wäre, sagt Stein, eine „permanente Subjektion und zwar der schlimmsten Art“. Sollte man, wie Schön vorschlug, eine weitere Landabtretung anbieten, um dafür der Geldforderungen ledig zu werden? Stein wies es ab; eher, sagte er, würde er sein Amt niederlegen. Konnte man von Alexander Hilfe erwarten? Ach, Alexander riet zur äußersten Nachgiebigkeit; er wollte sich durch die Nöte Preußens auf der eingeschlagenen politischen Bahn nicht stören lassen. Die größte Sparsamkeit war gewiß geboten. Wie stark die Armee vermindert, wieviel Offiziere entlassen wurden, haben wir gesehen; die Beamtengehälter wurden in bestimmtem Verhältnis, höhere bis zur Hälfte, gekürzt, das königliche goldene Tafelgeschirr ward eingeschmolzen, die Kosten der Hofhaltung sehr herabgesetzt. „Der König“, so heißt es in einem Brief aus jenen Tagen, „beschränkt sich außerordentlich und geht mit dem Beispiel strenger

Ökonomie voran". So wurde viel erreicht, aber bei weitem noch nicht genug. Stein dachte ernstlich an eine Einkommensteuer für das ganze Land, wie sie damals für Königsberg und Ostpreußen beschlossen wurde. Niebuhr, der dem preußischen Staat treu geblieben war, ging nach Holland, um dort zu versuchen, wenn auch unter schlechten Bedingungen, eine Anleihe abzuschließen. Schritte wurden getan, um die Domänen in die ritterschaftlichen Kreditsysteme aufzunehmen und Pfandbriefe auf sie auszugeben, die man dann den Franzosen anstatt der Domänen selbst überlassen wollte. Aber alles dieses rettete nicht aus der unmittelbar drohenden Gefahr. „Um uns her", so schreibt die Königin an ihre Geschwister, „Familien in Tränen, ohne Brot, ohne Zukunft, wie ihr Monarch. Zu Mittag haben wir vier Gänge, abends drei, und das ist alles .... Und wenn man noch sagen könnte: das wird ein Ende nehmen ... Aber ach! das ist ja nicht der Fall .... Betet für mich, ich habe es nötig. Das Herz ist gestorben". Ihre Hoffnung blieb nur Stein: „Zum Unterpfand der Wahrheit dessen, was ich sage, bedenke, daß Stein diese Sache leitet, begeistert, fördert, belebt".

War es vielleicht doch möglich, den Machthaber umzustimmen? ihn durch Anerbietungen, durch einen Wechsel des Systems, den Anschluß an Frankreich für eine mildere Behandlung Preußens zu gewinnen? Es war ein schwerer Entschluß; kein preußischer Staatsmann hat je einen schwereren fassen müssen. Wo blieb dann, konnte man fragen, die nationale Ehre, wo die nationalen Hoffnungen? Sollte die Monarchie Friedrichs auf die Stufe französischer Vasallenstaaten herabsinken, das Blut märkischer und pommerscher Grenadiere dem zügellosen Eroberungsdrang eines Fremden geopfert werden? Dennoch ist Stein damals für solche Versuche eingetreten; mochte die Zukunft bessere Tage bringen! Wir müssen versuchen, hat er damals geschrieben, „Preußen durch Frankreich wieder emporzubringen und das Vertrauen Napoleons zu gewinnen"; und nachher: „man muß alles tun, um zu verhindern, daß irgend ein unvorgesehenes und unberechenbares Ereignis beim Kaiser Napoleon jene zerstörenden Explosionen hervorruft und jene feindseligen Leidenschaften wieder belebt, deren Grundursache bekannt ist". Es wurde beschlossen, den vierundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm, des Königs Bruder, nach Paris zu senden; Alexander von Humboldt, der in der Pariser Gesellschaft wohlbekannt war, wurde ihm als Begleiter mitgegeben. Der Prinz sollte ein Schutz- und Trutzbündnis und die Stellung eines preußischen Hilfskorps von 30 000, ja 40 000 Mann anbieten, das dem Kaiser für alle Kriege auf dem Festland zur Verfügung stehen sollte; er sollte im Notfalle

sogar erklären, daß Preußen bereit sei, dem Rheinbund beizutreten. Dafür erhoffte man die Räumung Preußens, Herabsetzung der Kriegssteuer, längere Zahlungsfristen für den Rest, vielleicht sogar eine Landentschädigung.

Am 8. Januar hatte der Prinz die erste Audienz bei Napoleon. Als er sah, wie „eingewurzelter Haß und Mangel an Zutrauen aus allen Reden des gewaltigen Mannes hervorleuchteten“, — so schrieb er nachher selbst an Stein — führte der Hohenzollernsohn einen Entschluß aus, um den nur seine Gemahlin wußte, die hochherzige Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg: er erbot sich, selbst als Geisel für Preußens Treue in Napoleons Hand zu bleiben. „Mit freundlichen Blicken betrachtete er mich, als ich ungestüm dies sagend in ihn drang, doch war seine Antwort: unmöglich könne er es annehmen, nie, nie.“ Das Opfer des Prinzen war umsonst; der Kaiser ließ sich in seiner Politik nicht beirren. Erst zu Ende Februar bewilligte er ihm eine zweite Audienz. Er erklärte offen, die Räumung Preußens stehe im Zusammenhang mit anderen Fragen der großen Politik, insbesondere mit der der Räumung der Donaufürstentümer durch die Russen; er äußerte ferner, er könne Preußen niemals trauen, er wisse, daß die Preußen ihn haßten und daß die Regierung nicht die Macht habe, die öffentliche Meinung zu zügeln. Der Versuch war nicht geglückt. Und dabei kannte man noch nicht einmal die ganze Größe der Gefahr; man wußte nicht, daß in eben jenen Monaten Napoleon dem russischen Kaiser die Erwerbung der Donaufürstentümer anbot, falls er in die Losreißung Schlesiens vom preußischen Staat willige. „Schlesien“, schrieb damals sein Minister Champigny, „wird an Sachsen übergehen; Preußen würde hiernach nur zwei Millionen Einwohner haben; aber wäre dies nicht genug für das Glück der königlichen Familie?“

Inzwischen hatte sich Stein entschlossen, die Verhandlungen über die Räumung des Landes, diese dringendste Lebensfrage, selbst zu führen. Er verließ zu Ende Februar Königsberg, wohin seit wenigen Wochen die Residenz des Königs und die Regierung von Memel verlegt worden war, und ging nach Berlin. Und wirklich schien es, als ob Daru dem Minister gegenüber mildere Seiten aufziehen wolle; es kam eine Konvention zustande, die noch hart genug war, aber doch Erleichterung verhieß: versprach sie doch gegen Einräumung der Oderfestungen an französische Besatzungen den baldigen Abzug der Armee. Stein war hoffnungsvoll; er verdoppelte seine Anstrengungen, um Zahlungsmittel zu beschaffen. Da traf — es war Anfang April — ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an Daru ein: er verwarf

die Konvention. Noch setzte Stein die Verhandlungen fort. Aber sie wurden immer aussichtsloser, und zugleich wurde er in Königsberg immer nötiger. Sogar Intriguen regten sich; die Königin Luise selbst warnte ihn; ebenso sprach Friedrich Wilhelm aus, er möge zurückkehren. So reiste er denn ab und kam am 31. Mai in Königsberg an. „Er fand“, so sagt einer seiner Anhänger, „die Zahl seiner Feinde nicht vermindert“; doch verließ jetzt wenigstens Beyme, der als Wortführer seiner Ankläger bei dem König aufgetreten war, den Hof und ging als Präsident des Kammergerichts nach Berlin.



Gezeichnet von Fr. Krüger. Lith. von Oldermann.

Friedrich Wilhelm Karl, Prinz von Preußen.
Bruder König Friedrich Wilhelms III.

Jede Hoffnung schien verloren, daß sich Preußen den furchtbaren Händen, die es umklammert hielten, entwinden könnte. Da kamen von fernher Nachrichten erschreckender und doch zugleich ermutigender Art: die Nachrichten von der vollendeten Treulosigkeit, mit der Napoleon die spanische Königsfamilie zum Verzicht auf Krone und Land genötigt hatte, und von dem heftigen und vom Glück begünstigten Widerstand, den ihm die spanische Nation leistete. Schon als die erste Kunde von Napoleons neuer Unternehmung anlangte, als der erste Funke einer Hoffnung auf Änderung der Weltlage aufleuchtete, hatten sich Scharnhorst und Gneisenau in der Überzeugung zusammengefunden, daß sich Preußen für alle Fälle rüsten müsse. Während noch Stein in Berlin weilte, wandte sich Scharnhorst an den König. Zwei Wege stünden der preußischen Politik offen; man müsse entweder Napoleon noch größere Anerbietungen machen, um eine Allianz zu erlangen, oder mit Frankreichs Gegnern in geheime Verbindung treten. Aber „eine Partie muß durchaus ergriffen werden; es ist sonst zu befürchten, daß bei

dem Ausbruch eines Krieges sich niemand für Ew. Majestät Erhaltung interessiert, und das ist diejenige Lage, welche in unseren Zeiten gewöhnlich zur Vernichtung führt". Auch geschah bereits etwas: Graf Götzen wurde beauftragt, im geheimen den Entwurf zu einer Mobilmachung aufzustellen.

Nun aber drängten Scharnhorst und Gneisenau auch ihrerseits Stein, zurückzukehren; und bald überzeugten sie den Minister, daß von Nachgiebigkeit und Verhandlungen nichts mehr, alles aber von tapferem Widerstand zu erhoffen sei. Wenn es spanischen Volkshaufen gelungen war, französische Armeekorps zu besiegen und zur Kapitulation zu nötigen, warum sollte eine preußische Volkserhebung scheitern? Auf Rußland freilich durfte man nicht hoffen; über Alexander hat damals Stein geurteilt, er sei „ein schwacher, sinnlicher, durch mehrere verunglückte, leichtsinnig angefangene, leichtsinnig aufgegebene Unternehmungen abgeschreckter Fürst"; die Schlachten von Austerlitz und Friedland hätten in ihm das wenige Kraftgefühl gelähmt, das „in jedem nicht ganz verwahrlosten jungen Mann aufzulodern pflegt". Aber aus Österreich kamen herzerquickende Nachrichten von kriegerischen Rüstungen, von Aufstellung einer Landwehr. Und wenn man von der mit einer Erhebung verbundenen Gefahr sprach, was konnte gefährlicher sein, als die jetzige Lage, wo Preußens Existenz von der Willkür des Gewalttätigsten der Menschen abhing! „Vorzüglich beehrt dieser Tyrann Preußens Regenten mit seinem Hasse. . . . . Früh oder spät dürfen wir erwarten, daß wir aus der Reihe der unabhängigen Völker werden getilgt werden. Keine Demütigung wird uns diese Katastrophe ersparen." So Gneisenau. Und Stein erschaut mit Seheraugen die furchtbar öde Einförmigkeit des Weltreiches, das alle nationale Eigenart erstickt: „Äußere Kriege werden dann nicht mehr geführt werden, statt ihrer wird die Menschheit durch bürgerliche Kriege und den Ausbruch innerer Faktionen gepeinigt, alle Nationalität zerstört oder verkröpelt und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts einer Bureaukratie, die von einem entfernten fremden Regenten die endliche Richtung erhält, anvertraut werden". Unzweifelhaft, durch eine Erhebung setzt man alles auf das Spiel. „Man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge behalten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß und der Geist, der sie leitet, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird, weniger in Hinsicht auf Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, als auf die Gewißheit, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden, und daß es pflichtmäßiger gehandelt ist gegen die Zeitgenossen und die Nachkommen und ruhmvoller für den König und seine Nation,

mit den Waffen in der Hand unterzuliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen oder gefangen halten zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt." Aber „kein Regent, der von dieser Überzeugung ergriffen ist, kann einen Augenblick mehr zweifelhaft sein über die Frage, ob es ratsamer ist, zahm und geduldig den Ausspruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten oder den blutigen Kampf um Ehre und Unabhängigkeit und die Erhaltung seines Throns zu erneuern." So werden denn dem König — denn für ihn sind diese Worte bestimmt — Vorschläge und Pläne zur Genehmigung vorgelegt: „Wird diese erfolgen, so unternehme man ihre Ausführung mit Klugheit, Mut und Vertrauen auf Gott und entferne alle die gemeine erbärmliche Egoisten, die mit der Schande vertraut, nur ihre Trägheit und Sinnlichkeit zu befriedigen suchen."

Und der Weg der Ausführung? Mut und Tapferkeit allein reichen nicht aus, List muß helfen „gegen Verruchtheit und Gewalttätigkeit"; „soll es", fragt Stein, „dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechts Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?" Die europäische Lage schien die Annahme zu gestatten, daß Napoleon den Antrag eines preußischen Bündnisses jetzt nicht mehr mit der gleichen Kälte zurückweisen werde wie bisher. So soll man ihm denn, sagt Stein, von neuem eine Allianz und die Überlassung eines preußischen Truppenkorps für seine Kriege anbieten und dafür eine Ermäßigung der Kontribution zu erlangen suchen. Aber, fährt er fort, „die Allianz muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten, die man treffen wird, um sich loszureißen". Österreich und England sind die Mächte, mit denen man sich verbinden muß: mit Österreich, das bereit scheint, in den Krieg mit Frankreich einzutreten, „muß der Operationsplan, mit England die Unterstützung an Geld und Waffen verabredet werden." „Der Krieg muß", so ist Scharnhorsts Meinung, „von Österreich angefangen werden und dann bei uns unerwartet, mit einem allgemeinen Aufstand verbunden, ausbrechen." Jedenfalls fort mit all der Eifersucht, die früher Österreich und Preußen trennte! „Fort", ruft Grolman, „mit der elenden Sprache der Diplomatik, wo man sich nur wechselseitig betrügen wollte; eine gerade freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europas, auf sich nehmen; vereint zu siegen oder zu fallen sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung." Und Stein, der Reichsfreiherr, dem Preußens Sonderinteresse zurücktritt hinter dem Heile des gesamten deutschen Vaterlands, fügt markig hinzu: „Der Krieg muß

geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Man sollte nur eine Kokarde haben, die Farben der Hauptnationen in Deutschland, der Österreicher und Preußen, nämlich Schwarz, Weiß und Gelb."

Auf Österreichs Entschluß zum Kriege also hofften die preußischen Patrioten; sobald dieses die Trommel rührte und seine Fahnen flattern ließ, sollten die preußischen Truppen ebenfalls den Vormarsch, zunächst zur Oder, beginnen. Sie waren freilich kaum auf 50 000 Mann zu schätzen; in Ost- und Westpreußen konnte man 30 000 aufstellen, in Schlesien, wohin im Juli Graf Götzen abgegangen war, standen 10 000, in Pommern noch etwas weniger. Aber der Vormarsch der Truppen sollte ja begleitet werden durch einen allgemeinen Aufstand. „Was Volksbewaffnung", sagt Stein, „in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, wenn beide, Nation und Soldat, von einem gemeinschaftlichen Geist beseelt sind, sieht man in Spanien und sah man in der Vendee, in Lyon". „Es muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermütigen, täglich gehaltloser werdenden Volke — man muß sie mit dem Gedanken der Selbsthilfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigentums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, vertraut machen, man muß gewisse Ideen über die Art, wie eine Insurrektion zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben". Und Gneisenau und Scharnhorst entwerfen Pläne für die Führung des Volkskrieges: „Nachtgefechte sind uns immer günstig. . . Wo der Feind mit Übermacht vordringt, da weicht man zurück, verödet das Land vor ihm her. . . . Jede Mannsperson von 17 Jahren an wird bewaffnet, durch eine Nationalkokarde als Soldat bezeichnet". In jeder Provinz werden — so schlägt Gneisenau vor — ein Oberlandeshauptmann, zwei Landeshauptleute und mehrere Landvögte eingesetzt; alle Zivilbehörden stehen unter ihnen; sie besorgen die Zusammenziehung der waffenfähigen Männer ihres Bezirks. Um den Aufstand vorzubereiten, werden — so Scharnhorsts Rat — Provinzialdirektionen geschaffen, in denen um der Wahrung des Geheimnisses willen nur das erste Mitglied jedesmal das erste der nächsten Direktionen kennt; patriotisch gesinnte Offiziere werden herangezogen, auf die Hilfe der Geistlichen rechnet man, um das Volk zum Rachekrieg zu stimmen. Um möglichst stark auf die Gemüter zu wirken, rät Gneisenau an, eine freie Verfassung zu schaffen: „Gibt man dem Staat eine freiere Gestalt, so befriedigt man die denkenden Köpfe, reißt die Enthusiasten mit sich fort, bekehrt die französisch Gesinnten und schreckt die Verräter". Aber er geht

noch weiter. Nur solcher Adel soll nach seiner Meinung in Zukunft bestehen, der durch heldenhafte Taten im Befreiungskampf erworben wird; anderen Adel soll es fürderhin nicht mehr geben. Und wenn Stein erklärt hatte, daß dieser Krieg zur Befreiung des ganzen Deutschlands geführt werden sollte, so fügt Gneisenau die Forderung hinzu, diejenigen deutschen Fürsten ihrer Throne verlustig zu erklären, die „niederträchtig genug sind, ihre Truppen gegen uns marschieren zu lassen".

Befreiung oder Untergang! Das ist der Grundton dieser Entwürfe. Ob sie gelingen konnten? Wer des Jahres 1813 gedenkt, weiß, welche Kräfte im Preußenvolke schlummerten; wer sich den Verlauf des österreichischen Krieges von 1809 vergegenwärtigt, dem ist bekannt, wie stark preußische Hilfe in die Wagschale gefallen wäre. Andrerseits ist zu bedenken, daß der größere Teil der Armee Napoleons noch in Preußen stand und viele wichtige Punkte besetzt hielt, und daß dies keine jungen Truppen waren, wie fünf Jahre später, sondern die Sieger von Austerlitz und Jena; daß ein Volkskrieg in dem weiten norddeutschen Flachland schwerer zu führen war als in dem gebirgszerrissenen, verkehrsärmeren Spanien, und daß eine minder kultivierte Nation sich leichter zu den Opfern eines Volkskrieges entschließt als eine fortgeschrittenere. Der König war für solche Entwürfe nicht zugänglich. Er hatte kein Vertrauen zu seinem Volke; er setzte auch seine Hoffnung nicht auf Österreich, sondern auf Rußland. Und so sehr sich die drei Verbündeten bemühten ihm nachzuweisen, daß Rußlands militärische Kräfte weit geringer seien, als man sie gewöhnlich schätze, daß man auf Alexander selbst nicht bauen dürfe, daß schließlich Österreichs Niederlage Preußens Entwaffnung und Vernichtung unmittelbar nach sich ziehen würde — er blieb fest bei seiner Weigerung und gestattete nur, daß mit England geheime Verhandlungen angeknüpft würden, während er sich zugleich von neuem an den russischen Kaiser wandte. Dieser war ja eben im Begriff, mit Napoleon zusammenzukommen; vielleicht war er imstande, für Preußens Interesse zu wirken.

Denn inzwischen hatten die spanischen Ereignisse bedeutsame Folgen gehabt. Napoleon hatte bereits den Abmarsch eines Teiles seiner Truppen aus Preußen angeordnet; aber er brauchte seine ganze Armee, um der Erhebung Herr zu werden. Und doch wußte er, daß Österreich rüstete, und daß eine kriegerische Stimmung das Land erfüllte; hatte er doch bereits im Juli Maßregeln zur Abwehr treffen müssen. Er wußte auch, daß er den Preußen nicht trauen durfte. Er wußte schließlich, daß Alexander mit gutem Grund wenig zufrieden war mit den Ergebnissen seines

französischen Bündnisses. Zwar der Gewinn Finnlands, den ihm Napoleon zugesichert hatte, schien in naher Aussicht zu stehen; der Krieg gegen Schweden hatte eine günstige Wendung genommen. Aber die noch wichtigere Erwerbung der Donaulande, von der in Tilsit die Rede gewesen war, stand aus; geschweige denn, daß die weitausschauenden Gedanken eines russisch-französischen Feldzuges nach Indien, mit denen der französische Kaiser die eigene und Alexanders Phantasie beschäftigte, irgendwelche festere Gestalt gewonnen hätten. So war denn der Zar weit davon entfernt, zu Napoleon Vertrauen zu haben; dennoch schien ihm, wie er damals an seine Mutter schrieb, für die erhoffte Vergrößerung Rußlands „die Allianz mit dem fürchterlichen Koloß unabweisbar nötig"; er glaubte „auf seine Ideen für einige Zeit eingehen" zu sollen, um „einige Zeit frei atmen und im tiefsten Geheimnis an der Vermehrung seiner Kräfte arbeiten zu können". Er nahm die Einladung zu einer Zusammenkunft in Erfurt an. Am 18. September kam er auf der Durchreise in Königsberg an. Für den Gedanken eines europäischen Befreiungskrieges, den ihm Stein antrug, ließ er sich nicht gewinnen; aber er versprach doch, sich der Interessen Preußens auf das entschiedenste anzunehmen.

Und nun scharten sich in der alten deutschen Stadt in der Mitte Thüringens, die zur französischen Festung geworden war, die Könige und Fürsten und Staatsmänner um die beiden Kaiser des Westens und Ostens; und die Welt hallte wider von den Berichten über die Festlichkeiten, die sich abspielten, die Audienzen, die erteilt wurden, die Aufführungen der französischen Schauspieler, für die Napoleon selbst die Stücke ausgesucht hatte. Mit kluger Berechnung suchte Napoleon Fühlung zu gewinnen mit den Größen der deutschen Literatur: Goethe wurde mit dem berühmten Wort „Voilà un homme" begrüßt und durfte sich mit dem gewaltigen Manne über die Frage, wie man Cäsars Tod als Tragödie zu behandeln habe, und über seinen Werther unterhalten; Wieland wurde auserkoren, Bemerkungen über die Schilderung der römischen Kaisergestalten durch Tacitus anzuhören. Man fuhr nach Weimar, man jagte auf dem Schlachtfelde von Jena — auch der preußische Prinz Wilhelm mußte an dieser Belustigung teilnehmen —, und von der Höhe des „Napoleonsberges" demonstrierte der Sieger selbst seinen Gästen, wie er die Schlacht gewonnen habe. Äußerlich schien alles Glanz und Harmonie; als Voltaires Oedipe aufgeführt wurde und der Schauspieler die Worte sprach: „L'amitié d'un grand homme est un présent des dieux", erhob sich Alexander und drückte dem Verbündeten die Hand. Auch kam ein neuer Bundesvertrag zustande,

in dem das Versprechen gemeinsamer Bekämpfung Englands für den Fall, daß es auf die angebotenen Friedensbedingungen nicht einginge, wiederholt und dem Zaren der Gewinn der Donaufürstentümer zugesichert wurde. Aber ein tieferes Einverständnis wurde nicht erreicht. Alexander verhieß zwar, falls die Österreicher Frankreich den Krieg erklärten, einen Teil seiner Armee



Gemalt von N. L. F. Gosse. Gestochen von Monin.

Herzog von Baden — Baron v. Vincent — Talleyrand — Napoleon — Jérôme — König von Sachsen — Zar Alexander

Aus dem Fürstenkongreß zu Erfurt, 27. September bis 14. Oktober 1808.
Empfang des österreichischen Gesandten Baron v. Vincent.

gegen sie marschieren zu lassen; aber schon jetzt ein Korps an der österreichischen Grenze aufzustellen und durch eine solche Demonstration Österreichs Kriegsgelüste im Keime zu ersticken weigerte er sich. Der von Napoleon angeregte Gedanke, nach Verstoßung Josephinens sich mit einer russischen Prinzessin zu vermählen, wurde von dem Zaren unter Berufung auf seine Mutter, der hier die Entscheidung zustehe, dilatorisch behandelt. Immerhin, soweit war Napoleon der Lage sicher, daß er seine Truppen nach Spanien

führen konnte, um hier zunächst den Widerstand niederzuwerfen; mochte dann sich Österreich erheben, er würde seiner ebenfalls Herr werden.

Inzwischen hatten auch die Verhandlungen Napoleons mit Preußen zu einem Ende geführt. Natürlich, wenn der Kaiser seine Armee auf einen anderen Schauplatz führen mußte, so wollte er doch nicht aufhören, diesen Staat zu knebeln. Im August hatte er dem Prinzen Wilhelm einen Vertragsentwurf vorlegen lassen. Trotz der hohen Summen, die das Land bisher für das französische Heer hatte aufbringen müssen, ward die Kontribution noch immer auf 140 Millionen Franken festgesetzt, die unter drückenden Bedingungen zu zahlen waren. Dafür sollte die französische Armee 30 Tage nach der Ratifikation des Vertrages Preußen räumen; doch würden die Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin auch ferner von 10 000 Mann Franzosen besetzt bleiben. Die preußische Armee sodann durfte eine Höhe von 42 000 Mann nicht übersteigen; falls der Krieg mit Österreich ausbräche, sollte ein Korps von 12 000 Preußen zu der französischen Armee stoßen. Tiefbetroffen berichtete der Prinz an seinen Bruder. Während er aber noch Anstrengungen machte, um irgendwelche Ermäßigungen zu erlangen, trat ein neues Ereignis ein, das Preußens Lage wesentlich verschlechterte.

Am 15. August hatte Stein einen Brief an den preußischen Oberkammerherrn Fürsten zu Sayn-Wittgenstein geschrieben, der sich damals im Seebade Doberan aufhielt; der Brief hatte finanzielle Angelegenheiten zum Anlaß, enthielt aber auch Bemerkungen über die allgemeine politische Lage: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte. . . . Die Ereignisse in Spanien machen einen lebhaften Eindruck . . . . sie zeigen, wieweit List und Herrschsucht gehen können, ebenso aber auch, was eine Nation vermag, die Kraft und Mut hat." Das Schreiben wurde nebst anderen Schriftstücken einem Assessor Koppe zur Besorgung übergeben, dieser aber in Berlin auf Denunziation hin von den Franzosen verhaftet; und so gelangte in ihre Hände der urkundliche Beweis, daß der erste Minister Preußens sich mit Entwürfen der Erhebung trage, daß er das Beispiel der Spanier bewundere, daß er den Aufruhr in die abgetretenen Lande links der Elbe zu tragen denke. Am 3. September legte der Minister Champagny dem Prinzen Wilhelm diesen Brief vor; er verlangte unverzügliche Entscheidung über die Konvention.

Am 8. September unterschrieb sie der Prinz. Am Tage darauf erschien der Brief Steins in Napoleons Amtsblatt, dem Moniteur. Am 21. September brachte der Kurier die niederschmetternde Meldung nach Königsberg.

„Die Königin ist trostlos, der König wütend über dies neue Mißgeschick“, so schildert die Gräfin Voß den Eindruck, den die Nachricht machte; und sie selbst fügt hinzu: „das ist die letzte Staffel unsers Unglücks“. Was sollte nun geschehen? Sollte der König den Vertrag genehmigen? Konnte Stein nach dieser „unerklärlichen Unklugheit“ — dies waren die Worte des Königs — noch Minister bleiben? Er reichte sofort seinen Abschied ein, doch schob Friedrich Wilhelm die Entscheidung auf. Zu dem Vertrage äußerte sich der Minister, man müsse versuchen, durch Alexander eine Milderung zu erlangen, sonst „bleibt kein Mittel mehr übrig, als zu unterschreiben und zu halten, was man kann“.



Gezeichnet von Fr. Krüger. Lith. von C. Fischer.

Wilhelm Fürst zu Sayn-Wittgenstein.

Anders dachten die Genossen seiner großen Pläne: Scharnhorst und Gneisenau, Schön und Grolman, dazu der von herzlicher, gläubiger Frömmigkeit erfüllte Theologe Nicolovius, damals Mitglied des ostpreußischen Konsistoriums, der idealgesinnte Süvern, bis vor kurzem Gymnasialrektor, jetzt Professor in Königsberg, einer der überzeugtesten Anhänger Steins, den er zuerst als des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein gepriesen hat, und der Feldpropst Röckner. Diese Männer konnten den Gedanken nicht fassen, daß man sich jetzt unterwerfen, „freiwillig hingeben wolle in offenbare Gefangenschaft“; sie verwarfen aber auch den Gedanken, „den

Traktat zu vollziehen, um ihn nach wenig Tagen oder Wochen wieder zu brechen . . . der Bruch eines in der Meinung ihn zu brechen geschlossenen Vertrages ist ein Flecken auf unsrer Seele, den nichts löschen, eine Vergiftung der Quellen unseres Handelns, die nichts tilgen kann". Alles das trugen sie Stein vor. Sie schlossen ihre Eingabe mit dem Antrag, eine Volksvertretung möge berufen und ihr der Vertrag vorgelegt werden; so gewinne man Zeit, und so verknüpfe man das Volk mit dem Interesse des Königs.

Wieder ein Zeugnis, wie tief innerlich der Idealismus war, der Scharnhorst und die Seinen erfüllte. Stein selbst war weit entfernt, den Gedanken der Erhebung fallen zu lassen. Er sah auch ferner nur eine Möglichkeit der Rettung: „sich Österreich zu nähern und alle physischen und moralischen Mittel vorzubereiten, um beim Ausbruch eines Krieges die französischen Ketten zu zerbrechen". Dazu gehörten Verstärkung der Truppen — er hoffte auf 80 000 Mann Linie und ebensoviel Mann Landwehr —, Beschaffung von Gewehren, Bewaffnung der Nation, Verhandlung mit Österreich. Unzweifelhaft ging der Minister in den Versprechungen, die er durch den Grafen Götzen nach Wien gelangen ließ, in den Weisungen, die er ihm zur Vorbereitung der Volksbewaffnung gab, weit über das hinaus, was der König billigte. Dieser hatte inzwischen die Unterzeichnung des Vertrages lange hinausgeschoben; endlich genehmigte er ihn, in der Hoffnung, daß es Alexander noch gelingen werde, eine Milderung zu erreichen. In der Tat erreichte dieser etwas: die Zahlungsfristen wurden etwas verlängert, die Summe der Kriegssteuer ermäßigt. Noch immer aber sollte Preußen 120 Millionen aufbringen. Und dabei hatte Napoleon in den zwei Jahren, vom Oktober 1806 an, an Lieferungen, Brandschatzungen, an Kontributionen, an preußischen Staatseinkünften, an konfisziertem preußischem Eigentum dem Lande bereits mehr als eine Milliarde Franken abgepreßt.

Der König hatte den Vertrag unterschrieben, ohne Stein davon in Kenntnis zu setzen; so fing er an sich von ihm abzuwenden. Wenige Wochen darauf kam ein Bericht des Grafen Goltz, der nach Erfurt geschickt worden war, über die Audienz, die er bei Napoleon gehabt hatte: der Kaiser hatte sich in leidenschaftlicher Empörung über Stein geäußert: „Wie kann er ungestraft wagen solche Gesinnungen zu äußern?" Goltz war der Überzeugung, daß der Minister nicht länger im Amte bleiben könne; er riet außerdem auf das dringendste, sich von nun an ganz und gar an Frankreich anzuschließen. Das letztere verwarf Stein völlig; daß er dagegen die Leitung des Staates aufgeben müsse, war ihm klar. Dennoch hoffte er — und darin bestärkte ihn

eine Äußerung Alexanders, der im Oktober wieder durch Königsberg reiste — sich auch ferner einigen Einfluß auf die Verwaltung wahren zu können. Wenn der geplante Staatsrat in der Art ins Leben trat, daß er außer den Prinzen, den Ministern und Departementschefs auch solche Männer umfaßte, die, „ohne ein spezielles Departement zu führen", durch das Vertrauen des Königs berufen würden, so war eine Form gefunden, unter der er auch ferner glaubte kräftig wirksam sein zu können. Zugleich suchte er nach einem Wege, um die künftige Regierung Preußens auf die Grundsätze zu verpflichten, die er befolgt hatte: es ist bereits davon die Rede gewesen, daß er dem König zur Unterschrift eine an alle Bewohner des preußischen Staats zu richtende Proklamation vorlegte, welche die Reformen aufzählte, die bereits vollzogen worden waren, und für die Zukunft verhieß, was noch zu tun übrig blieb. Aber der König nahm Anstand zu unterschreiben, ehe Goltz zurückgekehrt sei. Nunmehr zögerte Stein keinen Augenblick um seine Entlassung zu bitten; es war am 7. November. Auch jetzt noch lehnte der König die Gewährung der Bitte ab, da er „die Rückkehr des Grafen Goltz auf alle Fälle abzuwarten willens sei". Aber es war klar, daß Steins Ministerium seinem Ende entgegengehe.

Auch die Königin war nicht mehr auf der Seite des Ministers. Die unvorsichtige Behandlung des Briefes an Wittgenstein ist es wohl zuerst gewesen, was ihr mißfallen hat; doch hat sie noch Alexander, als er nach Erfurt gegangen war, gebeten, für ihn bei Napoleon einzutreten. Entscheidend wurde ein Zwiespalt der Meinungen, ob das Königspaar einer Einladung des Kaisers nach Petersburg folgen solle oder nicht; Stein war schon der Kosten wegen dagegen, die Königin wünschte die Reise. Damals hat sie der Stimme der Gegner Steins Gehör gegeben; und dieser Gegner gab es viele. Da waren die persönlichen Neider, die emportauchten, der Minister Voß, Zastrow, Beyme, Köckritz, ferner Nagler, Altensteins Schwager, der bei der Königin besonderen Einfluß genoß. Sie erklärten die Existenz des Staates für gefährdet, wenn er dem Hasse Napoleons trotzte und bliebe; sie beschuldigten den Minister in versteckten Anspielungen demokratischer, dem Königtum gefährlicher Umtriebe. Da waren andere, welche Steins Pläne einer Bearbeitung des Volkes mißbilligten; zu ihnen gehörte Steins bisheriger Mitarbeiter Altenstein und auch Hardenberg, bei dem sich König und Königin Rats erholten, und der mit beiden damals zweimal eine Unterredung gehabt hat. Da waren ferner alle die, die mit Steins Gesetzgebung, sei es aus persönlichen Motiven, sei es aus grundsätzlichen Bedenken, unzufrieden

waren; und wieviel waren ihrer nicht, die sich durch die Bauernbefreiung geschädigt glaubten, die von einer Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Nachahmung der Ideen von 1789, der Einsetzung von Reichsständen die schlimmsten Folgen befürchteten! Es ist bekannt, was York nach Steins Entlassung gesagt hat: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten, das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gifte selbst auflösen."

Aber so wie die Feinde des großen Mannes wünschten, vollzog sich nicht sein Sturz; in würdiger Form hat sich der König von seinem Minister getrennt. Eine wichtige Verordnung nach der anderen erschien damals, von Stein vorgelegt, vom König vollzogen. Am 13. November unterzeichnete Friedrich Wilhelm eine Ordre, welche die Richtlinien eines künftigen Gesetzes für die Beamten entwarf; sie war nötig wegen der zahlreichen Beamten, die aus den abgetretenen Provinzen zurückgekehrt waren und um Verwendung baten, auch um deren willen, die in der Zeit der französischen Besetzung sich unzuverlässig erwiesen und Napoleon einen Eid geschworen hatten. Es wurde grundsätzlich festgestellt, daß der Beamte absetzbar sei, falls der Staat seiner nicht mehr bedürfe; eine Pension wurde als billig bezeichnet; die aber, die sich zweideutig betragen hätten, sollten entfernt werden.



Gezeichnet von F. Krüger.

A. F. F. Graf von der Goltz.

Am 19. November unterzeichnete der König sodann die Städteordnung; am 24. gab er der Verordnung über die neue Verfassung der Verwaltungsbehörden seine Unterschrift. Auch auf die Ernennung der neuen Minister hat Stein einigen, freilich nicht entscheidenden Einfluß ausgeübt. Graf Alexander

Seine Königliche Majestät haben Ihre Bedenklichkeiten gegen Vollziehung der Proclamation, und Ihre Besorgniße wegen meiner Beibehaltung in Brüssel, in sehr gnädigen Ausdrücken mir zu erkennen gegeben.

Die Proclamation enthält das Anerkenntniß geläuterter Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze, deren Wahrheit unabhängig von meiner geschichtlichen Theilnahme an ständischen Geschäften ist, die zum Theil schon zur Anwendung bereits gekommen sind, und deren ferneren weitere Entwickelung hoffentlich folgen wird.

Seine Majestät werden auch etwa Männer in diesem Rath finden die sie ohne meine Hülfe in das Leben zu bringen im Stande sind.

Die Besorgniße wegen meiner Beibehaltung, können nur durch meine Entlassung gehoben werden, so ist mir [illegible] werth weil diese Vertrauen

meiner Schülerinnen zu gestatten, welche Gemüther
beunruhigen mag, weil sie directe zum Verderb dieser
Leute zur Beschönigung der Gewaltthätigkeiten die eine
ängstliche Zucht herbeiführt, und weil es mir scheint
daß nach der Zurückkunft nach Berlin der Dienst
des Gemeinen und Officiere, mit dem Befehle und
Geberden mit neuerer beständig Zeit und Kraft
beginnen wird.

Die Antwort des Grafen Golz kann nach meiner Mei-
nung nicht entscheiden, die Absichten dieses hochmüthigen
Alten manchmal durch erlogenen Mannes sind
bekannt, er weiß mit Herz und Mund zu gewinnen,
seiner Nachgiebigkeit, und der Uebergang unter die
Schranken wird seinen Muth nicht stören.

Unter diesen Umständen erbitte ich mir unterthänig
meine Entlassung, und die Fortdauer der
Königlichen Majestät Gnade, worauf ich einzig

Anspruch zu haben mich schmeichle durch meine unwandelbare
Anhänglichkeit an Euer Königliche Majestät Höchste
Person und an den Staat, und durch meine Bereitwilligkeit,
mich diese Gesinnungen zu jeder Zeit und durch jedes
Opfer zu beweisen.

Königsberg d. 7. Nov. 1808.

Stein

Brief des Freiherrn vom Stein
an König Friedrich Wilhelm III.
Königsberg, 7. November 1808.

Original im Geh. Staatsarchiv.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und
Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Dohna, der Präsident der westpreußischen Kammer, wurde auf seine und Hardenbergs Empfehlung zum Minister des Inneren ernannt; Finanzminister aber wurde nicht Schön, den Stein vorschlug, sondern Altenstein, für den Hardenberg eintrat; als Justizminister empfahl Stein seinen alten Gegner Beyme, auf den er damals glaubte Zutrauen setzen zu dürfen, und der dem König natürlich genehm war. Das Auswärtige blieb bei dem Minister Grafen Goltz. Die Angelegenheiten des Heeres verwaltete auch ferner, wenn auch ohne Ministertitel, Scharnhorst. Am 24. November erteilte der König Stein seine Entlassung: „Je größer das Vertrauen war, womit ich Euch die obere Leitung meiner gesamten Staatsverwaltung übertrug, und je dankbarer ich Euren Bemühungen, demselben zu entsprechen, Gerechtigkeit widerfahren lasse, desto lebhafter bedaure ich den Verlust eines so eifrigen, treuen und ausgezeichneten Ministers." „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte, und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugtuung und Beruhigung gewähren."

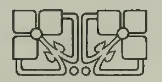
Am 5. Dezember verließ Stein Königsberg. Kurz vorher hatte er ein von Schön aufgesetztes Schriftstück unterschrieben, das man sein „Politisches Testament" genannt hat. Es war eine Ansprache an seine Mitarbeiter, welche nach einem kurzen Rückblicke auf das, was geleistet war, einen Überblick gab über das, was noch zu tun bevorstand: die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei und der patrimonialen Gerichtsbarkeit, die Verteidigung der bäuerlichen Freiheit gegen alle Versuche, die Erbuntertänigkeit auf Umwegen wiederherzustellen; die Schöpfung einer allgemeinen Volksvertretung; die Reformen des Adels — „der Adel ist zu zahlreich und wird immer zahlreicher; er wird zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruch stehen" —; die allgemeine Wehrpflicht; die Ablösung der Fronden; schließlich — bei der Ausarbeitung dieser Abschnitte hatte Nikolovius geholfen — die Maßnahmen zur Belebung des religiösen Sinnes und zur Pflege des Jugendunterrichts. So ging Stein von dannen. „Ich habe", so hatte er wenige Tage vorher an die Prinzessin Wilhelm geschrieben, „von Personen, von denen ich es nicht zu erwarten Ursache hatte, die rührendsten

Beweise von treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß sind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren".

Er begab sich zunächst nach Berlin, wo vor kurzem die letzten Truppen der Franzosen hinausmarschiert und unter dem Jubel der Bevölkerung der Major von Schill eingezogen war. Von dort gedachte er nach Breslau zu gehen, um hier Wohnung zu nehmen; wie konnte er ahnen, daß Napoleons Haß ihn auch als Privatmann verfolgen würde! Der Kaiser hatte lange gezaudert den Blitzstrahl gegen ihn zu schleudern. Man muß doch annehmen, daß er aus politischen Gründen gezögert hat, solange Stein noch preußischer Minister war; ein Abfall Preußens wäre ihm in jenen Wochen sehr unerwünscht gewesen. Daß er Stein jedoch mitten in seinem spanischen Feldzug nicht vergessen, daß der von Stein ausgesprochene Gedanke einer Volkserhebung in Norddeutschland tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, bewies bereits das aus Burgos erlassene Bulletin, in dem er von den Leiden der erstürmten Stadt berichtete. Da hieß es: „Leute wie Herr von Stein, die den großartigen Plan einer Massenerhebung erwägen", hätten all dies mit ansehen müssen, um einzusehen, wie wenig Wert solche Streitkräfte gegenüber regulären Truppen hätten. Dem Hohne folgte bald die Gewalttat. In Madrid unterzeichnete er am 16. Dezember 1808 das Dekret, wodurch „der namens Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen sucht", zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt und zugleich angeordnet wurde, alle seine Güter, die er in Frankreich oder in den Ländern des Rheinbundes besäße, mit Beschlag zu belegen und ihn selbst, wo er erreichbar sei, zu verhaften. Der Kaiser befahl von der preußischen Regierung seine Auslieferung zu fordern; der neuernannte Gesandte am preußischen Hofe sollte nicht nach Berlin gehen, solange Stein sich noch in Preußen aufhalte. Die Gefahr für diesen war groß; standen doch an der Oder und an der Elbe die französischen Garnisonen. Aber eben jener französische Gesandte, der Piemontese St. Marsan, ein Mann, der auch nachher Preußen gegenüber immer eine vornehme Gesinnung bewahrt hat, ließ den Geächteten warnen. Stein verließ, seine Familie zurücklassend, am 6. Januar die preußische Hauptstadt, um durch Schlesien der österreichischen Grenze zuzureisen; und unterwegs, auf einsamer Fahrt in stiller, milder Nacht, gewann er, der für sich den Tod, für seine Familie das Los der Verarmung zu fürchten hatte, bald die erhabene Freiheit der Seele wieder, die „alles Menschliche, und sei es noch so kolossalisch scheinend, auf seinen wahren Wert zu bringen bereit ist". Er gedachte der kürzlich gelesenen Neujahrs-

predigt Schleiermachers über das, „was wir fürchten sollen und was nicht“. Glücklich gelangte er auf österreichischen Boden, wo er auf Weisung der Regierung zu Brünn Wohnung nahm.

So endete eine der gewaltigsten, schöpferischsten, an Ideen und sittlicher Kraft reichsten Perioden preußischer Geschichte mit der Ächtung und Flucht ihres Urhebers. Aber die Ideen lebten fort; und der Name Stein gewann noch volleren Klang: bisher ein Symbol für Preußens freiheitliche Neugestaltung, ward er nun zum Wahrzeichen für alle, die sich nach der Befreiung Europas vom französischen Joche sehnten und entschlossen waren, alle Kraft für sie einzusetzen. „Sobald ich Sie in Sicherheit wußte“, schrieb ihm Gneisenau, „freuete ich mich über Ihre Proskription. Die Schwachmütigen sind dadurch niedergedonnert, die Bösartigen freuen sich; allein alle edlen Herzen fühlen sich dadurch näher an Ew. Excellenz angeschlossen. . . . Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an; nun der ganzen civilisierten Welt“. Und Gentz brach in die Worte aus: „Ich meinesteils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge Ew. Excellenz die Diktatur (im eigentlichen, alt-römischen Sinne des Wortes) über alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zuzusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen würde.“





Drittes Kapitel.

Kriegsgedanken 1809. Das Ministerium Altenstein-Dohna.

„Trage Fesseln, wer da will, ich nicht."
Blücher.

„Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unrechtes Regiment.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf."
Eichendorff.

„Vom Oktober 1806 existiert die so lange hochgeachtete, in einem aufgeklärten Zeitalter bewunderte, durch einen großen Mann verherrlichte Preußische Monarchie nicht mehr. . . . Die Preußische Monarchie ist unwiederbringlich dahin. . . . Ich sahe dreißig Jahre lang das Emporsteigen und den Flor dieser künstlich geformten Preußischen Monarchie; ich sahe hernach unter zwey Regierungen das allmähliche Sinken derselben und weine jetzt an ihrem Grabe." So hatte im November 1806 Archenholz in seiner Zeitschrift „Minerva" geschrieben; seinem Aufsatz hatte er die Überschrift gegeben: „Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der Preußischen Monarchie", und auf dem Titelblatt desselben Heftes, gleich als schäme er sich seiner Vergangenheit, den Zusatz „vormals Hauptmann in Königl. Preußischen Diensten" weggelassen. Nicht alle seine Leser waren damit zufrieden gewesen, daß er so schnell bereit war, über den Staat Friedrichs den Stab zu brechen. In der Tat urteilt er in den nächsten Heften etwas hoffnungsvoller; aber nicht auf Preußens innere Kräfte setzt er seine Hoffnung, sondern auf die Großmut des Siegers und dessen Erkenntnis des eigenen Vorteils. Und in demselben Bande druckt er das Gedicht eines Dübener Accise-Inspektors ab, das den Titel trägt „Consolation gegen die Resignation in der Minerva" und unter Ausfällen gegen England Napoleon als Europas Helden begeistert feiert.

Wieviel Mangel an nationalem Ehrgefühl und Staatsgesinnung, wieviel Gehässigkeit und Bitterkeit trat doch in deutschen Landen jetzt ans Licht! „Gab es je“, hat Jahn damals ausgerufen, „einen feigeren, feileren, hochverräterischeren Pöbel als die deutschen Tageblättler, Zeitungsschreiber und Zeitschriftler?“ Und Gentz redete von der ungeheuren Menge verruchter Schriften, die aus dem Kadaver der preußischen Monarchie wie ekelhafte Würmer aus der Fäulnis hervorgegangen seien. Sie meinten Zeitungen wie den „Telegraphen“ Langes, der nach dem Beispiel napoleonischer Bulletins sich nicht scheute selbst das Bild der Königin Luise zu besudeln; sie meinten Bücher wie die „Gallerie preußischer Charaktere“, die 1808 mit dem Druckort Germanien erschien, und deren ungenannter Verfasser, Friedrich Buchholz, unter Beihilfe des von Jena und Prenzlau her bekannten Obersten v. Massenbach Gehässigkeit auf Gehässigkeit häufte.



Karl Freiherr von Altenstein.

Gezeichnet und gestochen von L. Buchhorn.

„Mein Vaterland“, so hieß es am Schluß dieses Buches, „habe ich verloren. . . . Der Umsturz der Monarchie muß schon darum erfolgen, weil die organischen Gesetze des Preußischen Staates keine dauerhafte Harmonie mit Frankreich gestatten.“

Schon vor dem Kriege hatte Buchholz für den französischen Kaiser rühmende Worte gefunden. Eine Mischung von Sparta und Athen, so heißt es in seinem „Neuen Leviathan“, sei das Ideal, das Napoleon vorschwebe; von ihm selbst könnte man sagen, daß er das Symbol eines solchen Staates sei: „denn in seiner Individualität ist die höchste Kraft des Gemüts mit der höchsten

Kraft des Geistes verschmolzen". Daß der Imperator auch in Frankreich ein tyrannisches Regiment führte, beachtete man ebenso wenig, wie daß er mit Deutschlands Wohlfahrt und Ehre als Gewaltherrscher schaltete. Als Wohltäter der Deutschen ward er gepriesen. Wer gab den Deutschen Einigkeit? fragt Friedrich v. Cölln, einst preußischer Kriegs- und Domänenrat, jetzt Verfasser der vielgelesenen „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe" und der als „Marginalien" zu ihnen erscheinenden „Neuen Feuerbrände"; und die Antwort ist: Napoleon. Wer ist der Urheber des Königreichs Westfalen und seiner freieren, einfacheren Verwaltungsordnung, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der reformierten Gerichtsverfassung? Napoleon. Kurz, „wollte Napoleon den ganzen Rheinbund aufheben, sich zum Kaiser der Deutschen krönen lassen, ganz Deutschland unter einen Hut bringen und der erste Heros sein, welcher die Deutschen zu einer Nation erhöbe, sie alle zu einem Zwecke vereinigte, so könnte man sagen, er habe ein Werk vollendet, woran seit dem Ursprung dieser Nation vergebens gearbeitet worden ist". Und an anderer Stelle schreibt Cölln in demselben Jahre 1808: „Deutschland mußte also fallen, fallen unter eine fremde Macht. . . . . Allein es kann auch einen Fall geben, in welchem einem Volke seine Niederlage selbst zur Rettung und zum Heil gereicht. In diesem Fall befindet sich gegenwärtig Deutschland. . . . Alles, was vorangegangen ist, scheint Deutschland nur begegnet zu sein, um an den Früchten der merkwürdigsten Revolution und an der dadurch bezweckten Staatsverbesserung teilzunehmen. . . . Deutschland, das vor der gegenwärtigen Epoche allen Gefahren der Hülflosigkeit und Schwäche preisgegeben war, ist durch seine Verbindung mit Frankreich gegen jeden Angriff gesichert, es hat überdies an eigner innerer Kraft beträchtlich zugenommen und ist auf dem Wege, einst auch für sich allein eine völlig selbständige und unüberwindliche Macht zu bilden." Als man dem Verfasser vorhielt, seine Schriftstellerei sei nicht patriotisch, wies er solche Vorwürfe entrüstet zurück: „Jetzt ist der ein Patriot, der ruhig sein Schicksal erträgt, sich bis auf das Notwendigste einschränkt, zahlt und leistet, was man fordert, ohne zu murren, und auf seinen unglücklichen Nebenmenschen herabsieht und ihm hilft, wo er kann." Private Tüchtigkeit also ist alles, was dem Manne noch übrig bleibt. Und gar die Poesie zum Werkzeug für die Verbreitung politischer Gedanken zu machen, schien selbst einem so trefflichen Manne wie dem Vater Theodor Körners ein seltsames Unternehmen: „Ich liebe es nicht", schrieb er an seinen Sohn, als er von

Kleists neuem, patriotischem Drama hörte, „daß man seine Dichtung an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen der Wirklichkeit zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie“.



Heinrich von Kleist.

Nach einem Miniatur-Gemälde gestochen von H. Sagert.

Der von Körner getadelte Heinrich v. Kleist hatte schon 1805 unmutig geschrieben: „Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts als bloß den Umsturz der alten erleben“, und hatte die herben Worte hinzugefügt: „Warum sich nur nicht einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt?“ Im Januar 1807 hatte er sich von Königsberg, wo er Zeuge gewesen war von der herrlichen Entfaltung der Königin Luise, mit einigen Freunden nach Berlin begeben, war aber dort von den Franzosen verhaftet worden und mußte mehrere Monate als Gefangener in Frankreich zubringen. In Dresden suchte er sich nachher eine neue Existenz zu gründen. 1808 schenkte er dem deutschen Volke die liebliche Märchengestalt des Käthchens von Heilbronn; in demselben Jahre aber ging seine Dichtung, den Spuren Ulrichs von Hutten und Klopstocks folgend, auf die Vorzeit des Germanentums zurück, um ihr ein Vorbild des Handelns zu entnehmen für die Gegenwart, und schuf ein Drama voll ingrimmigsten patriotischen Hasses, die „Hermannsschlacht“.

Es braucht der Tat, nicht der Verschwörungen

heißt es da; und

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben.

Hohn und Schande häuft er über die Fürsten, die sich dem fremden Eroberer gebeugt haben, vor allem über Friedrich von Württemberg, den er unter dem Bilde Aristans, des Ubiers, darstellt,

Des ungroßmütigsten von allen deutschen Fürsten,

der nach dem Grundsatz handelt: was galt Germanien mir? und dafür sterben muß. Aber auch den Weg zur Befreiung zeigt der Dichter; gegen alle geschichtliche Überlieferung verbinden sich in seinem Drama Armin und Marbod, Nord- und Süddeutschland, d. i. Preußen und Österreich. Was hätte Kleist dafür gegeben, wenn dieses Stück damals in Wien aufgeführt worden wäre! „Jede Bedingung ist mir gleichgültig", schreibt er, „ich schenke es den Deutschen". Mit lodernder Begeisterung begleitete er den österreichischen Feldzug von 1809. Er schuf Gedichte, für die er sich eine Stimme von Erz wünschte, um sie vom Harz herab den Deutschen vorzutragen; Germania ließ er den Schlachtruf erheben und ihre Kinder, „Enkel der Kohortenstürmer, Römerüberwinderbrut", zu den Waffen rufen:

Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein.

Und ihr singt der Chor zurück:

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

und das furchtbare:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

„Warum liebst du dein Vaterland?" heißt es in dem „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen", den Kleist 1809 in Prag schrieb; und die Antwort lautet einfach: „Weil es mein Vaterland ist". „Was hältst du von Napoleon?" und der gefragte Knabe spricht: „Für einen verabscheuungswürdigen Menschen; für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der

Menschheit nicht hinreicht und den Engeln einst, am jüngsten Tage, der Odem vergehen wird". „Was ist die Pflicht jedes einzelnen?" „Unmittelbar, auf das Gebot des Kaisers, zu den Waffen zu greifen, den anderen, wie die hochherzigen Tiroler, ein Beispiel zu geben und die Franzosen, wo sie angetroffen werden mögen, zu erschlagen". Es ist die Kaiseridee, die zusammen mit dem nationalen Hasse wieder auflebt; Kaiser Franz ist dem Brandenburger, dem einstigen preußischen Offizier „Vormund, Retter und Wiederhersteller der Deutschen"; ihm legt er ein Manifest in den Mund, das nach siegreicher Beendigung des Krieges einen deutschen Reichstag verheißt, um eine Verfassung zu schaffen und das Reich zu erneuern.

Mit nicht geringerer Leidenschaft hing ein anderer Sohn der Mark an seinem deutschen Vaterlande, für dessen Zukunft er mitten in der tiefsten Not Pläne der Neuschöpfung schmiedete: aber zum Hause Habsburg und zu Österreich nahm er eine andere Stellung ein. Es war Friedrich Ludwig Jahn, der in jenen Jahren sein Büchlein „Deutsches Volkstum" schrieb und 1810 in Lübeck auch einen Verleger dafür fand, glücklicher als Kleist, dessen „Hermannsschlacht" damals ebensowenig wie der „Katechismus" gedruckt wurde. Wie deutsches Volkstum — das Wort hat Jahn selbst erst gefunden — zu erhalten, zu stärken, zu vertiefen sei, war der Inhalt der Schrift, die „ein Aufruf sein sollte zum Festhalten an dem, was noch unser geblieben, eine Ermutigung, sich nicht entreißen zu lassen, was angefochten wird, ein Wecker aus der schlafsüchtigen Ohnmacht"! „Alle Leiden", so ruft er aus, „die seit dem Gedenken der Geschichte Deutschland betroffen haben, sind aus der Landmannschaftssucht und Völkleinerei entsprungen"; die deutsche Geschichte ist das „große Trauerspiel des Bürgerkriegs". Wer wird Deutschland einigen? Österreich? „Österreich ist ein zu großer Völkermang", die Österreicher vermögen, ein so herrlicher Kraftstamm sie auch sind, nicht einmal ihre Staatsbrüder zu verdeutschen; wie sollten sie Deutschland die ersehnte staatliche Zusammenfassung bringen? Österreich täte besser, eine reine Donaumonarchie zu werden und den Schwerpunkt nach Südosten zu verlegen; Jahn ist kühn genug, als seine künftige Hauptstadt Belgrad oder Semlin vorzuschlagen. Anders Preußen. „Deutsch ist der Stamm und die überwiegende Mehrzahl des Volkes . . . So ahnete ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen Deutschen Reichs und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde". . . . . „In den Zollern ist dem deutschen Nordreich ein wohltätiges Gestirn erschienen". Und mit derselben Zuversicht,

mit der er diese Worte schreibt, entwirft er Pläne einer Volkserziehung, die sich auf Verfassung und Reichsstände, auf Kirche und Schule, auf Volksfeste und Volkstrachten, auf Pflege eines volkstümlichen Bücherwesens und volkstümlicher häuslicher Sitte beziehen. „Das Einheitsverlangen ist das erste Sichselbstbewußtwerden eines beginnenden Volkes . . . . und der Weg zum Ziel heißt Teilnahme der einzelnen Staatsbürger am Wohl und Weh des Ganzen.“

Volkserziehung, Heranbildung eines neuen Geschlechts, das war ja auch das letzte Ziel des Freiherrn vom Stein; für Jahn freilich hat er später, nachdem er ihn kennen gelernt, nicht viel übrig gehabt und sein bewußt eckiges, formloses Wesen mit scharfen Worten gezeichnet. Anders hatte er sich bereits als Minister gestellt zu einem zweiten Prediger der Wahrheit, daß nur ein neuer Geist einen neuen Staat schaffen könne, zu Johann Gottlieb Fichte; er sah in ihm einen Mitarbeiter im Dienst des nationalen Gedankens. Fichte hatte sich, wie wir wissen, noch vor wenigen Jahren wie nur irgend einer der großen deutschen Denker des Zeitalters als Weltbürger gefühlt: „Mögen doch die Eingeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben ... der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht.“ Aber derselbe Mann hatte auch verkündet: „Es gibt nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen, und nur ein Laster, das — an sich selbst zu denken“; und er hatte ausgeführt, daß das gegenwärtige Zeitalter „den bloßen sinnlichen Eigennutz zum Antriebe



Gezeichnet von Bürg. Gestochen von Schultheis.

Johann Gottlieb Fichte.

aller seiner lebendigen Regungen und Bewegungen habe", daß es das Zeitalter der vollständig entwickelten Selbstsucht, d. h. der vollendeten Sündhaftigkeit sei. Wir haben gesehen, daß er sich 1806 erbot, als Redner mit ins Feld zu ziehen: „was ist der Charakter des Kriegers? opfern muß er sich können!" Als dann die Franzosen herannahten, verließ er Berlin, um nicht unter feindlichem Joch leben zu müssen. Erst nach dem Friedensschluß kehrte er nach der Hauptstadt zurück, und im Winter 1807/8 hielt er, „belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung", die „Reden an die deutsche Nation". Er redete „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben". Er ging davon aus, daß die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwickelung sich selbst vernichtet habe; das Gemeinwesen ist zugrunde gegangen, ein fremder Wille herrscht über uns, deutsches Wesen ist mit Vernichtung bedroht. Das deutsche Volk aber ist nicht ein Volk wie andere Völker, es hat eine alle überragende Bedeutung. Andere Völker, die Romanen, haben eine fremde Sprache angenommen, d. h. etwas, das für sie tot war und eigenes Geistesleben ersterben läßt; das deutsche Volk dagegen hat sich seine ursprüngliche Sprache bewahrt, es denkt, empfindet, lebt in der Sprache, die es sich selbst geschaffen hat. So sind denn echte, lebendige, freie Geistestätigkeit, tiefste, frischeste, natürliche Empfindung nur im deutschen Volke heimisch; „es ist daher kein Ausweg", redet er zu seinem Volke, „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung". Eine neue Erziehung brauchen wir: eine Erziehung, welche in der Seele der Menschen ein reines Wohlgefallen am Guten zur Entfaltung bringt und zu solcher Stärke entwickelt, „daß es dem Menschen unmöglich werde, das für gut Erkannte zu lassen und statt dessen das für bös Erkannte zu tun"; eine Erziehung, welche im Sinne Pestalozzis die freie Geistestätigkeit des Zöglings anregt; welche die Liebe weckt für den erkannten Gegenstand — denn sonst bleibt alle Erkenntnis tot —; eine Erziehung, welche die persönliche, sittliche Selbständigkeit ausbildet. Denn „das Nächste, was wir zu tun haben, ist dies, daß wir uns Charakter anschaffen" . . . . . „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend". Dann wird die Liebe erwachsen zu Volk und Vaterland „als dem Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit"; dann wird „die deutsche Nationalliebe selbst an dem Ruder des deutschen Staates sitzen". „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich

auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Wen aber das Ewige begeistert, so verkündet er, der kann nicht unterliegen; es „siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist".

Er hatte wie ein Prophet geredet; „so groß, tief und stolz", sagt Gentz, „hat fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen". Und als Kämpfer für deutsches Wesen und deutschen Charakter trat dem großen Philosophen zur Seite der große Theologe: Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher. „Glauben Sie mir", hatte er, damals Prediger und Professor in Halle, kurz vor dem Ausbruch des Krieges einer Freundin geschrieben, „daß . . . doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere Freiheit und äußeren Güter". Wie gern hätte er nach der großen Niederlage seine Kraft seinem Volke zur Verfügung gestellt: „Es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse . . . ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachstehen dürfte für diesen Fall." Er wirkte wenigstens durch seine Predigten, erst in Halle, dann in der Berliner Dreifaltigkeitskirche. Da redete er davon, daß man sich abkehren solle von hochmütigem Weltbürgertum. Da mahnte er zum Mut: „Furcht", so sprach er in der Neujahrspredigt 1807, die ein Jahr später Stein trösten sollte, „Furcht macht unfroh und untüchtig, der Feigherzige verliert in seinem ganz verarmten und unwürdigen Dasein die schönste Hälfte seines Lebens". Er rief auf zur „Beharrlichkeit gegen das uns umdrängende Böse"; er legte in die Herzen den „heilsamen Rat, zu haben als hätten wir nicht" . . . „was verloren ist für uns, das kann nur wiedergewonnen werden durch solchen Sinn; und was noch übrig ist und in Gefahr schwebt, kann nur erhalten werden durch ihn." Der Glaube an die Zukunft verließ ihn nicht. „Um ein neues Deutschland zu haben, muß wohl das alte noch viel weiter zertrümmert werden"; aber „Deutschland, der Kern von Europa, wird in einer schöneren Gestalt sich wieder bilden". So tat er das Seine zur Erziehung eines neuen Geistes. „Es gab keinen", so wird über seine Predigertätigkeit in Berlin berichtet, „der wie er die Gesinnungen der Einwohner hob und regelte; Berlin ward durch ihn ein ganz anderes. Sein mächtiger, frischer, stets reger Geist war einem

kühnen Heere gleich in dieser trüben Zeit“. Als im Sommer 1808 die preußischen Staatsmänner den Gedanken der nationalen Erhebung faßten, ergriff ihn Schleiermacher mit ganzer Kraft und mit ruhiger Klarheit. Er gehörte damals mit dem Grafen Chasot und dem Assessor und späteren Minister Eichhorn einem geheimen patriotischen Komitee an, das sich in Berlin gebildet hatte; als Beauftragter des Komitees weilte er im August und September in Königsberg, durfte Steins „ziemlich genaue Bekanntschaft“ machen, „mit der Königin sprechen und in der Prinzessin Wilhelm eine der ersten und herrlichsten deutschen Frauen“ kennen lernen. Im November ward er als verdächtig, als tête chaude et ardente, vor den Marschall Davout zitiert. Spottend erzählte er nachher seinen Freunden von der Unterredung mit dem mächtigen Manne; man hatte ihm nichts nachweisen können.



Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Gezeichnet von F. Lindner, gestochen von Fr. Bolt.

Auch anderswo, nicht in Berlin allein, traten patriotische Männer im geheimen zusammen, um der schöneren Zukunft den Weg zu ebnen. Den größten Ruf hat die Vereinigung erworben, die im April 1808 als „Sittlich-wissenschaftlicher Verein“ in Königsberg gegründet, bald aber allgemein als Tugendbund bezeichnet wurde. Ihr Zweck war Pflege strenger, ernster Sittlichkeit und Pflege des nationalen und monarchischen Sinnes zur Vorbereitung für den zukünftigen Befreiungskrieg. Zu den leitenden Männern gehörten die Professoren Lehmann und Krug, der eine Direktor des Kneiphöfischen Gymnasiums, der andere an der Universität, der

Assessor Bardeleben, Boyen, Grolman und andere. Man entwarf umfangreiche Satzungen und plante eine große, weitausgedehnte Organisation; freilich hat es der Verein nie über mehr als 25 Zweigabteilungen mit 700 und einigen Mitgliedern gebracht. Eine Zeitschrift wurde herausgegeben, „der Volksfreund"; man vertraute auf die Unterstützung der Regierung, der man ja in ihren Bestrebungen durch Aufrüttlung der Geister zu Hilfe kommen wollte. Allerdings sind weder Scharnhorst noch Gneisenau Mitglieder des Bundes gewesen; Scharnhorst hat später unter Anerkennung der Zwecke des Vereins doch geäußert, die Vorsteher seien für ihre Aufgabe nicht recht geeignet gewesen. Ebenso hatte Stein wenig Vertrauen. Er mag wohl in den Herbstmonaten 1808 daran gedacht haben, auch diese Vereinigung für seine großen Aufstandspläne zu benutzen; aber von wohlwollender Förderung ist kein Anzeichen vorhanden. 1812 hat er sich über sie hart geäußert: „Eine Gesellschaft der Tugendfreunde, die sich 1808 bildete, ist durch ihre guten Absichten achtbar, aber bis jetzt ist von ihren Werken noch nichts erschienen; sie sind in heftigem Zorn gegen die Franzosen, aber ihr Zorn kommt mir vor wie der Zorn der wütenden Hammel." Auch Boyen, der zunächst mit Eifer dabei war, gibt doch zu, daß die praktischen Erfolge sehr gering waren. Die Beratungen waren weitschweifig; das wichtigste Geschäft, die Gründung einer umfassenden Speiseanstalt für Arme in Königsberg, war gewiß sehr nützlich, stand aber mit den großen nationalen Angelegenheiten in keiner Verbindung; die vom Vereine geschaffene Pflanzschule für Offiziere, deren Leitung man Boyen übertrug, wurde „eine gewöhnliche militärische Gesellschaft".

Unter diesen Umständen hat der Tugendbund trotz des achtungswerten Wollens seiner Begründer weder das hohe Lob verdient, das ihm lange Zeit gespendet worden ist, noch auch den Haß, den er von seiten seiner Gegner geerntet hat. Natürlich haßten ihn die Franzosen; aber auch im Inlande hatte er Feinde genug. Die Partei der Kalckreuth und Voß sah in ihm eine revolutionäre Vereinigung, gestiftet, um jakobinische, auf den Sturz der Monarchie gerichtete Gedanken zu verbreiten; sie sprach von „erschreckenden Fortschritten des Faktionsgeistes", von „verbrecherischen, gegen die königliche Autorität gerichteten Plänen des Ordens". Das neue Ministerium war, getreu der Warnung Hardenbergs vor einer unvorsichtigen Bearbeitung des Nationalgeistes, dem Vereine nicht geneigt und ließ ihn beobachten. Bald war es allein der König, der dem Tugendbund Vertrauen bewahrte; er ließ einen im April 1809 gestellten Antrag Beymes

und Dohnas, ihn zu verbieten, monatelang ohne Antwort. Erst zu Ende des Jahres verfügte er die Auflösung des Vereins, die sich nunmehr im Januar 1810 vollzog; aber er bezeugte den Mitgliedern noch nachträglich seine Zufriedenheit und fügte hinzu, daß „weder von Verdacht noch von Ungnade die Rede sei".

Einen Monat nach Steins Entlassung hatte König Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und einem Gefolge, bei dem sich auch Scharnhorst befand, die Reise nach Petersburg angetreten, von welcher der verabschiedete Minister so dringend abgeraten hatte. Zu Anfang Januar traf das Königspaar bei Alexander ein, wurde glänzend aufgenommen und verbrachte zwölf an Festlichkeiten reiche Tage in der russischen Hauptstadt. Das Verhältnis zu Rußland war für den König ja wieder der Angelpunkt seiner Politik geworden: ohne Rußland schien ihm eine zukünftige Befreiung vom französischen Joch unmöglich, von Rußlands Fürsprache allein erhoffte er auch für die Gegenwart Erleichterungen seiner Lage. Seine Minister dachten anders: sie wünschten ohne Stein doch Steins Politik fortzusetzen; sie sahen bei dem bevorstehenden Zusammenstoß Österreichs und Frankreichs keine andere Rettung, als sich Österreichs Fahnen anzuschließen. Die Finanzen Preußens befanden sich in der traurigsten Lage. Der Finanzminister Altenstein erklärte, daß keine Möglichkeit bestehe, die monatliche Rate der Kriegskontribution in Höhe von vier Millionen Francs an Frankreich zu zahlen und zugleich die Armee so weit imstande zu halten, daß sie ihren Aufgaben einigermaßen entsprechen könnte; was würde aber Napoleon tun, wenn die Zahlungen stockten? Dieselbe Ansicht vertraten die anderen Minister. „Der Entschluß zum Kriege mit Österreich", schrieb Scharnhorst damals, „gleicht dem eines Kranken, bei dem der Tod gewiß langsam erfolgt, wenn er sich nicht eines Mittels bedient, welches, wenn es ihn nicht heilt, tötet". Aber trotz der Gefahr des Untergangs erschien ihm ein Entschluß, eine Parteinahme als unumgänglich: fiel Österreich, so fiel auch Preußen; trat andrerseits Preußen auf die Seite Österreichs, so vermochte es ihm eine unverächtliche Hilfe zu gewähren; 50 000, ja 100 000 Mann konnte es in diesem Kriege aufstellen. Mit Scharnhorst stimmte sein sonstiger Gegner Vorstell überein: „die geographische Lage des preußischen Staates und die Umstände werden den Zeitpunkt bald natürlich herbeiführen, wo der König sich aufgefordert finden wird, für oder wider Frankreich sich erklären zu müssen"; Neutralität zu bewahren ist nicht nur schädlich für den Staat, es ist unmöglich.

Friedrich Wilhelm sah dem österreichischen Kriege mit großer Besorgnis entgegen. Er setzte nicht viel Vertrauen auf die materiellen und geistigen Kräfte Österreichs; er bedauerte es tief, daß es in den Kampf hineinging, ohne sich Rußlands versichert zu haben: nur ein Bündnis der drei Ostmächte, mit dieser Überzeugung erfüllte er sich mehr und mehr, war imstande, Europas Befreiung zu bewirken. Die resignierte Stimmung, zu der er neigte, wurde immer mächtiger in ihm. Die Meldungen, die er von mehr als einer Seite erhielt, daß die Aufregung in seinem Lande steige und Ausbrüche des Franzosenhasses zu erwarten seien, daß in Schlesien geworben würde für den Herzog von Braunschweig, der den Österreichern zugezogen war, daß zu Anfang April ein bewaffneter Haufe über die Elbe gegangen sei und einen Handstreich auf das westfälische Stendal verübt habe, berührten ihn tief. Geradezu erschütternd wirkte auf ihn die Nachricht, es bestehe eine Verschwörung, die den Zweck habe, ihn zu stürzen und an seiner Stelle den Prinzen Wilhelm auf den Thron zu erheben; eine Verschwörung, an deren Spitze Scharnhorst stehe. Natürlich erwies sich dies bald als schnödeste Verleumdung. Aber eine bittere Empfindung blieb im Herzen des Königs: „Wäre es“, so heißt es in seinen eigenen Aufzeichnungen, „nach allen diesen gemachten Erfahrungen noch als etwas Unerhörtes und ganz Unerwartetes anzusehen, wenn auch bei uns der Faktionsgeist über kurz oder lang dahin trachten möchte, eine Regierungsveränderung herbeizuführen oder einen anderen, von der Meinung Begünstigteren auf die Stelle zu setzen, zu der ich von der Vorsehung bestimmt war, und die mir wahrlich sehr wenig frohe Augenblicke, wohl aber Kummer und Gram mancherlei Art gewährt hat?“ Abdankungsgedanken sind damals durch seine Seele gezogen, so wie 53 Jahre später durch die Seele seines Sohnes Wilhelm I.

Inzwischen nahm der Krieg seinen Anfang. Am 10. April überschritt Erzherzog Karl mit der österreichischen Armee die bayrische Grenze; ein zweites Heer fiel unter dem Befehl des Erzherzogs Ferdinand in das Herzogtum Warschau ein. Schon vorher hatte der König Rüstungen angeordnet; man mußte sich notwendiger Weise auf alle Fälle vorbereiten. Indessen bestürmte ihn der Minister Graf Goltz, sich offen an Österreich anzuschließen: „Wenn der König noch länger zaudert“, schrieb er damals an die Königin Luise, „einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für den Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird unfehlbar eine Revolution ausbrechen“. Ähnlich Prinz August, der Friedrich Wilhelm zurief, er möge es nicht dahin kommen lassen, daß die Nation un-

Passierschein mit eigenhändiger Unterschrift des Majors v. Schill vom 6. Mai 1809.

Original im Besitz des Geh. Justizrats Lessing, Berlin.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Vorzeiger dieses der Kaufmann Herr Caspard
von Berlin gesonnen von hier nach Gardelegen
Alle Posten des v. Schillschen Corps d'armee werden
befehliget & denselben mit seinem Reisegeräth
ungehindert passiren zu lassen

Neu Haldensleben d. 6t. Mai 1809.

auf Befehl des Commandeurs
en chef

Baersch

Lieutenant & Adjudant

Von Schill

abhängig von ihrem König handle. Auch Beyme war ganz für den Krieg. Blücher, der damals in Stargard stand und nach schwerer Krankheit sich wieder erholt hatte, stellte dem König vor, jetzt sei der erwünschte Augenblick da, um dem preußischen Staat die alte Ausdehnung wiederzugeben; werde er nicht benutzt, so sei eine allgemeine Auflösung zu besorgen. Selbst Kalckreuth, den der König wieder in sein Vertrauen zog, sprach die Hoffnung aus, daß jetzt die verlorenen Provinzen wieder gewonnen werden könnten; aber er warnte, Rußland unberücksichtigt zu lassen: „das neue System, daß die russische Macht für nichts zu achten ist, kann nicht in die Gedanken eines Mannes von Einsicht kommen.“ Und auf Rußland blieb der Blick des Königs auch gerichtet, als er gegen Ende April erklärte, Österreich sich nähern zu wollen; er stellte seinen Eintritt in den Krieg in Aussicht, aber nur unter zwei Bedingungen: daß Österreich vorher wesentliche Erfolge errungen, daß es nicht nur Ulm und Augsburg, sondern auch Cassel und Hannover besetzt habe; und zweitens, daß man der Neutralität Rußlands sicher sei.



Major Ferdinand Baptist v. Schill.

Nach der Natur gezeichnet und gestochen von L. Buchhorn.

Da trat ein Ereignis ein, das notwendigerweise den Staat in die größte Gefahr bringen mußte: die verwegene Unternehmung des Majors v. Schill. Wenige Namen aus der Zeit des unglücklichen Krieges wurden im großen Publikum mit so viel Anerkennung, ja Bewunderung genannt, wie der Name dieses Mannes. Wie schnell war er emporgestiegen! Bei Auerstedt war er noch Leutnant gewesen; kurz vor Friedensschluß hatte er das Majors-

patent erhalten. Aus der Reiterei seines Freikorps war ein Husarenregiment gebildet worden, dessen Führer er wurde; seine Infanterie hatte man in ein Bataillon umgewandelt, das seinen Namen führte und von ihm als Chef besichtigt wurde. Als 1808 die Franzosen endlich die Hauptstadt räumten, war es wieder Schill, dem die Ehre zuteil ward, an der Spitze seiner Husaren zuerst in Berlin einzuziehen. Und wie wurde er dort aufgenommen! „Man macht zuviel aus mir", sagte er wohl selbst einmal. Alte Soldaten küßten ihm die Steigbügel; die Vaterlandsfreunde blickten auf ihn, den schönen, mutigen, feurigen, liebenswürdigen Soldaten; populäre Schriften verkündeten unter starken Übertreibungen den Ruhm seiner Taten; nicht lange, da kamen auch die Rufe von jenseit der Elbe, die Mahnungen, loszuschlagen und das Vaterland zu befreien: „Ihr Name gilt für eine Gottheit", schrieb ihm der eine, „Brute, dormis" der andere.

In den Augen der Menge war Schill der eigentliche Retter von Kolberg, nicht Gneisenau. Dieser ertrug das: „Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. . . . Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge getan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, soviel wir können." Dieser wieder bezeugte dem Älteren, dessen geistige Überlegenheit ihm wohl bewußt war, in leidenschaftlichen Worten seine Verehrung; er drückte den dringenden Wunsch aus, er möchte nach Berlin kommen: „Es ist jetzt ein Zeitpunkt, worin meiner unvorgreiflichen Meinung nach unendlich viel getan werden kann, griffe man nur besser und



Gestochen von L. E. Grimm.

Oberst Wilhelm von Dörnberg.

allgemeiner die Sache an. . . . Viel schöner würden die Früchte sein, würde hier unter einem dirigierenden Kopfe gearbeitet. . . . Sie können fast gar nicht glauben, wie nötig Sie sind.“ Worauf von Gneisenau wieder und wieder die Mahnung zur Geduld und zur Vorsicht kommt, verbunden mit herzlicher Anerkennung: „Fahren Sie fort, die Gemüter zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will.“

Tapferkeit, feurige Entschlossenheit, einen Sinn für das Große, die Gabe, die Gemüter zu gewinnen, besaß Schill in reichem Maße; Umsicht, klare Erkenntnis der Lage, ein sicheres Urteil über die eigenen Kräfte gingen ihm ab. Etwas Unruhiges war in seiner Redeweise, in der Art seiner Entschließungen; die Überschätzung seiner Fähigkeiten war genährt worden durch seine glänzende Laufbahn und seine große Volkstümlichkeit. Immer mächtiger wurde in ihm die Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, damit „die nordische Apathie die hohen und großen südlichen Anstrengungen nicht fruchtlos mache“; seine Freunde, unter ihnen der Kommandant von Berlin, Major Graf Chasot, haben ihn nicht zurückgehalten, eher ihn bestärkt; hat sich doch Chasot selbst damals erboten, dem Erzherzog Karl ein Freikorps zuzuführen. Schill entdeckte sich dem Obersten v. Borstell; diesem gelang es, ihn von der Teilnahme an dem oben erwähnten Einfall einiger früheren preußischen Offiziere in die Altmark zurückzuhalten. Bereits aber beschwerte sich die westfälische Regierung über ihn; man hatte bei einem Bauern Briefe und einen Aufruf gefunden, die sein Freund Bärsch in seinem Namen geschrieben hatte. General Tauentzien, der die brandenburgische Brigade befehligte, berichtete über Schills und Chasots Pläne an den König und bat darum, die Garden nach Berlin zu senden, da er zuverlässigeres Militär brauche. Indessen war es bereits zu spät. Am 22. April brach in der Gegend von Cassel gegen das Regiment König Jeromes ein Aufstand aus, an dessen Spitze der Oberst v. Dörnberg stand; auch er war ein früherer preußischer Offizier. Am Nachmittag des 28. April — Tags vorher waren unrichtige Nachrichten über einen Erfolg Dörnbergs und zugleich von einem Siege des Erzherzogs Karl eingetroffen — rückte das Schillsche Husarenregiment zum Hallischen Tore hinaus, als gelte es eine der gewöhnlichen Übungen, kehrte aber nicht wieder heim. An der Straße nach Potsdam ließ der Kommandeur Halt machen und richtete eine feurige Anrede an Offiziere und Soldaten, in der er zum Kampf für die Freiheit aufforderte und auf den Sieg der Österreicher, die zum Aufstand bereite Stimmung der Westfalen hinwies. Begeistert stimmten die Hörer zu; und vorwärts ging es, der Elbe zu.

Am 1. Mai überschritt das Regiment bei Wittenberg den Strom. Am 2. gelangte man nach Dessau, wo ein Aufruf gedruckt wurde an „die Deutschen, meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder“. Zwei Tage später freilich trafen Unglücksbotschaften ein: Karl hatte nicht gesiegt, sondern war bei Eggmühl geschlagen worden; Dörnbergs Aufstand war völlig mißglückt, der Urheber auf der Flucht. Es ist nicht zu leugnen, daß Schill in diesem kritischen Augenblick nicht die sichere Ruhe bewahrte, die der Führer eines solchen Unternehmens hätte zeigen müssen. Er berief die Offiziere, sprach davon, daß das Regiment zurückzuführen sei und er selbst sich den Österreichern anschließen wolle; als jedoch Adolf v. Lützow, der spätere Freischarführer, und andere ihm entgegentraten ließ er den Gedanken, der gewiß der beste war, wieder fallen: er wolle mit den Kameraden leben und sterben. Er wandte sich nun nach Nordwesten. Bei Dodendorf unweit Magdeburg hatte er ein erfolgreiches Gefecht mit französischen und westfälischen Truppen; dabei fiel eine große Zahl Gefangener in seine Hand. Dann bezog er in der Altmark Quartiere. Hier stieß eine Kompagnie seines Bataillons zu ihm, die sich von dem Leutnant v. Quistorp bei Gelegenheit einer Felddienstübung hatte bestimmen lassen, Schill nachzufolgen; weitere Kompagnien wurden aus Zuläufern aus der Umgegend gebildet; zugleich wurden Pferde beschafft und die Kavallerie vermehrt. Zahlreiche westfälische Kassen waren aufgehoben worden; so hatte Schill Geld genug. Nach einigen Tagen brach er auf und überfiel die kleine mecklenburgische Festung Dömitz an der Elbe.



Jérôme Napoleon, König von Westfalen.

Nach dem Stich von L. Buchhorn.

Daß er sich aber hier nicht behaupten könne, sah er bald ein; er nahm einen früher gefaßten Plan wieder auf, Stralsund zu besetzen und dort in Verbindung mit den Engländern zu treten. Dorthin marschierte er, trieb unterwegs bei Damgarten eine mecklenburgische Abteilung auseinander, wobei wieder zahlreiche Gefangene gemacht wurden, und nahm am 25. Mai Stralsund ein, die Hauptstadt von Schwedisch-Pommern. Es war kein gutes Zeugnis für die Mannszucht der Schillschen Truppen, daß die kleine, hier liegende französische Abteilung, trotzdem sie sich ergeben hatte, fast völlig niedergemetzelt wurde.

So war Schill Herr der Stadt, die einst Wallenstein Trotz geboten hatte. Aber eine Festung war Stralsund nicht mehr; die Wälle waren meist geschleift, die Gräben zugeschüttet. Der beste Schutz waren die Teiche, welche die Stadt rings umgaben und nur an drei Punkten durch Dämme unterbrochen wurden. Schills Truppen zählten nicht mehr als 1000 Mann; auf 300 Mann Rügensche Landwehr, die er durch alle Art von Drohungen aufgeboten hatte, war für den Ernstfall nicht zu rechnen. Inzwischen hatte König Friedrich Wilhelm, der sich mitten in einer gefahrvollen Lage im höchsten Maße bloßgestellt sah, die schärfste Mißbilligung der „beispiellosen Insubordination“ ausgesprochen und strenge Strafen angedroht. Durch Vorstell, der im Hinblick auf die allgemeine Volksstimmung von strengen Maßregeln abriet, ließ er sich nicht irre machen, entsetzte den Gouverneur von Berlin, L'Estocq, und den Kommandanten Chasot ihrer Stellungen und ordnete eine genaue Untersuchung an. Indessen fuhren Napoleon und sein Bruder in Cassel mit tobenden Drohungen darein. Als Straßenräuber, brigand, der im letzten Feldzuge Verbrechen auf Verbrechen gehäuft und dafür den Grad eines Obersten erlangt habe, wurde Schill in einem der kaiserlichen Bulletins bezeichnet; und Jerome entblödete sich nicht, dem, der ihn arretieren und abliefern werde, eine Summe von 10 000 Francs zu versprechen. Zugleich wurden Truppen aufgeboten: von der Weser kam General Gratien mit Holländern, von Holstein General Ewald mit Dänen heran; vereint waren sie etwa 5000 Mann stark. Am 31. Mai begannen sie den Angriff auf Stralsund.

Der Kampf nahm bald einen unglücklichen Verlauf, wie es bei der Übermacht der Feinde an Truppen und an Geschützen nicht anders zu erwarten war. Durch das Knieper Tor drangen sie in die Stadt ein und zwangen die Schillschen nach dem alten Markt und den anstoßenden Straßen zurückzuweichen. Hier leisteten diese längere Zeit heftigen Widerstand, ohne

daß von einheitlicher Führung die Rede gewesen wäre. Schill selbst ritt planlos, in verzweifelter Stimmung von Straße zu Straße. Bereits schien der Kampf entschieden, feindliche Infanterie marschierte mit klingendem Spiele durch die Stadt, da sprengte er plötzlich heran, hieb den Kommandeur vom Pferde, verschwand dann wieder, jagte durch einige Gassen, bis ihn in der Fährstraße an einem Hause, das heute sein Bildnis trägt, das Schicksal ereilte. Er hatte seine Schuld gesühnt.

Ein großer Teil der Mannschaften, über 500 Mann, und 11 Offiziere wurden gefangen genommen. Mehrere Hundert schlugen sich unter Führung des Leutnants von Brünnow durch das nach Süden liegende Frankentor ins Freie und erhielten vom Gegner freien Abzug über die preußische Grenze zugestanden. Auch Bärsch, dem Schill schon vor der Besetzung Stralsunds Befehl gegeben hatte, einen Teil der Mannschaften zu Schiff von Warnemünde nach Rügen zu führen, wandte sich jetzt dem Vaterlande zu und erschien auf der Reede von Swinemünde, von wo er an Blücher, der in Pommern kommandierte, die Bitte richtete, landen zu dürfen. Der General hat sich der Zurückgekehrten, die ihres Königs Gnade anflehten, redlich angenommen; wäre ihm doch selbst nichts willkommener gewesen als eine bewaffnete Erhebung gegen die Franzosen. „Schill ist als ein braver Mann Gestorben, seine Collegen haben gleichfalls braff gethan“, war sein Urteil; „um ihre begnadung habe ich am König geschrieben, sie sind so wohl Offizier als Unterofficir und gemeine schuldloß da Schill Sie sagte, es geschehe mit königlicher Bewillig, daß er über die Elbe ginge“. Ganz so wie es Blücher wünschte, konnten die Gerichte freilich nicht verfahren. Aber im ganzen waren die gefällten Urteile milde: nur ein Teil der Offiziere wurde mit Festungshaft bestraft, und zwar erstreckte sich diese in den meisten Fällen nur auf drei oder sechs Monate.

Von den Offizieren Schills, die in die Hand des Feindes gefallen waren, haben nur die beiden das Leben behalten, die bei Dodendorf gefangen genommen waren; der eine von ihnen, Heinrich von Wedell, später General der Kavallerie, hat freilich jahrelang auf den Galeeren arbeiten müssen. Die anderen elf erwartete keine Gnade. Das von der preußischen Regierung gestellte Verlangen sie auszuliefern wurde abgeschlagen; die Unglücklichen wurden zuerst nach Braunschweig, dann nach Wesel geführt und hier vor ein Kriegsgericht gestellt. Zwar fand sich ein mutiger Rechtsanwalt aus Lüttich, der ihre Verteidigung führte. Aber ihr Urteil war schon vorher gefällt; hatte doch Napoleon Befehl gegeben, sie avec éclat füsilieren zu lassen. Am 16. September 1809 sind die elf, darunter noch

zwei Wedells, von französischen Grenadieren erschossen worden; mit den Worten: „Es lebe unser König! Preußen hoch!“ sind sie gestorben. Nur Albert von Wedell wurde nicht tödlich getroffen; sie sollten besser auf das preußische Herz zielen, rief er den Franzosen zu; er fiel durch eine zweite Salve. Die Ermordung dieser ritterlichen jungen Offiziere, die in begeistertem Drange, das Vaterland zu befreien, ihrem Führer zu unüberlegter Tat gefolgt waren, gehört zu den empörendsten Handlungen des Imperators; so hatte er einst den Herzog von Enghien ermorden lassen; so war einst Konradin, als er sein Erbe wiedergewinnen wollte, als Räuber hingerichtet worden. Mit blutigem Schrecken wollte der Eroberer alle Regungen vaterländischen Geistes niederhalten, aber es ist ihm nicht gelungen; die Wogen des Hasses und des Rachedurstes schwollen immer höher.

Die gefangenen Mannschaften haben jahrelang in Frankreich auf den Galeeren geschmachtet. Aus denjenigen von ihnen, die westfälische Untertanen waren, wurden 14 ausgelost und starben in Braunschweig desselben tapferen Todes wie ihre Offiziere zu Wesel. Die Leiche Schills selbst wurde barbarisch behandelt, das Haupt abgeschnitten und in Spiritus an König Jerome geschickt, der Rumpf verscharrt. Der Kopf kam dann in die naturwissenschaftliche Sammlung eines Leydener Professors; 1837 wurde er zu Braunschweig neben den Gebeinen der 14 Erschossenen bestattet.

„Ich beschwöre Ew. Majestät, sich von diesem Augenblick an als im Kriegszustand mit Napoleon zu betrachten!“ hatte Goltz dem König zugerufen, als die ersten Nachrichten von Schills Ausmarsch einliefen. Auch dem König war es sicher, daß sich Napoleon an Preußen rächen würde; „ich teile ganz Eure Ansicht, daß alle Fügung und Nachgiebigkeit zu spät und die Gefahr so groß als gewiß sei“, antwortete er dem Minister; und dem



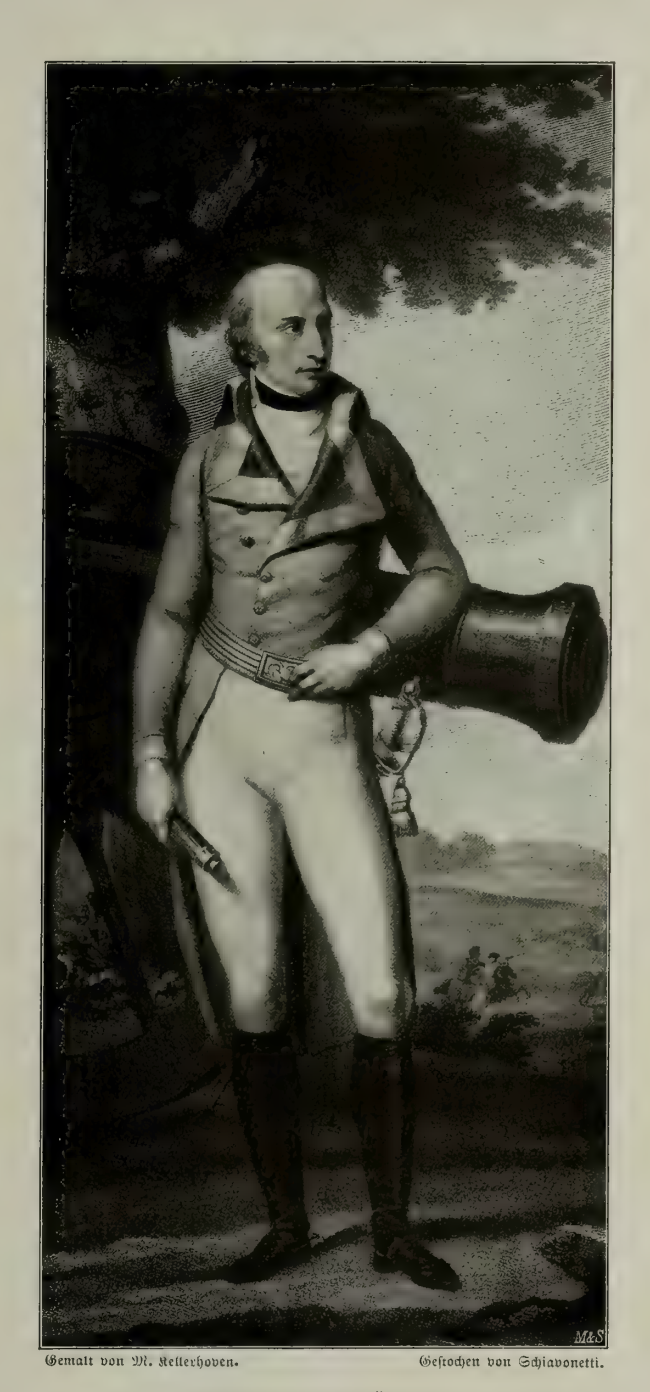
Gezeichnet von L. F. Schnorr v. K. Gestochen von Cap. C. de K.

Schills Tod in der Fährstraße zu Stralsund, 31. Mai 1809.

Zaren teilte er mit, er werde sich demnächst einen Schritt von dem russisch-französischen System entfernen, indem er ihn zugleich bat, Preußen nicht zu bekämpfen, wenn es auf Österreichs Seite treten sollte. Damals schrieb die Königin Luise: „Das Unglück, das die ganze Welt niederbeugt, kann uns schließlich ganz zermalmen, aber wir werden wenigstens den Trost haben, unsere Laufbahn mit Ehren zu beenden. Und was kann man mehr verlangen in Zeiten, wie die unseren sind?" Blücher, der vor kurzem noch wegen seines unaufhörlichen Drängens eine Rüge erhalten hatte und daher um seinen Abschied eingekommen war, wurde statt dessen zum General der Kavallerie ernannt. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten freilich wenig günstig. In den Tagen vom 18. bis 22. April hatte Napoleon durch den glänzenden Feldzug von Regensburg die Korps des Erzherzogs Karl zurückgeworfen und zum Rückzug über den Böhmer Wald gezwungen; er selbst war am rechten Donauufer geblieben und nahm am 13. Mai Wien ein. Der Geist des österreichischen Volkes blieb nach dem Zeugnis Steins, der in Brünn weilte und damals dieses Land nicht am wenigsten „wegen seiner treuen und tapferen Bewohner" lieb gewann, vortrefflich; „in allen Ständen der Gesellschaft", schrieb er der Prinzessin Luise Radziwill, „herrscht für die gute Sache eine Aufopferung, die wahrhaft rührend und schön ist. Jeder drängt sich, die größten Opfer aller Art zu bringen, welche die Gewalt der Umstände erheischt, und es gibt keine Familie, die nicht Freiwillige unter den Verteidigern des Vaterlandes zählte." Und in einem Brief an die Prinzessin Wilhelm: „wie sehr kontrastiert dies Betragen mit dem Sklavensinn der deutschen Fürsten des Rheinbundes, die, um ihre hinfällige Existenz und ihre erbettelte Macht zu erhalten, sich zu Vögten der verhöhnten, erdrückten, ausgesogenen Nation brauchen lassen. Mehr als sie und alle ihre Umgebungen ehre ich den tapferen Tyroler, der für seinen Kaiser ficht und blutet."

Neue Hoffnungen erfüllten die Herzen, als bei Aspern Napoleon von Erzherzog Karl geschlagen ward. Als „Überwinder des Unüberwindlichen" feierte ihn Kleist; aber der Sieg hatte keine Folgen, der Erzherzog wagte es nicht, seinerseits den Gegner anzugreifen und die Donau zu überschreiten. Österreichs Lage war nicht günstig. Schon sah Scharnhorst voraus, daß es unterliegen und Napoleon seine Waffen dann gegen Preußen kehren werde: er riet dem König, für diesen Fall militärische Vorkehrungen zu treffen. Scharnhorst also und ebenso Gneisenau zogen aus dem Niedergang Österreichs die Folge, daß sich Preußen wappnen müsse, um nicht wehrlos von

Napoleon vergewaltigt zu werden, um nicht die Armee „wie die Miliz einer Reichsstadt ohne Widerstand entwaffnet zu sehen“; der König dagegen schloß aus den Ereignissen von neuem, daß auf Österreich nicht zu bauen und ein kriegerisches Auftreten in diesem Augenblick der erste Schritt zum sicheren Verderben sei. Er war mit dem Verhalten seines Schwagers, des Prinzen von Oranien, der sich im österreichischen Hauptquartier befand und den Anschluß Preußens an Österreich als sicher und durch die Notwendigkeit geboten hinstellte, wenig zufrieden. Er nahm es übel auf, daß der österreichische Oberst von Steigentesch als Abgesandter der Regierung sich in voller Uniform in Königsberg einfand; er sah in dieser Sendung mit Recht einen ihn kompromittierenden Schritt, darauf berechnet, ihn gegen seinen Willen zu



Gemalt von M. Kellerhoven. Gestochen von Schiavonetti.

Erzherzog Karl von Österreich.

einem Entschluß zu nötigen, zeigte sich ziemlich kühl gegen den Oberst und ließ ihn nach wenigen Tagen um Abkürzung seines Aufenthalts bitten, der ihn in Verlegenheit setze. Zur selben Zeit verhandelten in Berlin der österreichische Gesandte Wessenberg und der Minister Goltz; zu seinem Erstaunen mußte der Preuße bemerken, wie unzulänglich die Anerbietungen waren, die Österreich machte, wie unbestimmt die Andeutungen über die zukünftige Gestaltung Deutschlands und die Wiederherstellung Preußens. Trotzdem glaubte er den Abschluß des Bündnisses empfehlen zu sollen: Preußens Existenz, so schien ihm, stand auf dem Spiele. Ihm schlossen sich die anderen Minister an, mit besonderer Wärme Beyme. Aber der König dachte anders über die Dinge: er glaubte, daß die Rücksicht auf Rußland Napoleon verhindern werde Preußen zu vernichten. Und selbst, wenn er ihm weitere Landesteile abnehmen sollte, so müsse es ertragen werden: „eine politische Existenz, sie sei noch so klein, ist dennoch immer besser als gar keine."

Der Lauf der Ereignisse hat dem König Recht gegeben; um Rußlands willen hat es der französische Kaiser in der Tat nicht gewagt, Preußen für seine Haltung, für seine Rüstungen, für die Einstellung der Kontributionszahlungen zu bestrafen. Aber wie kleinmütig war der König doch geworden, wenn er selbst eine neue Gebietsberaubung ertragen zu wollen erklärte. In jenen Tagen hat Stein über das Land, dessen Minister er gewesen, die furchtbaren Worte geschrieben: „Preußen wird unbedauert und ohne Nachruhm untergehen, und man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Europa erschüttert, nachher durch ihr Tripotieren beunruhigt, die keine Pflicht weder gegen sich selbst noch gegen den europäischen Staatenbund erfüllt hat, zu sein aufhört." Vergeblich bestürmte Blücher den König um die Erlaubnis loszuschlagen: „Ich bin frei geboren und muß auch so sterben", so schloß er seine Eingabe. Kurz vorher hatte er dem Grafen Götzen geschrieben: „Noch will ich eine kleine Frist geben, ordnet es sich dann nicht, kommen wir nicht zu einem entschluß, so gehe ich und verwende meine krefſte, die ich noch habe, zum besten meines bedrängten deutschen vaterlandes. Trage Fesseln wer da will, ich nicht." Und an Gneisenau: „Ich habe den stat alles geoffert und verlasse ihm wie man uß der Welt scheidet, das heißt ahrm nakend und blos, aber mein muth ist unbegrentzt." Wie Blücher, so plante Gneisenau aus dem preußischen Dienst zu scheiden. Beide dachten an die Aufstellung einer preußischen Legion; mit englischem Gelde ausgerüstet, sollte sie dem Erzherzog Karl zuziehen, in dessen Lager sich Grolman bereits befand. Der Plan zerschlug sich; aus

politischen Rücksichten, um Friedrich Wilhelm nicht zu verletzen, ging der Erzherzog nicht darauf ein. Aber in Preußen mochte Gneisenau nicht bleiben; er begab sich im Juli, mit Genehmigung des Königs und von ihm mit Geld ausgestattet, nach England, um dort für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken.

Inzwischen war am 5. und 6. Juli die Schlacht bei Wagram geschlagen worden, in der Napoleon den Sieg errang; wenige Tage darauf schlossen die Österreicher den Waffenstillstand von Znaim ab. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der als unabhängiger Landesfürst mit einem in eigenem Namen errichteten Korps am Kriege teilgenommen hatte, löste seine Verbindung mit der österreichischen Armee; er gedachte sich durch Norddeutschland, das zum Aufstand zu bringen das Ziel seines Hoffens gewesen war, durchzuschlagen und die Nordseeküste zu erreichen. Mit etwas über 2000 Mann trat er am 24. Juli seinen Marsch in Zwickau an, erreichte über Leipzig, das ihm Mundvorrat und Geld liefern mußte, Halle, wo seine Offiziere von den Studenten durch einen Kommers gefeiert wurden, und zog von dort in starken Märschen nach Nordwesten weiter. Halberstadt, wo ein westfälisches Regiment stand, wurde erstürmt. Am 31. Juli spät abends hielt der Herzog seinen Einzug in der Hauptstadt seiner Heimat. Durch ein Manifest ergriff er von dem angestammten Lande Besitz. Aber er konnte nicht daran denken, sich in Braunschweig längere Zeit zu behaupten; von Celle her näherte sich eine mehr als doppelt so starke westfälische Abteilung



Gemalt von Tunica.

Friedrich Wilhelm
Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Oels.

unter General Rewbell, von Halberstadt dänische Truppen unter Gratien. Das Gefecht, das der Herzog am 1. August den Westfalen bei Ölper lieferte, war nicht glücklich; trotzdem gelang ihm infolge der falschen Maßnahmen Rewbells der Weitermarsch nach Norden. Am 3. August war er in Hannover, am 6. und 7. schiffte er seine Truppen in Elsfleth, am linken Weserufer unterhalb Bremen, auf englischen Schiffen ein. Die tapferen Truppen haben dann in Spanien unter englischer Fahne gekämpft.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, daß gerade jetzt, als der Sieg Frankreichs entschieden war, die preußische Politik eine entschiedene Wendung zu kriegerischen Maßregeln zu nehmen schien. Aus den Berichten des Obersten Knesebeck, der von einer Sendung nach Österreich zurückgekehrt war, schien sich die Möglichkeit zu ergeben, daß Napoleon und Kaiser Franz sich auf Kosten Preußens verständigten; dann mußte man befürchten, daß sich die Österreicher für den Verlust anderer Provinzen durch Schlesien schadlos hielten. „Es hat hier jemand neulich den Einfall gehabt, den preußischen



Gezeichnet und gestochen von E. Henne.

Biwak des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig
vor Braunschweig, 1. August 1809.



Gemalt von D. Monten, lith. von J. Wölffle. Nach einer Vorlage im Körner-Museum zu Dresden.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Gefecht bei Ölper, 1. August 1809.

Staat mit einem brennenden Hause zu vergleichen", schreibt ein patriotisch gesinnter Offizier; „da jedermann sich überzeugt, daß es nicht mehr zu retten ist, so laufen alle herbei, nicht aber zu löschen und zu helfen, sondern um noch etwas aus den Trümmern für sich zu erjagen. . . . Die lebhafte Überzeugung von der Art des Endes ist allgemein." Unter diesen Umständen erklärten die Minister es von neuem für dringend notwendig, die Beziehungen zu Österreich enger zu gestalten, ihm ein Bündnis anzubieten und so den Rücken zu stärken. Der König gab schweren Herzens unter bestimmten Einschränkungen nach; Knesebeck ging von neuem als Abgesandter in das Hauptquartier der österreichischen Armee. Aber immer klarer ergab sich bald aus seinen Berichten, daß Kaiser Franz Frieden schließen werde. Die Hoffnung auf Englands Hilfe, die so manchen wackeren Mann noch aufrechterhalten hatte, schwand dahin, als die große Expedition, die von den Engländern ausgerüstet worden war, nicht in Norddeutschland, sondern in der Scheldemündung landete; planlos wie sie begann, planlos wie sie geleitet wurde, ist sie völlig gescheitert.



Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstich im Körner-Museum zu Dresden.

Die Flucht der „Schwarzen Legion" nach England.

Welches Schicksal drohte Preußen? Würde Napoleon, nachdem er Österreich zum Frieden gezwungen, seine Heere über die Sudeten gehen lassen? Knesebeck riet, für alle Fälle die Truppen in Schlesien zusammenzuziehen; Blücher wandte sich noch einmal mit heißer Beredsamkeit an seinen „grenzenlos geliebten Monarchen" und flehte ihn an, ihm zu gestatten, durch Überrumpelung Stettins den Nationalkrieg zu beginnen; Scharnhorst klagte, daß man das Benehmen von 1806 wiederhole: „Der Krieg wird für uns wahrscheinlicher, und wir tun hier, als ob wir nichts davon wüßten." Aber der König widerstand; er hoffte nichts von einer Volkserhebung und mochte Napoleon nicht noch mehr reizen. Und dieser schonte ihn. In der Unterredung, die er am 9. November mit dem Überbringer eines preußischen Glückwunschschreibens, dem General v. Krusemarck, hatte, machte er seiner Laune, seinem Unwillen, seinem Mißtrauen Luft; wer in Preußen regiere, fragte er, der in Schlesien, nämlich Graf Götzen, oder Schill oder Bluquaire? Aber er forderte im wesentlichen nur, daß der König nach seiner Hauptstadt zurückkehre; dort umgaben ihn ringsum die französischen Garnisonen.

Im Dezember trat das Königspaar die Reise an. Am 23. zogen sie in Berlin ein. „Der Empfang war herzlich und in jeder Hinsicht ein wahres Volksfest", erzählt Boyen. Wieviel schmerzliche Empfindungen freilich mußten erwachen! „Mehr Augen", sagt Arndt, der zusah, „waren naß von Wehmut und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an." Aber „Blick auf, o Herr", so hatte Heinrich v. Kleist in Voraussicht dieses Augenblicks seinen königlichen Herrn angeredet:

> Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
> Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert:
> Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
> Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen . . .

Die schönste Tugend, laß mich's kühn dir sagen,
Hat mit dem Glück des Krieges dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst du auf dem Schlachtfeld blieben.

Und hinweisend auf der Hauptstadt Türme hatte er geschlossen:

Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beßre Güter in den Staub zu sinken.

So sprach der Dichter von dem künftigen Befreiungskriege, den er nicht mehr erleben sollte, und von seinen Opfern. Wie fern freilich schienen solche Pläne gerückt; welche andere Losung gab es, als sich vor Frankreich unbedingt zu beugen! Der König hatte in dem Glückwunschschreiben, das er Napoleon zum Friedensschlusse überreichen ließ, um Erleichterung der Kontributionszahlungen gebeten; aber mit Härte und mit Drohungen wurde diese Bitte zurückgewiesen. „Wozu eine Armee von 40 000 Mann?" sagte der Kaiser im Januar 1810 zu



Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von Fr. W. Bollinger.

Einzug König Friedrich Wilhelms III. in Berlin durch das Bernauer Tor, 23. Dezember 1809.

dem preußischen Gesandten, General von Krusemarck. Möge der König sein Heer bis auf 6000 Mann vermindern, oder möge er seine Domänen oder eine Provinz abtreten: „So oder so, ich will bezahlt sein. Ich werde einen Termin setzen, und wenn Preußen sich bis dahin nicht eingerichtet hat, so werde ich meine Truppen zurückkehren lassen, wieder Besitz ergreifen und mich dann ordentlich bezahlt machen.“ Einen Monat später wiederholte der französische Minister des Auswärtigen, Champagny, die Forderung, Gebietsteile abzutreten, wenn man nicht zu zahlen imstande sei. Unter diesen Umständen, und nachdem der Finanzminister Altenstein es für völlig ausgeschlossen erklärt hatte, daß man zahlen könne, hat am 12. März 1810 das preußische Ministerium — auch Scharnhorst war dabei — dem König den Rat gegeben, falls sich Napoleon auf keine andere Weise beschwichtigen ließe, ein Stück von Schlesien an ihn abzutreten.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm in den Kriegesnöten von 1809 ebenfalls eine weitere Zerstückelung Preußens gefürchtet hatte; jetzt aber der finanziellen Schwierigkeiten wegen eine Landesabtretung anzubieten war er nicht gewillt. Noch stärker war der Unmut der Königin; auf ihr Betreiben besonders beschloß der König sich an Hardenberg zu wenden, der, durch Napoleons Willen von aller aktiven Politik ausgeschlossen, in der Stille auf seinem Gute Tempelberg lebte. Schon im Februar hatte er mit St. Marsan über dessen Wiederberufung gesprochen; jetzt trat er durch Vermittlung des Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein mit seinem früheren Minister in Verbindung, und wie vor Steins Entlassung, so hatten auch jetzt beide geheime Zusammenkünfte, die freilich dem französischen Gesandten sofort bekannt und von ihm nach Paris gemeldet wurden. Der zweiten Besprechung, die am 2. Mai auf der Pfaueninsel stattfand, wohnte auch die Königin bei. Hardenberg war der Meinung, daß die Minister entlassen werden müßten; sie hätten sich durch ihren Vorschlag, Schlesien ganz oder teilweise abzutreten, ihrer Stellen unwürdig gemacht. Er selbst brachte einen Finanzplan mit, den er zur Rettung des Staates für geeignet hielt. Noch freilich stand die Ungunst Napoleons seinem Wiedereintritt in das Ministerium entgegen. So wandte er sich denn brieflich an St. Marsan; er erklärte, er sei ein unbedingter Freund des französischen Systems, und sein einziges Bestreben werde sein, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und sich das Vertrauen des Kaisers zu verdienen. Und Napoleon, dem ihn St. Marsan als französisch gesinnt darstellte, als einen Gegner Rußlands und der Partei, die immer von Koalition und Landwehr und der Befreiung Deutschlands träume, erklärte sich einver-

standen; mußte er ihm doch mindestens als geeignet erscheinen, die Finanzen Preußens zu kräftigen und die regelmäßige Zahlung der Kontribution zu gewährleisten.

Am 4. Juni übernahm Hardenberg als Staatskanzler mit umfassender Vollmacht die Geschäfte. Von den bisherigen Ministern blieben nur Goltz und einige Monate lang Dohna im Amte. Altenstein und Beyme schieden aus; ebenso der Geheimrat Nagler. Die Erwartungen, die an die Amtsführung dieser Männer geknüpft worden waren, hatten sich nicht erfüllt; die erhoffte Regelung der Finanzen war nicht gelungen, die Reformen der Steinschen Periode waren nicht weitergeführt worden. Drei Tage später meldeten die Zeitungen, daß auch Scharnhorst sein Amt als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements niedergelegt habe. Napoleon forderte es, St. Marsan drang darauf, und Hardenberg hielt es für notwendig, daß er zurücktrete; es gehörte zu dem notwendig gewordenen System eines äußerlichen Anschlusses an Frankreich. Scharnhorst übernahm die Stellung des Chefs des General-Quartiermeisterstabes und des Ingenieurkorps. Indessen fand man einen Weg, um ihn in innerer Beziehung zu seinem bisherigen Amt zu erhalten. Sein Nachfolger, der Oberst Hake, erhielt Anweisung, über alle wichtigeren Dinge, so weit es die Zeit erlaube, sich mit Scharnhorst in Verbindung zu setzen und im Einverständnis mit ihm zu entscheiden; zudem blieb Boyen, der seit einigen Monaten die erste Abteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements leitete, in seiner Stellung.

Schwer genug waren freilich die Demütigungen, zu denen Preußen und seine Staatsmänner sich verstehen mußten. Hardenberg schrieb einen Brief an Napoleon, in dem er noch einmal seinen überzeugten Anschluß an das französische System versicherte; Scharnhorst wandte sich an den französischen Gesandten in einem Schreiben, in dem er es als ein Unglück bezeichnete, „dem größten Monarchen der Welt mißfallen zu haben", und sich gegen die Beschuldigung, als sei er ein Mitglied des Tugendbundes, ein Feind Frankreichs, zu verteidigen suchte. Das Heer wurde bis auf 22 000 Mann vermindert. Es konnte scheinen, als seien alle Hoffnungen auf eine künftige Erhebung aufgegeben. „Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß sich die Verzweiflung an unserer Sache meiner bemächtigt hat", schrieb Gneisenau, der von seiner erfolglosen englischen Reise zurückgekehrt, außer Dienst war und sich sogar in wirtschaftlichen Sorgen befand, an Franz Blücher, den Sohn des Generals. „Es wird nichts mehr geschehen; es kann auch nichts mehr geschehen, wenigstens nicht mit Hoffnung einigen Erfolgs. Ein Stück der

Souveränität um das andere geht verloren, und so schnürt man uns sachte die Kehlen zu, bis wir ersticken."

In diesen Nöten traf König Friedrich Wilhelm das schwerste Unglück seines Lebens, der Tod der Königin. Mit innerster Teilnahme hatte sie die Geschicke Preußens bis zuletzt begleitet; Hardenbergs Berufung war zum guten Teil ihr Werk gewesen. Allen Patrioten hatte Heinrich v. Kleist aus der Seele gesprochen, als er der Königin zu ihrem Geburtstag am 10. März 1810 mit den Versen huldigte:

> Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
> Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
> Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
> Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,
>
> — — — — — — — — — — —
>
> O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
> Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
> Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!
>
> Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
> Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
> Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

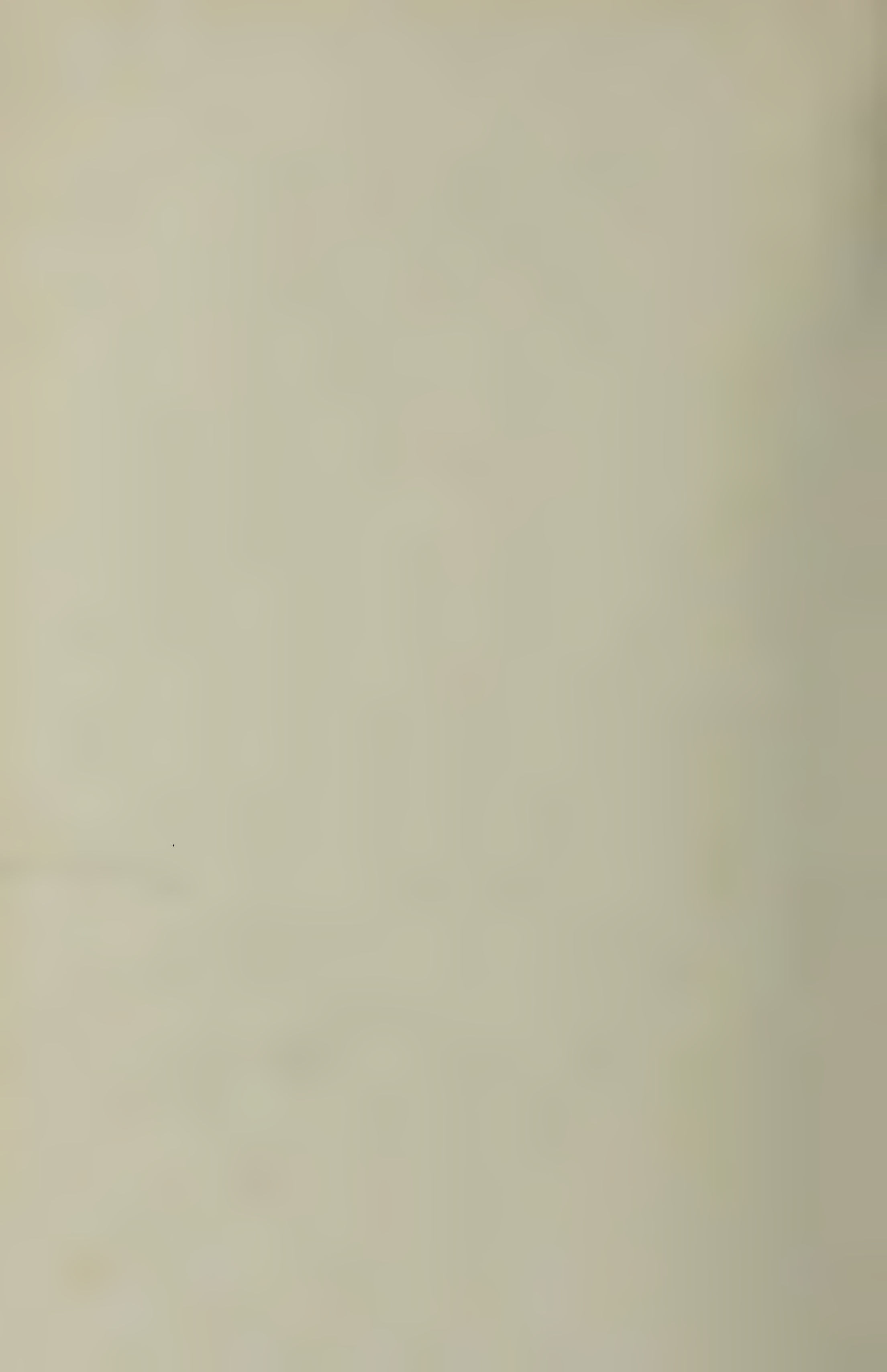
Es war kurze Zeit nach Hardenbergs Ernennung, als ihr der König gestattete, die teuren Verwandten, Vater, Großmutter und Geschwister, in Neu-Strelitz zu besuchen. „Ich komme zu Euch", so schreibt sie am 20. Juni, „. . . dann kommt der gute König, der mir diese Freude verschafft . . . . Halleluja! Gott sei Ehr' in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demut bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten . . . Hussasa tralala, bald bin ich bei Euch . . . Mon Dieu, je suis toll. Ich habe Euch soviel zu verzählen tun . . . in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet". Und zwei Tage später: „Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi" — das war ihres Vaters Leibarzt – „wieder an".

Die letzten Tage vor ihrer Abreise brachte sie in Charlottenburg zu. Dort wurde ihr ältester Sohn, was ihr sehr am Herzen gelegen hatte, dem bisherigen Prediger Ancillon zur Erziehung übergeben; dort führte sie ihr Gemahl auf ihren Wunsch nach jener dunklen Tannenallee im Schloßgarten, die sie liebte, und die heute den Weg nach ihrer Grabstätte einrahmt. Am 25. Juni reiste sie. Drei Tage später folgte ihr der König; er fand sie un-



Gezeichnet von H. Dähling. Gestochen von D. Berger.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am Sterbebette der Königin Luise in Hohenzieritz, 19. Juli 1810.



päßlich, erkältet, aber von innigster Freude über sein Kommen erfüllt und auf das ängstlichste für seine Bequemlichkeit besorgt. In dem Schlosse Hohenzieritz, wohin man alsbald übersiedelte, wurde ihr Befinden schlechter; der Arzt sprach von einem hitzigen Fieber; von Gefahr war noch nicht die Rede, aber an Abreise konnte man nicht denken. So mußte denn der König, den die Geschäfte abriefen, ohne sie allein zurückkehren. Die Krankheit — es wurde eine Lungenentzündung — zog sich hin; da erhielt der König am 18. Juli von dem Arzte Dr. Heim, den er hingesandt hatte, die Nachricht, es sei Gefahr vorhanden, die Königin wünsche, daß er schnell komme. Auf das tiefste bestürzt, fuhr er am Abend nach Erledigung der wichtigsten Dinge mit seinen beiden ältesten Söhnen ab. In der Frühe des 19. kam er in Hohenzieritz an. Er fand die Gattin sehr leidend, durch Brustkrämpfe geschwächt, auf das stärkste verändert. Der König war auf das tiefste erschüttert; er sah, daß das Ende bevorstand. Mit ihr allein gelassen und an ihrem Bette knieend, brach er in die Worte aus, nur durch sie habe das Leben Reiz für ihn; als er sagte, sie sei der einzige Freund, zu dem er Zutrauen habe, da fiel sie ein: „und Hardenberg". Auf die Frage, ob sie noch einen Wunsch habe, sprach sie: „Dein Glück und die Erziehung der Kinder". „Herr Jesus, mache es kurz", waren ihre letzten Worte. Um 9 Uhr morgens starb sie. Eine Stunde nachher kamen ihre Tochter Charlotte und Prinz Karl an; sie haben die Mutter nicht mehr lebend gesehen.

„Der stolz der Weiber ist von der Erde geschieden. Gott im Himell, sie muß vor uns zu guht gewesen sein", so klagte Blücher um die gestorbene Fürstin. Wer sich ihren Lebensgang vor die Seele stellt, wer sich den Eindruck vergegenwärtigt, den sie auf die Besten und Edelsten ihrer Zeitgenossen ausübte, wer ihre Briefe liest, diese Briefe voll Natürlichkeit, leuchtend von Frohsinn, ergreifend durch die Macht des Schmerzes, den echten Spiegel einer tiefen Innerlichkeit, der empfindet, was mit diesem Leben aus der Welt schied. Es gibt Naturen, die mit dem Adel der Gedanken eine solche Grazie des Leibes und der Seele verbinden, daß sie von Gott besonders begnadet erscheinen. Zu ihnen gehört diese Königin. Wie war sie innerlich gewachsen seit jenen Tagen jungen bräutlichen Glückes; sie hatte den Traum überwunden, daß eine Königin von Preußen ein idyllisches Dasein führen könne, sie hatte die bittere Erfahrung machen müssen, daß der Mensch nur im Leiden und im Handeln reift. Mit der starken, leidenschaftlichen Kraft ihres Gemüts hatte sie das Vaterland umfaßt; dadurch, daß sie Preußens Schicksal

wie das eigene empfand, hat sie am stärksten gewirkt. So ist ihr Name denen, die sich nach Befreiung sehnten, die nach Rache verlangten, zum Symbol geworden.

> Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
> So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
> Daß unsre Enkel freie Männer sterben.
>
> Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
> Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
> Ein guter Engel für die gute Sache!

Das Ministerium Altenstein-Dohna, das sonst so viele Hoffnungen täuschte, hat doch eine Tat aufzuweisen, die zu den schönsten jener tatenreichen Zeit gehört: die Gründung der Universität Berlin. Sie knüpft sich an den Namen Wilhelms v. Humboldt, der als geheimer Staatsrat unter Dohna die Sektion für Kultus und Unterricht leitete.

Stein hatte ihn für die Neubildung des preußischen Unterrichtswesens empfohlen; und doch, wie anders geartet war dieser Mann als Stein, Scharnhorst, Gneisenau. In ihm, dem Freunde Goethes und Schillers, gewinnt der Geist von Weimar und Jena Einfluß auf die preußische Reformtätigkeit; darin besteht ein gut Teil seiner historischen Bedeutung. Schon einst hatte er im preußischen Staatsdienst gestanden, war aber 1791 nach einem kurzen Jahre als Vierundzwanzigjähriger wieder ausgeschieden. Sich selbst wollte er leben, aus der sittlichen Überzeugung heraus, die er damals mit den Worten ausgesprochen hat: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt.“ Dem Staate, dem alles bevormundenden, jede freie Tätigkeit lähmenden Staate des 18. Jahrhunderts steht er kritisch gegenüber, nicht anders als Stein; aber wie verschiedene Folgerungen ziehen beide aus ihren Erfahrungen! Stein fordert, man möge das bisher äußerliche Band zwischen Staat und Bürger in ein inneres der Anhänglichkeit und Opferwilligkeit verwandeln; man möge den Bürger befreien, um ihn zu erziehen. Humboldt verlangt in seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ (1792) nichts anderes als dies: „Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist; zu keinem anderen

Endzwecke beschränke er ihre Freiheit." Und noch 1809 spricht er aus, daß der Staat „nur dahin zu streben habe, bloß negativ zu wirken und das positive Wirken der freien Tätigkeit der Nation zu überlassen", daß er „kein Erziehungs-, sondern ein Rechtsinstitut" sei.



Gezeichnet von F. Krüger. Lith. von Oldermann.

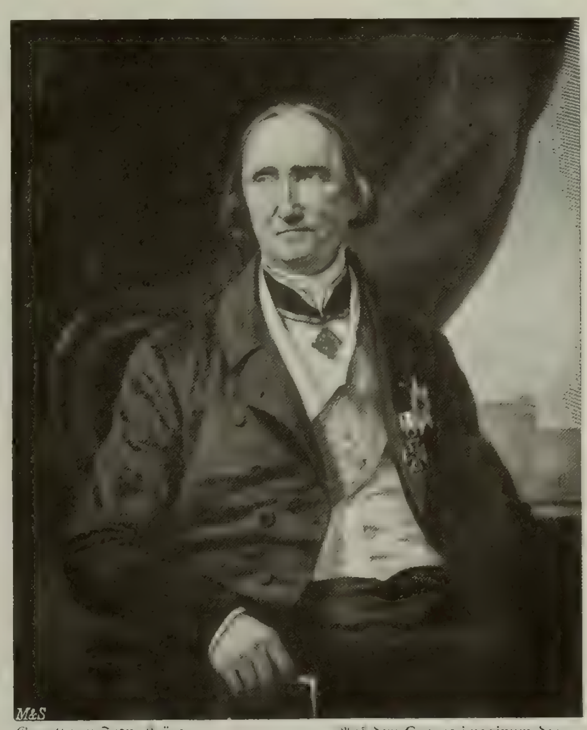
Wilhelm von Humboldt.

Humboldt war Individualist, allerdings in dem höchsten und erhabensten Sinne: die Ausbildung eines reichen, tiefen, harmonischen Innenlebens erschien ihm als der vornehmste Beruf des Menschen, aus dem alle anderen Aufgaben abzuleiten seien. Er war Hellene in der Art, wie die Besten seiner Zeit das Hellenentum auffaßten: als die wundervolle Verbindung von höchstem Schönheitssinn und freiestem Erkenntnistrieb, als die Grundstimmung des Menschen, die im Handeln wie im Erkennen im letzten Grunde alles auf die Idee bezieht und mitten im Wechsel der Erscheinungen „andere Dinge sucht, die ewig unentreißbar sind". Er war mehr Denker und Forscher als auf das positive Schaffen gerichtet. Er hat selbst von sich gesagt, seine Natur sei es gewesen, „die Geschäfte gegen das innere und eigentliche Sein nur wie eine Art Nebensache zu behandeln"; und ein Beobachter schreibt von ihm, die Welt sei ihm „ein ungeheures Gewirr von Problemen" gewesen, aus jedem Stoff, den er bewegte, habe er immer als wesentlichstes Ergebnis den möglichst erlangbaren Ertrag für die eigene Seele zu ernten gesucht. In einer solchen Persönlichkeit trat der leidenschaftliche, kraftvolle, auf ein Ziel hinstrebende Wille zurück; auch darin wollte er Hellene sein, daß er die Kunst des beständigen Maßhaltens als höchste Tugend übte. Es fehlte ihm nicht an warmer Empfindung, aber sie blieb oft verborgen; der Beobachter bewunderte seine kühle Ruhe, seine freie Auffassung, seinen Witz, seinen Scharfsinn, aber

er glaubte zugleich ein starkes Übergewicht der Kräfte des Verstandes über die des Gemütes zu verspüren. So nannte ihn Gentz den größten Sophisten; Talleyrand sagte, er sei der fleischgewordene Sophismus, und meinte, mit Herrn v. Humboldt stehe es ebenso wie mit Preußen: on ne sait pas bien ce que c'est. Mit Schärfe hat sich Gneisenau über ihn ausgesprochen: „Ihm geht der politische Mut ab. Andrer Ideen weiß er sehr gut zu spalten und zu zerlegen . . ." und „ich mag mit dem unmoralischen, mutlosen und gemütlosen Menschen nicht gemeinsame Sache machen". Andere, die seinem Denken näher standen, urteilten gerechter. Für den großen Philologen Böckh war er „ein Mann von perikleischer Hoheit des Sinnes". In ihm wohnte, sagt Varnhagen, „hohe Bildung und Wissenschaft mit unverletzter Würde des Charakters . . . sein Geist wirkte zersetzend auf das Gemeine".

Dieser Mann hatte 1802 die Stellung eines preußischen Vertreters bei dem päpstlichen Stuhle angenommen. Bis zum Jahre 1808 blieb er in Rom; es war, wie er selbst bekannt hat, die glücklichste Periode seines Lebens. Was war ihm alles diese Stadt! „Der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in Eins zusammenzieht", die Stadt, die mit keiner anderen Stadt zu vergleichen ist. Ungern gab er seine bisherige Tätigkeit auf, so sehr auch er das Unglück Preußens empfand, und so peinlich es ihm war, „müßig zu sein und nichts für das bedrängte Vaterland tun zu können". In seiner neuen Stellung arbeitete er mit Nicolovius zusammen, der unter seiner Oberleitung das Kultusdepartement leitete, und mit dem er sich trotz seiner abweichenden Stellung zu den religiösen Dingen wohl verstand. Die Leitung des Schulwesens war Süvern anvertraut, den wir als glühenden Verehrer Steins kennen gelernt haben. Und nun ging Humboldt, von höchsten Gesichtspunkten aus die Aufgabe erschauend, ans Werk. Er suchte die Organisation der Gymnasien zu verbessern, er sandte Volksschullehrer zu Pestalozzi, um dessen Lehrart in sich aufzunehmen und nach Preußen zu übertragen, er schritt zu einer Umbildung der Akademie der Wissenschaften und ebenso der Akademie der Künste, er trat ein für Pflege der geistlichen Musik, er erreichte für Rauch, der damals in Rom weilte, eine Erhöhung der ihm vom Staat bewilligten Pension. Er tat mancherlei für die Universität in Königsberg und ebenso für die in Frankfurt a. Oder, die freilich nur vegetierte und bald, nachdem er aus seiner Stellung geschieden war, mit der alten Jesuitenuniversität Breslau verschmolzen wurde. Aber seine bedeutendste Tat, sein „persönliches Werk", wie er selbst gesagt hat, war die Gründung der Universität Berlin.

Der Gedanke, in der Landeshauptstadt eine Hochschule zu schaffen, ist schon vor dem Kriege von 1806, u. a. von Schleiermacher, vertreten worden; wurden doch auch damals bereits von bedeutenden Gelehrten über die verschiedensten Gegenstände in Berlin Vorträge gehalten. Wie viel dringender aber erschien diese Schöpfung, als Halle verloren gegangen war, als die Überzeugung, nur durch eine Befreiung der Geister könne Preußen wieder auferstehen, tausend Seelen erfüllte. „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat", lautet ein schönes Wort Friedrich Wilhelms. Mit idealem Sinn und mit praktischem Geschick ist Humboldt an die Aufgabe herangetreten. In einer Zeit, in der politische und kriegerische Sorgen, die Furcht vor der nahen Katastrophe die Staatsmänner erfüllten, hat er die leitenden Männer für seine Schöpfung zu interessieren gewußt; in einer Zeit, in der die Finanznot alle anderen Gedanken zu ersticken drohte, ist es ihm gelungen, die nötigen Mittel zu beschaffen; in einer Zeit tiefster politischer Demütigung hat er eine lange Reihe führender Geister dem preußischen Staate, sei es gewonnen, sei es erhalten. „Ein Staat wie ein Privatmann handelt gut und politisch zugleich, wenn er in einem Augenblick, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas bedeutend Wohltätiges dauernd für die Zukunft zu stiften und es an seinen Namen anzuknüpfen." So lesen wir in einem der Berichte, die er an den König



Gemalt von Franz Krüger. — Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Fr. Karl von Savigny.

richtete; wenn er ihm die zu erwartenden günstigen Folgen der Gründung darlegte, so vergaß er nicht zu erwähnen, daß er durch dieses Werk der „Erhalter der gesamten deutschen Literatur und Sprache in einem Augenblicke werde, wo vieles ihr unausbleibliches Verderben droht".

Im Juni 1810 legte Humboldt sein Amt nieder, um als Gesandter nach Wien zu gehen. Aber die Universität war gesichert. Im Herbst d. Js. ward sie im früheren Palais des Prinzen Heinrich eröffnet, mit so erlauchten Lehrern wie Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Böckh und Buttmann, Savigny und Eichhorn, Hufeland und Thaer. „Unter allen berühmten Universitäten Deutschlands", durfte die Sektion für Unterricht in ihrem Bericht an den König schreiben, „ist keine mit einer solchen Anzahl bewährter Lehrer, mit einem solchen Vorrat gelehrter Bedürfnisse und mit solchem Glanze ihrer Gebäude aufgetreten".





Viertes Kapitel.

Hardenbergs Gesetzgebung. Der Krieg von 1812.

„Eine Revolution in gutem Sinne, das ist unser Ziel."

Hardenberg.

Auch Freiherr Karl August von Hardenberg war kein Preuße von Geburt, so wenig wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau. Am 31. Mai 1750 war er zu Essenrode in Hannover geboren und hatte anfangs im Dienste der hannöverschen, dann der braunschweigischen Regierung gestanden. Darauf übernahm er die Regierung der Lande Ansbach und Bayreuth, die 1791 der letzte Markgraf an Preußen überließ; er leitete sie fast selbständig und mit großem Geschick, persönlich auf das lebhafteste eingreifend, große Gesichtspunkte verfolgend. 1795 wurde er dazu berufen, den Frieden von Basel abzuschließen, durch den Preußen seine Sache von der Österreichs trennte. Wie er 1804 zur Leitung der auswärtigen Politik Preußens herangezogen wurde, wie er 1807 dem Hasse Napoleons weichen mußte, ist erzählt worden. Er war ein Sechzigjähriger, als er jetzt das Steuerruder des Staates in die Hand nahm, aber, abgesehen von seiner stets wachsenden Schwerhörigkeit, körperlich von großer Frische; mit der sanguinischen, hoffnungsfrohen Beweglichkeit des Geistes, die einen wesentlichen Zug seines Charakters ausmachte, ging er an die große Aufgabe heran, die ihn erwartete.

1807 hatte er dem König den Freiherrn vom Stein als seinen Nachfolger empfohlen; jetzt sah Stein mit großen Erwartungen auf Hardenberg. Der gemeinsame Gegensatz gegen Napoleon, die gemeinsame Überzeugung von der Reformbedürftigkeit Preußens hatten sie zusammengeführt. In den späteren Jahren enthüllten sich dem Auge Steins mehr und mehr die Gegensätze, die

ihn von Hardenberg trennten; in der Beschreibung seines Lebens, die er auf Wunsch des Kronprinzen von Bayern verfaßte, hat er eine Charakteristik von ihm entworfen, die in ihrer Herbigkeit ihm doch nicht gerecht wird. In Hardenberg war freilich nichts von der sittlichen Leidenschaft, die den Kern der Persönlichkeit Steins bildet; auch nichts von der Auffassung des Staatsmannes als eines Volkserziehers, die Stein beherrschte. Er faßte die Dinge geistvoll und lebhaft, mit hellem, raschem Blick, von einem hohen Standpunkte aus auf; aber seine politischen Überzeugungen wurzelten nicht in dem Maße, wie bei Stein, in den Tiefen des Charakters; immer neue Bilder schoben sich vor das Auge des Vielseitigen und ließen immer neue Möglichkeiten als erwägenswert erscheinen. „Ihn beherrschten", wie eine feine Beobachterin und Kennerin seines Wesens sagt, „die allmächtigen Stunden, und die Gegenwart galt ihm oft zuviel im Vergleich mit der Zukunft, die er nicht immer scharf ins Auge faßte." Es ist bemerkenswert, wieviel Provisorisches die Gesetzgebung seines Ministeriums enthielt, wieviel eben Befohlenes wieder zurückgenommen ward, wieviel Verheißungen gegeben wurden, die er nicht alle einlöste. Gewiß war er biegsamer als Stein, verstand es besser sich den Verhältnissen und den Persönlichkeiten anzupassen. Er war bequem im Umgang und dabei doch von vornehmer Art und Würde; er besaß ein großes, natürliches Wohlwollen, einen angeborenen edlen Sinn, feinste Formen, große Liebenswürdigkeit. Wie hatte er die Königin Luise für sich eingenommen, die schließlich gegen Stein fast Abneigung empfand, Hardenbergs Tätigkeit dagegen mit den größten Hoffnungen entgegensah! Wie sehr auch Gneisenau, der trotz der Ausstellungen, die er an seinem Privatleben machen mußte, doch mit größter Achtung auf ihn blickte! Er war auch als Diplomat mehr an seinem Platze als Stein, dem diese feinen Künste nicht gegeben waren; er schloß sich leichter den wechselnden politischen Konjunkturen an, sein Geschick in der Menschenbehandlung, seine ausgebreitete Kenntnis der europäischen Höfe und Regierungen, dazu seine große Pflichttreue und Arbeitsfähigkeit wurden allgemein anerkannt. Andrerseits fehlt es ihm auch hier zuweilen an Bestimmtheit. Daß seine Politik vor 1806 nicht weniger schwankend gewesen war als die des Grafen Haugwitz, haben wir gesehen; aber auch später hat er mehr als einmal die ruhige Sicherheit des Entschlusses vermissen lassen. Mit weniger Angenehmem wußte er sich, zuweilen fast zu bequem, abzufinden; auch um sein Amt zu behaupten, an dem er hing, hat er wohl manches in den Kauf genommen. Seine schwächste Stelle ist sein Privatleben. Er liebte den

Genuß; daß er ihm bis in sein Alter nachging, daß er Persönlichkeiten von anfechtbarer Lebensführung in seine Umgebung zog, kontrastierte nach Steins hartem, aber gerechtem Urteil mit seinen grauen Haaren, seinem Stolz, seiner Würde. So war der Mann beschaffen, der sich jetzt, nach Boyens Ausdruck, „wohlgemutet in den vor ihm brausenden Strudel stürzte und an der Hand des Glückes, wenigstens in der Hauptsache, das gegenseitige Ufer erreichte, wo ein etwas ängstlich-gewissenhafter Mann unentschlossen stehen geblieben wäre".

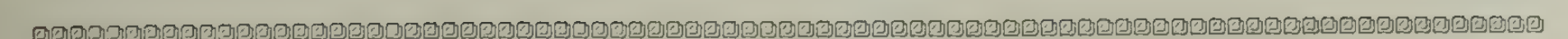
„Dem Könige und dem preußischen Staate war er wahrhaft ergeben" sagt derselbe Gewährsmann; „ihn belebte der edle Ehrgeiz, zur Erhebung des letzteren soviel als möglich beizutragen". Es ist erzählt worden, daß er 1807 in Riga auf Wunsch des Königs eine umfassende, von bedeutenden Gesichtspunkten ausgehende Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates niedergeschrieben hatte. So wie Stein bei seinen Reformgedanken auf die Ideen von 1789 zurückschaute, wie Gneisenau mit Bewunderung auf die französische Revolution blickte als die mächtige Weckerin tiefverborgener nationaler Kräfte, so ging auch Hardenberg bei seinen Erwägungen von diesem gewaltigen Ereignis aus: „Die französische Revolution gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt, das Elende und Schwache, veraltete Vorurteile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört. . . . Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern. . . . Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergange oder der erzwungenen Annahme derselben entgegensehen muß. . . . Also eine Revolution in gutem Sinne, geradehin führend zu dem großen Zweck der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen — das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung: dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist."

So bezeichnet er denn „möglichste Freiheit und Gleichheit" als das erstrebenswerte Ziel: „Jede Stelle im Staat ohne Ausnahme sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienst und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen." Er verlangt mit Adam Smith „möglichste Herstellung des freien Gebrauchs der Kräfte der Staatsbürger aller Klassen"; für die Handelspolizei erinnert er an den Grundsatz des Laissez faire; er ist

gegen die Ein- und Ausfuhrverbote des Merkantilsystems. Auch für das Heerwesen entwirft er einen Umbildungsplan. Er verlangt die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, doch so, daß er nach Napoleonischer Art die Befreiung vom Heeresdienst „gegen Stellung eines andern noch völlig rüstigen Mannes", also die Stellvertretung gestatten will. Und so weit geht seine Nachahmung des Vorbildes der französischen Revolution, daß er nicht nur gleiche Avancementsaussichten für alle Soldaten fordert, sondern die Ansicht aufstellt, die Unteroffiziere müßten von den gemeinen Soldaten, die Offiziere des ersten Grades von den Unteroffizieren gewählt werden.

Esprit à système würde Stein zu solchen Anschauungen über die Umwandlung des preußischen Heeres gesagt haben; er hätte auch den Grundsatz „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung" nicht gebilligt. Den einzelnen innerlich an das große Ganze zu binden, ist Steins höchstes Ziel; für Hardenberg ist die Befreiung des Individuums und die Entfesselung der persönlichen Kräfte Selbstzweck. Stein sieht in der Ausbildung der städtischen Selbständigkeit, der Heranziehung der Bürger zur Gemeindeverwaltung das beste Mittel, um den Gemeinsinn zu beleben. Für Hardenberg haben diese Dinge wenig Interesse; er gedenkt der Selbstverwaltung nur mit einem kurzen Wort. Stein hat später von ihm gesagt, er sei, ohne sich es zu gestehen, ein despotischer Bureaukrat; und gewiß ist es, daß Hardenberg in den nach Napoleonischem Muster organisierten Verwaltungen des Königreichs Westfalen und anderer Staaten nachahmenswerte Vorbilder sah.

Beide Staatsmänner wünschten möglichste Einheit und Kraft in der Leitung der preußischen Politik. Aber Stein dachte aller Einseitigkeit und Beschränktheit der Ansichten durch Bildung eines Staatsrats vorzubeugen; Hardenberg erschien als Hauptsache, daß ein Premierminister oder Staatskanzler mit ausgedehnter Vollmacht an die Spitze des Staates trete. Nur unter dieser Bedingung übernahm er auch 1810 das Ministerium: daß er die Oberaufsicht und Kontrolle jeder Verwaltung führte, daß er Rechenschaft und Auskunft über jeden Gegenstand zu fordern berechtigt war, daß er selbst nicht nur die Oberleitung des Inneren und der Finanzen übernahm, sondern auch von den auswärtigen Angelegenheiten fortwährend in Kenntnis erhalten wurde, und daß über wichtigere Dinge nicht ohne ihn beschlossen werden durfte. So suchte Hardenberg andere Einflüsse auf den König auszuschalten. Dohna, der zunächst noch im Amt blieb, schied nach einigen Monaten aus; er nahm den Ruf großer Redlichkeit und des edelsten patriotischen Wollens, aber



Gemalt v. e. unbekannt. Meister. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Karl August von Hardenberg.

eines gegenüber den großen Aufgaben unzureichenden Könnens mit sich. So blieb von den früheren Ministern nur Goltz im Amt, der Hardenberg weder durch Willensstärke noch durch überragende Einsicht unbequem war. Daneben behielt Scharnhorst, obwohl nicht mehr Minister, seine einflußreiche Stellung.

Das Dringendste war für den Staatskanzler die Reform der Finanzen; und ihr widmete er sich sofort mit größtem Eifer. Rasch, ja zu rasch entstand der erste Entwurf seines Finanzplans, so daß er zu Ausstellungen berechtigten Anlaß bot; Niebuhr, der, nachdem die holländische Anleihe endlich zustande gebracht war, die Stelle eines Sektionschefs im Finanzministerium erhalten hatte, und Schön, der Präsident der Gumbinner Regierung, tadelten ihn aus mehr als einem Grunde. Sie trugen ihre Bedenken dem in der Verbannung weilenden Stein vor. Aber auch Hardenberg wandte sich an ihn, kam mit ihm in aller Heimlichkeit zu Hermsdorf im Riesengebirge zusammen und erntete in wesentlichen Dingen seine Zustimmung. Nach mehrfachen Umarbeitungen wurde durch das Edikt vom 27. Oktober 1810 die Nation mit den Grundzügen und Absichten der neuen finanziellen Ordnung bekannt gemacht. Eine Reform der Grundsteuer wurde für die Zukunft verheißen; alle Befreiungen von ihr sollten wegfallen, alle Grundstücke nach gleichen Grundsätzen besteuert werden. Die Neuordnung der Verbrauchssteuern und der Stempelsteuern wurde sofort in Angriff genommen; ihnen sollten eine Gewerbesteuer, eine von „Dienstboten, Pferden und Hunden“ zu erhebende Luxussteuer sowie eine auf das Einkommen gelegte Klassensteuer zur Seite treten. Eine Säkularisation der geistlichen Güter in Schlesien sollte ferner dazu beitragen, den finanziellen Nöten abzuhelfen. Den Schluß des königlichen Ediktes bildete die Verheißung, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rat Wir gern benutzen werden.“ So wurde zum ersten Male dem preußischen Volke eine Volksvertretung, wenn auch nur mit beratender Stimme, amtlich in Aussicht gestellt.

Der Reform der Verbrauchssteuern sollte die überkommene Akzise mit allen ihren verwickelten Einzelbestimmungen zum Opfer fallen: an die Stelle der bisher besteuerten 2775 Artikel sollten etwa 20 treten, vor allem Fleisch, „Gemahl“, Bier und Branntwein. Mit der Akzise sollte der Unterschied zwischen Stadt und Land, den bisher die Gewerbegesetzgebung gemacht hatte, beseitigt werden; auch auf dem Lande sollte, dem Grundsatz freier Entfaltung wirtschaftlicher Kräfte gemäß, der Gewerbebetrieb gestattet sein. Der Plan entsprang ehrlicher Begeisterung für die neuen volkswirtschaftlichen Lehren, aber ob er sofort durchführbar sei, war nicht genügend geprüft worden. Das Gesetz fand einen starken, vielseitigen Widerstand: einen berechtigten seitens zahlloser kleiner Leute auf dem Lande, vornehmlich in Ostpreußen und Litauen,

welche die neuen Steuern auf ihr Schlachtvieh, auf ihre Brennereien schwer ertrugen, denen man sogar, um Steuerhinterziehungen zu verhüten, die Handmühlen wegnahm; einen sehr wenig berechtigten seitens vieler großer Grundbesitzer, die sich auf das überkommene Recht der Steuerfreiheit beriefen und die Anschauung vertraten, ihre bisherigen Gerechtsame beruhten auf den zwischen ihnen und der Krone geschlossenen Verträgen und könnten auch nur durch Verträge geändert werden. Man erinnerte an den Eid, durch den der König bei seiner Thronbesteigung die ständischen Rechte gewährleistet habe; man verlangte die Berufung der Landtage. Dieser Forderung kam Hardenberg nicht nach; aber er berief 1811 eine Versammlung von Notabeln, die der König ernannt hatte. Als auch hier heftige Beschwerden laut wurden, versuchte er es mit der Einschüchterung: zwei Führer der Junkerpartei, den Grafen Finkenstein und den charaktervollen, aber ganz in den feudalen Ideen lebenden Marwitz, ließ er auf einige Wochen nach Spandau bringen. Aber wie er das Verbot des Gebrauchs von Handmühlen zurückzog, so machte er auch ferner Zugeständnisse, durch die der ursprünglich aufgestellte Grundsatz stark durchbrochen wurde. Insbesondere wurde für das Land und einen Teil der kleineren Städte die Mahlsteuer teils wieder aufgehoben, teils herabgesetzt; die Einnahmeausfälle sollten durch eine Personensteuer gedeckt werden, die in den von ihr befreiten Landesteilen erhoben wurde. Unter diesen Umständen konnte auch die beabsichtigte Verkehrsfreiheit zwischen Stadt und Land nicht durchgeführt werden; es blieb bei gewissen Abgaben, die von ländlichen Erzeugnissen an den Stadttoren erhoben wurden.



Gezeichnet von Franz Krüger.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

Schlimmer noch war, daß die versprochene Reform der Grundsteuer nicht eintrat. Wo der Adel von ihr befreit war, blieb er es, und erst Jahrzehnte später ist diese Frage geregelt worden. Auch zu einer Einkommensteuer, zu der Stein auf das dringendste riet, hat sich Hardenberg erst später entschlossen; die 1812 eingeführte, ziemlich hohe Vermögens- und Einkommensteuer war nur als vorübergehende Maßregel beabsichtigt, um der augenblicklichen Not des Staates zu steuern.

Am 2. November 1810 wurde das Gewerbesteuergesetz veröffentlicht, das durch das Edikt vom 27. Oktober verheißen worden war. Nach französisch-westfälischem Vorbild wurde der Gewerbebetrieb jedem freigestellt, der sich durch Zahlung einer Gewerbesteuer einen jährlich zu erneuernden Gewerbeschein, ein Steuerpatent, erwarb. Es war eine Maßregel von größter Bedeutung: jeder, der die nötigen Mittel und die bürgerlichen Ehrenrechte besaß, wurde zu jeglichem Gewerbe zugelassen, und so hörte infolge dieses Steuergesetzes der Zunftzwang mit einem Male auf. Die Zünfte selbst wurden nicht aufgehoben, wie es anfänglich Hardenberg geplant zu haben scheint, sondern sie bestanden mit ihrem Vermögen und ihren Einrichtungen fort; aber, wie das am 7. September 1811 vom König unterzeichnete Gewerbepolizeigesetz bestimmte, niemand war verpflichtet ihnen beizutreten, auch der nichtzünftige Gewerbetreibende durfte Lehrlinge und Gehilfen annehmen, und es war gestattet aus dem Zunftverbande auszutreten.

Bei seinem Vorgehen gegen die Zünfte hätte sich Hardenberg auf die Traditionen der Steinschen Gesetzgebung berufen dürfen; weniger bei seiner Regelung der bäuerlichen Verhältnisse. Hier war er am wenigsten Fachmann und am wenigsten interessiert; die starke Liebe zum Bauernstande, die Stein beseelte, ging ihm ab. Zudem traf er hier auf besonders scharfen Widerstand der adligen Besitzer, und er hat ihnen wesentliche Zugeständnisse gemacht. Wir erinnern uns, daß es, nachdem den Bauern die persönliche Freiheit verliehen und demnach für die Domänenbauern die Reform im wesentlichen beendet war, nunmehr darauf ankam, auch den Bauern der Rittergüter den vollen Besitz ihres Hofes und die Freiheit von gutsherrlichen Diensten zu gewährleisten. Bereits 1810 hatte Hardenberg durch Friedrich v. Raumer, den späteren Geschichtschreiber, den Entwurf eines Ediktes ausarbeiten lassen, das diese Verhältnisse regelte: alle Bauern, denen erbliche oder lebenslängliche Besitzrechte an ihrer Stelle zuständen, sollten in der Weise das volle Eigentum erhalten, daß zwischen ihnen und dem Gutsbesitzer eine gegenseitige Aufrechnung der Rechte und Pflichten stattfinde und für den Überschuß,

mochte er sich auf dieser oder jener Seite finden, Entschädigung gegeben würde. Schlechter waren die Bedingungen für diejenigen Bauern, die als Zeitpächter ihre Höfe inne hatten; nur unter der Bedingung, daß die eine Hälfte ihres Grundstücks an den Gutsbesitzer fiel, sollten sie die andere zu vollem Eigentum erhalten. Aber in dieser Gestalt wurde der Entwurf nicht Gesetz; unter dem Eindruck des Widerstrebens des Rittergutsbesitzers wurde er durch Scharnweber, der an Raumers Stelle trat, stark verändert. Das Gesetz vom 14. September 1811 führte anstatt der Auseinandersetzung von Fall zu Fall eine Normalentschädigung für den Gutsherrn ein, die für alle erblichen Bauernhofbesitzer ein Drittel ihres Landes, für die nichterblichen, die lebenslänglichen wie die Zeitpachtbauern die Hälfte betrug. Auch diese Bestimmungen haben nachher noch Einschränkungen erfahren: gewisse Arten von Bauernstellen wurden von der „Regulierung" ausgeschlossen und der Grundsatz aufgestellt, daß sie überhaupt nur dann eintreten sollte, wenn sie von einem der beiden Teile beantragt werde.

Am wenigsten ist unter Hardenbergs Regiment für die Weiterbildung der Selbstverwaltung geschehen; ja, was geschah, stand in scharfem Gegensatz zu den Absichten der Steinschen Gesetzgebung. Schon länger hatte sich die Notwendigkeit geltend gemacht, die Polizeigewalt auf dem flachen Lande zu verstärken; dem sollte die Organisation einer Gendarmerie nach französischem Vorbild abhelfen. Aber das von Scharnweber ausgearbeitete Edikt über Errichtung einer Gendarmerie, das am 30. Juli 1812 veröffentlicht wurde, enthielt mehr: es enthielt zugleich die Grundzüge einer neuen Kreisordnung, und zwar einer Kreisordnung, die an die Stelle des von den Ständen gewählten Landrates einen vom König ernannten Kreisdirektor setzte und diesem zugleich ein solches Übergewicht über die ihm zur Seite stehenden sechs Deputierten des Kreises verlieh, daß sie mehr als seine Untergebenen denn als selbständige Vertreter der Kreisinteressen erschienen. Es war der Hardenberg innewohnende bureaukratische Zug, der ihn zu dieser unglücklichen Nachahmung französischer Einrichtungen veranlaßte. „Sein Kreisdirektor mitsamt der Kreisverwaltung", sagt Heinrich v. Treitschke, „war nichts anderes als der Unterpräfekt und der Arrondissementsrat des Napoleonischen Frankreichs". Wiederum erhob sich Einspruch auf Einspruch gegen die Vergewaltigung bestehender Einrichtungen. Und so ist denn zwar die Gendarmerie ins Leben getreten, die weitergehenden Bestimmungen aber wurden zurückgenommen und gelangten nicht zur Ausführung.

So wenig wie die Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden hat Hardenberg die große Angelegenheit der Schöpfung einer Volksvertretung ernsthaft gefördert. Zwar an Verheißungen und Ansätzen hat es nicht gefehlt. Das Versprechen einer zweckmäßig eingerichteten Repräsentation, das in dem Steueredikt vom Oktober 1810 enthalten war, fand sich von neuem in dem „fernerweiten Edikt über die Finanzen des Staates" vom 7. September 1811. Und wenn das Jahr 1811 eine Versammlung preußischer Notabeln hatte tagen sehen, so erlebte man im nächsten Jahre das Zusammentreten einer „interimistischen Landes-Repräsentantenversammlung", deren Beratungen erst im Jahre 1815 ein Ende genommen haben. Aber dieser erste Vorläufer eines preußischen Parlaments gleicht darin seinem berühmteren Genossen, dem Vereinigten Landtag von 1847, daß es ihm an einer bestimmten Rechtsgrundlage fehlte. Hardenberg war von vornherein nicht geneigt, der Versammlung stärkeren Einfluß und freie Bewegung zu gestatten. Darum war die Zahl der Abgeordneten klein; sie betrug nur 42, von denen nicht weniger als 27, 18 Rittergutsbesitzer und 9 Bauern, das Land vertraten. Darum gab es in den Verhandlungen auch keine Öffentlichkeit und keine Berichterstattung durch die Presse. Es gab keine geregelte Geschäftsordnung, und sie wurde auch trotz vielfacher Beschwerden nicht erlassen. Das Schlimmste war, daß es im Belieben der Regierung stand, was sie der Versammlung vorlegen wollte, und was nicht: das wichtige Gesetz über die Einkommen- und Vermögenssteuer vom Jahre 1812 wurde ihr ebensowenig zur Beratung mitgeteilt wie das Gendarmerie-Edikt. „Wir sind", hat einer der Redner gesagt, „immer nur eine Gesellschaft von Privatmännern, die von der Willkür ihrer Lenker abhängt"; und der nicht immer glimpfliche Ton, den der Staatskanzler öfter der Landesvertretung gegenüber anschlug, „die empfangenen derben Weisungen", zeigten nicht minder, wie er ihr Verhältnis zur Regierung auffaßte. So sind die Verhandlungen nicht erquicklich und erfolgreich gewesen; wie auf dem Gebiete der Verwaltung, so hat Hardenberg wohl auch in dieser Frage das Napoleonische Vorbild vor Augen gehabt, den Schein, nicht die Wirklichkeit einer Volksvertretung. Der Befreiungskrieg unterbrach die Tätigkeit der Versammlung; erst im Februar 1814 trat sie wieder zusammen. Im April 1815, drei Monate vor ihrer Auflösung, erinnerte sie in einem Gesuch den König an sein Versprechen, eine Volksvertretung schaffen zu wollen, und bat ihn „um Beschleunigung jenes großen so lange und so allgemein ersehnten Werkes". In der Tat

enthielt die Königliche Verordnung vom 22. Mai 1815 von neuem das Versprechen einer Repräsentation des Volkes; aber man weiß, daß es nicht erfüllt worden ist.

„Was schmiedst du, Schmied?
Wir schmieden Ketten, Ketten.“
Rückert.

„Wir ziehn, wir ziehn
Und sagen's nicht,
Wohin? Wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jen's und dies
Wir wagen's gern.“
Goethe.

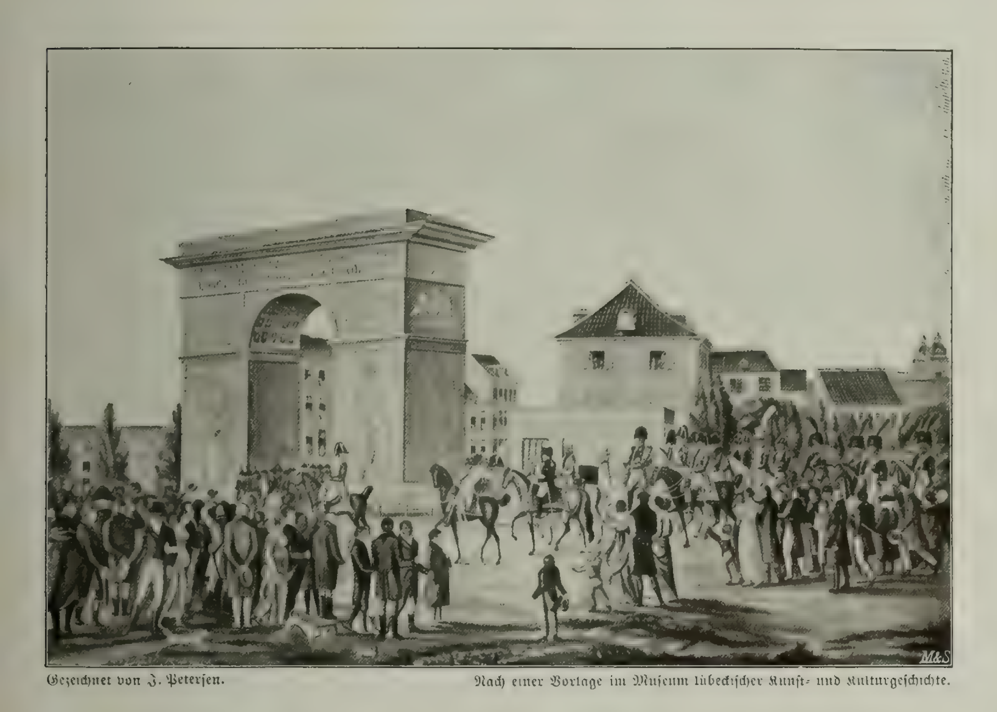
Inzwischen drohten dem preußischen Lande neue Kriegesnöte; zum dritten Male seit dem Tilsiter Frieden wurde der König vor die Frage gestellt, ob er für den Fortbestand seines Staates das Schwert ziehen wolle. Immer größer war die Spannung zwischen den beiden Monarchen geworden, die einst auf dem Floß in der Memel sich zum ersten Mal die Hände gedrückt hatten. Alexander hatte 1809 zwar dem Bündnis gemäß ein Armeekorps gegen die Österreicher ins Feld ziehen lassen, aber den Krieg mit äußerster Lässigkeit geführt. Daß hingegen Napoleon einen Teil der österreichischen Beute, Westgalizien, dem Herzogtum Warschau zuwies, empfand Alexander als eine Drohung; sollte das alte Königreich Polen wieder aufgerichtet werden? Es war von großer Bedeutung, daß der französische Kaiser, nachdem seine Pläne eines Ehebundes mit einer russischen Prinzessin kläglich gescheitert waren, 1810 an Stelle der verstoßenen Josephine Franz' I. Tochter Marie Luise heimführte; es bedeutete, daß er sich von Rußland abzuwenden und mit Österreich eine nähere Verbindung einzugehen gewillt war. Dazu kam ein wirtschaftliches Zerwürfnis: Rußland weigerte sich die Kontinentalsperre mit der Schärfe durchzuführen, die der französische Verbündete verlangte, und ließ auch ferner die Einfuhr englischer Waren auf Schiffen neutraler Mächte zu; ja es belegte französische Erzeugnisse, Seide und Wein, mit hohen Zöllen. Wie hätte schließlich Alexander ruhig die ungeheure Willkür ertragen können, mit der Napoleon 1810 Holland und die gesamte deutsche Nordseeküste mitsamt den Hansestädten und Oldenburg, dessen Herzog des Zaren Vetter war, mit Frankreich verband! Seit diesem Jahre bereits sah er dem Kriege mit Frankreich entgegen, während zugleich Napoleon Schritte tat, um seine Armee in Deutschland zu verstärken. Im Februar

1811 wandte sich Alexander an Friedrich Wilhelm mit der Mitteilung, daß der Krieg wahrscheinlich sei, und sprach die Hoffnung aus, daß er auf Preußens Bundesgenossenschaft zählen dürfe. Welche Partei sollte Preußen ergreifen? Denn daß es sich bei seiner geographischen Lage der Teilnahme am Kampfe nicht entziehen konnte, war sicher. Sollte es sich auf Rußlands Seite stellen? Aber wer gewährleistete eine starke und zuverlässige Hilfeleistung durch diese Macht, die 1807 Preußen so ganz im Stich gelassen hatte! Sollte es den Fahnen Frankreichs folgen? Wo blieb dann die nationale Ehre, wo alle die Befreiungshoffnungen? welche Aussichten für die Zukunft, wenn der Tyrann auch Rußland seinem Willen unterwarf! Würde er im Falle des Sieges Preußen überhaupt bestehen lassen, das noch rücksichtsloser zu verkleinern ihn doch nur die Rücksicht auf Alexander bisher verhindert hatte?

Welche Entschlüsse auch künftig zu fassen waren, soviel war klar, daß Preußen sich waffnen mußte. Den Vorwand gab die von Napoleon geforderte unbedingte Durchführung der Festlandssperre; man müsse, so erklärte man, die Küste besetzen, um Landungsversuche der Engländer abzuwehren. Unter der Hand wurden Krümper eingezogen, die in Pommern, West- und Ostpreußen stehenden Truppen vermehrt, die Festungen mit stärkeren Besatzungen und mit Lebensmitteln versehen. Inzwischen suchte man mit Frankreich möglichst freundschaftliche Beziehungen zu erhalten. Als zur Feier der Geburt des Königs von Rom der französische Gesandte ein Essen gab, brachte Hardenberg den Trinkspruch aus: „Sein Erbe sind die Lorbeeren. Möge er der Friedensengel des Weltalls werden!" Ein außerordentlicher Gesandter wurde, um Glück zu wünschen, nach Paris gesandt: es war der Fürst Hatzfeld, den seine Gesinnung Napoleon genehm machte. Hardenberg trat mit St. Marsan in Verhandlungen über eine engere Verbindung mit Frankreich. Der Gesandte hat damals keinen Argwohn gehegt; ein Mann von altem piemontesischem Adel, der sich lange gesträubt hatte, in Napoleons Dienste zu treten, konservativ von Gesinnung, dazu von feiner, liebenswürdiger Art, hat er sichtlich für den König und den Staat, bei dem er beglaubigt war, eine innere Teilnahme empfunden, die ihn manches übersehen ließ. Sein Gebieter war mißtrauischer: „Herr v. St. Marsan sieht nicht genug," schreibt er seinem Minister und erteilt ihm die Weisung: „Schreiben Sie Herrn v. St. Marsan, daß er sich durch Preußen anführen läßt."

Inzwischen mahnten Scharnhorst und zugleich Gneisenau, mit dem der Staatskanzler in jenen Monaten in nähere, aber geheimgehaltene Verbindung

trat, es gelte weitere Entschlüsse zu fassen. Ihnen schloß sich der wackere Boyen an: „Niemals“, so rief er dem König zu, „kann der Mensch mit Gewißheit den Ausgang eines begonnenen Unternehmens vorhersehen, aber der, der nach höherer Überzeugung nur seinen Pflichten lebt, trägt einen Schild um sich, der in jeder Lage des Lebens, es komme auch wie es wolle, ihm Beruhigung gibt und auch oft selbst zu einem glücklichen Ausgange



Gezeichnet von J. Petersen. Nach einer Vorlage im Museum lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte.

Einzug Napoleons in Düsseldorf, 3. November 1811.

führt.“ Mit Rußland und England solle man sich vereinigen, verlangte Scharnhorst; von Alexander solle man fordern, daß er den Krieg mit der Türkei beende, den er damals um die Erwerbung der Donaufürstentümer führte, und daß er erkläre mit Preußen stehen oder fallen zu wollen; von England, daß es Geld, Waffen, auch Truppen und Schiffe sende.

Hardenberg dachte nicht ganz so. Noch schien es ihm nicht völlig sicher, daß es zum Kriege kommen werde; sollte man das Verhängnis beschleunigen? Sprach nicht auch Scharnhorst von dem „Wunder, das die Vorsehung tun müsse, um Preußen zu erhalten?“ Mit Mißtrauen stand

der Staatskanzler Rußland gegenüber, das in einem solchen Moment durch einen türkischen Feldzug seine Kräfte zersplittere und bei Österreich Argwohn wecke, dessen Heere schwerlich über die Grenzen hinausziehen würden, und dessen polnische Eroberungspläne für Preußen verderblich seien. Auch eine Verbindung mit Frankreich erschien ihm nur als ein „notwendiges Übel". Trotzdem glaubte er vor der Hand keinen anderen Ausweg zu sehen, als abzuwarten und inzwischen Frankreich einen Bündnisvertrag vorzulegen; mindestens konnte man aus der Art, wie Napoleon das Angebot aufnehmen würde, auf seine ferneren Absichten schließen. „Das Wichtigste, das Wesentlichste ist jetzt, die Existenz zu erhalten; in dem Wechsel der Begebenheiten können Hilfsmittel liegen, die wir nicht einmal ahnen." Der König stimmte ihm zu. Am 14. Mai wurde Krusemarck angewiesen, Napoleon ein enges Bündnis anzubieten: „Hat man einmal", schrieb Hardenberg, „die französische Partei ergriffen, so darf es durchaus nicht halb geschehen. Gefühle müssen schweigen und einmal als notwendig erkannte Grundsätze allein die Richtschnur geben."

Jedoch auf den preußischen Vorschlag erfolgte keine bestimmte Antwort; man dürfe jetzt kein Mißtrauen bei Rußland wecken, sagte Maret, Napoleons Minister des Auswärtigen. Währenddessen wurde die Lage immer bedrohlicher. Immer stärker wurden die französischen Truppen in Norddeutschland; auf Grund der regelmäßigen Berichte, die von den verschiedensten Seiten, besonders von verabschiedeten Offizieren in Berlin einliefen, konnte man ihr Anwachsen genau verfolgen. In Sachsen, in Warschau wurde gerüstet; Danzig füllte sich mit Truppen; immer neue Militärstraßen forderte die französische Regierung; die Rückgabe Glogaus, die Preußen auf Grund der bisher geleisteten Kontributionszahlungen verlangen durfte, wurde verweigert. Gedrückter wurde die Stimmung der Patrioten. Wenn die Franzosen nun den König in Berlin überfielen und in ihre Gewalt brachten? „So haben wir Finanzmänner, die keine Staatsmänner sind, in einer Zeit, wo nur letztere helfen könnten", rief damals Gneisenau aus. „Man liest den Adam Smith und vergißt darüber die Weltgeschichte! Welche Verkehrtheit! Vor allen Dingen schafft Eisen an: eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Habt ihr dies, so wird es auch am Gelde nicht fehlen!" Stein teilte er mit, wie es in Preußen stand, und weshalb man rüsten müsse; „und", so fuhr er fort, „beschleunigt diese kriegerische Stellung den Ausbruch des Krieges, so rufe man wieder den geächteten Freiherrn vom Stein". Auch Scharnhorst schrieb damals dem Freiherrn: „Das Gefühl des Verlustes, den wir durch Sie erlitten, nimmt täglich zu."

Die furchtbare Ungewißheit machte auch auf Hardenberg und den König Eindruck. Sie entschlossen sich nun doch bei Alexander Hilfe zu suchen. Am 16. Juli wandte sich Friedrich Wilhelm an ihn. Er bat ihn auf das dringendste, alles für Erhaltung des Friedens zu tun; aber zugleich erklärte er ihm sein volles Vertrauen: „In diesem Vertrauen verpflichte ich mich freiwillig, für den Fall eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich keine andere Partei zu ergreifen als die Ihrige.“ Es wurde vorgeschlagen, daß Scharnhorst und ein russischer Offizier nähere Vereinbarungen treffen sollten. Und nun wurden die im Frühjahr begonnenen Rüstungen fortgeführt und beschleunigt. 74 000 Mann waren zu Ende August unter den Waffen; durch weitere Einziehung von Krümpern und alten Soldaten durfte man hoffen, eine Zahl von mehr als 100 000 Mann zu erreichen; Gneisenau rechnete sogar auf 124 000. Und denkt man daran, wieviel Preußen zwei Jahre später geleistet hat, wie dürfte man zweifeln, daß eine noch weit stärkere Armee hätte aufgeboten werden können: wenn nur England Geld und Waffen gab und man auf Rußlands Hilfe rechnen durfte. Im September war die französische Armee, die sich unter Davouts Oberbefehl in Norddeutschland sammelte, erst etwa 120 000 bis 130 000 Mann stark, und diese standen über den weiten Raum von Wesel bis Danzig verteilt. Es waren gewaltige Pläne, die damals die beiden engverbundenen Führer der Kriegspartei entwarfen, und die Gneisenau — er war jetzt als Staatsrat im Ministerium des Inneren tätig — in genauester Ausführung und mit herrlicher Begeisterung dem König vorlegte. Die Festungen, über die man noch verfügte, sollten die Stützpunkte für alle Unternehmungen bilden. „Ich will nicht“, schrieb Gneisenau nach London an den Grafen Münster, den Berater der englischen Regierung in hannöverschen und deutschen Angelegenheiten, „daß man an Schlachttagen in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichte, sondern meine Absicht geht dahin, den Krieg in die Länge zu ziehen“. Kolberg, Pillau, Spandau, Graudenz, dazu die schlesischen Festungen würden, durch verschanzte Lager verstärkt, „Sicherheitsörter“ bilden; auf sie gestützt, müsse man den Feind in Flanke und Rücken angreifen und seine Verbindungen unterbrechen, so daß er sich genötigt sähe, die gegen die Russen bestimmte Hauptarmee zu schwächen. Eine umfassende, weitverzweigte, wohlgeordnete Volkserhebung nach spanischem Vorbild sollte den Krieg begleiten. Die Angehörigen der gebildeten Klassen sollten, wie es Scharnhorst bereits früher geplant hatte, zu Kompagnien und Eskadrons von „Volontair-Jägern“ zusammentreten; und niemand von denen, die

jetzt zwischen dem 16. und 30. Jahre stehen, dürfte „in der Folge im preußischen Staat zu irgend einem öffentlichen Amte, zu irgend einer Ehrenstelle, Auszeichnung gelangen, wenn er nicht in diesen Jägerkompagnien und Eskadronen oder in einem anderen aktiven Militärkorps gedient hat". Im übrigen wird eine Miliz aufgestellt, welche die unverheirateten Männer vom 16. bis 35. Lebensjahre umfaßt; sie ist nach örtlichen Bezirken eingeteilt, die Landräte treten an ihre Spitze, Oberlandeshauptleute und Generäle haben für jede Provinz die Oberleitung. Fällt aber der Feind ins Land, so tritt die Insurrektion, d. h. der Landsturm, ins Leben; dann wird jeder waffenfähige Mann aufgeboten, jedes Dorf wählt sich seine Anführer, alle Beamten hören auf ihren Dienst fortzusetzen und treten an die Spitze der Erhebung; die Prediger bereiten die Organisation vor und schärfen der Gemeinde ein, „daß sie für den König und Vaterland ihr Leben zu lassen bereit sein müssen"; Piken werden in der Dorfschmiede aus unbrauchbarem eisernem Gerät geschmiedet und die Leute in ihrem Gebrauch geübt.

Der König hat diesen Aufsatz genau gelesen und zahlreiche Bemerkungen dazu gemacht. Er erkannte wohl an, daß „der (sein sollende) Kampf der Verzweiflung besser und ehrenvoller sei als freiwillige Unterjochung". Er dachte sich in die Dinge hinein; der Gedanke stieg in ihm auf, den Milizen anstatt der von Gneisenau vorgeschlagenen schwarz-weißen Schärpe ein Kreuz zu geben, das auf der Brust zu tragen wäre und, „kommt man glorreich aus dem Kampf", als Denkzeichen dienen würde. Aber im ganzen verhielt er sich ablehnend. Ihm war seinem ganzen Wesen nach ein „revolutionärer Volkskrieg, der alles übereinander und durcheinander stürzt", zuwider; er befürchtete eine chaotische Verwirrung: der Feind werde der Sache schnell den Garaus machen. Er meinte: „Bei einer Nation, die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Not, wie aber bei uns? . . . Ein paar Exekutionen, und die ganze Sache hat ein Ende, alles wird sich bald zerstreuen. . . . Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende." Zu einer Stelle, an der Gneisenau von dem zu entfachenden edlen Wetteifer der Stände redete, schrieb er an den Rand: „pia desideria"; und zu einer anderen, welche davon sprach, wie die Geistlichen den Volksenthusiasmus entflammen könnten: „als Poesie gut".

Gneisenau ließ sich trotzdem nicht abschrecken, einen neuen Versuch zu machen. Am 20. August wandte er sich von neuem an den König. Er wagte es, den Vorschlag zu machen, man möge plötzlich mit dem Kriege beginnen, um den Feind in unvorbereitetem Zustande anzugreifen und

das zögernde Rußland mitzureißen; er hielt dem König vor, daß er mit einer Armee von 124 000 Mann, die um ein Fünftel vermehrt werden könne, sobald nur die Waffen vorhanden seien, ein achtbarer Gegner sei. Er rief ihm die herrlichen Worte zu: „Die Fürsten der Erde kennen häufig nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. Majestät sich der unwiderstehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie ihren Zügen zu geben vermögen; wenn Allerhöchstdieselben diesen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutz des Volkes zu empfehlen; Ew. Majestät würden Wunder tun und schlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erstaunen sollte. Es sind nicht immer die stehenden Heere gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben. Häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen. Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalten Berechnungen seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wenn er statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut einer ungewissen Zukunft Preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang."

In denselben Tagen wandte sich der General Bülow, der unter Blüchers Oberbefehl in Treptow in Pommern stand, an den König mit der Bitte, für seine Sicherheit sorgen zu wollen; er wies auf die französischen und sächsischen Truppen hin, die rings im Kreise die Mark Brandenburg umstellt hätten. In einem Briefe Blüchers an Gneisenau finden sich die Worte: „Ich habe den König heute die letzten Worte geschrieben, will er sie nicht beherzigen, so geht er in sein Verderben, und sein und der Seinigen Schicksal wird das der Bourbonen sein, welches ich ihm schon voriges Jahr geschrieben", und: „machen sie doch, daß der König alle die Sicherheits Commissaire und

Faultihre von sich entfernt, das Achselzucken und Seuffzen verräth fast alle mahl einen Schufft." Clausewitz, der sich damals in den schlesischen Gebirgen befand, sah Gneisenau schon als „glücklichen, siegreichen Feldherrn Schlesiens": „Warum sollten Sie den schlesischen Marschallstab nicht mit Glück führen? Wenn Sie, stark im Geist, einen belebenden Mut in die Augenblicke der Angst und des Schreckens tragen können, haben Sie dann nicht das Höchste? . . . Wer aus Spandau ein Torresvedras macht, der macht aus Schlesien ein Spanien."

Nun wurde in der Tat gegen Ende August vom König eine Kommission für Fortführung der Rüstungen eingesetzt und die Errichtung 51 neuer Bataillone aus Krümpern befohlen. Aber mehr geschah nicht und konnte kaum geschehen, solange Alexander nicht in bindender Form seine Hilfe zusagte. Zwar hatte dieser bereits im Mai die Erklärung abgegeben, daß er einen Angriff Napoleons auf Preußen als Kriegsfall ansehen werde; er hatte die in Aussicht gestellte Sendung Scharnhorsts sehr willkommen geheißen. Aber daß am preußischen Hofe die Ansichten geteilt waren, wußte er; daß der König auch an Frankreich Anträge gerichtet hatte, war ihm durch Napoleon selbst mitgeteilt worden. Die Stimmung in Rußland war nicht für einen Krieg außerhalb der Grenzen; der Kaiser glaubte, wie der preußische Gesandte aus Petersburg berichtete, „sich jeden Augenblick zum Kriege bereit halten zu müssen, ohne ihn anzufangen". Preußen riet er zu möglichster Vorsicht in seinen Rüstungen. Würde ihm aber der Krieg aufgedrungen, so wollte er ihn nach den Ratschlägen des Generals Pfull führen, der aus preußischen Diensten in die seinen getreten war: er wollte ihn in die Länge ziehen, keine großen Schlachten liefern, den Feind weit nach Rußland hineinlocken. Ein solcher Plan war für die preußischen Kriegsgedanken nicht günstig; Scharnhorst, der infolge unglücklicher Umstände erst gegen Ende September in Petersburg ankam, hatte keine leichte Aufgabe. Und doch hatte er Erfolg; seine Persönlichkeit und die Entschlossenheit und Klarheit seiner Vorschläge machten Eindruck. Alexander, der selbst mit ihm verhandelte, zeigte ihm Vertrauen: in allen Äußerungen des Kaisers, konnte der General berichten, „herrscht die größte Offenheit und Redlichkeit." Eine Konvention wurde abgeschlossen, in der sich Alexander verpflichtete, falls Napoleon feindliche Handlungen gegen Preußen beginge, oder wenn er seine Truppen an der Weichsel bedeutend vermehrte, die Waffen zu ergreifen. Er versprach, in diesem Falle mit seiner Armee bis an die Weichsel, womöglich noch weiter vorzugehen; als Aufgabe der preußischen Armee wurde es bezeichnet, die Festungen und verschanzten Lager zu behaupten und durch einen defensiven Krieg dem Vordringen des

Feindes Hindernisse aller Art in den Weg zu legen. Mit diesem Vertragsentwurf reiste Scharnhorst ab; zu Anfang November war er wieder in der Heimat.

Hier hatten sich währenddessen Ereignisse von der größten Tragweite abgespielt. Im September endlich hatte Napoleon eine Antwort auf die preußischen Bündnisverträge zu geben verheißen; zugleich aber hatte er die bestimmte Forderung gestellt, daß Preußen abrüste. In seinem Namen verlangte St. Marsan, daß die Schanzarbeiten bei Kolberg und Spandau eingestellt und die Krümper entlassen würden; er verlangte, daß der General Blücher den Abschied erhielte; er verlangte, daß ein französischer Legationssekretär das Recht erhielte, sich mit eigenen Augen von dem Fortgang der Abrüstung zu überzeugen. Und alles dieses geschah. Die Krümper wurden entlassen, die Schanzarbeiten hörten auf, der Franzose reiste durch die Provinzen, Blücher mußte vom Platze weichen. Eben erst hatte der Alte geschrieben: „Unsre Unentschlossenheit schlägt uns zu Boden. Der König hat zu sich, allso auch zu andern, und zu der Nation kein Vertrauen, was magt er um Gottes willen in Berlin . . . ein unglückliger Krieg drückte uns nider, ein glücklicher allein kan uns wider heben." Jetzt erhielt er seine Entlassung, wenn auch in ehrenvollster Form: „Sie müssen es bloß dem Drange der Umstände zuschreiben", schrieb der König, „welcher jene Maßregel erheischt; Ihrer Verdienstlichkeit und ihrem so oft bewiesenen Diensteifer lasse ich vollkommen Gerechtigkeit widerfahren." Aber welchen Eindruck mußte das Ausscheiden des Mannes machen, der als Führer galt für den künftigen Krieg, dem Scharnhorst vor drei Jahren zugerufen hatte: „Sie sind unser Führer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Jetzt ließ auch Gneisenau den Mut sinken. Den Charakter des Staatskanzlers, dem er so nahe getreten war, kennen gelernt zu haben, erschien ihm als der einzige Gewinn dieser Zeit „des Kampfes mit unedlen Leidenschaften" . . . „Schöne Träume von Rettung des Vaterlandes unter einem solchen Staatsmann!" Aber für den Augenblick hatte er keine Hoffnung mehr: „Die alten Dynastien werden untergehen, und nur gemeinsame Not wird an gemeinsame Rettung denken lehren. Unterdessen muß man vorbereiten und die erschütterten, zerstreuten Elemente zusammenzuhalten trachten."

An dem Tage, an dem dieser Brief geschrieben ward, am 29. Oktober überreichte St. Marsan endlich die Antwort Napoleons auf den Vorschlag

eines Bündnisses. Er verlangte entweder den Beitritt zum Rheinbunde oder ein Schutz- und Trutzbündnis für alle Zeiten und ohne alle Einschränkungen. Die Wünsche Preußens, daß der Bündnisfall auf solche Kriege beschränkt werden möge, die seinem Interesse nicht fremd wären, daß das preußische Hilfskorps eine Sonderstellung einnähme und nicht wie die Rheinbundtruppen französischen Abteilungen angegliedert würde, daß ferner Glogau zurückgegeben, die Kontribution ermäßigt würde, alle diese Wünsche waren mißachtet worden: willenlos sollte Preußen sich dem fremden Willen unterwerfen. Wenige Tage später kam, wie erzählt, Scharnhorst aus Petersburg zurück. Nun mußte die lange hingezogene Entscheidung fallen; auf wessen Seite sollte man sich schlagen? Hardenberg war jetzt entschlossen. Er stimmte für Rußland: an Rußland knüpfe Preußen das gegebene Wort; der Bund mit Frankreich sei gleichbedeutend mit völliger Unterwerfung und sichere trotzdem nicht die fernere Existenz des Staates. Aber der König war dieser Ansicht nicht. Wir erinnern uns, daß er eine schließliche Überwindung des Gegners nur dann möglich hielt, wenn Rußland, Preußen und Österreich sich vereinigten: ein Krieg „gegen das Genie und die Übermacht Napoleons“ erschien ihm als „Hasardspiel“ und „nur dann wohl allenfalls noch zu wagen, wenn Rußland mit Österreich darüber einverstanden und beide mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu Werke gehen wollten“. So war er denn für den Anschluß an Frankreich. Zwar wurde noch einmal der Versuch gemacht, die Stimmung Österreichs zu erforschen; Scharnhorst übernahm auch diese Aufgabe und traf zu Ende November in Wien ein. Wochenlang hat er dort geweilt; ohne Ergebnis reiste er wieder ab. Für Metternich, den jetzigen Leiter der österreichischen Politik, war in erster Linie bestimmend das Mißtrauen gegen Rußland; er zog für den bevorstehenden Zusammenstoß zwischen beiden Mächten überhaupt nur zwei Möglichkeiten in Betracht: völlige Neutralität oder ein unter bestimmten Bedingungen einzugehendes Bündnis mit Napoleon.

Auch Hardenberg, der eben noch so uneingeschränkt für die Verbindung mit Rußland eingetreten war, gab jetzt diesen Gedanken auf. Er ließ sich nach Boyens Urteil seinem Charakter nach mehr durch die Verhältnisse treiben, als daß er sie zu beherrschen suchte; so „ergab er sich in die Umstände und suchte die daraus hervorgehende Inkonsequenz, so gut es ging, zu bemänteln“. Noch führte man die Verhandlungen mit Frankreich fort; aber es war klar, daß man sich den Bedingungen Napoleons unterwerfen würde. Indessen kamen noch einmal Augenblicke

voller Gefahr: noch war keine Antwort aus Paris eingetroffen, als gemeldet ward, französische Truppen seien in Pommern eingerückt, ein anderes Korps marschiere von Magdeburg her auf Berlin selbst. Die Sicherheit des Königs schien bedroht; schon entwarfen Scharnhorst und Boyen Pläne, mit der Garnison von Berlin durch die französischen Truppen ihm einen Weg zu bahnen, da kam — es war am 2. März 1812 — der Kurier mit der Nachricht aus Paris, daß am 24. Februar das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen worden sei. Krusemarck hatte keine andere Wahl gehabt. In allen Kriegen in Europa, außer den drei südlichen Halbinseln, war Preußen gehalten, Napoleon Heeresfolge zu leisten; gegen Rußland verpflichtete es sich 20 000 Mann marschieren zu lassen; nicht allein der Durchmarsch der französischen Armee durch Preußen wurde zugestanden, sondern Preußen nahm ihre Verpflegung, die Lieferung von Pferden und Kriegsbedürfnissen auf sich; ja selbst das Recht der Requisition sollte im Notfall den französischen Generälen zustehen. Die Kosten dieser Lieferungen sollten von der Kontribution abgerechnet werden; aber wer wußte, welches das Schicksal Preußens überhaupt im Fall des Sieges der napoleonischen Waffen sein würde!



Clemens Wenzel Lothar
Fürst von Metternich-Minneburg-Ochsenhausen.

Gemalt von F. Gérard, gestochen von David Weiß.
(Siehe auch das Bild S. 545.)

Wie Napoleon sein Verhältnis zu diesem Lande auffaßte, konnte man daraus ersehen, daß er kurz darauf Spandau und Pillau besetzte: so war er im Besitz von fünf preußischen Festungen. Preußen hat sich, so urteilte Stein, „wehrlos und gebunden den Händen seines Feindes überliefert, bereitet mit eigenen Händen sein Grab und sieht dem Kampf leidend und mit

Schande entgegen". Ähnlich Blücher: „Nach der unglückligen Schlagt schrieb Friedrich der 2. alles ist verlohren, nuhr die Ehre nicht, jetzt Schreibt man, alles ist verlohren und die Ehre auch."

Schon ehe der Vertrag bekannt wurde, hatten Scharnhorst, Boyen und Gneisenau den König um ihre Entlassung gebeten. Scharnhorst ließ sich nachher bestimmen zu bleiben, behielt aber von seinen bisherigen Befugnissen nur die Aufsicht über die Festungen; er wich den Franzosen, die in Berlin einzogen, aus und ging nach Schlesien. Anders Gneisenau. Ihn trieb der Wunsch, dem Erzfeind zu schaden, wieder ins Ausland: mit königlicher Ermächtigung und unter Fortdauer seines Gehalts ging er über Wien zuerst nach Rußland, dann nach Schweden, dessen neuer, von den Ständen erwählter Kronprinz, Napoleons bisheriger Marschall Bernadotte, eine Frankreich feindliche Politik begonnen hatte, und nach England, dessen Regierung er für eine Landung in Deutschland zu gewinnen suchte. „Keinen halben Erfolg!" blieb seine Losung. „Die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieser Usurpator ausgerottet ist!" Boyen ging zunächst nach Breslau; dort fand er Blücher, Prinz August, der ebenfalls die Franzosen mied, Scharnhorst, Chasot und andere; dort weilte damals auch Arndt, der von seinem Verkehr mit jenen Männern in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" ein schönes Bild entworfen hat. Aber Boyen blieb nicht lange in diesem Kreise; bald machte er sich in Gemeinschaft mit dem Grafen Friedrich Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, nach Rußland auf, um dort die französischen Waffen zu bekämpfen.

Wie mancher preußische Offizier hat damals, da es unter preußischen Fahnen nicht möglich war, in fremden Diensten für Europas Befreiung gefochten! Grolman war, nachdem er 1809 am österreichischen Kriege teilgenommen hatte, im nächsten Jahre zusammen mit Leo v. Lützow, dem Genossen Schills, und Graf Fabian Dohna nach Spanien gegangen und als Major in die dort errichtete Fremdenlegion eingetreten, in der auch Scharnhorsts Söhne kämpften. Grolman und Lützow gerieten in französische Gefangenschaft, entkamen aber beide; Lützow schlug sich nach Rußland durch und machte den gesamten Feldzug von 1812 mit. Nach Rußland ging auch Graf Chasot, einst, als Schill seine kühne Tat wagte, Kommandant von Berlin, eine herrliche, hochgestimmte Natur, von Stein und Gneisenau hochgeachtet, von Arndt schwärmerisch geliebt. Nach Rußland ging neben anderen auch vor allem Clausewitz. Er hatte im Februar 1812 das, was er und seine Freunde empfanden, in drei „Bekenntnissen" zusammengefaßt, die, erhaben in Inhalt und Form, zu den denkwürdigsten Zeugnissen des Idealismus jenes Zeitalters

gehören. Da erwog er die Lage, die Hilfsmittel, die Aussichten Preußens; er verglich die Vorteile, die das Bündnis mit Frankreich zu bieten schien, mit seinen unheilvollen Folgen; er schilderte die mutlose und verzagte Stimmung der Zeit und sagte sich los von ihr: „von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will; von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staats und Volks, aller persönlichen und Menschenwürde". Er bekannte, daß „der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß er sich glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampf um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden". Von Gneisenau empfohlen, wurde Clausewitz als Oberstleutnant in die russische Armee übernommen und anfangs als Adjutant dem General v. Pfull zugewiesen, dann den in den Ostseeprovinzen kämpfenden Truppen zugeteilt; hier hat er mitgewirkt bei dem Abschluß der Konvention von Tauroggen, mit der das Befreiungswerk für Deutschland begann.



Gemalt von W. Wach. Lith. von F. Michelis.

Carl von Clausewitz.

Inzwischen strömten die Massen der napoleonischen Großen Armee über Oder und Weichsel dem Njemen zu: französischen, italienischen, kroatischen, schweizerischen, oberdeutschen, westfälischen, holländischen, polnischen Stammes. Von großem Wert war für den Imperator das preußische Bündnis; er vermochte seine Heere, wohl verpflegt, in gutem Zustande,

auf Kosten eines fremden Landes bis an die Grenze des russischen Reiches zu bringen. Schwer litt Preußen unter diesem Durchzug. „Unsere Lage“, schrieben im Juni 1812 die ostpreußischen Rittergutsbesitzer in einer Eingabe an den König, „ist im höchsten Grade verzweiflungsvoll. Denn unsere Felder sind zum Teil abgehauen, unser Viehstand und Angespann sind größtenteils genommen und unsere Besitzungen durch diese militärischen Überschwemmungen devastiert.“ Die Berechnungen, die Hardenberg über den erlittenen Schaden hat aufstellen lassen, ergaben mehr als 300 Millionen Franks; allein an Pferden waren 77 900 fortgeführt.

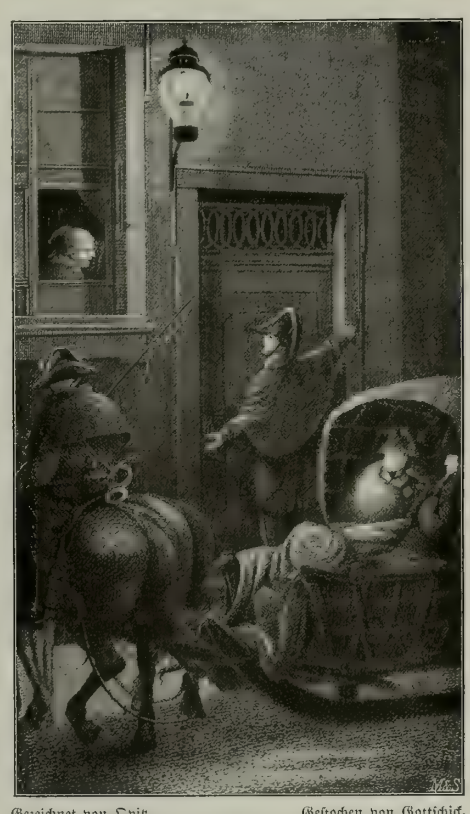
In Dresden versammelte Napoleon, den die Kaiserin Marie Luise begleitete, vor seinem Aufbruch im Heerlager die Vasallen um sich. Da erschienen, wie vier Jahre zuvor in Erfurt, die Fürsten des Rheinbundes; da fand sich vor allem der Schwiegervater ein, Kaiser Franz, mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Marie Ludovika; und auch Friedrich Wilhelm konnte sich der demütigenden Reise nicht entziehen. An der sächsischen Grenze bereits ward er davon in Kenntnis gesetzt, daß sich seine Begrüßung in wesentlich einfacheren Formen vollziehen werde als die der beiden Kaiser. Aber ihn entschädigte die Haltung der Bevölkerung, die Napoleon diesmal weit weniger enthusiastisch aufgenommen hatte als 1807, den sorgenbedrückten Preußenkönig aber mit herzlicher, ja stürmischer Freude empfing; so stark war auch im Sachsenlande die Empfindung für das nationale Elend geworden. Es ist bekannt, daß Napoleon den König mit den Worten anredete: „Sie sind Witwer?“ Er wollte ihm wohl mit diesen Worten etwas wie Teilnahme bezeugen, und andere Ausdruckmittel standen ihm nicht zu Gebote.

Am 28. Mai verließ der Kaiser Dresden. Am 24. Juni überschritt er den Njemen; ihn und sein Heer nahmen die unendlichen Wälder und Steppen Rußlands auf. Am 3. August ward die Schlacht bei Smolensk geschlagen, am 7. September fand der opfervolle Kampf von Borodino statt. Sieben Tage später erreichte Napoleon Moskau, mit einer Armee, die nur noch 95 000 Mann zählte; und schon in der nächsten Nacht begannen die Feuersbrünste, welche die Kaiserstadt zum großen Teil in Asche legten. Mehr als einen Monat verharrte er zaudernd, die Unterwerfung Alexanders erwartend; erst als jede Hoffnung auf Frieden schwand, als der Winter immer drohender herannahte, entschloß er sich zur Umkehr. Und dann kamen die furchtbaren Szenen des Rückzugs, dem eine stolze Armee, die wehrhafte Jugend halb Europas, zum Opfer fiel. Nur durch die Unfähigkeit des Gegners entging der Kaiser an der Beresina der Gefahr, abgeschnitten und

gefangen zu werden. Dann verließ er die Armee und eilte auf dem Schlitten durch Polen und Schlesien hindurch nach Dresden und weiter nach Paris, entschlossen, frische Heere aufzubieten, um jeden Widerstand der Völker in neuem Blute zu ersticken. Aber die Hoffnung, daß es möglich sei sich zu befreien, war emporgelodert; und sie ergriff die Herzen immer stärker, je klarer wurde, was für ein ungeheures Ereignis sich zugetragen hatte.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Franschenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.

So hieß es in dem Liede, das, von Jahn angefeuert, ein Berliner Gymnasiast damals gedichtet hat, und das sich schnell weithin verbreitete. „Tausende von toten Menschen und Pferden liegen auf der Landstraße", so schildert Clausewitz das furchtbare Elend, „Sterbende wimmern in den Gebüschen, gespensterhafte Menschen ziehen in Haufen vorüber und schreien und jammern, weinen nach Brot; sie schleppen sich in Lumpen, in denen man mit Mühe erkennt, daß es französische Soldaten sind; fast keinen sieht man mehr, der noch ein menschliches Aussehen hätte". „Napoleon", schrieb Stein aus Petersburg, „ist für seine Person entwischt, mit einer zu Grunde gerichteten Armee, die sich täglich zersetzt unter der Verfolgung der Russischen Corps. . . Wollte Gott, daß Alles sich vereinige, um über das unreine Tier herzufallen, das die Ruhe Europas stört."



Gezeichnet von Opitz. Gestochen von Gottschick.

Napoleon, der bei seiner Rückkehr aus Rußland nach Dresden dort nach dem Hotel seines Gesandten fragt, erhält von Dr. N. zur Antwort: „Bei 25 Grad Kälte zeigt man Niemand um Mitternacht den Weg."

Nach einer Vorlage im Körner-Museum zu Dresden.

Bereits im Frühjahr hatte Alexander den Freiherrn an seine Seite gerufen; den Mann, dem er schon einmal, 1807, eine Stelle im russischen Staatsdienst angeboten hatte, und dessen Name seit der Ächtung, die Napoleon über ihn ausgesprochen hatte, ein Wahrzeichen des Kampfes für die Freiheit Europas geworden war. Seit 1810 hatte Stein in Prag gelebt, in erzwungenem Müßiggang, mit innerster Teilnahme die Weltereignisse begleitend, von der Wiener Regierung freilich immer beargwöhnt als heimlicher Jakobiner, als Haupt der „Sekte“ und Freund des Tugendbundes. Seine letzten Hoffnungen hatten sich 1809 an den Kampf Österreichs geknüpft: „Alles, was das Gute und Edle liebt“, hatte er damals geschrieben, „muß sich unter den österreichischen Fahnen sammeln und an dem Todeskampfe teilnehmen; liegt er unter,

Macht und Güter gehört der Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und sucht ein unvergänglich Haus.

Seitdem hatte er sich in das Studium der Geschichte vertieft, der er es nachrühmt, daß sie am besten gegen „das Versinken in das Gemeine“ schütze; an ihrer Hand prüfte er die Theorien der Volkswirte, suchte sich über den Charakter seines Zeitalters klar zu werden, schuf sich ein Idealbild alter deutscher Reichsherrlichkeit. Er bestärkte sich in der Überzeugung, daß die Universalmonarchie, von der manche den ewigen Frieden und eine ruhige Entwicklung der menschlichen Kräfte erhofften, in Wirklichkeit verderblich sei: der Zustand der Ruhe ist der Entwicklung des menschlichen Geschlechts nachteilig, kein Streben nach nationaler Ehre gibt es dann mehr, das freie Spiel der Kräfte wird gelähmt. Seine Stimmung war oft tief gedrückt. Mit bitterem Unmut, ja mit Todessehnsucht überschaute er die Gegenwart: „Man mag seine Augen wenden, wohin man will, so findet man Druck, rohe Gewalt oder Erbärmlichkeit und allmähliches Auflösen“; „am Ende findet man Ruhe jenseit des Grabes“. Er dachte wohl daran, nach Kentucky oder Tennessee auszuwandern. Aber immer wieder richtete er sich auf: an der Überzeugung, daß eine Despotie, die sich auf Schrecken und Kraft gründe, nicht dauern könne; daß eine Regierung, die Blut und Vermögen der Nation vergeude und die Menschen als Werkzeuge, nicht als Zweck behandle, sobald sie erschlaffe oder irgendwo Unglücksfälle erleide, dem Zusammensturz nahe sei. So überdenkt er denn zugleich Vergangenheit und Zukunft des deutschen Volkes. Warum ist es gestürzt? Weil es zerspalten und zersplittert war, weil die Kleinstaaterei seinen Charakter verunedelte. Ein Reich also muß

wieder geschaffen werden, ein deutsches Kaiserreich mit höchster Kriegs- und Finanzhoheit und mit einheitlicher Leitung der auswärtigen Politik. „Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern, unter dem Deutschland in großer Kraft blühte, so wäre es der unter unsern großen Kaisern des 10. bis 13. Jahrhunderts.“



Gemalt von Ad. Rhone. Gestochen von Schroerder.

Militärhospital der Franzosen im Remter der Marienburg.

Über die preußischen Verhältnisse hielten ihn die Briefe seiner Freunde auf dem laufenden. Auch mit den beiden Prinzessinnen Marianne, der Gemahlin des Prinzen Wilhelm, und Luise Radziwill, der Schwester Louis Ferdinands und Augusts, stand er in fortdauernder Verbindung; sie hielten an dem Vertriebenen mit standhaftem, innigem Vertrauen fest. Selbst praktischer Einfluß auf die innere Entwicklung Preußens war ihm gegönnt, als Hardenberg 1810 seine Hilfe für seine Finanzpläne in Anspruch

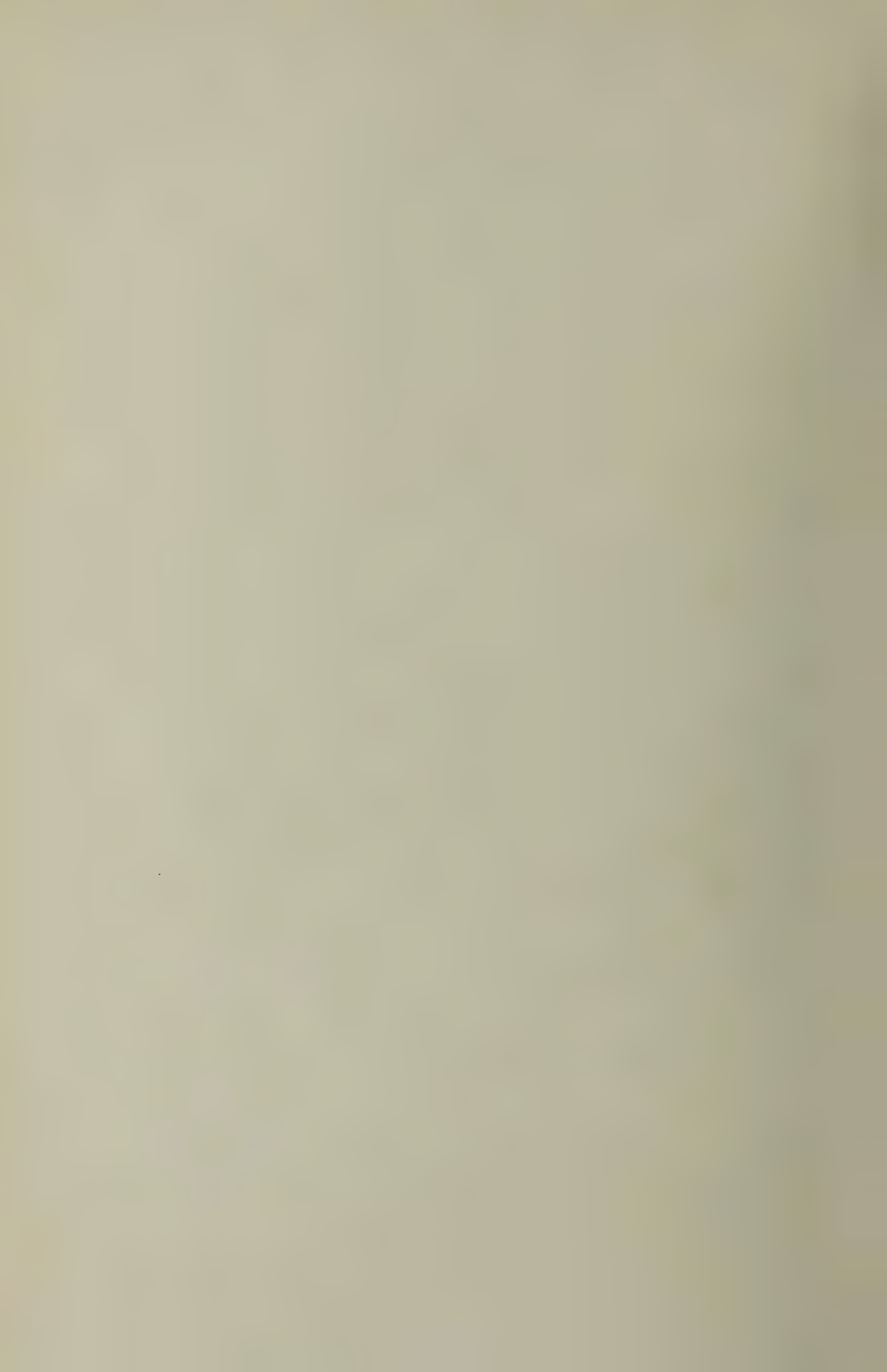
nahm. Damals mißbilligte er ernsthaft das Verhalten Schöns und Niebuhrs, die, mit den Absichten des Staatskanzlers unzufrieden, ihre Mitarbeit versagten; Schön wies er in einem Briefe auf das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes hin, „die schöne Stelle über die Liebe, worunter die Liebe zum Vaterlande und dem unglücklichen Könige auch mitbegriffen ist". Je mehr er dann über die inneren Schwierigkeiten in Preußen, über den Streit der Parteien, den Widerstand gegen die Regierung hörte, desto härter wurde sein Urteil über das preußische Volk: „Was kann man von den Einwohnern dieser sandigen Steppen erwarten! Diese pfiffige, herzlose, hölzerne, halbgebildete Menschen, die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculators gemacht sind." Wie tief ihn die Nachricht berührte, daß Preußen den Bund mit Napoleon geschlossen habe, haben wir gesehen. Da kam Alexanders Brief: „Napoleon will die Knechtung Europas vollenden. . . . Dieser Krieg wird mutmaßlich der letzte sein. Er wird über die Rettung oder über den Untergang Europas entscheiden. . . . Sie, Herr Baron, können nur ein Gefühl hegen: mitzuwirken bei dem Siege der Anstrengungen, zu denen man sich jetzt im Norden anschickt." Stein war sofort entschlossen, „sich unter die Fahnen der Ehre und des wahren Ruhmes zu stellen". Am 12. Juni war er in Wilna, wo der Kaiser weilte; nachher folgte er ihm nach Moskau und Petersburg.

Ein Anwalt der deutschen Nation bei einem Fürsten zu sein, von dem er hoffte, er werde zur Befreiung seines Vaterlandes beitragen: so faßte Stein seine Tätigkeit auf. Ein deutsches Komitee wurde geschaffen, dessen Seele er war. An die deutschen Soldaten, die unter Napoleon ins Feld zogen, wurde ein Aufruf erlassen, der sie aufforderte, die Fahnen der Knechtschaft zu verlassen. Eine deutsche Legion trat ins Leben, für die man besonders auf gefangene und übergegangene Deutsche rechnete; sie hat freilich ein kümmerliches Dasein geführt. Selbst in Deutschland versuchte man Verbindungen anzuknüpfen, patriotische Schriften zu verbreiten, die Erregung zu schüren; hier leistete besonders der frühere preußische Staatsrat Gruner, der sich in Prag befand, wichtige Dienste, bis er auf Metternichs Befehl verhaftet wurde. Als Helfer ließ sich Stein den trefflichen Ernst Moritz Arndt kommen; der sollte ihn als Sekretär unterstützen und Flugschriften verfassen, die der deutschen Sache dienen sollten. Schon im September ferner machte der Freiherr dem Kaiser Vorschläge für die künftige Behandlung der deutschen Frage; er wiederholte sie, als die Nachricht gekommen war, daß Napoleon Moskau verlassen hatte. Denn nun kam alles darauf an, Alexander zu ver-



Alexander I., Kaiser von Rußland.

Nach der Lithographie von Katzler.



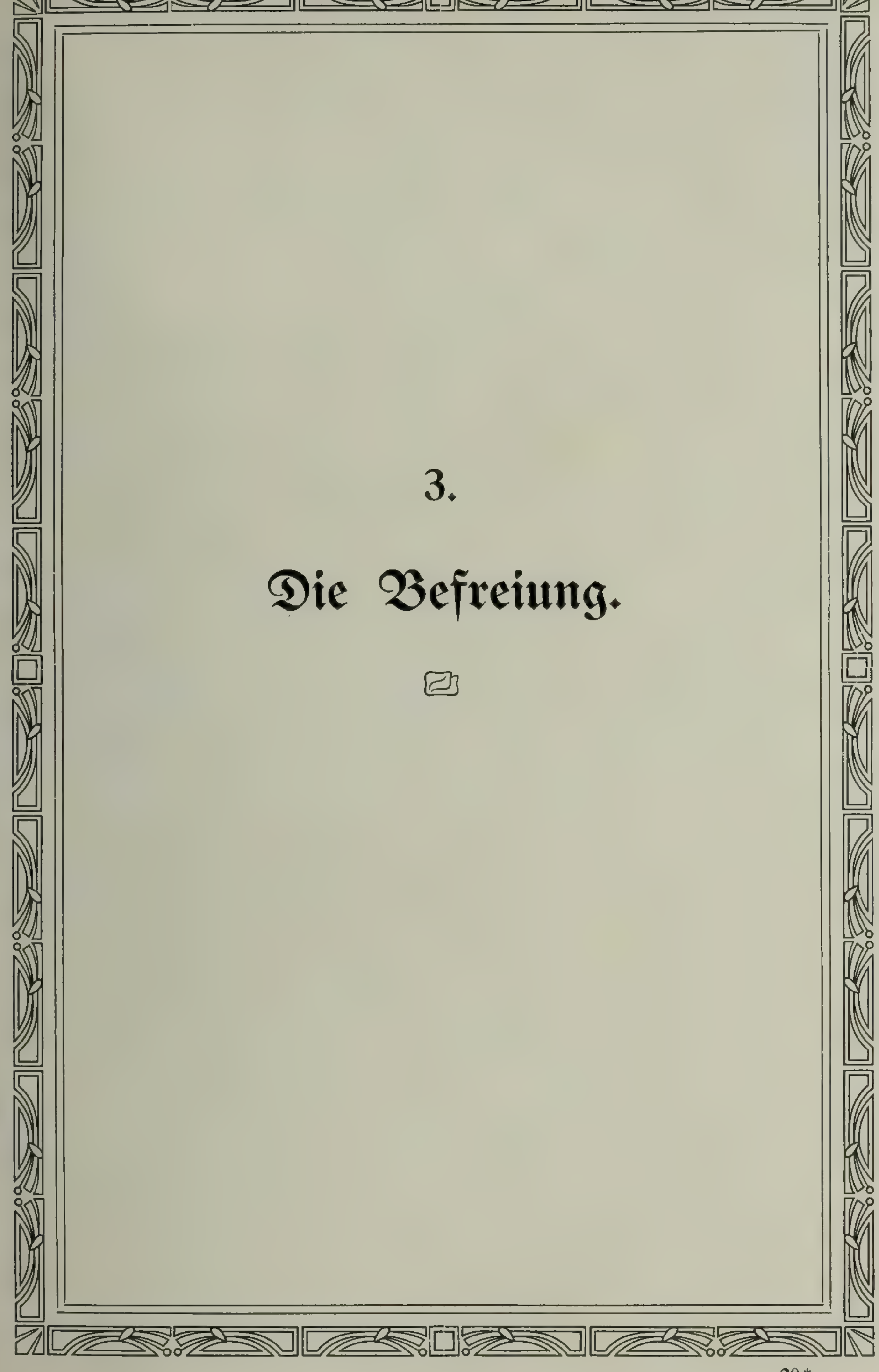
mögen, daß er seine Heere nicht an der Weichsel stehen, sondern nach Deutschland hineinmarschieren ließ; daß er nicht als fremder Eroberer, sondern als Befreier kam und die Kräfte des vom Feind erlösten Landes zur Teilnahme am großen Kriege aufrief; daß er seinen Sieg nicht für einseitig russische Interessen, sondern für die große Sache der Befreiung Europas ausnutzte; daß er die Hand dazu reichte, in Deutschland eine Verfassung aufzurichten, die geeignet war, ihm Widerstandskraft gegen Frankreich, Stärke und Einheit zu verleihen. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", hat Stein damals an den Grafen Münster geschrieben, und: „Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang." Freilich, daß die alte Kaiserherrlichkeit des Mittelalters nicht wiederherzustellen war, sah er ein; wie hätte Preußen einem Habsburgischen Kaiser gegenüber — denn keinen anderen Kaiser konnte Stein sich denken — auf seine geschichtlich erworbene Stellung verzichten sollen! Aber daß die Verfassung des westfälischen Friedens, die Deutschland zur Ohnmacht verurteilte, nicht erneuert werden durfte, war ihm nicht minder klar.

So ergab sich ihm denn die Notwendigkeit, daß man Deutschland, als dessen Westgrenze er sich die Maas, die Mosel, den Wasgau dachte, in eine nördliche und eine südliche Hälfte scheiden müsse; die erste müsse Preußen, die letzte Österreich zur obwaltenden Macht erhalten. Die Mittelstaaten hätte er am liebsten jeder Macht entkleidet, um dem „Sultanismus" der „gekrönten Häuptlinge" ein Ende zu machen; ihm waren „die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig". Da dies nicht anging, so mußten sie, meinte er, in ein Vasallenverhältnis zu Österreich und Preußen treten, das Recht zu einer selbständigen äußeren Politik verlieren, im übrigen teilweise, wie Bayern, Württemberg, Baden, stark verkleinert werden. Auch England hoffte er für solche politischen Pläne zu gewinnen. Dort war bereits Gneisenau tätig, um die Regierung zu einer Landung in Norddeutschland zu bestimmen; ihm sekundierte Stein durch Briefe an den Grafen Münster. Zu der englischen Landung allerdings ist es nicht gekommen. Auch Steins Verfassungspläne fanden dort Widerstand. Münster trat für Schonung der Dynastien ein und erinnerte an die kulturelle Bedeutung der kleinen Höfe. „Preußens Macht", sagte er, „lebt nur noch in der Erinnerung, es möge zwischen Weichsel und Elbe als Macht der zweiten oder dritten Größe aufstehen"; zwischen Elbe und Rhein dagegen wünschte er einen großen Staat entstehen zu sehen, dessen Kern Hannover bilden solle. Selbst ein Mann wie Gneisenau hing solchen Gedanken nach: auch ihm

schien die Gründung eines nordwestdeutschen Staates, der sich eng an England anzuschließen habe und von England gegen französische Angriffe zu schützen sei, empfehlenswert. Allen diesen Plänen hat die siegreiche Erhebung des preußischen Volkes die Spitze abgebrochen.

Auch Alexander hat Steins deutsche Pläne nur mit innerem Vorbehalt angehört. Dennoch hat die Persönlichkeit des deutschen Freiherrn auf ihn starken Eindruck gemacht; er hat ihn selbst in russischen Angelegenheiten zu Rate gezogen, er hat auf sein Andringen hin seinen unfähigen Kanzler Rumianzoff jedes Einflusses entkleidet, er hat Stein sogar gefragt, wen er ihm als Nachfolger geben solle. Mit seinem Rat, nicht an der Grenze stehen zu bleiben, sondern seine Armee nach Deutschland hineinzuführen, kam Stein dem starken, in Alexanders Seele lebenden Verlangen entgegen, Ruhm zu gewinnen, sein Reich zu vergrößern, als Neubegründer der politischen Ordnung Europas gefeiert zu werden. Aber die Gegenströmung war stark; es gab im russischen Volke und auch im Heere eine große Partei, die keine Fortsetzung des Krieges wünschte, und der Oberbefehlshaber Fürst Kutusow selbst hat noch zu Beginn des Dezembers geraten, nicht über Wilna hinaus zu marschieren. Da wirkte Stein als starke moralische Kraft, immer anfeuernd, auf die großen Ziele hinweisend. Daß Alexander den Kampf fortzuführen, daß er beschloß, ihn als Befreiungskrieg zu führen und das von Frankreich unterdrückte Deutschland zur Erhebung aufzufordern, daß er die Eroberungspläne auf polnisches Gebiet beschränkte und den Gedanken einer Erwerbung Ostpreußens, der auch ihn beschäftigt hat, fahren ließ, ist zum großen Teile Steins Verdienst.





3.

Die Befreiung.





Erstes Kapitel.

Yorks Tat. Stein in Preußen.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte."
Arndt.

„Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit nie vergessen."
Arndt.

In seltsamem Gegensatze zu der Kriegführung der Napoleonischen Hauptarmee im Jahre 1812 stehen die Kämpfe des linken Flügels, zu dem das preußische Korps gehörte. Dort ein ungestümes Drauflosdrängen, der Versuch, in einem Ansturm bis ins Herz der feindlichen Macht vorzustoßen und jeden Widerstand zu erdrücken; hier wesentlich kleinere Aufgaben, baldiges Stillstehen in ziemlich geringer Entfernung von der Grenze, Beobachtung einer Festung, eine Reihe kleinerer Gefechte, ein Krieg um die Brückenköpfe, wie ihn Marschall Macdonald wohl spöttisch nannte. Dieser, von Napoleon zum Herzog von Tarent erhoben, war der Oberbefehlshaber des zehnten Korps, das hier kämpfte. Ihm war nicht das Ziel gesteckt, etwa bis St. Petersburg vorzudringen; er sollte Kurland besetzen, Riga einschließen und womöglich nehmen, die in den Ostseeprovinzen stehenden Truppen zurückwerfen und die Flanke der großen Armee decken. Seine Truppenmacht bestand aus zwei Divisionen, 32 000 Mann. Die Division Grandjean umfaßte Bayern, Polen und westfälische Truppen. Die preußische Division zählte etwa 20 000 Mann und wurde zunächst auf den Wunsch Napoleons dem Oberbefehl des Generals v. Grawert unterstellt, den wir von der Schlacht bei Jena her kennen, eines Mannes, der einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe darin suchte, zu den Franzosen ein gutes Verhältnis zu wahren, und auch bereit war es durch Nachgiebigkeit zu erkaufen. Aber schon zu Ende

Juli erkrankte Grawert. Den Oberbefehl über die preußischen Truppen übernahm General York, der auf Scharnhorsts Betreiben zum zweiten Befehlshaber des Korps ernannt worden war.

Hans David Ludwig v. York, der Sohn eines preußischen Hauptmanns, war 1759 geboren. Als Dreizehnjähriger wurde er Junker in einem ostpreußischen Regiment; als Leutnant nahm er am bayrischen Erbfolgekriege teil; kurz nachher aber mußte er die Armee verlassen. Der Anlaß ist für ihn bezeichnend: ein Hauptmann seines Regiments hatte im letzten Feldzuge in wenig ehrenhafter Weise geplündert, und York gab der allgemeinen Mißstimmung dadurch Ausdruck, daß er ihm den Gehorsam verweigerte. Die Folge war Festungshaft und Entlassung aus dem Heere. Was blieb ihm übrig, als im Auslande Dienst zu suchen? Als jugendlicher Abenteurer, sich selbst und der Zukunft vertrauend, geht er nach dem Haag, nach dem reichen Holland, das für seine überseeischen Besitzungen tapfere Degen braucht und sie auch bezahlen kann. Mit einem französischen, auf Kosten der holländisch-ostindischen Kompagnie ausgerüsteten Regiment fährt er nach dem Kap und nach Ceylon; unter der tropischen Sonne erwirbt er seine ersten Lorbeeren, bewährt er den eisenfesten, seiner selbst sicheren Charakter. 1785 kehrt er nach Europa zurück. Wie gern wäre er in den preußischen Dienst zurückgekehrt! Aber Friedrich der Große ließ ihm schreiben, wenn er ihn „nach seinen letzten Seediensten" in der Infanterie anstellen wollte, „so würde das ebensoviel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden". Erst Friedrich Wilhelm II. gab seiner Bitte Gehör; 1787 wurde er Hauptmann und Kompagniechef in einem neuerrichteten Füsilierbataillon, 1799 Kommandeur des Fußjäger-Regiments in Mittenwalde.

Zu den leichten Truppen war er also gekommen, und als Führer dieser Waffengattung hat er sich besondere Auszeichnung erworben. Für sein Regiment, dessen Eigenart, Auflösung der Glieder, möglichste Ausnutzung des Geländes, persönliche Ausbildung des einzelnen Mannes, dem allgemeinen Geiste der preußischen Lineartaktik wenig entsprach, hat er die Instruktion entworfen, in der sich der Satz findet: „Impraktikables Terrain und unangreifbare Stellungen gibt es für eine leichte Infanterie nicht"; und er hat sie nicht allein entworfen, sondern er hat sie seinen Untergebenen vorgelebt. So sichtbar waren die Erfolge seiner unermüdlichen Tätigkeit und strengen Erziehung, daß er bei den Herbstmanövern 1803 seitens des Königs und der Fachmänner das größte Lob erntete. Der Orden pour le mérite war ihm zugedacht, aber er lehnte ihn ab; er wollte ihn nicht auf der Parade, nur

auf dem Schlachtfelde erwerben. Wie er dann wirklich bei Altenzaun mit seinen Jägern dem preußischen Namen Ehre machte, ist berichtet worden; auch wie er in Lübeck verwundet und gefangen genommen wurde. Kurz nach dem Friedensschluß ließ ihn der König durch den General Köckritz auffordern, die Erziehung des Kronprinzen zu übernehmen. Er lehnte diese Aufgabe in einem denkwürdigen Briefe ab, da er nach strenger Selbstprüfung gewiß sei, die nötigen Eigenschaften nicht zu besitzen. „Haben Sie die Güte", schrieb er dem General, „dem König zu versichern, daß ich zu diesem Posten nicht passe und ihn unter keinen Umständen annehmen darf, ohne mich des Verrates gegen sein Zutrauen schuldig zu machen". So war York: ein Mann, der in allen Dingen auf unbedingteste Klarheit drang; von schneidender Aufrichtigkeit im Denken und Reden; viel zu stolz, als daß er irgend einer Halbheit fähig gewesen wäre, unerschütterlich folgerichtig; „kalte und klare Besonnenheit" war seine Losung. Von dem fröhlichen Mut freilich, der die Abgründe übersieht, an denen er hinschreitet, war nichts in ihm; das Schwere, Bedrohliche, Bedenkliche eines Entschlusses stand deutlich vor seinen Augen. War jedoch die Entscheidung gefallen, die Gefahr da, so bewahrte er die kühlste Furchtlosigkeit. Er war ein herber Beurteiler der Dinge und der Personen, kein liebenswürdiger Mensch: nicht nur unerbittlich streng, sondern oft schroff; so starke Achtung er jedem abnötigte, so war ihm doch die Gabe versagt, Herzen zu gewinnen, und er erstrebte sie auch nicht. Er sagt es selbst einmal, daß „in seinem Charakter ein auf Erfahrungen gegründetes Mißtrauen gegen die Menschheit überhaupt liege". In seiner Einseitigkeit war er nicht selten ungerecht; in gegnerischen Anschauungen Berechtigtes anzuerkennen, ward ihm schwer.

Ein solcher Charakter konnte den politischen Neuerungen der Zeit nur abgeneigt sein. Stein haßte er; er verwarf alles, was nach Erschütterung der alten Ordnung aussah: „Jeder Fähnrich", spottete er, „wünscht jetzt an seinem alten Regimentskommandeur zum Marquis Posa zu werden". Aber während er in politischen Dingen dem alten Preußen anhing, vertrat er in militärischen als einer der Ersten die neuere Taktik. Gewiß gehört er zu den bedeutendsten Truppenführern, die Preußen gehabt hat: vorbildlich durch eine nie versagende Strenge des Pflichtgefühls, durch starke erzieherische Einwirkung auf seine Untergebenen, durch schärfste Erfassung und Verfolgung seines Zieles. Das Vertrauen des Königs besaß er ganz. Im Mai des gefahrvollen Jahres 1811 schrieb ihm Scharnhorst, der ihn zu schätzen und zu behandeln wußte, „daß der König nur allein zu ihm ein unbedingtes Ver-

trauen habe"; damals erhielt er als Kommandeur der westpreußischen Brigade die Vollmacht, in gewissen außerordentlichen Fällen nach selbständiger Entscheidung zu handeln, die Vollmacht, wie er nachher gesagt hat, „über Krieg und Frieden zu entscheiden". Gegen Ende desselben Jahres ward ihm auch das Generalgouvernement von Ostpreußen und Litauen übertragen. Jetzt führte er das preußische Truppenkorps im russischen Feldzug.

Dieser soll hier nicht genauer beschrieben werden. Zu einer Belagerung Rigas, für die man bereits den Geschützpark herangezogen hatte, kam es nicht. Man nahm eine Stellung südlich und südwestlich dieser Stadt ein: in Mitau hatte York sein Quartier, in einem südöstlich davon gelegenen Orte richtete sich nachher Macdonald häuslich ein. York war darauf bedacht, diesen Krieg mit seinen zahlreichen kleinen Gefechten für die Ausbildung seiner Truppen zu benutzen. Und sie schlugen sich gut, seine Preußen. Als zu Ende September der Feind, der wesentliche Verstärkungen herangezogen hatte, zum Angriff vorging, wurde er in mehrtägigen Gefechten in der Gegend von Bauske zurückgeschlagen; der General konnte dem Könige von dem „unbeschreiblichen Mut" der Truppen berichten, „durch den sie sich abermals würdig gemacht hätten, Preußen und Sr. Majestät Untertanen zu sein". Auch die Achtung der französischen Verbündeten erntete er: „Diese Gefechte", schrieb er später, „zwangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei". Das Verhältnis zu Macdonald war kühl. Der Marschall, eine innerlich vornehme Natur, weit entfernt von der brutalen Art, die so mancher Heerführer Napoleons zur Schau trug, war bestrebt, sich höflich und entgegenkommend gegen die Preußen zu zeigen, für deren Lage er Verständnis hatte. Aber York war nicht geneigt, die Zurückhaltung aufzugeben, die er sich vorgezeichnet hatte. „Ein guter Soldat, aber von übler Gesinnung", meinte Macdonald über ihn. Endlich, zu Ende November, führten Klagen Yorks über mangelhafte Verpflegung und eine scharfe Antwort des Marschalls zum Bruch zwischen beiden. In denselben Tagen überschritten die flüchtigen Trümmer der großen Armee die Beresina. Noch mehrere Wochen blieb das Korps Macdonalds in seiner Stellung; erst am 18. Dezember trat es ebenfalls den Rückzug an, den die starke Kälte sehr beschwerlich machte, während der Feind nicht nur nachdrängte, sondern schon den Weg zu verlegen suchte. Aber noch war das Korps unerschüttert. Es hatte unvermerkt eine hervorragende Bedeutung gewonnen, als der einzige geschlossene, schlagfertige Truppenkörper, der noch zur Verfügung stand, der einzige, der zum Bollwerk werden konnte gegen die andrängenden Russen! Unter diesen Umständen



Gemalt von Fr. Gebauer. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Hans David Ludwig von York.

wurde die Frage immer dringender, ob preußische Truppen den Beruf hatten, dieser Aufgabe geopfert zu werden.

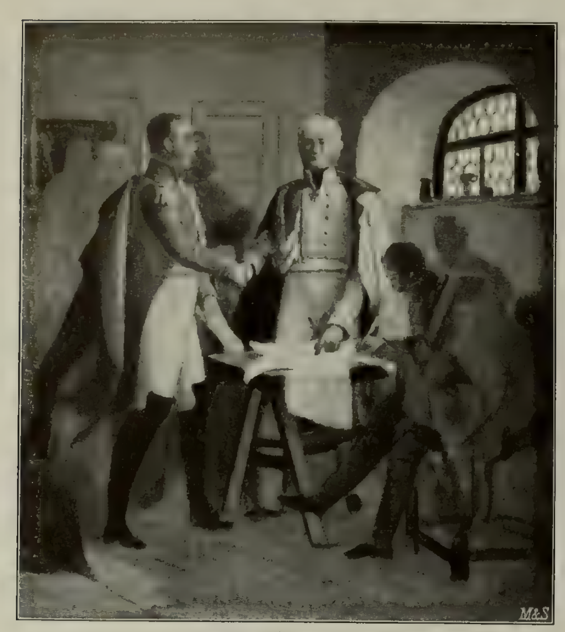
Längst hatten die russischen Befehlshaber Versuche gemacht, den preußischen Befehlshaber zum Abfall von den französischen Verbündeten zu bestimmen. Zu Ende September bereits hatte der russische General Essen

eine Zusammenkunft mit York erbeten; jedoch, wie Clausewitz berichtet, der auf russischer Seite an ihr teilnahm, „kam hier eigentlich nichts zur Sprache“. Als Napoleon dann den Rückzug aus Moskau angetreten hatte, wandte sich Essen brieflich an York: er forderte ihn auf, Macdonald gefangen zu nehmen und zu den Russen überzugehen, eine Aufforderung, die nicht beantwortet wurde. Bald darauf trat an Essens Stelle als russischer Befehlshaber der General Paulucci, der von neuem mit großem Eifer auf York einzuwirken versuchte; dasselbe tat der General Wittgenstein, dessen Armee sich jetzt ebenfalls dem Macdonaldschen Korps näherte. York verhielt sich zurückhaltend. Eine Unterredung mit Paulucci lehnte er ab, da sie Verdacht erregen werde; aber wie er schon früher über die Anerbietungen Essens an den König berichtet hatte, so sandte er jetzt, am 5. Dezember, einen vertrauten Offizier, den Major v. Seydlitz, nach Berlin. Er war überzeugt, „daß Napoleon bei einem möglichen raschen Frieden mit Rußland Preußen am ersten und unbedenklichsten aufopfern werde“; es galt zu wissen, wie sich der König entschlossen habe.

Die Frage erhebt sich, ob York bereits früher Instruktionen für den Fall eines Rückzuges der Franzosen erhalten hatte. Ja, er hatte gewisse Weisungen erhalten. Als der König im August 1812 in Schlesien weilte, hatte ihn sein Adjutant Major v. Wrangel darauf aufmerksam gemacht, daß das preußische Korps für den immerhin möglichen Fall, daß Napoleon zum Rückzug genötigt würde, keine Befehle empfangen habe. Der König hatte derartige Voraussetzungen zunächst für „dummes Zeug“ erklärt; er nahm nicht von fern an, daß solche Ereignisse eintreten könnten, sowenig wie Scharnhorst, der in denselben Wochen in einem Briefe an York die bestimmte Ansicht äußerte, daß „die Russen bald bezwungen werden würden“. Aber nach einer schlaflosen Nacht war Friedrich Wilhelm auf den Gegenstand zurückgekommen und hatte gehandelt; er hatte Wrangel an York nach Kurland gesandt mit dem Befehl, das Korps sollte, falls die Franzosen wirklich über die Grenze zurückgedrängt würden, versuchen, sich von ihnen zu trennen und nach Graudenz zurückzuziehen; in diese Festung solle man weder Russen noch Franzosen hineinlassen, sondern weitere Befehle abwarten. Das war der Inhalt der mündlichen Weisungen, mit denen Wrangel am 23. August bei York eingetroffen war; dieser hatte ihn zunächst ziemlich unwirsch angelassen und ihm erklärt, zu solchen doppelten Rollen könne er sich nicht verstehen. Jetzt aber wurde das nicht für möglich Gehaltene zur Wirklichkeit; die Franzosen wurden über die Grenze gedrängt. Was war zu tun?

Graudenz, wohin man sich zurückziehen sollte, war nicht zu erreichen, vielmehr war York der bestimmten Meinung, daß eine weitere Fortsetzung des Rückzugs die Auflösung des Korps nach sich ziehen würde. Durfte aber der Befehl der Trennung als Erlaubnis zum Abfall von den Franzosen aufgefaßt werden? Sicherlich nicht; man bedenke, daß der König die entschiedene Weisung gegeben hatte, auch die Russen nicht nach Graudenz hineinzulassen. Kurz, wenn heute auch die Tatsache feststeht, daß der Gedanke, in bestimmten Fällen das preußische Hilfskorps dem französischen Kommando zu entziehen und selbständig zu machen, auf den König selbst zurückgeht, so blieben noch Zweifel genug; wie hätten auch vier Monate vorher die Weisungen mit völliger Bestimmtheit gegeben werden können? Auf York kam alles an und auf seinen Entschluß.

Inzwischen setzte Paulucci seine Bemühungen fort: „Im Namen der Menschheit, im Namen Ihres Vaterlandes, im Namen Ihres eigenen Ruhmes lade ich Sie noch einmal ein, angesichts der Unmöglichkeit, auf Befehle aus Berlin zu warten, auf Ihre eigene Verantwortlichkeit zu entscheiden.“ Aber noch gab York die abwartende Haltung nicht auf. Er erklärte, über den Zweck mit dem russischen General völlig einverstanden zu sein; aber „über die Zeit und die Mittel zum Zweck bleiben noch manche andere Rücksichten“. War nicht zu besorgen, daß ein einziger unbedachter Schritt eine unmittelbare Gefahr des Königs zur Folge haben würde? Waren nicht die Oderfestungen, dazu Spandau, Danzig, Pillau und Königsberg in Feindeshand? Waren die Streitkräfte Preußens nicht zerstreut und unvorbereitet? Und war York denn sicher, daß das Berliner Kabinett so weitgreifende Pläne, Pläne der Befreiung von dem Tyrannen bereits ins Auge gefaßt hatte? daß man in Berlin schon den ganzen Umfang der furchtbaren Niederlage Napoleons, den ungeheuren Umschwung des Geschickes übersah? In der Tat war dies nicht der Fall. Noch waren gar keine entscheidenden Entschlüsse gefaßt; noch gingen auch Hardenbergs Wünsche im wesentlichen nur dahin, daß das preußische Korps eine möglichst selbständige Stellung erhielte und die Streitkräfte des Staates verstärkt würden, wozu man eine Aufforderung Napoleons, die Hilfstruppen zu vermehren, als Anlaß nehmen konnte. Noch erschien — so schrieb am 20. Dezember ein so wackerer Patriot wie der Kriegsminister Oberst v. Hake an York — „ein annehmlicher Friede“ als das Wünschenswerteste; und wir werden sehen, daß der König nicht anders dachte. Mit Österreich waren Verhandlungen angeknüpft worden; eine Änderung der preußischen Politik aber — so bedeutete man Seydlitz



Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Malers im Völkerschlacht-Museum des Herrn Bartich in Leipzig.

Unterredung zwischen General von York und dem russischen General von Diebitsch
in der Poscherunschen Mühle, 30. Dezember 1812.

mündlich, als er zu York zurückgeschickt wurde — könne erst eintreten, wenn sich die übrigen Verhältnisse des Staates geklärt hätten. Darüber aber, wie sich York den Anträgen der Russen gegenüber verhalten sollte, erhielt er keine bestimmte Auskunft; „den Umständen nach", soll der König auf Seydlitz' Frage geantwortet haben.

Ehe dieser noch zu York zurückkehren konnte, waren bedeutsame Dinge geschehen. Von großer Wichtigkeit war zunächst, daß Yorks Truppen durch die Ereignisse selbst von dem übrigen Teil des Korps getrennt wurden: Macdonald erreichte Tilsit, nachdem einige bei ihm befindliche preußische Schwadronen in einem glänzenden Gefecht eine russische Abteilung vernichtet hatten; aber zwischen ihn und York schoben sich Teile der Wittgensteinschen Armee und unterbrachen die Verbindung. Sie waren freilich nicht so stark, daß sie nicht hätten zurückgeworfen werden können; York hätte wohl gewünscht, daß sie zahlreicher gewesen wären, um den Anschein zu wecken, als weiche er dem Zwange der Not. Er kämpfte einen harten Kampf. Er war der Mann des soldatischen Gehorsams; die Rolle eines politischen Generals lag seinem Wesen fern. Von Tag zu Tag harrte er auf Befehle aus Berlin; als sie nicht kamen, tat er das Seine. Am Weihnachtsabend hatte er eine Zusammenkunft mit dem General Diebitsch, den Clausewitz begleitete; noch kam es nicht zum Abschluß eines Vertrages, aber man trat sich doch näher. Am nächsten Tage traf ein neuer Brief von Paulucci ein; ihm war ein Brief des Kaisers Alexander selbst beigelegt, in welchem dieser versprach, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Preußen die Machtstellung wiedergewonnen

hätte, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt habe. Diesen Brief schickte York am 27. durch den Major Grafen Henckel v. Donnersmark an den König zugleich mit der Erklärung, er sei von Macdonald getrennt und werde sich wahrscheinlich genötigt sehen, mit den Russen einen Waffenstillstand einzugehen. Am 26. hatte indessen eine neue Besprechung Yorks mit Diebitsch stattgefunden; schon fraternisierten die Kosaken mit den preußischen Soldaten; das neutrale Verhältnis trat tatsächlich ein, ehe es noch durch einen Vertrag besiegelt war, und nur das Dekorum — so stand in Yorks Brief an den König — glaubte er noch beobachten zu sollen; „der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich, über alles übrige bin ich einig mit mir selbst". So kam er mit seinen Truppen bis nach Tauroggen. Hier erreichte ihn am 29. Dezember Seydlitz; und damit ward ihm die Gewißheit, daß bei dem Schritte, den er zu tun gedachte, die ganze Last der Verantwortung auf sein Haupt fiel. Es ist erklärlich, daß sich der Seelenkampf noch einmal erneuerte. Am Abend dieses Tages aber entschied er sich. „Ihr habt mich", sagte er zu Clausewitz, der wieder herübergekommen war. Am 30. Dezember ward in der Poscherunschen Mühle zwischen ihm und Diebitsch der Vertrag geschlossen, mit dem der Krieg der Befreiung anhebt. Das preußische Korps, so ward bestimmt, sollte den Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff besetzen und dieser für neutral erklärt werden. So schied sich das preußische Hilfskorps von den Franzosen. An diejenigen preußischen Truppenteile, die sich zu Tilsit bei Macdonald befanden, erging sofort Befehl, sich von ihm zu trennen; am 31. verließen sie, ohne gehindert zu werden, die Stadt. Der Marschall wurde durch einen Brief Yorks benachrichtigt. Er war tief betroffen. Mit dem geringen Rest seiner Truppen brach er noch



Nach einer Lithographie im Körner-Museum zu Dresden.

General Graf Diebitsch-Sabalkanski.

an demselben Abend auf. Tags darauf — zu Neujahr 1813 — zog York in Tilsit ein.

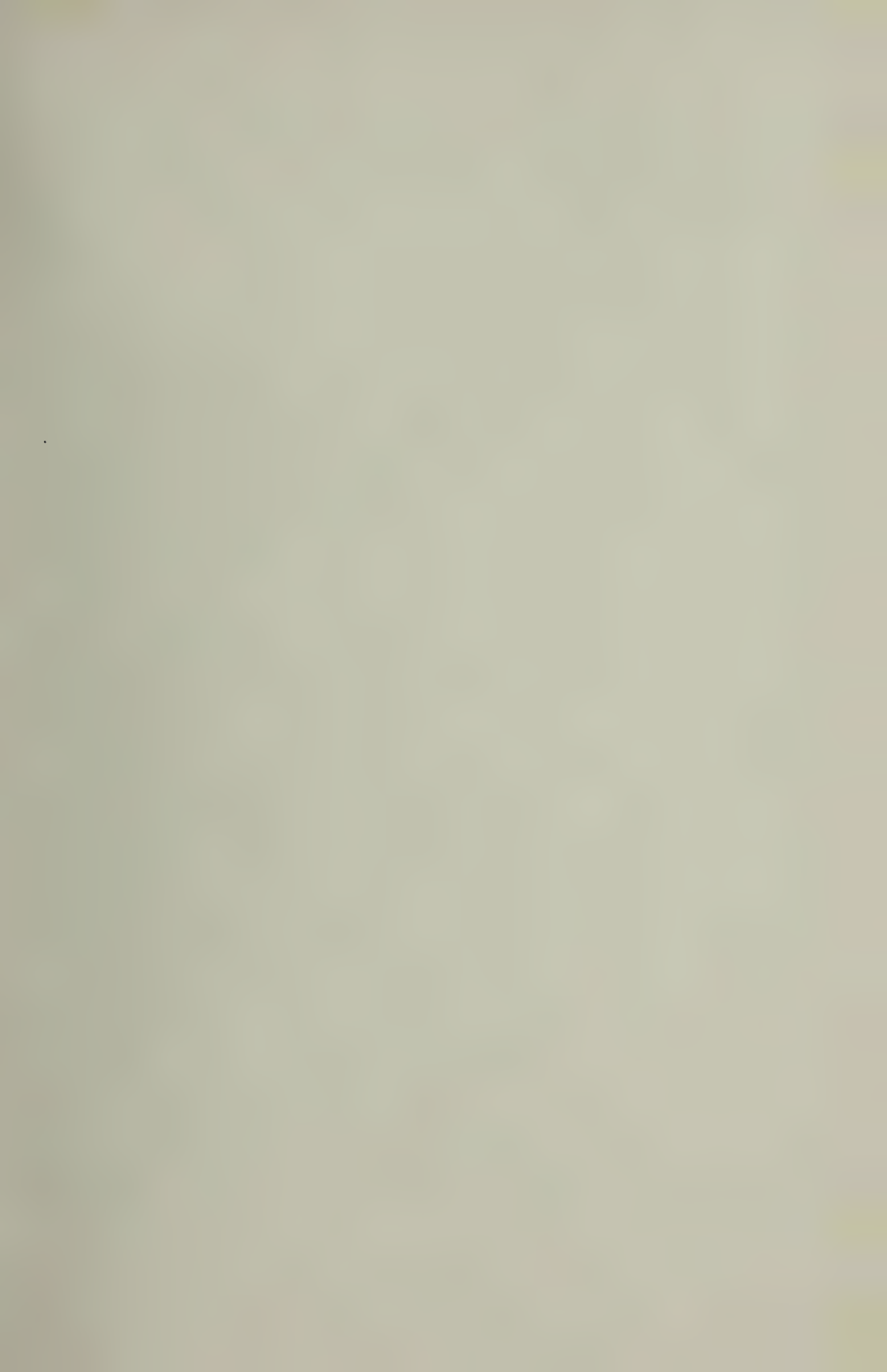
Bereits am Tage des Abschlusses hatte der General dem König den Vertrag gemeldet. Am 3. Januar sandte er an ihn ein ausführlicheres Schreiben, eine der denkwürdigsten Urkunden der preußischen Geschichte: „. . . Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehle Ew. Majestät geschehen, die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurteilt werden muß. . . . Auf dem vaterländischen Boden hätten Ew. Majestät Untertanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers tragen zu müssen. . . . Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte, die Staaten Ew. Majestät würden das Lösungspfand zum Frieden werden. Das Schicksal will es anders. Ew. Königlichen Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihrer und aller deutschen Völker zu werden. . . . Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. . . . Ew. Königl. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft fest und unerschütterlich dastehen. . . . Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob es die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugeln erwarten werde; ich bitte daher

Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteile, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art es sei, ich sterbe immer wie Ew. Königl. Majestät alleruntertänigster und getreuester Untertan York."

Der große Schritt war getan. Gewiß war der ernst erwogene, von der Not abgedrungene Entschluß eines ohne bestimmte Weisungen gelassenen Generals nicht zu vergleichen mit dem kecken Wagnis Schills. Aber ohne Beispiel war es doch, daß ein preußischer Heerführer auf eigene Hand die Partei wechselte; und unleugbar setzte Yorks Tat den König und die Regierung großen Gefahren aus. Als Friedrich Wilhelm durch den Grafen Henckel die erste Nachricht von dem bevorstehenden Ereignis erhielt, war er, wie uns Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, berichtet hat, überrascht, doch nicht eigentlich unzufrieden. Er hoffte wohl, daß es möglich sein werde, das Ganze den Franzosen gegenüber als eine rein militärische Maßnahme erscheinen zu lassen; eine Trennung der preußischen Truppen aber von Macdonalds Korps entsprach ja durchaus seinen Wünschen. Bald freilich zeigte sich, daß eine solche Auslegung nicht tunlich sei. Yorks Brief, in dem er Macdonald offen absagte, wurde bekannt; St. Marsan legte Hardenberg eine Abschrift davon vor; eine Verdunklung war nicht mehr möglich. „General York", so ließ sich der Staatskanzler in einem Briefe an Gneisenau aus, „hat kapituliert, auf eine unkluge Art. Der König kann nicht anders als ihn desavouieren." „Die Hauptsache ist", sagte er einem Vertrauten, „gegen Frankreich nicht zu früh bloßgestellt zu werden, und York hat dem Faß den Boden ausgeschlagen". Dem französischen Gesandten erklärte er, der König sei empört; „da möchte einen ja der Schlag rühren", habe er ausgerufen. In der Tat hat Friedrich Wilhelm dem General York seinen Schritt nie ganz verziehen. „Vermutlich", so urteilte nachher Clausewitz, „hatte man in Berlin gefunden, daß es noch nicht der Augenblick sei, das Bündnis mit Frankreich aufzugeben, und hatte dies nicht ohne vorherige Beratung mit Österreich tun wollen. . . . Hätte man in Berlin gedacht, daß der General York einen so kühnen Schritt tun könnte, wie er getan hat, so würde man sich doch vermutlich durch eine bestimmte Erklärung dagegen verwahrt haben." Für den Augenblick erschien ein vorsichtiges Doppelspiel als die einzige Rettung. So ward denn beschlossen, den Grafen Hatzfeld, den wir als einen der untertänigsten Anhänger Napoleons kennen, le complimenteur, wie ihn der König einmal nennt, nach Paris zu senden, um die Unschuld der Regierung zu beteuern. Der Flügeladjutant v. Natzmer ferner wurde an den unter Yorks Kommando stehenden General

Kleist abgeschickt: er sollte ihn anweisen, seinerseits den Oberbefehl zu übernehmen und York zu verhaften. Aber Natzmer ist nicht bis zu Yorks Korps gelangt, da ihn die Russen nicht durchließen; wohl aber gelangte dorthin ein zweiter Abgesandter, der Hauptmann Schack, der York anwies, falls Natzmer bei ihm ankäme, ihm nicht zu gehorchen, sondern sich unter den Schutz des Kaisers Alexander zu stellen. Eine förmliche Bestätigung der Konvention brachte Schack freilich nicht. Vielmehr konnte York bald darauf in den Zeitungen lesen, der König habe ihn abgesetzt; der französische Gesandte hatte eine solche Bekanntmachung gewünscht. Noch war der General über die Anschauungen seines königlichen Herrn im unklaren. Schwer hat er diese Ungewißheit ertragen, bitter genug ist seine Stimmung damals gewesen. Aber er war nunmehr entschlossen, aus seiner Tat die Konsequenzen zu ziehen, bei der Konvention, die seinem Korps ja eine neutrale Stellung zuwies, nicht stehen zu bleiben, sondern sich unmittelbar am Kampfe zu beteiligen.

„Mit blutigem Herzen" hatte er nach seinem eigenen Ausdruck „die Bande des Gehorsams zerrissen und führte den Kampf auf eigene Hand". Er bot dem Kaiser Alexander an, sein Korps mit der russischen Armee zu vereinigen; dies lehnte dieser ab, um, wie er erklärte, die Person des Königs nicht bloßzustellen. Aber die Bewegung fortzupflanzen, Ostpreußen zur Erhebung zu bringen, andere preußische Generäle zu gewinnen, schien dem General selbstverständliche Pflicht. Ganz ergriffen war er von der nationalen Idee. Bereits war er nach Königsberg gegangen, der Hauptstadt der Provinz, deren Generalgouverneur er war; in kurzem hoffte er bei Berlin und an der Elbe zu stehen. „Was für Ansichten hat man in Berlin?" schrieb er an Bülow, der in den Weichselgegenden ein Reservekorps gebildet hatte und mit diesem in Hinterpommern stand. „Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demütig ertragen mußten? . . . . . erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; sie als ein Geschenk" — von den Russen — „annehmen und erhalten, heißt, die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen." Längst waren die Feinde, leider von den Russen zu wenig verfolgt, über die Weichsel zurückgegangen; und noch lange lebte die Erinnerung an jene Stunde, da, wie eine Augenzeugin berichtet, „in geheimnisvoller Nacht Frankreichs fliehende Heere Königsbergs Mauern verließen und der allgemeine Jubel die Einwohner der Stadt größtenteils in ihren Häusern wach erhielt, mit sehnendem Herzen der Morgenröte der Befreiung entgegensehend". Keine Provinz Preußens hatte mehr als diese





Gemalt von O. Brausewetter.

Ansprache General Yorks an die preußi



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Stände in Königsberg, 5. Februar 1813.



gelitten: durch die Verheerungen des Krieges von 1806 und 1807, durch die Napoleonische Festlandssperre, die ihren Handel nach England vernichtete, durch die Truppenzüge des Jahres 1812. In keiner lebte ein stärkerer Grimm gegen die Franzosen; sagt doch York, „einem entschlossenen Intriganten von Einfluß würde es leicht geworden sein, dieser Stimmung der Nation eine gefährliche Richtung zu geben, und es habe Mühe gekostet, die Leute bei Besinnung zu erhalten". Jetzt galt es, die Kraft der Provinz der großen Sache dienstbar zu machen, Yorks Korps durch Aushebungen wieder auf den alten Stand zu bringen, womöglich neue Truppen aufzustellen.

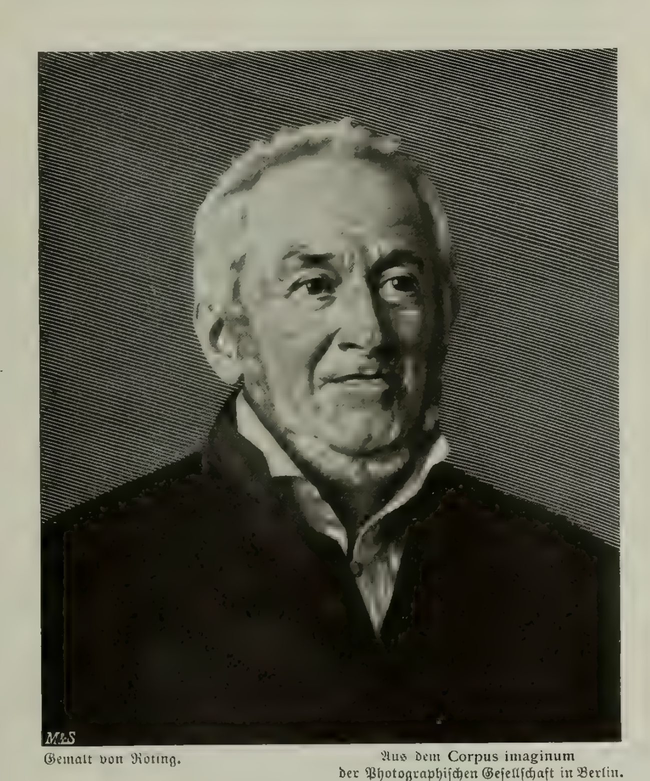
Der aber, der den stärksten, den entscheidenden Anstoß gegeben hat zur Erhebung Ostpreußens, ist nicht York gewesen, sondern Stein. Jetzt, da die herrlichen Tage, die stürmisch ersehnten, herannahten, war er aus Petersburg auf den Schauplatz der großen Ereignisse geeilt; mit ihm sein immer getreuer Arndt. Der hat uns jene Schlittenreise durch die winterlichen Lande, „durch eisige Felder und über gefrorene Sümpfe", auf den Spuren der großen Armee, zwischen Menschen- und Pferdeleichen, Trümmern von Lafetten und festgefrorenen Wagen, beschrieben: „o schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen, kalten Jammer herabschauten". An der preußischen Grenze erreichte Stein das kaiserliche Hauptquartier, und im Gefolge Alexanders kam er in dem ostpreußischen Städtchen Lyck an; hier empfing der ehrwürdige Superintendent Gisevius den Kaiser mit einer Anrede, und dieser erwiderte, er komme als Freund, nicht als Feind des preußischen Königs. Alexander begab sich zu seinem Heere; Stein aber, ausgerüstet mit einer kaiserlichen Vollmacht, eilte über Gumbinnen, wo er mit dem dortigen Regierungspräsidenten v. Schön, seinem einstigen Mitarbeiter zusammentraf, nach Königsberg, um, wie es in seiner Vollmacht hieß, „vorläufige Maßregeln der Aufsicht und Leitung zu treffen, um die Provinzialbehörden zu leiten und die Hilfsquellen des Landes zugunsten der guten Sache nutzbar zu machen".

Unmittelbar nach seiner Ankunft, am 22. Januar, forderte er den Präsidenten der Königsberger Regierung, v. Auerswald, auf, die Provinzialstände zu einem Landtag zusammenzurufen, um „über die Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr" zu beschließen; und dieser kam seiner Aufforderung sofort nach, wenn er auch in Rücksicht darauf, daß das Recht, die Stände zu berufen, allein dem Könige zustand, bemüht war der Versammlung einen privaten Charakter beizulegen. Steins zweiter Schritt war die Aufhebung der Festlandssperre: die Häfen wurden geöffnet und die Ausfuhr aller

preußischen Produkte mit Ausnahme des Roggens und Hafers gestattet. Ein Vorschuß von 300 000 Talern, den er für die Ausrüstung des Yorkschen Korps forderte, wurde von der dankbaren Kaufmannschaft sofort bewilligt. An Mißhelligkeiten, Kämpfen fehlte es freilich nicht. Die Anerkennung der Gültigkeit russischen Papiergeldes, die von den preußischen Behörden anfangs verweigert wurde, mußte Stein durch den Hinweis auf die Notlage durchsetzen: die Russen hatten eben kein anderes Zahlungsmittel. Als ferner der Landtag zusammentreten sollte, entstanden Bedenken wegen der Leitung; denn Auerswald, der „Landhofmeister", wurde im unglücklichsten Augenblick krank. Stein war nicht der Mann, der vor formalen Widerständen zurückschrak; er trat gebieterisch auf, „selbst gegen York", wie Auerswald schreibt. Er „träumte, wußte, dachte ja Tag und Nacht", wie Arndt sagt, „nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volkes gegen den bösesten Feind, alsbaldiges Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein". Schließlich wurden doch alle Schwierigkeiten überwunden. Auf die Einladung des Landtags erschien York am 5. Februar in der Versammlung; er hielt eine Ansprache, die begeisterte Zustimmung fand; dann teilte er einem gewählten Ausschuß, dessen Vorsitz der frühere Minister Graf Alexander Dohna übernahm, seine Vorschläge mit. Es handelte sich zuerst um Ergänzung des Yorkschen Korps, für das bereits 6000 Rekruten ausgehoben worden waren, durch weitere 13 000 Mann; dies wurde bewilligt, ebenso die Bildung eines aus Kavallerie und Infanterie zusammengesetzten Freibataillons. Es handelte sich sodann um die Errichtung einer Landwehr und eines Landsturms. Der Entwurf für diese Maßregel war von Clausewitz verfaßt. Auf 20 000 Mann war die Landwehr veranschlagt; und so beschloß sie der Landtag. Nur in einer Beziehung wich er von den Clausewitzschen Plänen und den Gedanken Scharnhorsts ab: er glaubte die Stellvertretung gestatten zu sollen, wie sie ja auch Napoleon gestattete; der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht erweckte noch zu viel Bedenken. Aber auch so war etwas Großes geschehen. Am 13. Februar reiste Graf Ludwig Dohna nach Breslau ab, um dem König, der sich seit dem 25. Januar dort befand, die Beschlüsse des Landtages vorzulegen. Schon am 7. Februar war Stein abgereist; er konnte dem Kaiser berichten, daß seine Aufgabe erfüllt sei: ein mächtiger Anstoß war gegeben, der fortwirken mußte.

„Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens

nimmer vergessen". So schreibt Ernst Moritz Arndt. Er hatte „in Steins Sinn und Befehl" schon 1812 zwei Schriftchen verfaßt, die jetzt unter Änderung gewisser Stellen neu herausgegeben wurden und bald weiteste Verbreitung fanden: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" und den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann". Da lesen wir: „. . . Es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn. Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Mut hängen die Schanden sich an. Denn Gott wohnt nur in den stolzen Herzen, und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch . . . Wenn nun die Herzen klein werden zum Dienst und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht stolz sein werden — dann kommt das Elend über die Völker, und Tyrannen wachsen wie Drachen empor. Wer aber für den Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordische Schwert zieht, des Name ist verflucht bei seinem Volke, und sein Gedächtnis blüht nimmer unter den Menschen. Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenstein da glänzt seine Ehre. . . . Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Greuel aufgestanden. Und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waisen, ein Name, bei welchem sie künftig Zeter schreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatze gehen. . . . Und



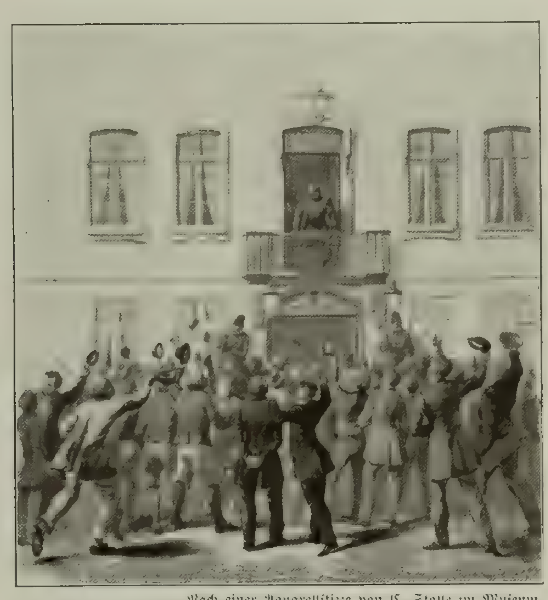
Gemalt von Roting. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ernst Moritz Arndt.

ich rufe es aus mit starker Stimme, mit Worten des Grimmes, die Feuerflammen sind: Auf, ihr Völker! Diesen erschlaget, denn er ist verflucht von mir, diesen vertilget, denn er ist ein Vertilger der Freiheit und des Rechts". So mächtig, so erschütternd redet dieser tapfere und fromme Prediger der Deutschheit in seinem Katechismus. Und dann hält er seinem Volke seine Sünden vor: „. . . Du hast mit den Fremden gebuhlt und hast die Affen zu Götzen gemacht . . . und lachtest über das Heilige in deinem Volke, und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachtest auch über mich, der im Himmel wohnt . . . Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Deutschland und von dem Vaterlande und der alten deutschen Ehre und Freiheit." So mahnt er denn seine Landsleute zum Vertrauen auf Gott und zur Einmütigkeit. Und dann wendet er sich an die Kriegsleute, um ihnen zu sagen, „was die rechte Soldatenehre ist": Gott vor Augen haben, Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben, dem Vaterland sich opfern! „Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland . . . Und soll der rechte christliche Soldat mild sein wie ein Lamm und mutig wie ein Löwe. . . . Wer das Schwert trägt, der soll freundlich und fromm sein, wie ein unschuldiges Kind, denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demütigung der Übermütigen . . . und Mannszucht soll er halten, und ein Christ soll er sein, und die Tugend der Hingebung soll er üben. . . . Euch geziemt es also, alles Rohe, Wilde, Räuberische und Schändliche von euch zu tun. . . . Auf denn, deutscher Mann! Wahrlich die Franzosen haben nur Schimmer, du aber hast Flammen, sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft, sie haben nur Lüge, du hast Treue, sie haben nur Prahlerei, du hast Ehre, sie haben nur Schein, du hast Tat . . . du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wenn dein Geist in dir mächtig wird."

„Handeln Sie, General, es ist absolut notwendig, sonst ist alles verloren", hatte York in dem obenerwähnten Brief an Bülow geschrieben. Und

dieser, obwohl persönlich mit ihm zerfallen, folgte seinem Rufe ohne Bedenken. Die Forderung der Franzosen, ihnen Hilfe zu leisten, hatte er standhaft abgelehnt: seine Truppen seien nicht kampffähig, er sei nicht dazu ermächtigt. Vielmehr, daß man die Trümmer der französischen Armee vernichten müsse, das war seine Überzeugung. Am 18. Januar wandte er sich von Neu-Stettin aus an den König; er mahnte ihn, schnell zu rüsten, ein starkes Korps in der Mark zu sammeln, sich mit Rußland zu verbinden: „Die beispiellose Vernichtung der großen französischen Armee wird nun durch das rasche Folgen russischer Korps vollendet. . . . Ew. K. Majestät stehen immer noch sehr bedeutende Streitkräfte zu Gebote, vereinigen sich diese mit den russischen, so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß man in kurzem bis an die Ufer des Rheins vordringen könne." . . . Zugleich schlug er dem General v. Borstell, der in Kolberg kommandierte, vor, gemeinsam zu handeln und vorzurücken. Borstell, ein Widersacher Scharnhorsts und der anderen Neuerer, ein streng monarchisch gesinnter, zugleich sehr eigenwilliger, nach Gneisenaus Ausdruck „in Förmlichkeiten atmender" Mann, lehnte anfangs jedes Zusammengehen ab; ja er teilte Bülows Briefe dem König mit. Aber je weiter die Ereignisse vorrückten, desto stärker ergriff auch ihn der nationale Gedanke. Auch er begann den König zu bestürmen, loszubrechen und nicht auf Österreich zu warten; er fügte hinzu, er könne nicht dafür einstehen, daß seine Soldaten ruhig blieben. Ja, er schrieb an seinen alten Gegner Gneisenau, von dem er wußte, daß er sich in England befand, und bat ihn zu erwirken, daß von dort Geld, Geschütze, Waffen geschickt würden.



Nach einer Aquarellskizze von C. Stolle im Museum lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte.

Die ersten Kosaken in Lübeck (1813).

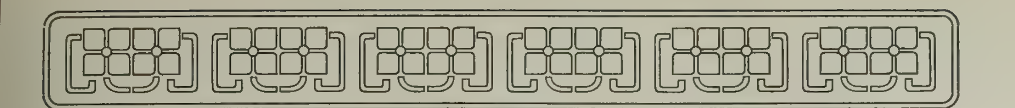
Der russische Oberstleutnant Benkendorf hält vom Balkon des Hauses des Bürgermeisters Nölting, Breitestraße Ecke Mengstraße, eine Ansprache.

(Nach Angabe eines Augenzeugen.)

Da kam am 25. Februar unerwartet Gneisenau selbst in Kolberg an; und in kurzem waren die beiden Männer darüber einig, daß die Truppen in Bewegung gesetzt werden müßten. Am 17. bereits war York aus Elbing aufgebrochen, kam in Konitz mit Bülow und Wittgenstein zusammen und verabredete mit ihnen gemeinsam bis zur Oder vorzurücken. Jetzt ließ auch Borstell marschieren; dem König schrieb er: „Ich flehe Ew. Majestät fußfällig an: lassen Sie uns los!"

Die französischen Truppen standen unter dem Oberbefehl des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais. Von ihm hatte der Kaiser gehofft, daß er, verstärkt durch annähernd 20 000 Mann, die aus Italien herangezogen worden waren, und nach der einen Seite auf die Österreicher, nach der anderen auf die in Pommern stehenden preußischen Truppen gestützt, sich in Posen würde behaupten können. Aber nicht die Preußen allein versagten; auch Schwarzenberg schloß zu Ende Januar mit den Russen einen Waffenstillstand ab und wandte sich nach Galizien. Eugen wagte es nicht, seine entmutigten Truppen dem nachdrängenden Feinde entgegenzustellen. Am 12. Februar räumte er Posen. Am Tage darauf wurde der General Reynier von den Russen bei Kalisch geschlagen. Bereits am 20. Februar machte der kecke Kosakenoberst Tettenborn, der 1812 aus österreichischen in russische Dienste übergetreten war, im Verein mit dem General Tschernitschew einen Versuch, Berlin zu überrumpeln. Er drang bis auf den Alexanderplatz und unter die Linden. Aber das Wagnis war verfrüht; die Hoffnung, daß die Bewohner sich gegen die Franzosen erheben würden, erfüllte sich nicht; „die Damen", so schrieb er nachher an Stein, „haben uns am besten empfangen, denn als ich hineinsprengte, flogen mir aus allen Fenstern Schnupftücher entgegen, aber die Männer wollten nicht zuschlagen, und dies war das Wichtigste". Er mußte die Stadt wieder verlassen. So viel jedoch war erreicht, daß der Vizekönig jetzt auch die Oderlinie preisgab und sich auf Berlin zurückzog. Auch dort blieb er nicht lange. Am 4. März räumten die französischen Truppen die preußische Hauptstadt und gingen auf Wittenberg zurück. Der preußische Boden war — von Spandau und den Oderfestungen abgesehen — vom Feinde befreit; das preußische Heer war, ohne seines Königs Weisung abzuwarten, auf dem Marsche; indessen war nach langem Zögern endlich auch am Hoflager zu Breslau die Entscheidung gefallen.





Zweites Kapitel.

Die Erhebung.

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg."
Körner.

„Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen, nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!
Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest —,
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest!"
Schenkendorf.

Preußens Beziehungen zu Rußland hatten auch, nachdem preußische Truppen als Verbündete Napoleons über die Memel gezogen waren, nicht aufgehört; der preußische Gesandte, Oberstleutnant v. Schöler, legte zwar öffentlich die Geschäfte nieder, blieb aber, anscheinend als Privatmann, in Petersburg. Noch ehe Napoleon aus Moskau abzog, ließ Alexander durch den Grafen Liewen, seinen früheren Gesandten in Berlin, Hardenberg schreiben, er sei bereit dazu mitzuwirken, daß Preußen und Österreich wieder den Rang selbständiger Mächte einnähmen. Im November bestellte der Kaiser den Obersten Boyen zu sich, der mit Graf Friedrich Dohna in Petersburg angekommen war, wies hin auf die fliehenden Reste der französischen Armee und forderte, Preußen möge sich mit Rußland vereinigen, um sie vollends zu vernichten; er erklärte, daß er in diesem Falle sich verpflichte, nicht eher Frieden zu schließen, als bis Preußen seine verlorenen Provinzen in Deutschland wiedererhalten oder durch andere Länder, etwa Sachsen, entschädigt sei; sollte der König aber an seiner Verbindung mit Frankreich festhalten, so erachte er sich seinerseits für berechtigt, zur Zerstücklung des preußischen Staates mitzuwirken. Mit diesen äußerst wichtigen mündlichen Aufträgen reiste Boyen ab, um auf weitem Umweg, über Österreich, die Heimat zu erreichen. Aber an der galizischen Grenze wurde er auf Metternichs Befehl festgehalten. Erst auf Verwendung

Hardenbergs durfte er nach kostbaren Wochen das russische Grenzstädtchen verlassen; in Schlesien angekommen, traf er zu Anfang Januar 1813 mit Scharnhorst zusammen, der ihm entgegengeschickt war, und dem er, was er gehört hatte, mitteilte. Indessen hatte York auch den Brief Alexanders an Paulucci eingesandt, der auf seine Tat so wesentlichen Einfluß geübt hatte. Aber noch kam man in Berlin zu keinem Entschlusse.

Es ist wohl ausgesprochen worden, moralische Gründe hätten dagegen gesprochen, das Bündnis mit Frankreich plötzlich zu brechen und den „fast wehrlosen Feind" zu überfallen. Solche Bedenken hätten einem treulosen, gewalttätigen Unterdrücker gegenüber nicht gelten dürfen; und wenn es auch der König wohl für malhonnête erklärt hat, die Waffen plötzlich gegen den bisherigen Verbündeten zu kehren, sind sie nicht ausschlaggebend gewesen. Andere Dinge haben es verhindert, daß man den ungeheuren Vorteil der Lage ausnutzte, in kräftiger, unerwarteter Schilderhebung die zurückkehrenden, entkräfteten, mutlosen französischen Abteilungen einzeln kampfunfähig machte, die unvorbereiteten Festungen, die in Feindeshand waren, einschloß und zur Ergebung nötigte, den Krieg über die Elbe trug und den oft geträumten Traum des norddeutschen Volksaufstandes zur Wahrheit machte. „Es handelt sich darum, ob der König von Preußen den Thron seiner Väter wieder erlangen will oder nicht; sein Großoheim hätte nicht einen Augenblick gezweifelt", schrieb Marwitz am letzten Tage des alten Jahres. Aber so weit reichten die Hoffnungen Friedrich Wilhelms nicht. „Er glaubte, es müßten erst noch einmal 300 000 Franzosen am Njemen vernichtet werden, ehe man so kühne Hoffnungen hegen könne", sagt Knesebeck. Dem König war Napoleon auch jetzt der kaum zu Überwindende, nur dann vielleicht zu Besiegende, wenn die drei Mächte Rußland, Preußen und Österreich zusammenstanden; von einer solchen Vereinigung aber konnte noch nicht die Rede sein. „Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an, und der allgemeine Friede, denn nur von diesem kann die Rede sein, kommt bis zum April zustande, so ist der größte aller Zwecke erreicht": so die Meinung des Königs, wie er sie am 28. Dezember niederschrieb. Falls der allgemeine Friede nicht zustande kam, falls das Jahr 1813 einen zweiten russischen Feldzug Napoleons erlebte, dann, meinte er, sollten Österreich und Preußen im Rücken des Feindes losbrechen; dann würde in den weiten Flächen Litauens sein Heer vernichtet werden, nicht am Rhein, „bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen würde und beinah nicht kommen darf".

Das besorgte Mißtrauen gegen Rußland, das aus diesen Worten spricht, und das wir ebenso in Metternichs Äußerungen wiederfinden, war nicht unbegründet. Gewiß hatte Alexander, dessen Charakter bisher so wenig zuverlässig schien, durch seine standhafte Führung des nationalen Krieges sehr an Achtung gewonnen; aber wer bürgte dafür, daß er den Feldzug außerhalb der Grenzen seines Reiches mit derselben Entschlossenheit fortsetzen würde! In jedem Falle würde Rußland russische Politik treiben; war es wünschenswert, daß es seine Grenzen nach Westen vorschob und einen überwiegenden Einfluß auf das zentrale Europa gewann? Es war einleuchtend, daß es seine Hand auf Warschau legen würde, das vor dem Kriege von 1806 preußischer Besitz gewesen war. Aber eine nicht kleine Partei in Petersburg verlangte mehr und strebte mit der Weichselgrenze den Besitz Ostpreußens an; das hatte Boyen bei seinem Aufenthalt in der russischen Hauptstadt leicht bemerken können und war zudem durch den dortigen englischen Gesandten über diese Wünsche ausführlich unterrichtet worden. Auch Alexander waren solche Gelüste nicht fremd gewesen; noch war der Öffentlichkeit der geheime Vertrag nicht bekannt geworden, den er zu Ende August 1812 mit dem Kronprinzen von Schweden geschlossen hatte, und in dem von einer möglichen Erwerbung der Weichselgrenze die Rede war. Andrerseits, jetzt bot er eine enge politische Verbindung, er bot für polnische Gebietsverluste eine Entschädigung an. Wann wollte man das Joch abschütteln, wenn nicht jetzt? War es nicht geboten, einen Teil der einst besessenen slavischen Gebiete den Russen als Siegespreis zu überlassen, da sie sonst schwerlich Anlaß hatten weiter vorzurücken, durch Abschluß eines Bündnisses weiteren Eroberungsgedanken die Spitze abzubrechen, bewußt auf Entschädigung durch Gebiete mit germanischer Bevölkerung auszugehen, durch kühnes Handeln aber die militärische Lage so günstig zu gestalten, als es irgend möglich war? Indessen richteten sich die Hoffnungen des Königs weniger auf Rußland als auf Österreich, mit dem er bereits im September 1812 eine nähere Verbindung anzuknüpfen versucht hatte. Metternichs Ziel aber war — so verkündete er mit der selbstgefälligen Feierlichkeit, die seine politischen Auslassungen kennzeichnet — der allgemeine Friede; und auf dieses Ziel waren ja auch die Wünsche des Königs und des Mannes gerichtet, der aus dem Erzieher des Kronprinzen zum einflußreichen preußischen Staatsmann geworden war, weil er es verstand, sich in die Wünsche und Gedanken des Königs hineinzudenken und ihnen Worte zu verleihen: Ancillons, des „Hofpfaffen und Hofschranzen zugleich", wie ihn Gneisenau einmal genannt hat.

Der starke Wille fehlte am Berliner Hofe, diesmal wie schon so oft. Auch Hardenberg besaß diesen starken Willen nicht. Gewiß war seine Aufgabe schwer: er sollte einen König, der schwer zu erwärmen war, der weder den eigenen noch seines Volkes Kräften vertraute, der von den großen Ereignissen der letzten Wochen nur neue „Verlegenheiten" befürchtete, zu einem entscheidenden Entschluß bestimmen; und zugleich mußte er die größte Vorsicht üben, damit Preußen den Franzosen gegenüber nicht zu früh bloßgestellt würde. Aber dieser bewegliche, vielseitig bestimmbare Geist besaß selbst nicht die Bestimmtheit des Entschlusses, wie sie nur aus einer starken, ihrer selbst sicheren Persönlichkeit hervorwachsen kann. Er zweifelte an der Möglichkeit der Friedensherstellung, wie Metternich sie erhoffte; in seinen Briefen an den in England weilenden Gneisenau bedauerte er immer aufs neue die Tatenlosigkeit Österreichs; dennoch war dies der Kern des Vorschlags, den er zu Ende Dezember mit Ancillon und Knesebeck dem König machte, sich vor allen weiteren Schritten zuerst mit diesem Staate zu verständigen. Er ahnte wohl, daß in bestimmten Fällen, „wenn Österreich wieder Verhoffen passiv bliebe", man sich für Rußland erklären müsse: aber nur schwer und spät hat er sich dazu entschlossen, den Russen die polnischen Erwerbungen zu bewilligen, die sie für ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Er war sich klar darüber, daß man keine Zeit verlieren dürfe, daß „mit Ungeduld die ganze Nation erwarte, die Regierung kraftvoll handeln zu sehen"; er nennt in seinem Tagebuch die Politik des Abfalls von Frankreich „das wahre System"; er erklärt es bereits am 25. Dezember für nötig, daß der König seine Residenz nach Breslau verlege, „einmal, um dort die Unabhängigkeit und Sicherheit zu haben, die ihm in Potsdam versagt ist, und sodann den anderen Souveränen eine Art Bürgschaft dafür zu geben, daß man zum Äußersten entschlossen ist". Trotzdem kommt es wochenlang nicht zu Rüstungsmaßregeln, obwohl das französische Verlangen einer Verstärkung des Hilfskorps dazu den erwünschten Vorwand gibt, und man verliert kostbare Zeit mit Unterhandlungen. „Ich kann mich nicht darüber beruhigen", schreibt noch im Januar Scharnhorst, „daß wir nichts für die Vermehrung unserer Streitkräfte thun. Die preußischen Staaten werden das Kriegstheater . . . Kleine Staaten können mit einem leidenden Verhalten durchkommen, . . . größere gehen ohne innere Kraftanstrengung zu Grunde".

Inzwischen war Knesebeck endlich am 4. Januar unter falschem Namen nach Wien abgereist, um sich dort, von Humboldt, dem Gesandten, unterstützt, über die Absichten des österreichischen Kabinetts Gewißheit zu verschaffen.

Als Basis für etwaige Friedensverhandlungen sollte er etwa den Zustand bezeichnen, der durch die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens bezeichnet wurde; er erhielt ferner die Anweisung, darauf zu bestehen, daß der König das Großherzogtum Warschau zurückerhalte. Am 12. Januar wurden sodann die ersten Befehle zu Rüstungsmaßregeln erteilt. Am 22. Januar schließlich verließ der König Berlin, um nach Breslau zu gehen; Hardenberg hatte es durchgesetzt durch den Hinweis auf die Gefahr, die ihm von einem plötzlichen Anschlag der Franzosen drohe.

Am 25. kam Friedrich Wilhelm in der schlesischen Hauptstadt an. Es war ein bedeutsamer Schritt, der ihm abgezwungen worden war; vielen Patrioten erschien er als die Einleitung zum Befreiungskampfe. Und wirklich wurde am 28. eine aus Hardenberg, Scharnhorst und Hake bestehende Kommission zur Beschleunigung der Rüstungen ernannt. Nicht weniger wichtig war es, daß die Verhandlungen mit Österreich ein Ende nahmen; Hardenberg ließ Knesebeck aus Wien zurückkommen. Wenig genug war erreicht; in Wien gebe es viele schöne Redensarten, aber keine Tat, sagte Hardenberg. Zu bewaffneter Neutralität im Bunde mit Preußen war die Wiener Regierung nicht zu bestimmen gewesen; nur dies eine hatte sie erklärt, daß ein Anschluß Preußens an Rußland die „Beziehungen des Vertrauens" zwischen Wien und Berlin nicht stören könne. „Hätten wir 300 000 Mann auf den Beinen oder unsre alten Bankbillets noch, so würden wir eine andere Sprache führen", hatte Metternich geäußert und sich also hinter Österreichs militärischer und finanzieller Ohnmacht verschanzt. Wenn denn also Preußen auf Österreich sich nicht stützen konnte, was blieb übrig als schneller Anschluß an Rußland? Eben jetzt, am 28. Januar, trafen zwei Schreiben Alexanders ein, von denen das eine, noch in Wilna geschrieben, die Hoffnung aussprach, daß York im Sinne Friedrich Wilhelms gehandelt habe, das andere bereits aus Lyck datiert war und ihm meldete, daß er Stein, „einen der treusten Untertanen" des Königs, nach Königsberg gesandt habe. In beiden erklärte der Kaiser, daß er als Freund komme: er erklärte, daß er erst dann die Waffen niederlegen wolle, wenn Preußen den alten Glanz und die alte Macht wiedergewonnen habe.

Trotz alledem ward auch jetzt der entscheidende Entschluß zum Kriege nicht gefaßt. Scharnhorst zwar legte am 30. Januar dem Kanzler noch einmal dar, weshalb es nötig sei die kriegerischen Unternehmungen sofort zu beginnen. Aber noch hielten sich die Parteien am Berliner Hoflager die Wage. Kalckreuth und Köckritz wirkten, wie bisher, allem heroischen Handeln entgegen;

Ancillon faßte alles, was man fürchten und bedenken konnte, in einer Denkschrift zusammen, um dann Vorschläge zu machen, die den rechten Mittelweg einzuhalten schienen. Auch er riet jetzt ein Bündnis mit Rußland abzuschließen, aber doch nur, um dann zwischen beiden kriegführenden Mächten den Frieden zu vermitteln; man solle Napoleon das Fortbestehen seiner Herrschaft bis zur Elbe zugestehen und nur Magdeburg und etwa die Altmark, dazu Danzig und — bis auf einen an Rußland zu überlassenden Gebietsteil — Warschau für Preußen in Anspruch nehmen; erst wenn er auch diese Bedingungen ablehne, möge man die Waffen ergreifen. Würde sich indessen Rußland nach solchen Opfern, solchen Erfolgen so billig abspeisen lassen? Sollten die Rheinbundlande fernerhin geknechtet bleiben? Den Verfasser der Denkschrift freilich kümmerte das Schicksal Deutschlands wenig: Deutschlands Befreiung, sagt er, ist nicht Selbstzweck für die preußische Politik, sondern nur Mittel zum Zweck der besseren Sicherung von Preußens Unabhängigkeit. Mit Entschiedenheit erklärten sich Knesebeck und Hardenberg gegen solche Pläne: jeder Friede sei nur ein Waffenstillstand, solange noch die Machtstellung des Hauses Bonaparte in Deutschland bestehen bleibe, solange das Übergewicht Frankreichs in Europa nicht vernichtet sei. Auch hatten sie einigen Erfolg; in dem Entwurfe eines Bündnisses, den Knesebeck zu Kaiser Alexander bringen sollte, wurde das Ziel der preußischen Politik höher gesteckt, Wiedererwerbung der Macht gefordert, die Preußen vor 1806 besessen habe, und der Ausschluß des französischen Einflusses aus Norddeutschland als nötig bezeichnet. Aber der Gedanke einer preußischen Friedensvermittlung blieb bestehen. So ward die Hoffnung, den Krieg vermeiden zu können, auch jetzt noch nicht völlig aufgegeben; man wollte vorschlagen, daß die Russen über die Weichsel, die Franzosen über die Elbe zurückgingen. Wenn schon dieser Vorschlag dazu angetan war, Unmut auf russischer Seite zu erregen, so nicht minder der von neuem erhobene Anspruch, daß das Großherzogtum Warschau ganz oder doch zum größten Teile an Preußen überlassen werde: es war Hardenbergs Schuld, der noch immer nicht einsehen wollte, daß Preußen besser tat, für Polen eine Entschädigung in Deutschland zu suchen. Und wieder vergingen Tage bis zum Beginn der Verhandlungen. Am 9. Februar verließ Knesebeck Breslau; er reiste langsam und erreichte Alexander erst am 15. in seinem Hauptquartier Klodawa zwischen Plock und Kalisch. Auch jetzt beschleunigte er den Abschluß nicht. Zwar den Gedanken einer Friedensvermittlung ließ er im Einverständnis mit Hardenberg bald fallen; desto zäher, zäher als ihm vorgeschrieben war, hielt er an den

polnischen Ansprüchen fest. So kam es zu keiner Verständigung: bis endlich der Mann eingriff, der eben in Ostpreußen dem nationalen Gedanken freie Bahn geschaffen hatte und es nicht mit ansehen mochte, daß das „finassierende“ Verhalten des preußischen Gesandten die große Sache gefährdete, der Freiherr vom Stein. Ihm standen seit seinem Auftreten in Königsberg die preußischen Staatsmänner mit größtem Mißtrauen gegenüber; hatte sich doch Ancillon, der auf seine Fürsprache einst an den Hof gezogen worden war, in der erwähnten Denkschrift nicht gescheut ihn als einen Mann zu bezeichnen, der nach seinem Temperament leidenschaftlichen Maßregeln, nach seinen Grundsätzen den republikanischen Formen zuneige und der, durch den Erfolg erhitzt, durch persönliche Unbilden verbittert, nicht geeignet sei die allgemeine Erregung zu beschwichtigen. Jetzt gab der, über dessen „fast revolutionäre Maßnahmen“ sich die preußische Regierung bei Alexander beklagte, von neuem einen segensreichen Anstoß. Er riet Alexander, die Verhandlungen mit Knesebeck abzubrechen und ihn und den russischen Staatsrat Baron v. Anstett nach Breslau zu senden, um unmittelbar mit dem König abzuschließen. Am 25. Februar kamen beide in Breslau an. Sie brachten einen Bündnisentwurf und einen neuen Brief des Zaren mit.

Indessen hatte in Breslau die Gewalt der Tatsachen der Kriegspartei bereits über alles Zaudern zum Sieg verholfen. Wir wissen, daß am 12. Januar die ersten Rüstungsbefehle ergangen, daß am 28. Januar der König eine Rüstungskommission eingesetzt hatte. Und nun ward Wirklichkeit, was Scharnhorst so oft gedacht, geraten, vorbereitet hatte; es kamen dieses Mannes große Tage. Er durfte endlich mit Augen schauen, was die Hoffnung schwerer Jahre gewesen war: daß die Krümper die Bataillone füllten, daß die Kraft des ganzen Volkes zu den Waffen gerufen ward, daß sich die Jugend der gebildeten Stände freiwillig unter die Fahnen stellte, daß die allgemeine Kampfespflicht fürs Vaterland ein Band schlang um alle Teile der Nation. Am 3. Februar unterzeichnete Hardenberg als Vorsitzender der Kommission die „Bekanntmachung inbetreff der zu errichtenden Jägerdetachements“, die am 8. und 9. Februar in den Zeitungen erschien. Diejenigen Bevölkerungsklassen, die bisher „vom Dienste befreit und wohlhabend genug waren, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können“, wurden aufgefordert, freiwillig in das Heer einzutreten und Jägerdetachements zu bilden, die den Regimentern und Bataillonen angegliedert, jedoch zum leichten Dienst verwandt werden sollten. Nichts dürfe, so sagt Scharnhorst, versäumt werden, „um in ihnen den Geist der Disziplin und Kriegszucht

tief und unauslöschlich zu begründen"; doch will er, daß sie „in liebreicher und väterlicher Art" erzogen, „zumal im Anfang mancher Fehlgriff übersehen und ihnen das, was sie lernen sollen, nach und nach in folgerechter Ordnung beigebracht werde". An die jungen Leute von 17 bis 24 Jahren richtete sich die Bekanntmachung; niemand aus diesen Altersklassen, so hieß es, soweit er nicht körperlich untauglich oder der einzige Sohn einer Witwe oder im aktiven Staatsdienst sei, werde künftighin ein Amt oder eine Auszeichnung erhalten, wenn er nicht ein Jahr im Heere gedient habe. Am 10. Februar wurde verordnet, daß auch solche, die älter als 24 Jahre wären, zugelassen werden sollten; bald ward auch den aktiven Staatsbeamten gestattet, sich in die Jägerabteilungen einreihen zu lassen.

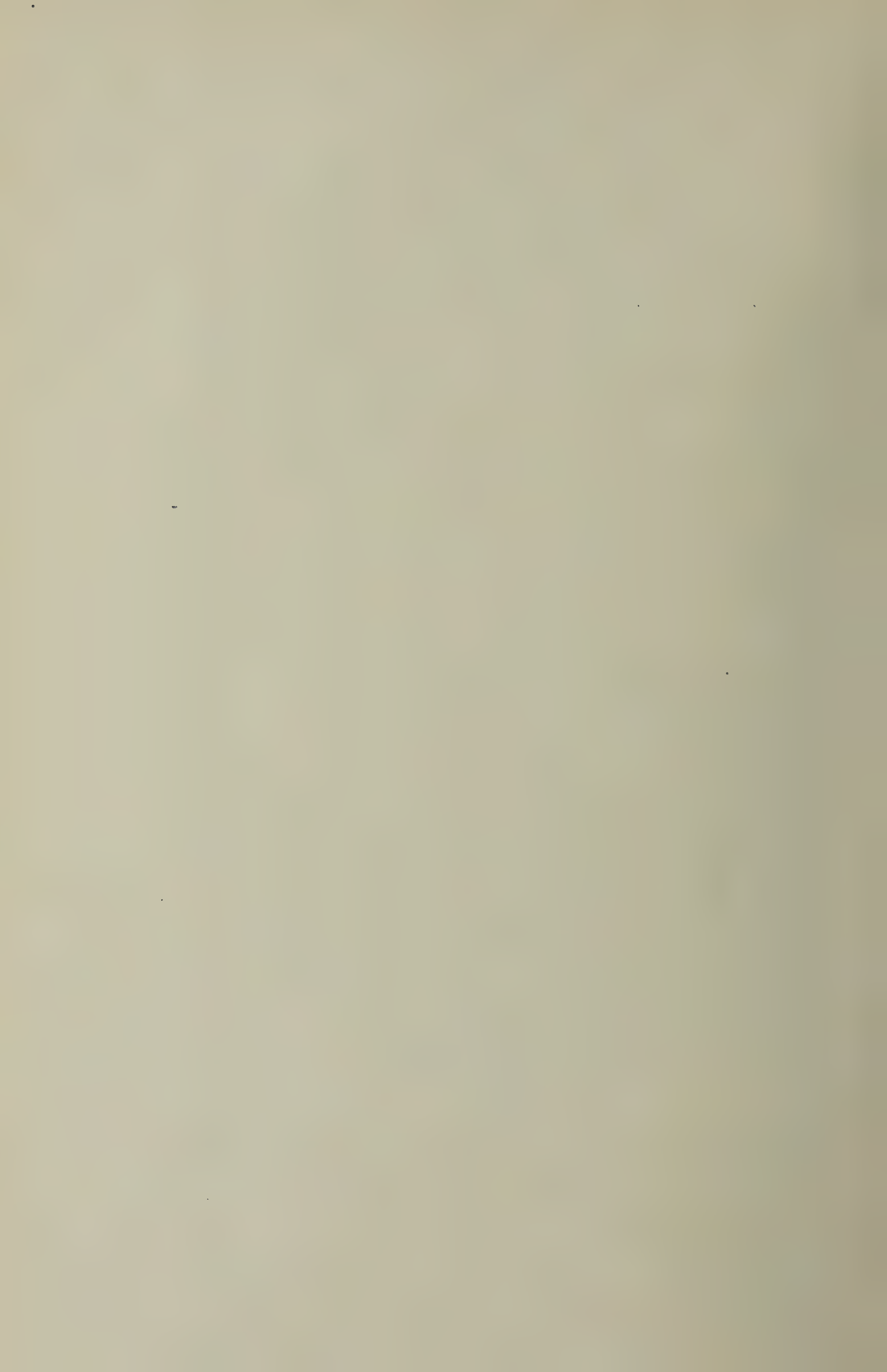
So war denen, die bisher Wohlhabenheit und Bildung vom Heere geschieden hatte, der Weg eröffnet zur Erfüllung der patriotischen Pflicht. Am 9. Februar geschah nunmehr der letzte Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht durch die „Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemtionen von der Cantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges". Darin berief sich der König auf die „von Unsern getreuen Untertanen längst anerkannte Verbindlichkeit eines jeden waffenfähigen Bürgers, sein Vaterland zu verteidigen, dessen Erhaltung ihm und seinem Vermögen Schutz und gesetzliche bürgerliche Freiheit gewährt", und erklärte alle Befreiungen von der Verpflichtung zum Waffendienst für ungültig; wenige Ausnahmen wurden gemacht, so zugunsten der Geistlichen und solcher, die eine verwitwete Mutter zu unterhalten oder allein eine Familie zu ernähren hatten. Nur für diesen Krieg zunächst sollte die Verordnung gelten. Immerhin, welch ungeheures Ergebnis war erreicht! Wenn einmal der Grundsatz des Volkes in Waffen verwirklicht worden war und wenn er sich bewährte in einem heiligen, für das Vaterland geführten Kriege, wer mochte die Spuren solcher Ereignisse aus dem nationalen Leben tilgen!

Freilich, noch war der Krieg nicht verkündet, noch schwankte der König. Seine Heerführer in Preußen und Pommern handelten auf eigene Hand, schrittweise ließ er sich einen Rüstungsbefehl nach dem anderen abdringen, und dabei blieb er zweifelnd an dem Erfolge, kühl, ohne Vertrauen, gänzlich unberührt von der Flamme stürmischer Begeisterung, die ringsumher die Herzen erglühen ließ. „Der König", so lesen wir in dem Bericht eines Mannes, der jene Breslauer Tage erlebte, „ist nicht mehr imstande, die Begeisterung zurückzudrängen, die sich fast aller Gemüter bemächtigt hat und sich auf wahrhaft achtungswerte Weise kundtut. Wenn sich der König



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Gemalt von François Gérard. Gestochen von L. Buchhorn.



weigert die Mittel anzuwenden, die ihm seine Untertanen nach dem allgemeinen Wunsch der Nation zur Verfügung gestellt haben, wenn er nur zögert die Anstrengungen zu unterstützen, die Rußland macht, um die preußische Monarchie wiederherzustellen, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an, und vielleicht würde die Armee selbst dazu das Beispiel und das erste Zeichen geben." Derselbe Beobachter, der Baron v. Ompteda, der als Agent der englisch-hannöverschen Regierung am Hofe weilte, spricht von „der unerschütterlichen Ruhe und unermüdlichen Ausdauer Scharnhorsts, die immer Mittel zu finden wisse, um das angestrebte Ziel zu erreichen"; und an anderer Stelle sagt er: „Ich muß dem Kanzler und dem General Scharnhorst Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man beide als die Seele alles dessen, was vorgeht, betrachten muß, daß alle Maßregeln, die sie ergreifen, die größte Tatkraft beweisen und fast revolutionär sind." So kam man vorwärts, trotz aller Hindernisse. Am 12. Februar wurde die Mobilmachung der in Schlesien und Pommern stehenden Feldtruppen angeordnet; damit war die ganze Armee auf dem Kriegsfuß; denn in Brandenburg standen keine Truppen mehr, und für Preußen waren keine solchen Maßregeln mehr nötig. Und alles das geschah unter den Augen des Grafen St. Marsan, den Hardenberg in geschickter und erfolgreicher Weise getäuscht hat. Wohl erschien dem Gesandten Breslau manchmal wie ein „flammender Vulkan"; dennoch wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, daß Preußen, wenn man seine berechtigten Wünsche erfülle, treu bleiben würde. Am 15. Februar noch ließ er sich von Hardenberg versichern, daß „keine, weder direkte noch indirekte Eröffnungen an Rußland geschehen seien"; zugleich ließ der Kanzler den Vorschlag preußischer Friedensvermittlung, den er gleich darauf Rußland gegenüber fallen ließ, amtlich an Frankreich gelangen. Erst als St. Marsan von Steins Ankunft hörte, wurde er bedenklich; am 27. endlich meldet er nach einer Unterredung mit Hardenberg, es sei zweifellos, daß sich Preußen von dem Bündnis mit Frankreich lossagen werde.

In der Tat war wenige Tage vorher die Entscheidung gefallen. Am 23. Februar hatte sich der König entschlossen mit Frankreich zu brechen; Ompteda erfuhr es in tiefstem Vertrauen von Scharnhorst, der ihm sein Ehrenwort darauf gegeben und hinzugefügt hatte, wenn dieser Fürst einen Entschluß gefaßt habe, so könne man darauf zählen, daß er ihn ausführen werde. Freie Bahn war nun für den Krieg und das russische Bündnis. „Die Geister sind in einer Gärung, die schwer zu beschreiben ist", meldete, halb von Bewunderung, halb von Besorgnissen vor der siegreich fort-

schreitenden Volksbewegung erfüllt, der Gesandte Österreichs, Baron Zichy, am 25. Februar seinem Hofe. „General Scharnhorst übt unbegrenzten Einfluß. Die Militärs und die Häupter der Sekten haben sich unter der Maske des Patriotismus der Zügel der Regierung vollständig bemächtigt, der Kanzler wird vom Sturme fortgerissen.“ So fanden Stein und Anstett, als sie an demselben Tage mit dem russischen Bündnisentwurf in Breslau eintrafen, günstigen Boden. Stein zwar ward durch ein schmerzliches Mißgeschick verhindert, bei dem Abschluß des Vertrages mitzuwirken. Ein Nervenfieber befiel ihn und brachte ihn dem Tode nahe; in einem dürftigen Dachstübchen des Gasthofes, in dem der Major v. Lützow das Werbebureau für sein Freikorps aufgeschlagen hatte, lag er tagelang schwer krank danieder, von Spionen des französischen Gesandten belauert, vom Hofe, auch von Hardenberg gemieden; nur die Prinzen Wilhelm und August, dazu Blücher und Scharnhorst nahmen sich seiner an. Aber der Vertrag ward vom König gebilligt, am 27. Februar von Hardenberg unterzeichnet und darauf nach Kalisch gesandt, wo er am 28. die Unterschrift des Feldmarschalls Kutusow erhielt. Kaiser Alexander versprach die Waffen nicht niederzulegen, ehe der preußische Staat nicht in den Verhältnissen wiederhergestellt worden sei, die er vor dem Kriege von 1806 gehabt habe. Gebietserwerbungen in Norddeutschland sollten dazu verwandt werden, um Preußen für polnische Gebietsverluste zu entschädigen; wir wissen, daß Alexander besonders an Sachsen dachte. Im übrigen sollte ein Teil des Großherzogtums Warschau an Preußen zurückgegeben werden, so viel nämlich, als zur Verbindung der alten Provinz Preußen mit Schlesien diene. Die Truppenmacht, die beide Staaten aufzustellen hätten, wurde für Rußland auf 150 000, für Preußen auf 80 000 Mann festgesetzt.

So war die endgültige Lösung der polnischen Frage vertagt; die vierte Teilung Polens sollte in Zukunft noch schweren Zwist hervorrufen. Trotzdem war es für Preußen gleich einer Erlösung, daß die Zeit des Zauderns zu Ende war. Nicht nur Hardenberg, auch Friedrich Wilhelm hatte zuletzt die Entscheidung herbeigesehnt, zumal Napoleon zu den Vermittlungsvorschlägen Preußens andauernd schwieg und nicht die geringste Bereitwilligkeit zeigte, auf eine der gestellten Forderungen einzugehen. Sicherlich aber war der Abschluß des Bündnisses für Rußland ein nicht weniger glückliches Ereignis. „Das ist eine Hilfe, die mir die Vorsehung sendet“, hat Alexander ausgerufen, als er die Meldung erhielt, Friedrich Wilhelm habe den Vertrag, ohne einen Strich zu ändern, gutgeheißen. Auch die russische

Armee hatte durch den Winterfeldzug stark gelitten, und Friedrich Wilhelm sollte sich zu seinem Verdruß bei einem Besuch in Kalisch überzeugen, daß sie viel zu wünschen übrig ließ. Ohne Preußens Anschluß hätte sie ihre vorgeschobene Stellung nicht behaupten können. Selbst Stein, in dessen Augen damals freilich Preußens Sonderinteressen weit zurückstanden hinter der großen Sache der Befreiung Deutschlands, hat doch später in seiner Lebensbeschreibung anerkannt, „Preußens Beitritt zu dem von Rußland begonnenen Kampf sei gewagt gewesen, denn seine eigenen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt und die russischen noch schwach". „Der Entschluß des Königs", fährt er fort, „und seines Volkes bleibt immer edel, es war von jenem vortrefflich, sich den Wünschen seines Volkes anzuschließen, heldenmütig von diesem, mit Strömen von Blut seine Ehre und Selbständigkeit wieder zu erkämpfen. Diese Gesinnungen, diese Begeisterung äußerte sich überall im Preußischen und unter meinen Augen in Breslau auf die herrlichste Art."

Ja, ein Geist hatte die Herzen ergriffen, der anders war als der Geist von 1806, und es waren Tage hereingebrochen, die zu den größten gehören, die das deutsche Volk erlebt hat, Tage, von denen eine stärkende, sittlichende Wirkung ausgehen wird, solange ein deutsches Volk besteht. „Es ist nur eine Stimme", sagte noch in Berlin Hardenberg zu dem Österreicher Zichy: „schütteln wir das Joch der Franzosen ab". Wenige Tage später schrieb Ancillon in der mehrfach berührten Denkschrift: „In der ganzen Nation herrscht eine Gärung, die leicht gefährlich werden kann, wenn man sich nicht beeilt sie zu beruhigen oder zu mäßigen." Ein Mann wie Hatzfeld hat Napoleon gegenüber gesagt, Deutschland erscheine ihm wie ein zum Anzünden fertiges Feuerwerk . . . „das Volk hat fast nichts mehr zu verlieren, die Regierungen können die Gewalt der allgemeinen Meinung nicht mehr zügeln, wenn man sie aufs Äußerste treibt." Und aus Breslau berichtet Zichy seiner Regierung: „Fast einstimmig ist der Ruf, daß der König das Joch der Fremdherrschaft abschütteln möge. . . . Die patriotischen Opfergaben an Menschen und Geld, die aus allen Provinzen ankommen, lassen alle Erwartungen der Regierung weit hinter sich. Da ist keiner, der nicht beflissen wäre, Proben der edelsten Hingebung an den Tag zu legen. . . . Jeden Tag kommen Rekruten und Krümper an, die Freiwilligen strömen nach wie vor herzu, und in Berlin, höre ich, gehen die Einstellungen vor sich mit einer Schnelligkeit und einem Erfolg, die erstaunlich sind." Napoleon selbst, dem Verächter alles Enthusiasmus, wurde diese Volksbewegung

unheimlich. Er hatte ja selbst preußische Hilfe gefordert. Aber am 10. Februar gab er Befehl, St. Marsan zu schreiben, „die große Aushebung, die man in Preußen veranstalte, mit Offizieren, denen der König nicht trauen könne, sei beunruhigend, und er wünsche, daß alles ruhig bleibe"; und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais wies er an: „Der Aushebung in Preußen muß Einhalt geschehen", während er zugleich anordnete, die besetzten preußischen Festungen durch gewaltsame Requisitionen zu verproviantieren. Noch schwieg ja die Regierung darüber, gegen wen es gehe; noch wurde amtlich kein anderer Zweck der Rüstungen angegeben, als „Erhaltung der Selbständigkeit und zuvörderst der Schutz der von den französischen und russischen Truppen unbesetzten Gegenden", wie es in einem Erlaß des Königs an die in Berlin zurückgelassene Regierungskommission hieß. Noch gab es ja auch hier und da Leute, die sich so sehr über den Zweck dieses Krieges täuschten, daß sie meinten, die Freiwilligen würden aufgeboten vers les barbares du Nord; aber ihrer waren wenige. Ängstlich schrieb der Minister Goltz, der an der Spitze der erwähnten Regierungskommission stand und freilich sein Leben lang ein kleiner Geist gewesen ist, von der Verlegenheit, in die er durch „den maßlosen Enthusiasmus" der jungen Leute versetzt werde: „sie verlassen die Universität, die Kollegien und selbst die Departements" — d. h. die Regierungen —, „um sich in das neue Corps einreihen zu lassen, sie verlangen, daß man ihnen gestattet, sich hier zu bewaffnen, zu sammeln und in Banden abzuziehen; und was ihren Eifer erhöht, den sie durchaus nicht verheimlichen, das ist ihre Hoffnung, gegen die Franzosen zu ziehen." Und Gneisenau, der jetzt als Generalmajor wieder in die Armee eintrat, berichtete, tief beglückt über alles, was rings um ihn geschah: „In Berlin haben sich, wie man mir erzählt, 11 000 Mann junger Leute eingestellt, um dem Ruf der Regierung zu folgen. Die Universitäten sind auseinandergegangen, die jungen Leute derselben treten unter die Waffen. Die oberen Klassen der Gymnasien sind verlassen. Sogar die Universität von Göttingen und andere Universitäten liefern uns Rekruten." . . . „Kinder der reichsten Familien strömen herbei und nehmen als Gemeine Dienste; es ist rührend, alle die Söhne des Adels und höheren Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in den zahlreichen Jägerkompagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleiden, bewaffnen und besolden; es herrscht ein herrlicher Enthusiasmus." Ja, von jenseit der preußischen Grenzen eilten tapfere Söhne der deutschen Erde herzu, um, was sie tief innerlich empfanden, durch die Tat zu beweisen: „Aus Halle, Jena, Göttingen", so

las man in den Zeitungen, „sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.“

Nach Halle hatte Jahn durch einen Studenten die Nachricht gesandt, daß der Freiheitskrieg bevorstände und Breslau der Sammelplatz sei. Unverzüglich wurden die märkischen und pommerschen Landsmannschaften durch ihre Senioren versammelt, und bereits am nächsten Tage, nachdem die Meldung eingetroffen, waren 24 Studenten unterwegs, wurden, sobald sie die Oder hinter sich hatten, überall mit Jubel aufgenommen und trafen in Breslau eben ein, als der König ein Infanterie-Regiment besichtigte. „Der König ritt“, so erzählt einer der 24, „grüßend an uns heran und fragte kurz: Berlin? Wir antworteten: Halle, Halle, Majestät! Das Auge des Königs verklärte sich sichtbar . . . und er sprach in einem Tone zu uns, wie ein Vater zu seinen zwar nicht erwarteten, ihm aber in einem verhängnisvollen Augenblicke gerade zur rechten Stunde erschienenen Söhnen reden kann“. Sie wurden Lützower; und ein Lützower wurde auch der herrliche Jüngling, der mit seinen ewig jugendfrischen Liedern den großen Kampf begleiten und endlich, was er gesungen, durch den Tod besiegeln sollte, der einundzwanzigjährige Theodor Körner. Ein Sachse war er von Geburt; in Wien verlebte er sonnige Jahre in glücklichsten Verhältnissen, gefeiert als vielversprechender junger Dichter. Aber schon vor einem Jahre hatte er, als er dem Vater seinen Zukunftsplan entwarf, hinzugefügt: „Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektions-



Gestochen von A. Hüssemer.

Theodor Körner.

artiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte.“ Jetzt führte er aus, was ihm damals schon als Gebot der Ehre erschienen war. Die Braut stimmte unter Tränen seinem Entschlusse zu; dem Vater schrieb er: . . . „Meine Brust seufzt nach ihrem Vaterlande. . . . Zum Opfertode für die Freiheit und die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! . . . Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? . . . Daß ich mein Leben wage, gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.“ Am 18. März überschritt er die Grenze und begrüßte den preußischen Adler:

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen.

Am 27. März ward die Lützowsche Freischar, in die er eintrat, in der Kirche zu Rogau am Zobtenberge feierlich eingesegnet; das Lied zu der Feier mit dem Kehrreim „Dem Herrn allein die Ehre“ hatte Körner gedichtet. Wenige Tage später schuf er das Gedicht: Aufruf!

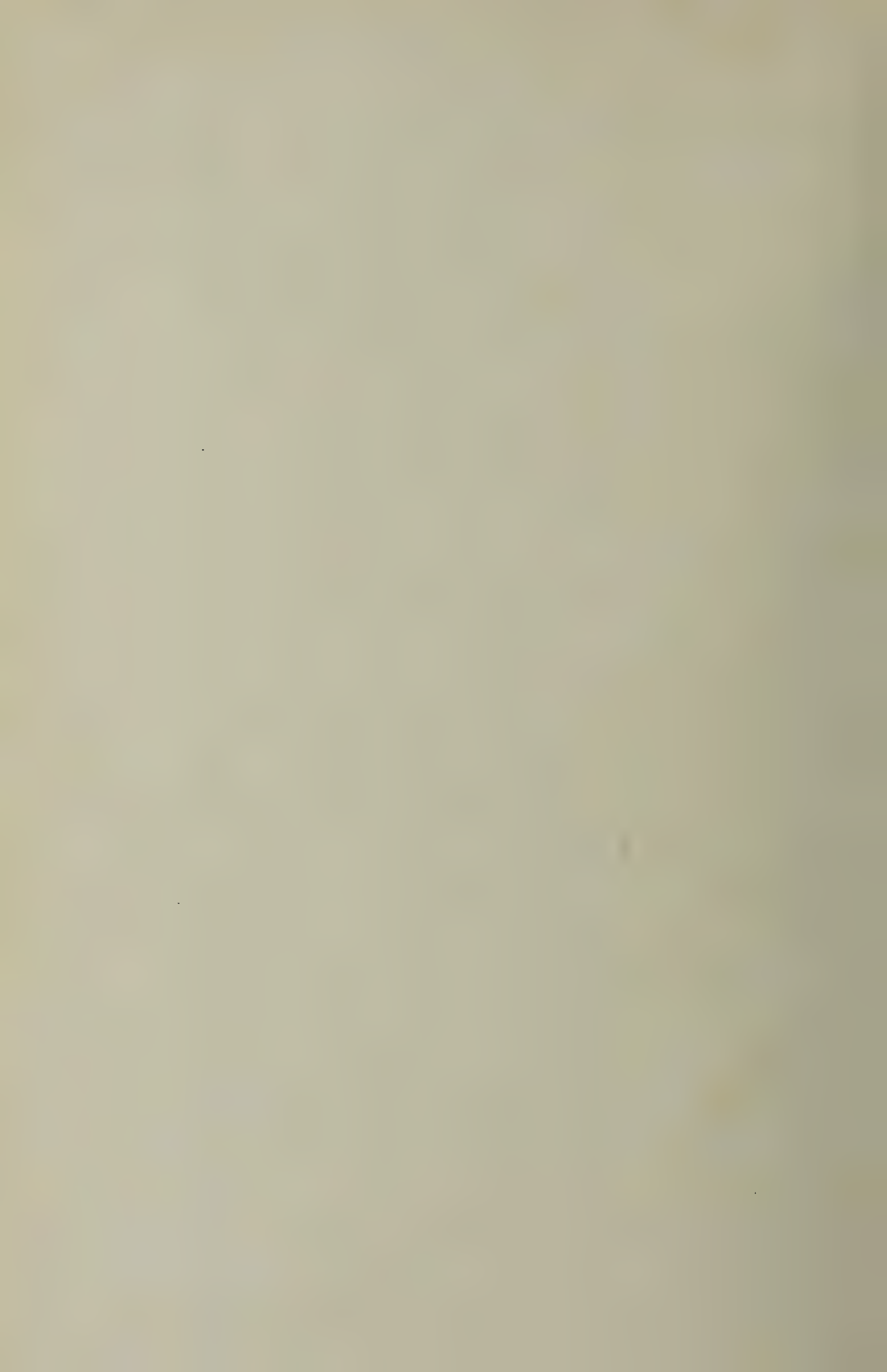
Denn nun war ja längst die Maske gefallen. Kaum war das Bündnis mit Rußland abgeschlossen worden, da hatte sich Scharnhorst nach Kalisch begeben, um die erforderlichen militärischen Verabredungen zu treffen. Der gemeinsame schleunige Vormarsch zur Elbe ward ausgemacht. Eine nördliche Armee, zu der auch die Preußen Yorks und Bülows gehörten, wurde dem russischen General Graf Wittgenstein unterstellt, zum Führer der südlichen Blücher ernannt; den Oberbefehl über das Ganze sollte Fürst Kutusow führen. Am 6. März war Scharnhorst wieder in Breslau. Am 11. wurde ein Armeebefehl veröffentlicht, der den General York betraf: der König erkannte an, „daß er wegen der zu Tauroggen geschlossenen Konvention in jeder Hinsicht vorwurfsfrei“ sei, bestätigte ihn in seinem Kommando und machte bekannt, daß er ihm zum Beweise seines ungeteilten Vertrauens auch den Oberbefehl über Bülows Truppen übertragen habe. Am 17. März hielt York seinen Einzug in Berlin, unter größter, freudiger Bewegung der Bürgerschaft. „Ein Bild stolzer Strenge und Kälte“, so wird berichtet, zog er dahin, „ohne den Blick auf die jubelnde Menge rechts und links zu wenden“.



Gemalt von F. Marterfteig. — Mit Genehmigung der Verlagsanftalt Bruckmann A.G., München.

Graf Dohna mit zwei Söhnen — Körner — Friefen — G. Schnelle — v. Bärenhorft — Rittmeifter Fifcher — Paftor Peters

Einfegnung des Lützowfchen Freikorps in der Kirche zu Rogau, 27. März 1813.





Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. **Friedrich Wilhelm.**

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Die ersten vier Seiten der
Nr. 34 der Schlesischen Zeitung
vom 20. März 1813.
Verlag von W. G. Korn, Breslau.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und
Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Am 15. März war Kaiser Alexander in Breslau angekommen, mit froher Begeisterung empfangen; er besuchte den Freiherrn vom Stein, der nun auch die Beachtung des preußischen Hofes fand und bald wieder eifrig dabei war, bei der Neugestaltung Deutschlands mitzuwirken. An demselben 15. März ließ Napoleon dem Fürsten Hatzfeld, der immer noch in Paris weilte, mitteilen, er sei geneigt Preußen Zugeständnisse zu machen und dem Könige einen Brief zu schreiben; diese Verheißungen kamen zu spät. Am 17. März wurde dem französischen Gesandten die Kriegserklärung übergeben. Am nämlichen Tage unterzeichnete der König den „Aufruf an mein Volk“. Zuerst war Ancillon beauftragt worden, das Schriftstück zu verfassen, durch das Friedrich Wilhelm sein Volk zum schwersten, opferreichsten Kampfe auffordern wollte: er hatte eine ausgedehnte Abhandlung geliefert, von der Gneisenau sagte, sie sei „französischer und nicht deutscher Art; Phrasen glänzen, wo Gefühle, lang zurückgehaltene Gefühle sprechen sollten, . . . man hat kleine Beschwerden hervorgesucht, wo ein langes, großes Unrecht uns ist angetan worden“. Ancillons Arbeit ward verworfen; an seiner Stelle schuf der Staatsrat v. Hippel das herrliche Werk, das, wie es damals alle Herzen ergriff, so immerdar die tiefsten Gefühle erwecken wird. „So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche“, hieß es da, „bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, der jetzt beginnt. . . . Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden,



Gezeichnet von L. Wolf.

Russische Kavallerie und preußische Landwehr auf dem Kreuzberge bei Berlin. März 1813.

der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. . . . Das Land war ein Raub der Verarmung . . . und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. . . . Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was unser trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen. . . . Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden . . . aber sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen Preußen und Deutsche zu sein. . . . Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem werdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag."

An demselben 17. März gab der König einem Aufruf „An Mein Kriegesheer" seine Unterschrift. Drei Tage später erschienen beide Aufrufe in den Zeitungen, zugleich mit ihnen die Mitteilung, daß er mit dem Kaiser Alexander ein „Off- und Defensivbündnis" abgeschlossen habe, und die Verordnung über die Stiftung des Eisernen Kreuzes, die der König am 10. März, dem Geburtstag der Königin Luise, vollzogen hatte. Die Gründung dieses Ordens, in dem ebenso der volkstümliche wie der religiöse Grundton dieses Krieges zum Ausdruck kam, war das Werk des Königs selbst.

Aber mehr noch brachte jener reiche 17. März, eine Rüstungsmaßregel von umfassender Bedeutung; der König genehmigte die „Verordnung über die Organisation der Landwehr". Scharnhorst hatte sie entworfen; endlich durfte er jene Pläne einer „Nationalmiliz" durchführen, die er einige Monate vor dem unglücklichen Kriege von 1806 zum ersten Male vorgetragen hatte. Die Armee sollte verdoppelt werden; 120 000 Mann stark sollte die Landwehr sein. Auf die Kreise wurde sie verteilt, Freiwillige wurden zuerst aufgeboten, der Rest des Bedarfs durch Losung ausgehoben. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, die unentbehrliche Staatsbeamte oder Verwalter von Gütern und gewerblichen Unternehmungen betrafen, galt keine Befreiung: alle wehrfähigen

Stein Hardenberg

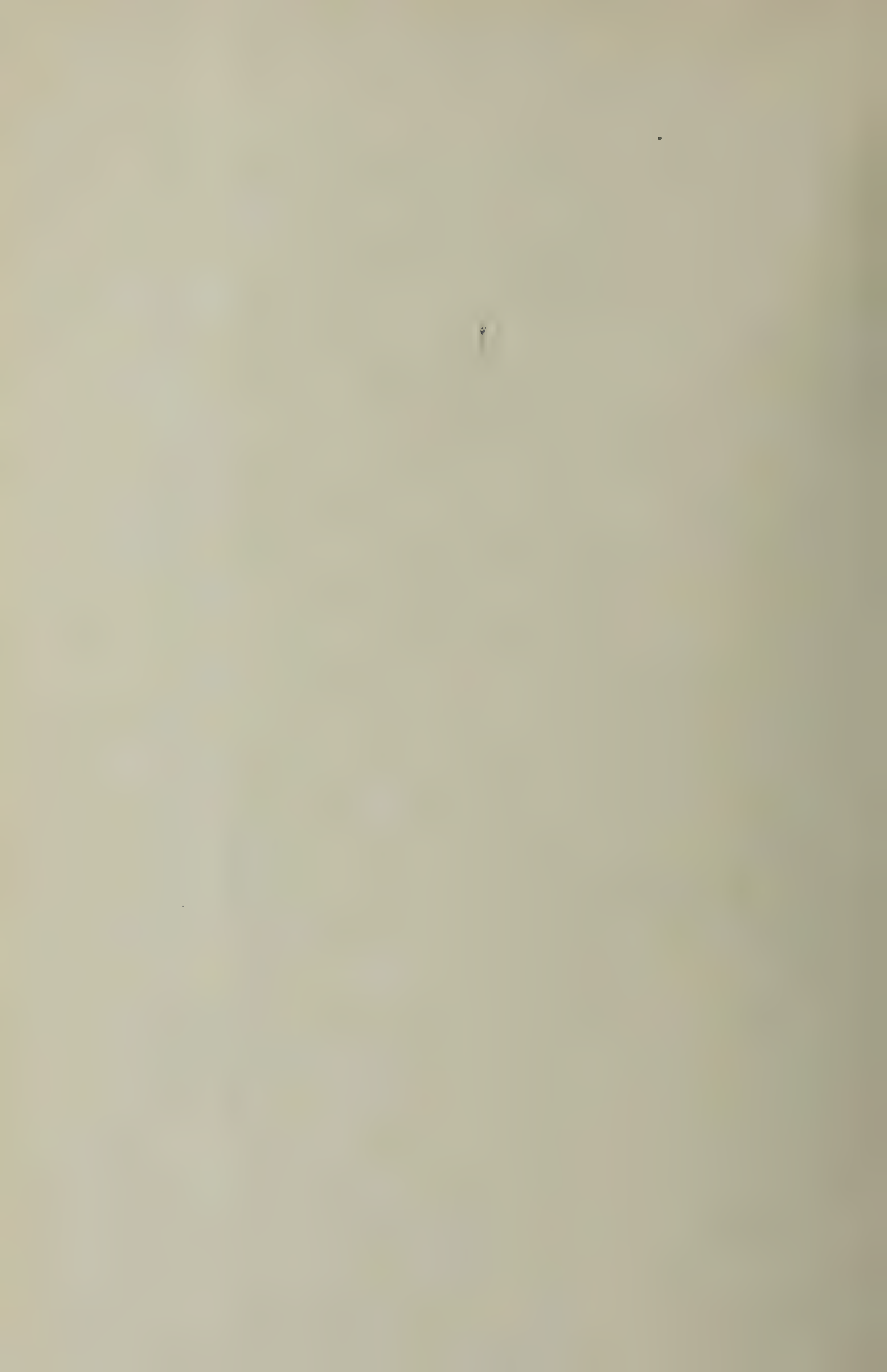
MIT GOTT FÜR KÖNIG UND VATERLAND

Gezeichnet von C. Burger.

Schleiermacher
Fichte Jahn

Blücher

Gedenkblatt zum Aufruf der Freiwilligen 1813.





Kleist Dohna Schön Scharnhorst Bülow Stein Hardenberg Gneisenau Blücher

Preußens Ehrenhalle.

Erinnerungsblatt zur 50 jährigen Jubiläumsfeier der Errichtung der Landwehr, 17. März 1813.

Gezeichnet von C. Burger, lithographiert von Jauke.



Männer vom 17. bis 40. Lebensjahre sollten die Waffen führen. Die Erlaubnis der Stellvertretung ließ man nur für Ostpreußen bestehen, wo sie einmal von den Ständen beschlossen war; im übrigen konnte es in einem solchen Kriege kein Vorrecht für den Wohlhabenden geben. Ausschüssen der Kreise wurde die Errichtung der Landwehrbataillone und -Schwadronen anvertraut; denn auch an eine Reiterei dachte man, die nach Kosakenart ausgebildet werden sollte. Die Ausrüstung war äußerst einfach; die Litewka mußte den Waffenrock ersetzen, das erste Glied des Fußvolks sich mit Piken begnügen, bis aus England die nötige Anzahl von Gewehren eintraf. Die Offiziere bis zum Kompagnie- und Schwadronschef aufwärts wurden anfangs vom Kreisausschuß gewählt, nachher vom Landwehroffizierkorps selbst.

Ein gewaltiger Schritt zur Volksbewaffnung war getan. Und doch genügte auch er den Männern nicht, die damals alles daran setzten, um die „physischen und moralischen Kräfte der Nation" dem Vaterlandsgedanken dienstbar zu machen. Am 21. April genehmigte der König das Gesetz über den Landsturm, an dessen Ausarbeitung Hippel, der Verfasser des „Aufrufs", den größten Anteil gehabt hatte. Wenn der Feind ins Land brach, wenn die Heimat bedroht ward, dann sollte nach dem Beispiel der Spanier und der Tiroler jedermann ins Feld ziehen, der Waffen tragen konnte. Nur Kinder, Greise und Krüppel gehören nicht zum Landsturm; niemand sonst darf sich ihm entziehen; „Feige und solche, die ihren anvertrauten Posten ohne Not verlassen, sollen die Waffen verlieren" und körperlich gezüchtigt werden, denn „wer Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln". Als Waffen müssen Beile, Heugabeln, Sensen dienen. Der Landsturm soll zur Abwehr des Feindes verwandt werden; Seen, Wälder und Sümpfe soll er zur Deckung benutzen, die Unternehmungen des Heeres in jeder Weise unterstützen, den Feind in Atem halten, nachts ihn überfallen, kleinere Abteilungen abschneiden, Munition und Proviant abfangen, Späherdienste leisten. Landesteile, die man trotz alledem nicht verteidigen kann, sind zeitweilig „zu räumen und in einen solchen Zustand zu versetzen, der den Aufenthalt des Feindes darin unmöglich macht"; das Mehl muß man dann verderben, Mühlen verbrennen, Brunnen verschütten, das Getreide auf dem Halme anzünden; die Behörden lösen sich auf, Eide, die der Gegner erzwungen hat, haben keine Geltung; in Städten, die er gewonnen hat, darf kein Schauspiel, keine Lustbarkeit stattfinden, kein Paar ohne besondere Genehmigung eingesegnet werden. Furchtbar waren die Bestimmungen dieses Gesetzes, über

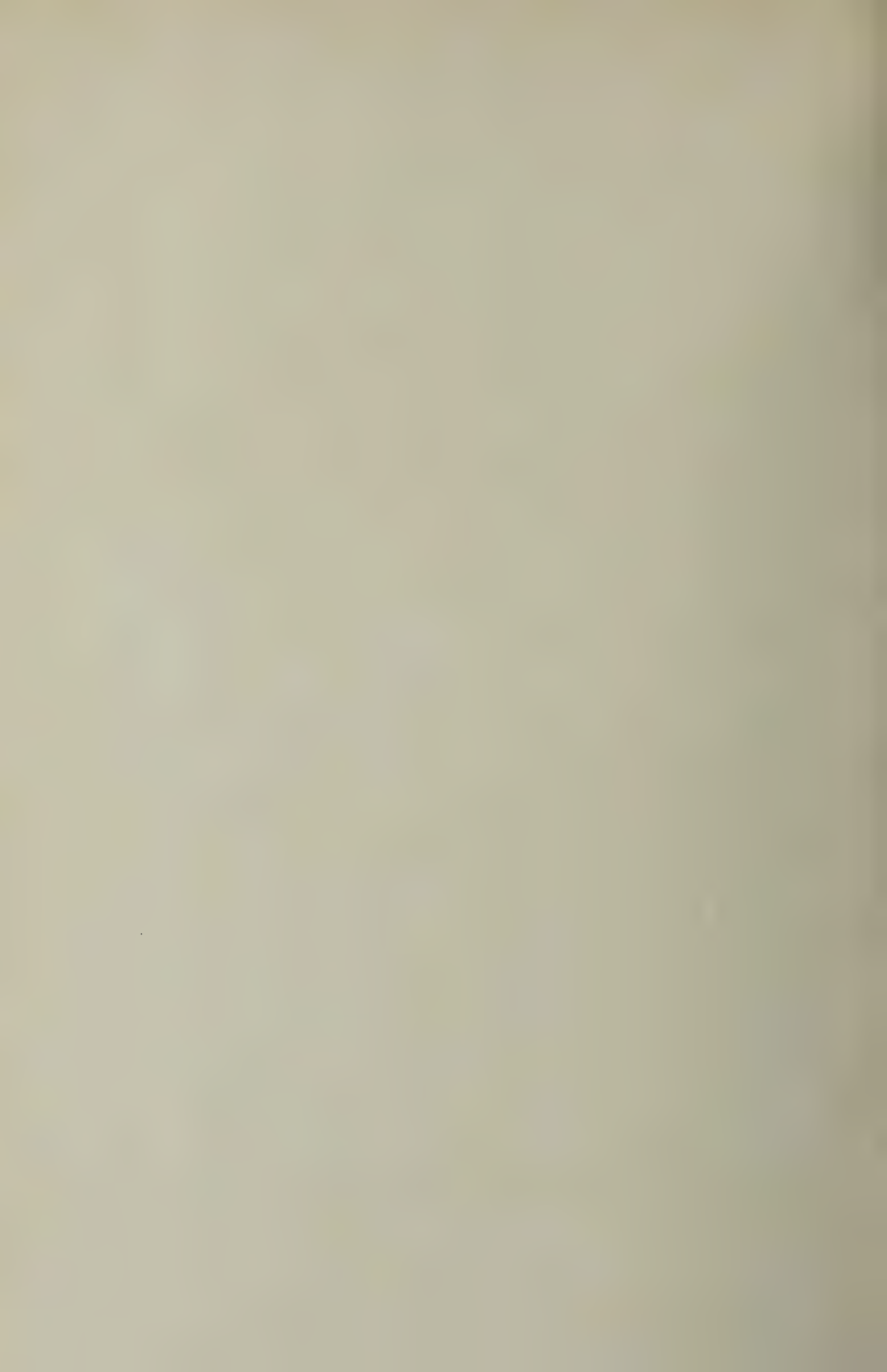
germanisch-sittliches Empfinden hinausgehend. Sie sind in dieser Weise nirgend zur Ausführung gekommen und bald gemildert worden.

Aber welches Feuer war emporgeflammt im Preußenvolke! Wieviel treue Hingabe, wieviel entschlossenen Opfermut zeigte dieselbe Nation, deren größter Teil vor sechs Jahren die Vernichtung des angestammten Staates mit dumpfer Ergebung hingenommen hatte. In jedem Dorfe ward exerziert, zu Roß und zu Fuß, mit Gewehr und mit der Pike. „Das ganze Land glich einem Lager“, sagt Boyen; „jede Musterung der in einem Ort befindlichen Landwehr und des Landsturms war ein Volksfest . . . der Gedanke, das zertretene Vaterland wieder zu befreien, war ein Gemeingut geworden“. In Berlin traten die Professoren, die hohen Beamten unter die Waffen. „Savigny und Eichhorn“, erzählt Arndt, „saßen im Landwehrausschuß; Süvern übte seine Kompagnie, bald sein Regiment Landsturm auf dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn Lanzen und Schwerter vor seiner Tür angelehnt stehen“. Wackere Leute, die nicht mehr selbst ins Feld ziehen konnten, machten wohl in der Zeitung bekannt, sie seien bereit unvermögende Jünglinge auszurüsten, damit sie als Freiwillige dem Vaterlande dienen könnten. Frauen traten in die Armee ein: jene Eleonore Prohaska aus Potsdam, die als August Renz bei den Lützowern angenommen wurde, im Gefecht an der Göhrde bei Lüneburg am 16. September schwer verwundet ward und bald darauf starb, jene Auguste Krüger aus Friedland in Mecklenburg, die im Kolbergschen Regiment in den Schlachten bei Groß-Beeren und Dennewitz mitfocht, und so manche andere. Die sechzehnjährige Ferdinande von Schmettau, Tochter eines verarmten, verabschiedeten Offiziers, ließ sich ihr reiches Haar abschneiden und zum Besten des Vaterlandes verkaufen. Die katholische Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen schenkte alles Silberzeug, das ihre Kirche entbehren konnte; Beamte gaben einen Teil ihres Gehalts; Handwerker brachten, was sie selbst anfertigen konnten; ungezählte Ehepaare gaben ihre goldenen Trauringe dahin und empfingen dafür eiserne mit der Inschrift: Gold gab ich für Eisen; die Ärmsten selbst wollten nicht zurückbleiben: mit den Worten „das letzte bißchen Armut einer Soldatenwitwe“ schenkte eine Greisin ein Paar Socken.

Wann sind einem großen Volke solche Tage beschieden gewesen wie damals! Als nach Niebuhrs Worten jeder „die Seligkeit empfand, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen“; als die Scheidung der Stände mit einem Male ausgetilgt, als

Gemalt von Arthur Kampf. Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Auf den Altar des Vaterlandes, 1813.



zwischen Bildung und Unbildung die Schranken plötzlich gefallen zu sein schienen; als die deutsche Poesie, wie sie selbst eine neue Weihe erhielt durch die innige Durchdringung mit dem nationalen Gedanken, so ihrerseits die große Volksbewegung verklärte und vertiefte! Einer freilich, der größte der deutschen Dichter, stand auch jetzt beiseite: „Schüttelt nur an euren Ketten“, hat Goethe damals zu Körners Vater gesagt, „der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen“. Aber desto inniger, desto feuriger, desto weihevoller erklang das Vaterlandslied der jungen Generation!



Gestochen von A. und Th. Weger.

Max von Schenkendorf.

Da vermählten sich der Glaube an das eigene Volkstum und die zuversichtliche Hoffnung auf den großen, gerechten Gott, tiefstes Sehnen nach Freiheit und alte reckenhafte Mannentreue, Stolz auf alle die Güter einer männlichen Persönlichkeit und freieste Hingabe an die große Volksgemeinschaft, alter Preußensinn und hoffnungsvolles Zurückblicken auf die alte deutsche Kaiserherrlichkeit.

> Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
> Deutscher Glaube ohne Spott,
> Deutsches Herz und deutscher Stahl
> Sind vier Helden allzumal,

singt Ernst Moritz Arndt; und Max von Schenkendorf, der fromme, innige Ostpreuße, der trotz seiner gelähmten Rechten mit ins Feld zog:

> Für die Kirchenhallen,
> Für der Väter Gruft,
> Für die Liebsten fallen,
> Wenn die Freiheit ruft —

> Das ist rechtes Glühen,
> Frisch und rosenrot:
> Heldenwangen blühen
> Schöner auf im Tod.

Den größten Preußenkönig ließ Friedrich Rückert aus dem Grabe emporsteigen und nach seinem geraubten Degen rufen:

> Das Schwert! Wer nahm's von meinen Sarkophagen?

und zu seinem Volke reden:

> In Mitternacht will ich voran euch schreiten,
> Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen.

Und wieder Schenkendorf wandte sich flehend und mahnend an Franz von Österreich:

> Deutscher Kaiser! Deutscher Kaiser!
> Komm zu rächen, komm zu retten,
> Löse deiner Völker Ketten,
> Nimm den Kranz, Dir zugedacht!

Kampfesfrische und Jugendkraft und Todesmut und Siegeszuversicht überall!

> Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
> Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
>
> Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
> Willkommen dann, sel'ger Soldatentod.

So Körner; und Joseph von Eichendorff, der damals auch, zuerst als Lützower, dann als Landwehroffizier die Waffen getragen hat:

> Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
> So Gott will, übern Rhein
> Und weiter im fröhlichen Jagen
> Bis nach Paris hinein!

Und wenn dann der Feind niedergezwungen ist und die Nation ihre Freiheit und ihr Recht erkämpft hat, wenn wieder Friede in den deutschen Fluren ist, dann, so heißt es in Schenkendorfs herrlich schönem Liede:

> Dann Klang von allen Türmen
> Und Klang aus jeder Brust
> Und Ruhe nach den Stürmen
> Und Lieb' und Lebenslust.
>
> Es schallt auf allen Wegen
> Dann frohes Siegsgeschrei —
> Und wir, ihr wackren Degen,
> Wir waren auch dabei.





Drittes Kapitel.

Groß-Görschen und Bautzen. Der Waffenstillstand.

(Hierzu die Kartenskizzen 7 und 8.)

Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke;
wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein
Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.
Fichte.

Am 25. März erließ im Namen Alexanders und Friedrich Wilhelms Fürst Kutusow einen „Aufruf an die Deutschen". Es waren ungewohnte Klänge, die da an das Ohr der deutschen Nation schlugen; es war etwas vom Steinschen Geist, was in diesen Worten lebte. Von „der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches" war die Rede; der Rheinbund ward eine trügerische Fessel genannt, „mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland selbst mit Beseitigung des alten Namens neu umschlang", und die Hoffnung ausgesprochen, daß kein deutscher Fürst, „indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung"; Deutschlands Neugestaltung, so hieß es, sollte allein seinen Fürsten und Völkern anheimgestellt sein. Inzwischen hatte Blücher bereits von Schlesien her mit 27 000 Preußen und 13 000 Russen den Marsch zur Elbe angetreten; etwas später brach Wittgenstein auf, der in der Mark Brandenburg 29 000 Preußen und 19 000 Russen unter sich hatte. Dahinter stand Miloradowitsch mit 14 000, endlich Kutusow mit 17 000 Russen. Die Feldarmee der Verbündeten war nicht eben groß. Von den zahlreichen Festungen, die in Feindeshand waren, gelang es nur eine, Spandau, Ende April zu erobern. Die Einschließung der übrigen, Danzig, Thorn, Modlin, Zamosc, Küstrin, Glogau, Stettin, erforderte bedeutende Streitkräfte; man rechnete zwar auf frische russische Truppen, jedoch zunächst nicht von erheblicher Stärke; die preußischen Landwehren aber standen noch nicht zur Verfügung.



Fürst Kutusow-Smolenskoi.

Gemalt von Rosentreter. Gestochen von J. C. Böhme.

Inzwischen erhielt das Heer Eugen Beauharnais', der sich auf Magdeburg stützte, immer stärkeren Zuzug; und jenseit des Thüringer Waldes ballten sich neue französische Heeresmassen zusammen. Aber noch war man im Vordringen. Am 18. März zog Tettenborn mit seinen Reitern in dem vom Feinde verlassenen Hamburg ein, mit ungeheurer Freude begrüßt. Am 2. April wurde von Russen und preußischen Füsilieren, die von den Generälen Dörnberg und Tschernitschew befehligt waren, Lüneburg erstürmt, und über 2000 Feinde wurden zu Gefangenen gemacht. Es war die erste tapfere Tat des großen Krieges. Überall erscholl das Lob der wackeren Kämpfer; überall pries man das „Mädchen von Lüneburg", Johanna Stegen, die den Füsilieren in der Schürze Patronen zugetragen hatte. Drei Tage später siegte Wittgenstein mit zumeist preußischen Truppen, den Soldaten Yorks und Borstells, bei Möckern östlich von Magdeburg über einen zahlreichen Feind. „Der Graf Wittgenstein und alle Russen sind außer sich über das heldenmäßige Betragen unserer Truppen", konnte dem König berichtet werden. Inzwischen hatte Blücher Dresden und Leipzig besetzt. König Friedrich August hatte seine Residenz verlassen und sich nach Regensburg begeben; er glaubte den Schwierigkeiten der Lage dadurch ausweichen zu können, daß er sich an Österreich anschloß. In Dresden trat währenddessen der Zentralverwaltungsrat ins Leben, den die Verbündeten auf Steins Vorschlag zur vorläufigen Verwaltung besetzter feindlicher Gebiete zu schaffen beschlossen hatten. Stein wurde sein Präsident. Wie gern wäre er kräftig eingeschritten, um die wirtschaftlichen Kräfte des Landes der großen Sache dienstbar zu machen. Das verhinderten aber diplomatische Erwägungen, der Wunsch, den König für die Partei der Verbündeten zu gewinnen, die Rücksicht auf Österreich. Der General Thielmann, der mit 8000 Sachsen in Torgau lag, hätte sich am liebsten den Befreiern angeschlossen, die ihn bestürmten, ein sächsischer York zu werden. Aber er hatte bestimmten Befehl,

weder die Franzosen noch die Verbündeten einzulassen; in dem Zwiespalt zwischen den Wünschen seines Herzens und dem Gefühl der soldatischen Pflicht, in der Hoffnung, daß auch sein König sich für die Sache der Befreiung erklären werde, vermochte er keinen entscheidenden Entschluß zu fassen.

Scharnhorsts Werk war es, daß Blücher zum Befehlshaber der Armee ernannt worden war; und welches Unglück wäre es gewesen, wenn etwa Graf Tauentzien, an den der König dachte, an ihre Spitze getreten wäre! Blücher besaß das Vertrauen der Truppen, er besaß die unschätzbare Eigenschaft, sie zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden, auf sie zu wirken, sie begeistern zu können! Blücher besaß den frischen Heldenmut einer ungebrochenen Vollnatur, und was für einen anderen Feldherrn hätte ein Heer ertragen, das nach jahrelang ertragener Schmach von Rachedurst erfüllt, zu den größten Opfern fähig, ins Feld zog! Immer den kühnsten wählte er unter den Vorschlägen, die sein Generalstabschef ihm machte! Landkarten studierte er ungern, den Entwurf der Kriegspläne überließ er seinen Helfern; aber wenn ihm auch alle gelehrte Bildung fern lag, in ihm wohnte ein klarer, durchdringender Verstand, in ihm wohnte der Sinn für das Einfache, der alle gewundenen Gedankengänge von vornherein abwies, ein sicherer Blick für Verhältnisse und für Personen. Bei allem Ungestüm, aller Derbheit seines Wesens, was für ein schlichter Sinn für das Echte, das Große! Mit welcher Innigkeit hing er an seinem Vaterlande, an seinem Könige! Wie gut verstand er sich mit Stein, für dessen große Persönlichkeit und große Ideen er Verständnis hatte! Wie trefflich mit Gneisenau, dem er vertraute, dessen Vorschläge er genehmigte, ohne doch von ihm beherrscht zu werden! Denn er



König Friedrich August von Sachsen.

Nach dem Stich von Fr. Bolt.

blieb doch immer der Entscheidende; in der Schlacht zumal pflegte er seine Anordnungen völlig selbständig zu treffen.

Ein glückliches Geschick hatte diesen Sohn des mecklenburgischen Bodens in das preußische Heer geführt. In der alten Hansestadt Rostock war Gebhard Lebrecht v. Blücher am 16. Dezember 1742 geboren. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges trat er in ein schwedisches Husarenregiment ein, geriet aber 1760 in preußische Gefangenschaft und ließ sich von dem Obersten v. Belling bestimmen, als Kornett in sein Husarenregiment einzutreten. Schon im nächsten Jahre wurde er Sekond- und Premierleutnant. Aber als er 1772 an der Reihe war, eine Eskadron zu erhalten, wurde er übergangen. Persönliche Gründe lagen nicht gegen ihn vor; der König zürnte dem ganzen Regiment Belling-Husaren, das bei der Besetzung polnischer Landesteile sich Ausschreitungen erlaubt hatte: „ist kein Husaren-, sondern ein Zigeunerregiment, und da meritiren diejenigen, so in der Maasse bey gestanden haben, kein Avancement“. Gekränkt bat Blücher um seinen Abschied. Diesen erhielt er von dem erzürnten Monarchen, aber in härtester Form: er wurde schlicht und ohne Uniform entlassen. Auch späteren Gesuchen um Wiederaufnahme in die Armee setzte Friedrich sein Nein entgegen; erst Friedrich Wilhelm II. hat Blücher wieder angestellt und ihm Majorsrang verliehen. Auf dem Feldzuge nach Holland, im ersten Koalitionskriege zeichnete er sich aus; 1794 schon wurde er Generalmajor. Jetzt ruhte auf ihm die Hoffnung des Heeres und der Nation.

Blüchers Generalstabschef war Scharnhorst. Er war bisher die Seele der Rüstungen gewesen, ihm vor allem war die Organisation der Landwehr zu verdanken; jetzt übernahm er es, die kriegerischen Unternehmungen zu durchdenken. Wohl wußte er, daß die militärische Lage „nichts weniger als vorteilhaft sei“, und daß man gerade bei Beginn des Feldzuges einen Mißerfolg möglichst zu vermeiden suchen müsse. Aber diese Klugheit schloß kühne Entwürfe nicht aus; noch hielt er es für möglich, wenn Blücher und Wittgenstein sich vereinigten, das Heer Eugens gesondert zu überfallen und zu besiegen, ehe Napoleon herangekommen wäre. Vergeblich aber eilte er nach Dresden, wo indessen die Monarchen und das große Hauptquartier eingetroffen waren, um solche Pläne zu empfehlen; vielmehr ward beschlossen, daß sich Wittgenstein und Blücher zwischen Leipzig und Altenburg nebeneinander aufstellen und den Feind erwarten sollten. Da Kutusow tödlich erkrankt war, wurde Wittgenstein mit dem Oberbefehl betraut; Blücher, obwohl der ältere General, erklärte seine Bereitwilligkeit, sich seinen Anordnungen



Gemalt von Fr. Gebauer. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Gebhard Lebrecht von Blücher.

(Siehe auch das Bild S. 111.)

zu fügen. Wittgenstein wünschte, anders als Kutusow, der ungern über Kalisch hinausgegangen war, eine Schlacht, der er, stolz auf den Siegeszug der russischen Armee von der Düna bis zur Saale, mit frischem Mut entgegensah; schade, daß seine Feldherrnfähigkeiten seinen hochgespannten Hoffnungen keineswegs entsprachen. Inzwischen war Napoleon am 25. April

in Erfurt eingetroffen; der Zusammenstoß stand bevor. „Die Feinde kommen über die Saale herüber“, schrieb Gneisenau, „ich denke, wir sind am Vorabend großer Begebenheiten, und da wird Tapferkeit entscheiden, wo die Intelligenz mangelt“.

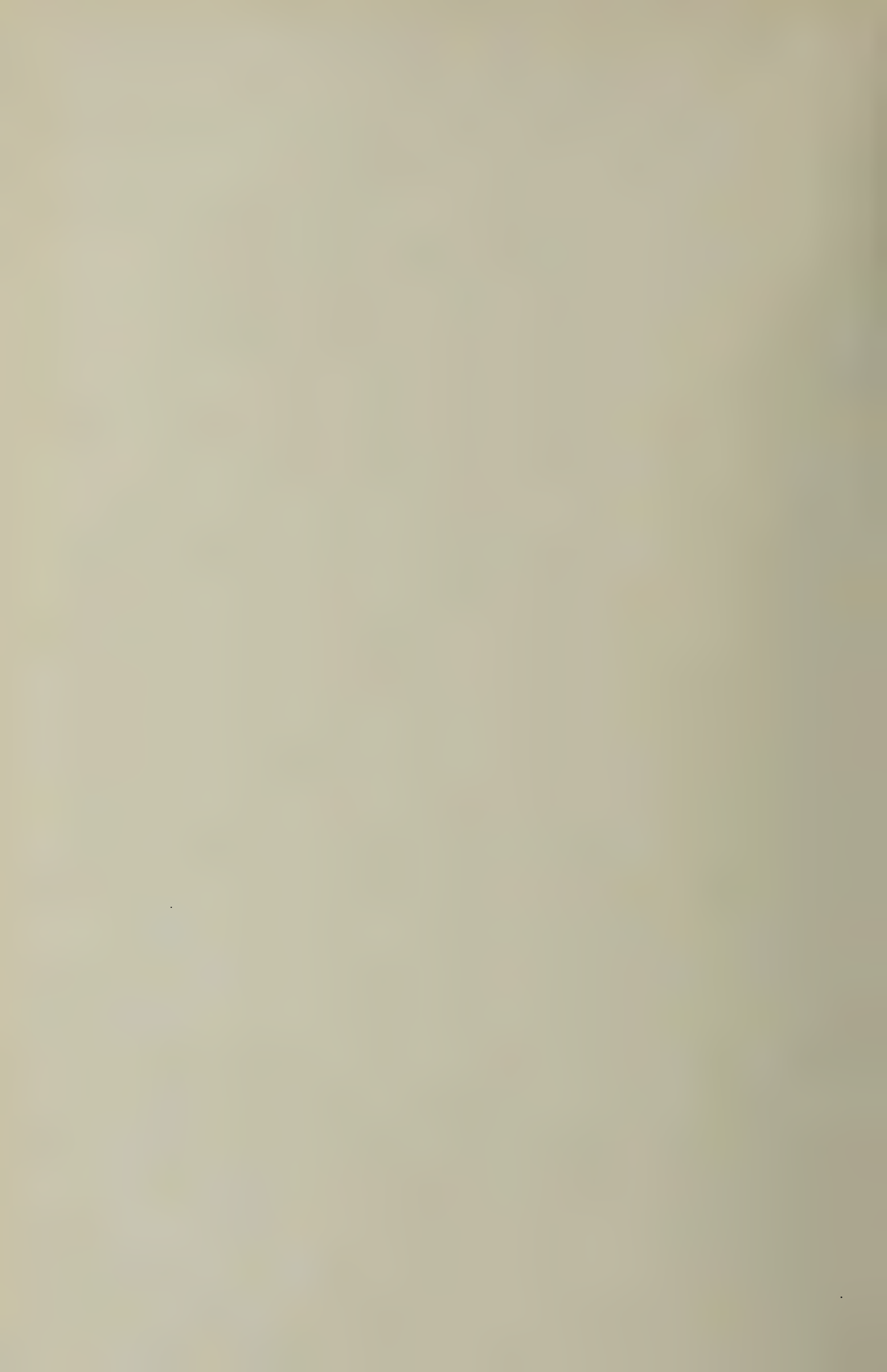
In rastloser Tätigkeit hatte Napoleon ein neues Heer geschaffen. Dem französischen Volk, das ihm Hunderttausende von Menschen für den russischen Feldzug zur Verfügung gestellt hatte, wurden neue Hunderttausende abverlangt, um die Herrschaft über Deutschland festzuhalten; und so schwer das Opfer ertragen, so hart die Blutsteuer empfunden wurde, so sehr der Mangel an Offizieren, an gedienten Soldaten, an Pferden, an Gewehren die Bildung der Regimenter erschwerte, so groß auch die Zahl derer war, die sich dem Kriegsdienst entzogen, dennoch entstand wieder eine Armee: Soldaten der in Spanien stehenden Truppen dienten als Stamm für die neuen Regimenter, Haufen halbausgebildeter Mannschaften zogen dem Rheine zu, die Armeekorps füllten sich. 660 000 Mann standen dem Kaiser bald wieder zu Gebote, um aus ihnen Truppenkörper zu schaffen; daß zwei Drittel dieser Mannschaften noch nicht 20 Jahre alt waren, daß zahllose Rekruten desertierten, als unbrauchbar ausgemerzt werden mußten, in den Lazaretten zurückblieben, an Entkräftung dahinsanken, ehe sie den Feind nur gesehen hatten, konnte ihn nicht beirren. Zu Ende April standen, mit Einschluß der deutschen und italienischen Truppen, bereits wieder 226 000 Mann in Deutschland. So schnell Napoleon gerüstet hatte, so schnell gedachte er auch vorzugehen. Er bedurfte eines glänzenden Erfolges, der die schwere Niederlage des letzten Jahres verdunkelte, der das schwankende Österreich einschüchterte; und er hoffte ihn zu erringen. Es war ihm erwünscht zu hören, daß der Feind hinter der Saale standhielt. Am 29. April nahm Eugen, der von Norden heranmarschierte, Merseburg; am nächsten Tage traf der Kaiser in Weißenfels ein. Die Vereinigung der Armeen war vollzogen. Auf der großen Straße, die von Weißenfels über Lützen nach Leipzig führt, schob er seine Heersäulen vorwärts: vielleicht, daß es ihm gelang, den Gegner zu umgehen und in siegreicher Schlacht nach Süden gegen das Erzgebirge zu drängen; dann war der Feldzug gleich zu Beginn entschieden.

Wittgenstein hatte hinter Leipzig die Schlacht annehmen wollen. Dagegen erklärte sich der Zar; auf seine Anordnung sammelten sich die Streitkräfte südlich von Leipzig zwischen Elster und Pleiße, bereit dem Gegner in die Flanke zu stoßen. 70 000 Mann waren zur Stelle, 33 600 Preußen und 36 300 Russen; man hätte noch 10 000 Russen mehr haben können,



Gezeichnet von C. Vernet. Gestochen von Bovinet.

Die Schlacht bei Lützen (Groß-Görschen), 2. Mai 1813.



wenn Miloradowitsch, der ziemlich zwecklos bei Zeitz stand, herangezogen worden wäre. Der Anmarsch, der über die Elster hinüber in der Richtung auf Lützen geschah, verzögerte sich durch ungünstige Marschanordnungen; mehrfach kreuzten sich die Kolonnen; Blüchers Korps, das in die erste Linie genommen werden sollte, mußte bereits am 1. Mai abends aufbrechen und die Nacht hindurch marschieren. Erst am Morgen des Schlachttages, des 2. Mai, erfuhr Wittgenstein, daß die vier nahe aneinanderliegenden Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna vom Feinde besetzt seien. Doch glaubte er nur eine schwache Nachhut vor sich zu haben; Blüchers Truppen gingen, nachdem sie kurze Zeit geruht hatten, gegen Mittag zum Angriff vor. Wie eine dicke, schwarze Wolke kamen sie, so erzählen französische Berichte, über die Höhen; die Franzosen hatten mangelhaft ausgekundschaftet und sich schlecht gesichert und wurden durch den Angriff durchaus überrascht.

Nur die Kavallerie der Verbündeten, 15 000 Mann, war der französischen an Zahl und an Güte überlegen; im übrigen verfügte Napoleon über wesentlich stärkere Streitkräfte. Nach Leipzig zu stand die Armee des Vizekönigs Eugen; bei Lützen befanden sich die alte und junge Garde; Ney hatte Anweisung erhalten, seine Truppen bei Kaja zusammenzuziehen; weiter westlich hatten Marmont und Bertrand ihre Quartiere. Der Kaiser hatte anfangs vermutet, daß er an diesem Tage angegriffen werden würde, aber auf Grund der ihm zugehenden Berichte diese Annahme aufgegeben. Gegen Mittag ritt er von seinem Hauptquartier Lützen in die Gegend von Leipzig, das von einem schwachen preußischen Korps unter Kleist besetzt war und genommen werden sollte. Da erhielt er die unerwartete Nachricht, daß der Feind bei Groß-Görschen über Neys Korps hergefallen sei; gleich darauf erscholl aus jener Richtung her der Donner der Geschütze. In der Tat waren es zuerst nur zwei Divisionen, die den Anprall Blüchers aushalten mußten; doch wurden sie bald genug durch fünf andere Divisionen verstärkt. Jetzt zählten die Franzosen 62 500 Mann, immerhin etwas weniger als ihre Gegner.

Der Angriff der Verbündeten war zunächst vom Glück begleitet; Groß-Görschen, Rahna, dann Klein-Görschen werden erstürmt. Der Feind dringt wieder vor und versucht selbst in Groß-Görschen einzudringen; aber neue Brigaden greifen an, der Kampf wogt hin und her, schließlich werden die Franzosen wieder aus den Dörfern herausgeworfen. Es war ein ungeheures, blutiges Ringen; damals fiel Prinz Leopold von Hessen-Homburg, preußischer Major, einer von sechs Brüdern, die in jenem Jahre mitgefochten haben. Aber man drang vorwärts; „nun mag es in Gottes Namen werden, wie es will, ein Auer-

stedt wird es nicht“, sagte Friedrich Wilhelm. Hätte Wittgenstein Blüchers Truppen nicht brigadeweise, sondern das ganze Korps auf einmal eingesetzt, hätten sich russische Verstärkungen angeschlossen, wäre die Kavallerie, der westlich von den Dörfern ein günstiges Gelände zur Verfügung stand, planmäßiger und erfolgreicher verwandt worden, so wäre es wohl schon jetzt möglich gewesen, eine glückliche Entscheidung herbeizuführen. Noch waren die Truppen Eugens ebenso wie die Bertrands fern; im Westen, bei Starsiedel, erschien Marmont, wagte aber bei der Überlegenheit der feindlichen Kavallerie nicht weiter vorzugehen; Napoleon selbst, der eben eintraf und die Preußen mit stürmischer Tapferkeit auch in Kaja eindringen sah, war nach glaubwürdigen Berichten überrascht; „er warf“, so erzählt ein Zeuge des Vorganges, „einen so langen, ungewissen, scheu fragenden Blick auf Berthier und Caulaincourt, als ob er sagen wollte: Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ Ohne den Kugelregen zu fürchten, sprengte er zu den Truppen heran, um sie anzufeuern. Offiziere wurden abgeschickt, um Verstärkungen heranzuführen. Eine Division, die noch zur Hand ist, wird eingesetzt, und es gelingt die Dörfer bis auf Groß-Görschen wiederzuerobern.

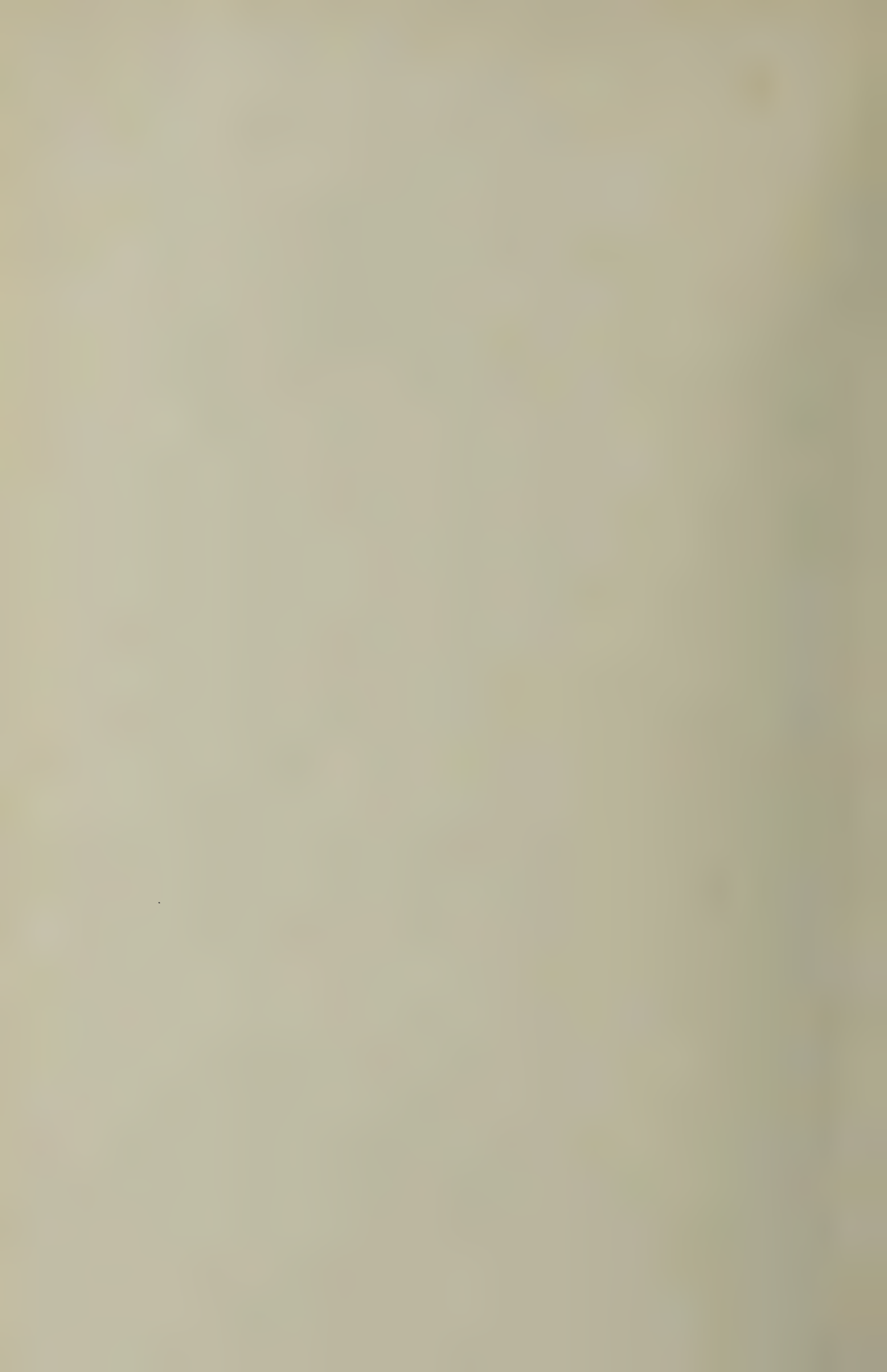
Da läßt Wittgenstein, der jetzt einsieht, daß man notwendigerweise siegen muß, ehe die vom Feinde erwarteten Korps heran sind, etwa um 4 Uhr neue Truppen vorgehen: zuerst York, der freilich nur 8500 Mann hat, dessen Erscheinen aber die Bataillone Blüchers mit neuer Angriffskraft belebt. Mit ungeheurer Tapferkeit wird gefochten; mit leidenschaftlicher Erbitterung greifen immer von neuem die Preußen an, aber auch die jungen Truppen des Feindes halten sich gut; Blücher und Scharnhorst sind mitten im Kampfgewühl, beide werden verwundet, ebenso wie auf der anderen Seite Ney. Aber eine Entscheidung wird nicht herbeigeführt; und inzwischen erkennt der Oberfeldherr der Verbündeten immer klarer, daß das Eingreifen frischer französischer Streitkräfte nahe bevorsteht. Noch hat er die russische Infanterie zur Verfügung. Aber er muß den größeren Teil von ihr für den neuen Feind aufsparen; nur das kleine Korps des tapferen Herzogs Eugen von Württemberg kann er in den Kampf um die Dörfer senden. Und nun endlich gelingt es, diese sämtlich zu nehmen: auch Kaja wird erstürmt und der Feind völlig herausgedrängt. Es ist etwa $^1/_2$6 Uhr. Aber eben jetzt erscheinen Verstärkungen auf beiden Flügeln der französischen Armee: auf dem linken die Vortruppen Eugens, auf dem rechten Bertrand, der Marmont unterstützt; zugleich läßt Napoleon, um Kaja wieder zu erobern, seine junge Garde vorgehen. Noch folgt ein langes, blutiges Ringen. Indessen die Übermacht ist

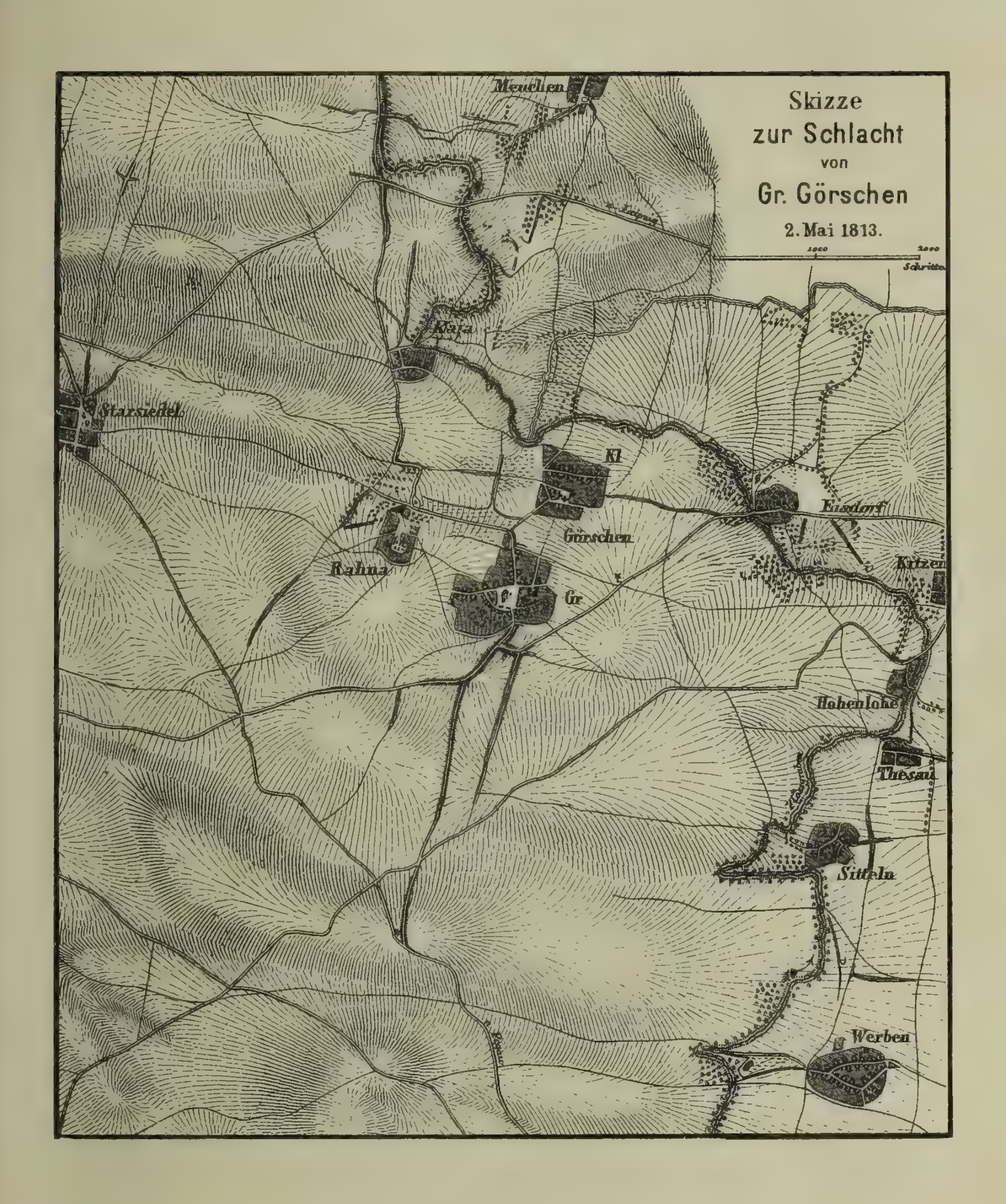


Gemalt von Beaume. Gestochen von P. Brunetière.

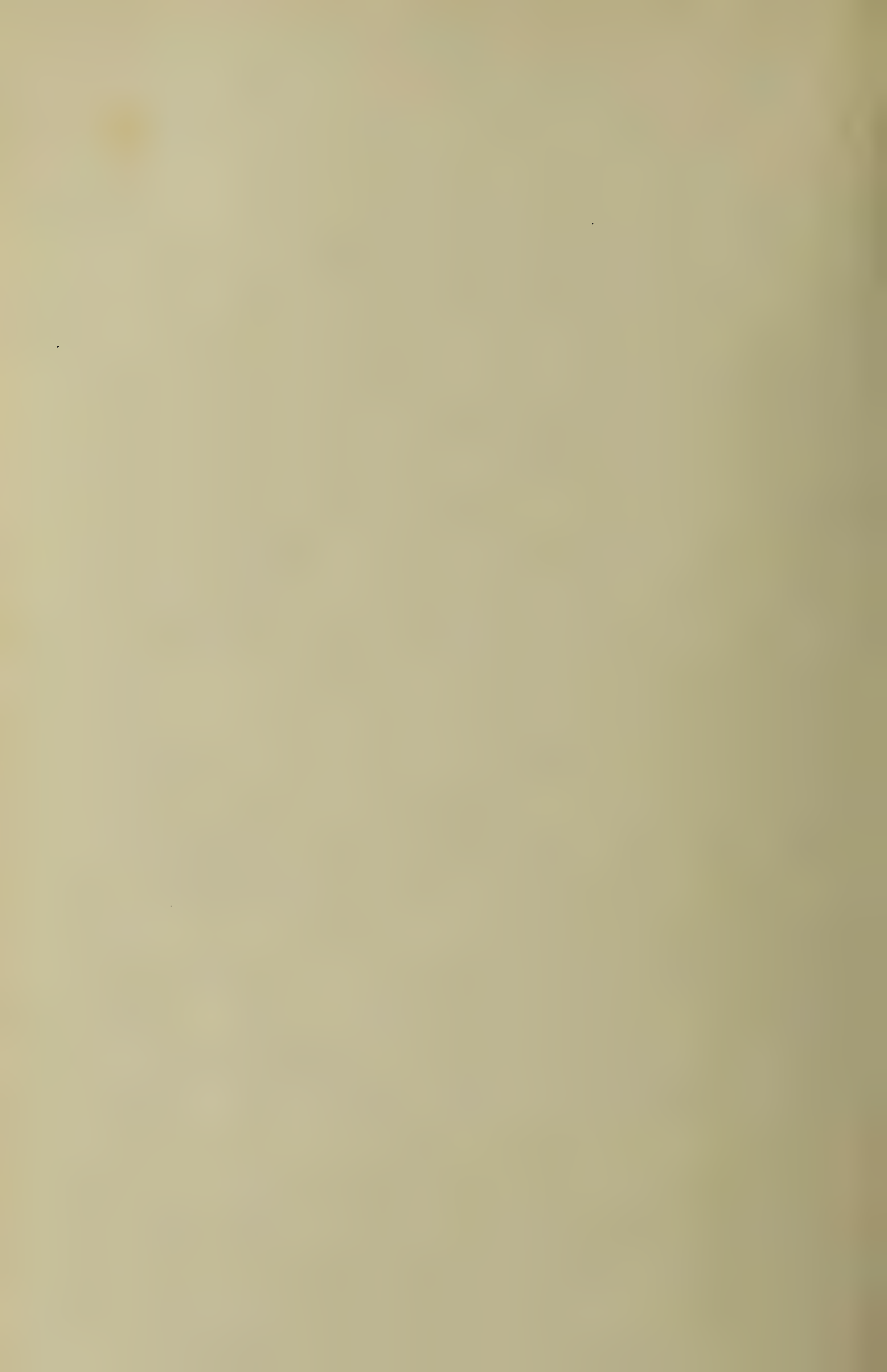
Die Schlacht bei Lützen (Groß-Görschen), 2. Mai 1813.

Napoleon läßt seine junge Garde vorgehen.





Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.





Viertes Kapitel.

Bei Großbeeren und an der Katzbach.

(Hierzu die Kartenskizzen 9 und 10.)

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an.
Hab' meine Freude dran.

Mich trägt ein wackrer Reiter;
Drum bin ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr.

Körner.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns von Feinden los.

Goethe (für das Blücherdenkmal zu Rostock).

Die preußische Armee war während des Waffenstillstandes nach Kräften verstärkt worden. Von einheitlicher Bewaffnung konnte freilich nicht die Rede sein, da die Gewehre vier verschiedene Modelle aufwiesen, und ein Teil der Leute mußte zum berechtigten Verdruß des Königs rote englische Röcke tragen. Die Ausbildung der neuen Regimenter stand zunächst natürlich hinter der der Linie zurück, nach Boyens Zeugnis der besten Infanterie, die ihm je vorgekommen sei; aber bei ihnen fanden viele der alten Offiziere Verwendung, die man nach dem Tilsiter Frieden auf Halbsold hatte setzen müssen, und bald hoben sich ihre Leistungen so, daß sie von den alten Regimentern kaum zu unterscheiden waren. Die Gesamtstärke der Linien- und Reserve-Infanterie-Regimenter betrug 72 000 Mann; dazu traten Ersatztruppen in einer Stärke von 33 000 Mann. Die freiwilligen Jäger waren in Detachements den Regimentern zugeteilt. Sie betrugen bei der Infanterie nur 5400 Mann. Aber sie stellten ein Element der Armee dar, das durch den Besitz höherer Bildung, den von ihm ausgehenden Hauch des Idealismus belebend und begeisternd wirkte; abgesehen davon, daß in ihren Reihen der beste Ersatz für das Offizierkorps zu finden war. Mit ihnen sind die Freikorps zusammenzustellen, die zum Teil aus Angehörigen

der abgetretenen Provinzen und andrer deutschen Staaten bestanden; das stärkste, das Lützowsche, zählte im August an Infanterie wieder 2400, an Kavallerie 400, an Artillerie 1000 Mann. Im ganzen war die Infanterie dieser Freikorps auf 6000 Mann zu veranschlagen. Die Landwehrinfanterie schließlich betrug ungefähr 100 000 Mann, wozu noch 10 000 Mann Landwehrreserven kamen. Ihre Ausrüstung war anfangs ebenso mangelhaft wie ihre Ausbildung. Die Leute hatten keine Mäntel, keine Tuchhosen, sondern Hosen aus Leinen, kurze Litewken, die im Regen bald einliefen, schlechtes Schuhwerk, so daß bald viele barfuß gingen; das erste Glied war anfangs mit Piken bewaffnet, bis man auf den Schlachtfeldern französische Gewehre erbeutete. Die Schießfertigkeit, die Übung im Felddienst konnte zunächst nicht ausreichend sein, zumal da es auch an tüchtigen und kundigen Offizieren fehlte. Wo sich Zeit und Gelegenheit fand zu einer eingehenderen militärischen Erziehung, ließ sich diesen Übelständen einigermaßen abhelfen; schlimmer war es, wenn die neuen Truppen sofort, wie bei der Blücherschen Armee, auf die harte Probe starker Tag- und Nachtmärsche und fortwährender Gefechte gestellt wurden.

Die Kavallerie der Linie, 21 tüchtige wohlausgebildete Regimenter, zählte 12 600, mit den Depots 14 600 Mann; dazu traten an 4000 freiwillige Jäger zu Pferde, drei Nationalkavallerie-Regimenter, errichtet von den Provinzen Ostpreußen, Pommern und Schlesien, und 30 Landwehrkavallerie-Regimenter. Auch der Landwehrkavallerie mußte es zunächst an vielem fehlen: die Pferde waren vielfach schlecht, die Reitausbildung gering, es fehlte die Übung in der Führung der Lanze. Als während des Waffenstillstandes der König bei Berlin eines der Regimenter besichtigte, gingen bei der Attacke sämtliche vier Schwadronen zweimal durch und jagten gegen die Stadtmauer, so daß der König äußerte, es sei ein Glück, daß diese so fest gestanden habe. Aber hier verfügte man wenigstens über Offiziere, da die Linienkavallerie nicht so stark hatte vermehrt werden können wie die Infanterie. An mehr als einer Schlacht hat die Landwehrkavallerie rühmlichsten Anteil genommen. Auch die Artillerie war stark vermehrt worden; die Feldartillerie zählte 47 Batterien mit 376 Geschützen und 8000 Mann; im ganzen waren Artillerie und Pioniere auf 13 000 Mann zu veranschlagen.

Insgesamt sind in Preußen aufgestellt worden: 105 000 Mann Linien- und Reserve-Infanterie einschließlich der Garnison- und Ersatzbataillone, 14 600 Mann Linienkavallerie, 12 300 Mann Artillerie und Pioniere, zu-

sammen etwa 132 000 Mann; ferner an Landwehren 111 000 Mann Infanterie und 11 700 Mann Kavallerie; die freiwilligen Jäger endlich und die Freikorps zählten an Infanterie, Kavallerie und Artillerie 16 000 Mann. Die preußischen Streitkräfte betrugen also 271 000 Mann, die sich in den nächsten Monaten durch Aushebungen bis auf etwa 300 000 Mann vermehrten; es waren 6 vH. des preußischen Volkes, der achte Teil der männlichen Bevölkerung, der unter die Waffen trat.

Auch der russischen Armee waren in der Zeit der Waffenruhe erhebliche Verstärkungen zugeführt worden, die jedoch nicht ausreichten, um die Regimenter sämtlich wieder auf den Sollbestand zu bringen. Die Gesamtstärke der russischen Armee betrug zu Anfang August 184 000 Mann; die Infanterie zählte 212 Bataillone, die selten über 500 Mann stark waren, die Kavallerie 228 Eskadrons und 68 Kosaken-Regimenter. Die Artillerie hatte 639 Geschütze. Dazu traten die Belagerungstruppen vor Danzig und den polnischen Festungen, insgesamt 53 000 Mann, und die in Polen stehende Reservearmee des Generals v. Bennigsen, die 59 000 Mann zählte und sich im September mit der böhmischen Armee vereinigte.

Von den Schwierigkeiten, mit denen Österreich zu kämpfen hatte, um eine leistungsfähige Armee aufzustellen, ist bereits die Rede gewesen. Erst nachdem man zur Ausgabe eines neuen Papiergeldes geschritten war, nachdem ferner England Subsidien versprochen hatte, konnte die Aufstellung der Armee beschleunigt werden. Als der Krieg wieder ausbrach, verfügte man über 194 000 Mann, dazu 27 000 Mann Besatzungstruppen; davon standen in Böhmen 127 000 Mann. Diejenigen Mannschaften, die 1812 den russischen Feldzug mitgemacht hatten, werden als sehr tüchtig bezeichnet. Aber zwei Drittel der Armee waren ganz junge Truppen, die kaum drei Monate bei der Fahne waren; sie hatten sich, wie die preußischen Landwehren, im Kriege selbst die nötige Ausbildung zu erwerben.

Das schwedische Korps betrug 27 000 Mann. Schließlich sind die Truppen zu erwähnen, die unter dem Zeichen Englands fochten, indessen fast ganz aus Deutschen bestanden, insbesondere die britisch-deutsche Legion und die hanseatische Legion, zusammen 9000 Mann, sowie 6000 Mecklenburger.

Im ganzen zählte die Feldarmee der Verbündeten 512 000 Mann, wovon 161 700 Preußen, 184 000 Russen, 127 000 Österreicher waren. Wie waren diese Massen gegen einen Feldherrn wie Napoleon am zweckmäßigsten zu verwenden? Wie stark waren dessen Streitkräfte? Und wohin würde er sich wenden? War es an der Zeit, einen selbständigen Kriegsplan

zu entwerfen und zum Angriff zu schreiten? Oder war es selbstverständlich, daß man dem großen Feinde die Initiative überließ und sich mit den eigenen Entschließungen nach seinen Maßnahmen richtete? War er nicht das überlegene Genie, von dem die besten Feldherren der Verbündeten nur eben gelernt hatten? Und war dieser gewaltige Meister der Schlachten nicht zudem darin bei weitem im Vorteil, daß er in vollkommenster Freiheit über seine Streitkräfte verfügte, während sich im Lager seiner Gegner widersprechende Interessen und die verschiedensten Anschauungen über den Zweck des Krieges und die Art seiner Führung kreuzten? Besaß Napoleon ferner nicht die große Überlegenheit der Stellung? Wie ein Keil schob sie sich, mit Dresden als Stützpunkt, durch das Erzgebirge im Süden, nach Nordosten durch die Elblinie und ihre Festungen gedeckt, gegen den Feind vor, ihrem Inhaber gestattend, unter Benutzung des Vorteils der inneren Linien seine Macht zum Angriff gegen jede beliebige Seite zu vereinigen. Wie anders bei den Verbündeten, deren Streitkräfte sich über den weiten Raum von Mecklenburg über Brandenburg und Schlesien bis Böhmen verteilten!

Es war doch nicht so, daß solche Erwägungen von vornherein jeden Gedanken an Offensive ausgeschlossen hätten. Besonders der tatkräftige General von Toll, Generaladjutant des Zaren, hatte schon zu Anfang Juli den Plan eines gleichmäßigen Vorgehens der Österreicher im Süden, der russisch-preußischen Armee von Schlesien, des Bülowschen Korps von Norden her gegen Napoleon vertreten: zwänge dann auch Napoleon eins der Heere zum Weichen, so fände er dann doch sofort ein zweites in seinem Rücken; schon zog Toll die Möglichkeit in Betracht, daß der französische Kaiser, um solchen Gefahren zu entgehen, seine Truppen ganz von dem rechten Elbufer zurückzöge. Freilich irrte er stark in der Berechnung der Stärke des Feindes; er irrte nicht weniger in der Beurteilung der Persönlichkeit Napoleons, wenn er es für möglich hielt, daß dieser aus freien Stücken seine vorgeschobene Stellung aufgeben würde, die es ihm zu ermöglichen schien, jede der feindlichen Armeen einzeln anzugreifen und zu vernichten. Aus den Beratungen des Hauptquartiers zu Reichenbach ging ein neuer Plan hervor, der den Namen des Generals Barclay de Tolly trägt und sich von den anfänglichen Entwürfen Tolls dadurch wesentlich unterscheidet, daß er von selbständiger Offensive absieht und die kriegerischen Maßregeln von den Unternehmungen Napoleons abhängig macht. In erster Linie wird damit gerechnet, daß sich dieser mit dem Kern seiner Macht gegen Böhmen wenden werde, um die österreichischen Streitkräfte zu vernichten; deshalb wird in Aussicht genommen,

diese durch eine Abzweigung der russisch-preußischen Armee zu verstärken. Gerade der Gedanke aber, daß Österreich durch seinen Anschluß an das Kriegsbündnis sich den ganzen Zorn und die ganze Macht Napoleons auf den Hals ziehen, daß dieser zuerst den Kaiserstaat an der Donau niederkämpfen und, wie er es 1805 und 1809 getan, den Weg nach Wien einschlagen würde, gewann bald eine beherrschende Bedeutung für den gesamten Feldzugsplan. Ihn stellten zunächst die Österreicher in den Vordergrund: und je wichtiger es für die gesamte Kriegführung war, daß dieser Staat seine Bataillone marschieren ließ, desto mehr mußte man auf seine Wünsche und Interessen Rücksicht nehmen. Radetzky, der Chef des österreichischen Generalstabes, hielt für sicher, daß Napoleon, sobald sich Österreich für den Krieg erklärt habe, den Russen und Preußen nur geringe Streitkräfte gegenüberstellen oder, wie Toll in einem Briefe an den verwundeten Scharnhorst es ausdrückt, „nur ein Rideau von Posten an der Katzbach zurücklassen" und sich auf Österreich stürzen werde.

Noch ein anderer eifriger Verteidiger erstand diesem Gedanken in dem preußischen General von dem Knesebeck, dem Generaladjutanten und einflußreichen Ratgeber des Königs in militärischen Dingen. Wir kennen diesen Mann von seinen Verhandlungen zu Kalisch her. Er war eine überlegende, durchaus wissenschaftlich gerichtete Natur, aber zu großer Vorsicht und zugleich zu einer pedantischen Überschätzung der Theorie geneigt; von der modernen, Napoleonischen Kriegführung, die den Gegner unmittelbar aufsuchte und nicht auf Besetzung geographisch wichtiger Punkte ausging, deren Ziel die Vernichtung und nicht die Ermattung der feindlichen Armee war, einer Kriegführung, die die Schlacht bevorzugte und nicht das Manöver, war er trotz allen Studiums der letzten Kriege innerlich nicht erfaßt worden. Ihm bewies ein Blick auf die Karte, daß für die aus Frankreich das Maintal aufwärts marschierenden Verstärkungen der feindlichen Armee die Donau weit leichter erreichbar sei als Elbe und Oder; das Donautal erschien ihm als „das natürliche Kriegstheater" Frankreichs, während ein Krieg an der Elbe dessen Macht gleichsam aus seinem Geleise verschöbe. Er hielt es für sicher, daß in Böhmen oder an der Donau die Entscheidung fallen werde. So schloß er denn, daß die in Schlesien stehende Armee über das Gebirge nach Süden zu führen und mit den Österreichern zu vereinigen sei; er erklärte diese Unternehmung für so notwendig, daß „man sagen könne, das Heil Europas sei von ihr abhängig". Der Nordarmee wies er dann die Aufgabe zu, auf Napoleons linke Flanke zu wirken.

Kamen diese Pläne zur Ausführung, so wurde zwar eins erreicht: die Vereinigung einer starken Streitmacht an einem Punkte. Dafür beraubte sich Preußen des größten Teiles seines Heeres. War es angängig, die Verteidigung Schlesiens den Landwehrbataillonen und Festungsgarnisonen zu überlassen? Sollte Preußen, das soviel Opfer brachte, das in diesem Kriege mehr, weit mehr wagte als einer seiner Verbündeten, sollte es auf die militärische Selbständigkeit ganz verzichten? War nicht zu erwarten, daß mit dem militärischen zugleich der politische Schwerpunkt noch stärker nach Österreich hinüberglitt, als es bisher schon durch Metternichs wohlüberlegte Politik geschehen war? So lag es nahe, daß sich im preußischen Hauptquartier gegen den Abmarsch der ganzen schlesischen Armee nach Böhmen starke Bedenken erhoben; man wünschte wenigstens einen Teil der Truppen in den Odergegenden zu belassen. Dafür aber, daß man auch in der Mark eine ziemlich starke Armee bildete, waren zunächst entscheidend die Versprechungen, die Kaiser Alexander im Vertrage von Åbo dem Kronprinzen von Schweden gemacht hatte. Er hatte ihm ein Hilfskorps von 35 000 Mann zugesagt; und Bernadotte hatte durch seine Haltung während des Frühjahrsfeldzuges bewiesen, daß er nur dann zu energischer Kriegführung bereit war, wenn man ihm größere Streitkräfte zuwies. Andrerseits erwartete man von ihm als dem vormaligen Marschall Napoleons große Dinge. So trat denn auch Friedrich Wilhelm dafür ein, daß sowohl das Bülowsche Korps als die russischen Abteilungen, die in der Mark standen, unter seinen Oberbefehl gestellt würden.

Am 9. Juli traf der schwedische Kronprinz selbst auf Schloß Trachenberg ein und verhandelte dort mit Alexander, Friedrich Wilhelm und ihren Ratgebern; Vertreter Österreichs waren nicht dabei. Und hier in Trachenberg kam eine Verabredung zustande, die von entscheidender Bedeutung für die Führung des Krieges gewesen ist. Drei Armeen sollten geschaffen werden: die größte in Böhmen wurde auf 200 000 bis 250 000 Mann, die schlesische vorerst auf 50 000, die Nordarmee — abgesehen von 15 000 bis 20 000 Mann, die den bei Lübeck und Hamburg stehenden feindlichen Truppen entgegentreten sollten — auf 70 000 Mann veranschlagt. Der schlesischen Armee wurde die unselbständigste Rolle zugewiesen; sie sollte eine Schlacht vermeiden, außer wenn die Umstände sehr günstig seien, und sich je nach den Umständen entweder, um über die Elbe zu gehen, mit der Nordarmee oder, falls die böhmische Armee gefährdet würde, mit dieser vereinigen. Im übrigen aber wurde als allgemeiner Grundsatz angenommen, daß alle Armeen die Offensive

zu ergreifen und die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen hätten; diejenigen Korps, die nicht vom Gegner angegriffen würden, hätten immer die Richtung zu wählen, die auf dem kürzesten Wege auf die Operationslinie des Feindes führe, um so der angegriffenen Armee zu Hilfe zu kommen. Die Hoffnung war, im entscheidenden Moment alle Truppen zur Entscheidungsschlacht zu vereinigen; „das Lager des Feindes wird der Sammelpunkt sein".



Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg.

Gestochen von J. G. Mansfeld.

So die Verabredungen von Trachenberg. Sie teilten die Armee in drei Glieder, wie es nach Lage der Dinge nicht zu vermeiden war, suchten aber für diesen Mangel Ersatz in der Anordnung stetigen, unermüdlichen Zusammenwirkens und kräftiger Offensive. Aber freilich, noch waren die Österreicher zu fragen. Auch Radetzky war mit der Bildung dreier Armeen einverstanden. Ebenso ergab sich ihm als selbstverständliche Notwendigkeit, daß die nicht angegriffenen Heeresteile der gefährdeten Armee dadurch zu Hilfe zu kommen hätten, daß sie auf Napoleons Flanken und Rückzugslinie wirkten. Aber der Gedanke eines allgemeinen Angriffs war den Österreichern nicht sympathisch. Darin stimmte Metternich, wie er selbst schreibt, mit dem Oberkommandierenden, dem Fürsten Schwarzenberg, überein, daß die österreichische Armee „eine offensive Haltung annähme, aber in der Defensive verbliebe"; und Radetzky erklärte, daß die Österreicher nur dann die Gebirgspässe überschreiten und zum Angriff vorgehen könnten, wenn sich Napoleon mit aller Macht auf die preußisch-russische Armee würfe; andernfalls müßte sie in einer „wohlberechneten Defensive" verharren. Und diese Anschauungen,

die ja auch in der Umgebung Alexanders und Friedrich Wilhelms ihre Freunde hatten, drangen durch. Die endgiltigen Abmachungen, die man als den Reichenbach-Trachenberger Kriegsplan bezeichnen kann, enthielten, wenn man auch den genauen Wortlaut nicht kennt, jedenfalls die Bestimmung, daß jede der drei Armeen nur dann eine Schlacht anzunehmen habe, wenn der Feind seine Streitkräfte geteilt habe und die entschiedene Überlegenheit auf seiten der Verbündeten sei; in jedem anderen Falle habe sie ein entscheidendes Treffen zu vermeiden und sich zurückzuziehen; die nicht von Napoleon bedrohten Heere hätten mit größter Lebhaftigkeit vorzugehen, seine Flanken und Operationslinie zu bedrohen und ihm durch geschickte Manöver und kleinere Gefechte möglichsten Abbruch zu tun; bis es schließlich gelänge den Feind zu stellen, ihn einzukreisen und ihm mit gesamter Macht die Entscheidungsschlacht zu liefern. Man könnte aus diesem Feldzugsplan den Moltkeschen Grundsatz herauslesen: „getrennt marschieren, vereint schlagen“; nur daß die kühne, selbstsichere Entschlossenheit der Moltkeschen Strategie hier fehlt. Es war ein Plan, der die Initiative dem großen Gegner überließ; je nachdem dieser handelte, gedachten die Verbündeten ihre Unternehmungen einzurichten. Aber es war doch ein Plan, der schließlich, so wie die Dinge lagen, bei der einmal nötigen räumlichen Verteilung der Streitkräfte und unter den Verhältnissen eines Koalitionskrieges, noch nicht der schlechteste war; alles kam jetzt auf die ausführenden Männer an. Waren sie ängstliche Zauderer, so war ein Ende des Krieges nicht abzusehen; fand sich aber unter ihnen eine kühne Natur, die sich nicht mit Teilerfolgen begnügte, sondern mit dem Grundsatz Ernst machte, daß der Sammelpunkt aller Armeen das feindliche Hauptquartier sei, so war trotz alledem eine siegreiche Entscheidung zu erhoffen.

Mit Ablauf des Waffenstillstandes überschritten die preußischen und russischen Truppen, die nach Böhmen bestimmt waren, die österreichische Grenze. Die böhmische Armee vereinigte sich mit den neuen Verbündeten und nahm Stellung am Südrande des Erzgebirges, von der Karlsbader Gegend bis zur Elbe; rechts der Elbe stand nur eine Division leichter Truppen. Sie zählte 127 000 Mann Österreicher, 82 000 Russen, 45 000 Preußen, zusammen 254 000 Mann. Der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee war Fürst Schwarzenberg, der der russisch-preußischen Truppen General Barclay de Tolly. Die preußischen Truppen bestanden aus dem Armeekorps des Generals von Kleist und den Garden, die mit den russischen Garden zu einem Korps vereinigt waren.

„Als eine besondere Gunst des Schicksals“ bezeichnet Boyen die Ernennung Schwarzenbergs zum Höchstkommandierenden; „keinem andern würde es gelungen sein, mit solcher Gewandtheit die Einwirkungen der drei anwesenden Souveräne und die zahllosen Projekte ihrer Umgebung nicht allein mit solcher Gelassenheit zu ertragen, mit diplomatischer Gewandtheit zu beseitigen, sondern auch die widersprechendsten Ansichten auszugleichen.“ In diesem Sinne hat ihn Alexander l'homme de la coalition genannt; und alle Beurteiler sind darüber einig, daß es nicht äußerliche Künste waren, die ihn zur Lösung dieser Aufgabe befähigten, sondern die tadellose Ehrenhaftigkeit, die innerliche Vornehmheit seines Charakters, die ritterliche, gütige, selbstlose Art seines Wesens. Andrerseits kann auch darüber kein Zweifel sein, was ihm zum Feldherrn fehlte. „Als Feldherr“, sagt wieder Boyen, „schien ihm Entschlossenheit und Überblick zu fehlen, auch mochte er wohl von den Ansichten seiner Umgebung abhängiger sein, als dies gut ist“. Die Fähigkeit kräftig zuzugreifen, die Gabe vertrauensvoll zu wagen war ihm versagt, die Freiheit des selbständigen Urteils wußte er in schwierigen Lagen nicht immer zu wahren; und an der unentschlossenen, unsicheren Führung der großen Armee fällt ihm sicherlich ein nicht geringer Teil der Schuld zu. Aber vielleicht waren in der Tat unter jenen Verhältnissen die rein menschlichen und diplomatischen Eigenschaften noch wichtiger als die des Strategen. Sein Generalstabschef war Radetzky, hervorragend tüchtig, weit mehr als sein Feldherr von dem Geiste mutiger Entschlossenheit erfüllt, aber keineswegs so einflußreich, wie er es verdient hätte. Schwarzenbergs Ohr hatte vor allem der General Langenau, der



Nach einer Vorlage im Körner-Museum zu Dresden.

Graf Joseph Wenzel Radetzky de Radetz.

bis 1812 in sächsischen Diensten gestanden hatte, das des Kaisers Franz der Feldmarschalleutnant Duka: beides Männer, die von der Strategie Napoleons nichts gelernt hatten und alles von einer methodischen, vorsichtigen Kriegführung erwarteten.

Um so wichtiger war es, daß in dem Hauptquartier der Schlesischen Armee ein anderer Geist herrschte. Diese war — ein glücklicher Umstand für den ganzen Verlauf des Feldzuges — wesentlich stärker geworden, als man anfangs berechnet hatte. Sie zählte insgesamt 105 000 Mann, 66 500 Russen und 38 500 Preußen; die beiden russischen Armeekorps wurden befehligt von den Generälen Graf Langeron und Sacken, die Preußen von York. An die Spitze der Armee hatte der König den General Blücher gestellt; und er hatte damit eine Wahl getroffen, die sich auf das herrlichste bewährt hat. Ihm zur Seite stand als Generalquartiermeister Gneisenau. Der hatte bisher in Schlesien die Landwehr organisiert. „Landwehren sie man immer druff", hatte ihm der General geschrieben, „ich höre vihll guhts davon, aber wan die Fehde wider begintt, dann gesellen sie sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht nohtwendig, daß wihr zusammen sind". Und doch übernahm Gneisenau den Posten mit einer gewissen Entsagung; viel lieber hätte er einen Truppenteil geführt. Schwer genug ist es ihm auch in seiner Stellung gemacht worden. York mißtraute ihm und fügte sich nur mit Erbitterung den „genialischen" Anordnungen, die von ihm ausgingen; ein ebenso unbequemer Untergebener war Langeron, der in Blücher nur le bon sabreur sah und sich berufen fühlte, die unkluge Verwegenheit des Hauptquartiers durch desto größere Vorsicht seinerseits auszugleichen. Nur mit Sacken, einer tapferen, impulsiven Persönlichkeit, die für Blüchers Person inneres Verständnis hatte, bestanden gute Beziehungen. Bei alledem war es ein Glück, daß man im schlesischen Hauptquartier selbst einmütig und begeistert zusammenwirkte. Mit Müffling zwar, der auf Knesebecks Betreiben zum Quartiermeister ernannt worden war, einer kühlen, ironischen, von Selbstsucht nicht freien Natur, hatte weder Blücher noch Gneisenau ein herzliches Verhältnis; aber seine Tüchtigkeit, seine Sorgfalt, seine große Arbeitskraft waren über jeden Zweifel erhaben. Und im übrigen ließen sich die beiden Führer in ihrem guten und kräftigen Willen nicht stören. Hier war Mut, hier Begeisterung, hier Siegeszuversicht, hier freudige Erhebung; was wäre dieses Krieges Ende gewesen ohne diese beiden Männer!

Auch die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden war bedeutend stärker geworden, als es anfangs geschienen hatte. Zu ihr gehörten die

40 000 Preußen des Generals v. Bülow, 29 000 Russen unter General v. Wintzingerode, 23 000 Schweden unter General v. Stedingk. Ferner war dazu zu zählen das preußische Korps des Generals v. Tauentzien, 34 000 Mann stark; dieser hatte zwar eine unabhängigere Stellung, war aber doch angewiesen, mit dem Kronprinzen immer in Verbindung zu bleiben und ihn zu unterstützen. Die Gesamtheit dieser Truppen betrug 126 000 Mann. Außerdem war dem Kronprinzen das Korps des Generals v. Wallmoden unterstellt, das aus schwedischen Truppen, der russisch-deutschen und der britisch-deutschen Legion und preußischen Freikorps ziemlich bunt zusammengesetzt war und in Mecklenburg zu operieren hatte; es zählte im ganzen 27 000 Mann. Daß alle diese Streitkräfte einem Feldherrn unterstellt wurden, der weder die hohen strategischen Eigenschaften besaß, die man ihm zuschrieb, noch den festen Willen hatte, seine Kräfte für das große gemeinsame Ziel einzusetzen, ist wohl der größte Fehler gewesen, der in jenem Feldzug von seiten der Verbündeten begangen worden ist.

Napoleon verfügte insgesamt in Schlesien und Sachsen über 443 000 Mann Feldtruppen. Dazu traten als Besatzungen der Elbplätze von Dresden bis Hamburg sowie Bremens 26 000 Mann; 18 000 Mann standen weiter zurück, 25 000 Bayern waren an der bayrisch-österreichischen Grenze aufgestellt. Schmerzlich vermißte der Kaiser die Garnisonen der von den Verbündeten eingeschlossenen Festungen in den Weichsellanden und an der Oder, insgesamt über 50000 Mann guter und bewährter Truppen. Im ganzen glaubt man die Truppen Napoleons, die bereits im Felde standen oder nach dem Kriegsschauplatz bestimmt waren, auf 700 000 Mann veranschlagen zu dürfen. So schien sich das Schauspiel des mächtigen Auszugs von 1812 zu wiederholen. Freilich war diese Armee derjenigen, die in Rußland vernichtet war, keineswegs ebenbürtig. Zwar unter den höheren Offizieren gab es eine außerordentlich große Zahl hervorragend tüchtiger Männer; der Krieg hatte sie erzogen, und dem Kaiser waren sie ergeben. Auch die Marschälle verdienen gewiß nicht das harte Urteil, das ihr Meister selbst auf St. Helena über sie ausgesprochen hat: er habe sie zu sehr mit Ansehen, Ehren und Reichtümern vollgestopft, sie hätten nach Ruhe verlangt, seien matt, linkisch, ungeschickt und infolgedessen unglücklich geworden. Was nicht wenigen von ihnen anhaftet, ein Mangel an Selbständigkeit und Selbstvertrauen, ist zu einem großen Teile auf Napoleons eigene Rechnung zu setzen, der seinem

ganzen Wesen nach wenig geneigt war, die Fähigkeit zu freiem, selbstverantwortlichem Handeln auszubilden. Weit weniger als die höheren genügten die niederen und die Unteroffiziere. Hier machten sich die furchtbaren Verluste des russischen Feldzuges verhängnisvoll geltend; man hatte zu zahlreichen Neuernennungen schreiten und Leute heranziehen müssen, die sich weder durch militärische noch durch allgemein menschliche Eigenschaften für solche Stellungen empfahlen. Unter den Mannschaften war ein starker Stamm altgedienter, vorzüglich kriegstüchtiger Leute; aber weit überwog die Masse neu einberufener, mangelhaft ausgebildeter, an die Unbedingtheit militärischen Gehorsams nicht gewöhnter Leute, die, mochten sie auch von dem Zauber des Ruhmes Napoleonischer Armeen bald genug ergriffen werden, doch nicht den inneren Halt besaßen, um in den großen Anstrengungen der kommenden Feldzüge die erforderliche Widerstandskraft zu bewähren. Wie wenig hatte auch auf den langen Märschen von der Heimat bis zur Elbe für ihre Ausbildung geschehen können! Fehlte es doch teilweise sogar an Waffen, um sie sofort vollständig auszurüsten. Besondere Mängel wies naturgemäß auch jetzt noch die Kavallerie auf, zumal es schwer war, die erforderliche Menge von Pferden in der Heimat zu beschaffen. So hatten denn viele der zukünftigen Kavalleristen zu Fuß nach Deutschland wandern müssen, wo sie erst beritten gemacht wurden; es läßt sich denken, daß sie zunächst nicht gar viel zu leisten imstande waren.



Gemalt von R. Lefèvre.

Nicolas Charles Oudinot, Herzog von Reggio.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach, Paris und New York.

Aber so viele Gebrechen dieser Armee anhaften mochten, es war doch die Armee eines Napoleon. In ihrer Hauptmasse vereinigt und nicht zerstückt, wie die der Verbündeten, weit über die Elbe vorgeschoben, bereit nach Belieben gegen Osten, Norden und Süden Front zu machen, konnte sie furchtbar genug erscheinen. Daß freilich dieser Stellung doch auch Nachteile anhafteten, daß insbesondere Dresden, Napoleons wichtigster Stützpunkt, dem Gebirge und der Grenze gar zu nahe lag, sollte sich allmählich zeigen. Noch wußte der Kaiser nicht, daß sich im Süden des Erzgebirges durch Vereinigung der Russen und Preußen mit den Österreichern eine starke Armee bildete, eine Armee, die ihn hinderte, sich allzuweit nach Norden oder Osten zu entfernen, da sie nur wenige Tagemärsche von Dresden entfernt stand; eine Armee, die andrerseits in der Lage war, einem Offensivstoß des Gegners über die Päſſe nach Süden auszuweichen, ohne daß jener ihr folgen konnte, da er die Elbpässe nicht dem Angriff der anderen beiden Armeen preisgeben durfte.

Es war das erstemal, daß sich ein Napoleon auf die Defensive angewiesen sah und seinen Vorteil darin erkannte, „den Feind kommen zu lassen“. Eine große Schlacht war seine Hoffnung; ohne sie, meinte er, könne der Feldzug zu keinem guten Ergebnis führen. Aber er war zunächst nicht in der Lage, sie durch einen gewaltsamen Vorstoß nach irgend einer Seite herbeizuführen. So wählte er für die Hauptmasse seiner Streitkräfte den schlesischen und böhmischen Truppen gegenüber eine Bereitschaftsstellung, die sich von der Katzbach über Görlitz bis Dresden ausdehnte; nur den Rest bestimmte er zum Angriff auf Berlin. Der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, erhielt den Befehl, sich mit drei Armeekorps und einem Kavalleriekorps, zusammen 67 000 Mann, gegen die preußische Hauptstadt in Marsch zu setzen. „Seine Majestät nimmt an“, schreibt ihm der Generalstabschef Berthier, „daß Sie mit einer Armee, wie die Ihrige ist, den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die Landwehr und die ganze Masse schlechter Truppen zerstreuen werden. Sollte Berlin Widerstand leisten, so lassen Sie die Stadt durch Granaten in Brand schießen und suchen Sie die Stadtmauer durch schwere Feldgeschütze in Trümmer zu legen“. Gleichzeitig erhält General Girard Befehl, den Marschall mit fast 14 000 Mann durch einen Vorstoß von Magdeburg her zu unterstützen; Marschall Davout ferner soll von Hamburg aus mit 37 000 Mann vorgehen, möglichst viele Truppen des Feindes auf sich lenken, ihn in seiner Flanke beunruhigen und die Rückzugslinie nach Pommern bedrohen.

Große Erwartungen knüpften sich an diese Unternehmung: zunächst die Hoffnung, durch die schnelle und plötzliche Einnahme von Berlin einen starken moralischen Erfolg davonzutragen, in der eigenen Armee die alte Siegeszuversicht zu erwecken, den Gegner in Bestürzung zu versetzen; „er wollte“, sagt Marschall Marmont in seinen Denkwürdigkeiten, „daß die ersten Kanonenschüsse auf Berlin gerichtet wären, und daß eine nachdrückliche und schreckliche Rache unmittelbar auf die Erneuerung der Feindseligkeit erfolge“. Aber Napoleon erwartete mehr. Spandau sollte belagert, Stettin und Küstrin entsetzt werden. Von dem Kronprinzen von Schweden, dessen Charakter er ja zur Genüge kannte, setzte er voraus, daß er sich mit der Strategie des Scheins begnügen würde — il ne fera que piaffer, er wird nur auf der Stelle treten, äußerte er —; er werde zudem bemüht sein, seine schwedischen Truppen besonders zu schonen, sie an die Küste zurückzuziehen und dadurch Anlaß zur Uneinigkeit geben. Es waren umfassende Pläne, die der große Schlachtendenker hegte: die Nordarmee auseinanderzutreiben, das Land bis zur Oder zu gewinnen. „Ich habe alles berechnet“, hat er damals gesagt, „das übrige hängt vom Schicksal ab“. Hatte er wirklich alles berechnet? Hatte er zuverlässige Nachrichten von der Stärke der in der Mark stehenden Truppen? Urteilte er richtig über die preußischen Landwehren, wenn er sie rundweg als schlechte Truppen bezeichnete? Schätzte er die idealen Momente ihrem wirklichen Werte nach ein, die Begeisterung und Vaterlandsliebe, die auch aus mangelhaften Truppen einen unverächtlichen Gegner zu machen vermögen? Aus der Reihe seiner Marschälle hatte er Warnungen erhalten, aber er ließ sich nicht irre machen. Daß eine Massenerhebung regulären Truppen gegenüber sehr geringen Wert habe, hatte er einst in jenem Bulletin aus Burgos vom November 1808 betont, in dem er der Aufstandspläne Steins spöttisch gedachte. Die späteren Erfahrungen der spanischen Feldzüge hatten ihn nicht anderen Sinnes machen können.

Karl Johann, Kronprinz von Schweden, war 1763 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren. Die Revolution hatte ihn emporgetragen: 1792 noch Leutnant, war er 1794 General, zehn Jahre später Marschall des Kaiserreichs, dann Fürst von Pontecorvo. 1810 war er von den schwedischen Ständen zum Kronprinzen gewählt und von König Karl XIII. adoptiert worden. Und kaum war er Schwede geworden, als er sich von Napoleon abwandte: er nahm ihm gegenüber die natürlichen Interessen der neuen Heimat wahr; er schloß sich eng an Alexander an, ließ sich von ihm die Erwerbung Norwegens versprechen und traf mit ihm noch andere Ver-

abredungen, die darauf hinausliefen, ihn in bestimmten Fällen zu Napoleons Nachfolger zu machen: Verabredungen, die in den ersten Monaten des Jahres 1814 allmählich bekannt wurden und einen Sturm der Entrüstung hervorriefen. So erfüllte ihn ein mehr als gewöhnlicher Ehrgeiz; dieser Feldzug sollte nicht nur der Vergrößerung Schwedens, sondern auch der Befriedigung sehr persönlicher, sorgfältig geheim gehaltener Wünsche dienen. Es liegt nahe anzunehmen, daß er sich auch in seiner Kriegführung von diesen persönlichen Interessen bestimmen ließ, und seine zaudernde Zurückhaltung zu einem Teile wenigstens daraus zu erklären, daß er wohl den Sturz Napoleons wünschte, zugleich aber vermeiden wollte, durch allzu aktive Beteiligung am Kampf dem französischen Volke Anstoß zu geben. Und ein Fall besteht, in welchem sein Verhalten, wie es scheint, nur dann völlig zu erklären ist, wenn man an diese geheimen Wünsche denkt: das ist sein Zögern am 15., 16. und 17. Oktober vor Leipzig. Aber allerdings kommen für seine Kriegführung zunächst zwei andere Erklärungsgründe in Betracht: in erster Linie seine Eigenart als Soldat, sodann sein eigentümliches Verhältnis zu seinem neuen Vaterlande.

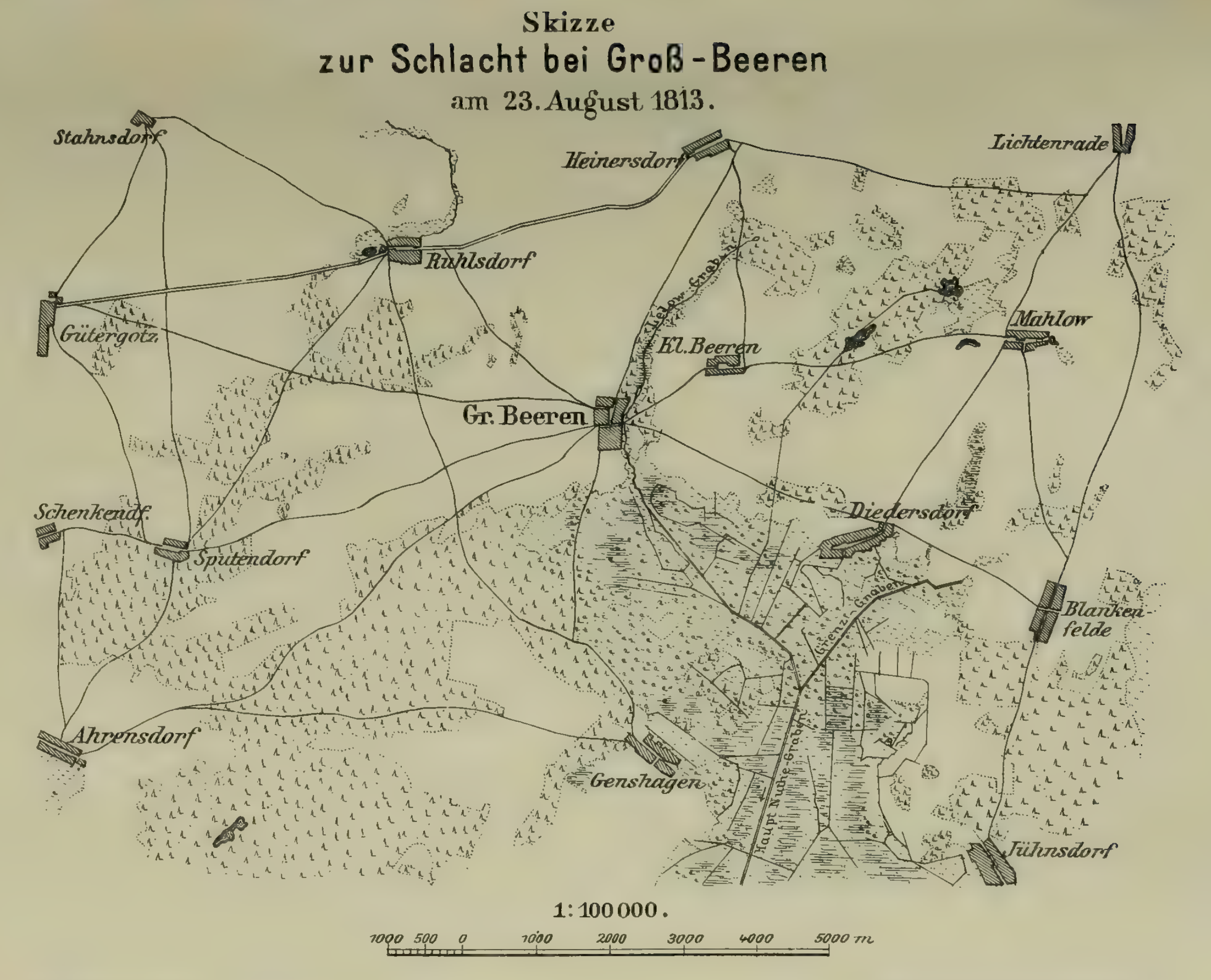


Kronprinz Karl Johann von Schweden (Bernadotte).

Nach einem Gemälde in Privatbesitz gestochen von D. Berger.

Denn wie man in dieser glänzenden Laufbahn die großen Taten vermißt, die allein, so scheint es, sie rechtfertigen können, so fehlt in dieser Soldatenpersönlichkeit durchaus der Zug des Heldenhaften, das sieghafte Selbstvertrauen, die fortreißende Entschlußfreudigkeit. 1805 hatte er bei seinem Durchmarsch durch das preußische Ansbach und in der Schlacht bei

Austerlitz die Befehle Napoleons zu dessen Zufriedenheit ausgeführt. Aber am Tage der Schlacht bei Auerstedt hatte er, sei es aus Mangel an Umsicht, sei es, was wahrscheinlicher ist, aus Eifersucht auf Davout, es versäumt diesen zu unterstützen. Und in der Schlacht bei Wagram 1809 war es ihm keineswegs gelungen, das Seine zur siegreichen Entscheidung beizutragen; als er es wagte, eine prahlerische Proklamation an sein Korps zu erlassen, schickte ihn Napoleon ungnädig nach Paris zurück. Wenn im Hauptquartier der Verbündeten also die Meinung laut wurde, dieser frühere General Napoleons werde als Kenner seiner Strategie besonders geeignet sein, ihm die Wage zu halten, so war diese Hoffnung wenig berechtigt. Unzweifelhaft besaß er einen klaren Blick für militärische Verhältnisse; er war persönlich tapfer; er hatte eine imponierende soldatische Erscheinung, die Gabe liebenswürdig zu sein, wo er es sein wollte, die Beredsamkeit des Südfranzosen, die manchmal fast in Geschwätzigkeit ausartete — „mit Redensarten kann er alles machen", schreibt Kalckreuth von ihm und fügt hinzu, er habe ihn in Stralsund öfter bei der Toilette getroffen, sei aber nur während des Balbierens zu Worte gekommen. Seine Kriegführung aber wird durch den Geist der Vorsicht und Unentschlossenheit gekennzeichnet. Alles, was Bedenken und Zweifel erwecken konnte, trat für ihn stark hervor; was ermutigen und anfeuern konnte, fiel für ihn wenig ins Gewicht. Sorgen machte es ihm, daß seine Truppen zu einem nicht geringen Teile schlecht ausgebildete und schlecht bewaffnete Landwehren waren, daß Stettin und Küstrin noch dem Feinde gehörten und ihm so die Möglichkeit des Rückzuges nach Osten fehlte und sein einziger Stützpunkt Stralsund war. Daß aber in den preußischen Truppen etwas Besonderes lebte, ein unzähmbarer Rachedurst und opferbereiter Kampfesmut, daß er, wie sich bald herausstellte, gegenüber den ihn angreifenden Truppen die Übermacht hatte, machte wenig Eindruck auf ihn. Zumal das Gerücht, das sich anfangs verbreitete, Napoleon selbst würde sich gegen ihn wenden, erfüllte ihn mit der größten Besorgnis. Vorsichtige Sicherung des Rückzuges erschien ihm als erstes Erfordernis, „ein ermüdender, langsamer, methodischer Krieg" als selbstverständliche Notwendigkeit. „Nie werde ich mich den Keulenschlägen Napoleons preisgeben, ich werde dafür sorgen, ihm immer einen Marsch voraus zu sein", so sprach er sich dem General Moreau gegenüber aus, der mit ihm das Schicksal teilte, in diesem Kriege gegen die eigenen Landsleute zu fechten. Berlin dachte er zunächst zu halten, aus politischen Gründen, und weil der Verlust der preußischen Hauptstadt einen üblen Eindruck machen



Autogr. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71



würde; sollte ihn Napoleon aber selbst angreifen, so war er zum Rückzug bis nach der Halbinsel Dars und nach Rügen entschlossen. Wenn diese Erwägungen im allgemeinen seinem Charakter als Feldherr entsprangen, so hatte er daneben das besondere Interesse, das schwache schwedische Korps, das er über die Ostsee herübergeführt hatte, nicht aufs Spiel zu setzen, sondern möglichst zu schonen. In Schweden war seine Teilnahme am deutschen Kriege wenig beliebt; es erschien als ein seltsamer Umweg, Norwegen in Deutschland erobern zu wollen, und man hielt mit dem Vorwurf nicht zurück, er opfere schwedische Truppen für eine fremde Sache. Die Folge war, daß er auf das ängstlichste bemüht war, seine schwedischen Truppen vor Verlusten zu bewahren.

Bereits in einem Kriegsrat, den er am 13. August zu Oranienburg abhielt, trat der Gegensatz zwischen dem Kronprinzen und Bülow hervor. Ersterer, getreu seinen allgemeinen strategischen Grundsätzen und von der Besorgnis beherrscht, daß Napoleon selbst herannahe, wünschte die Armee im wesentlichen nördlich der Havel und Spree aufzustellen, um gegebenenfalls nördlich ausweichen zu können; er hatte also nicht die Absicht, zum Schutze Berlins eine Schlacht zu liefern. Anders Bülow, dem der Gedanke einer zeitweiligen Räumung der Hauptstadt unerträglich war, und der die Truppen so aufzustellen wünschte, daß sie die Offensive ergreifen könnten. Er fand die Unterstützung anderer, auch, wie es heißt, der schwedischen Generäle, und so kam ihm der Kronprinz einen Schritt entgegen und gestattete, daß Bülows Korps in seiner Stellung zwischen Berlin und Potsdam blieb und seine Vorposten auch ferner südlich über das Waldgebiet zwischen Nuthe und Notte bis Luckenwalde vorschob. In den nächsten Tagen zog er auch seine übrigen Truppen nahe an diese Stellung heran; zumal seit seine Erkundigungen ergeben hatten, daß nicht Napoleon selbst sein Gegner sei, sondern Oudinot, und daß dieser etwa 70 000 Mann bei Baruth — an der Straße von Berlin nach Luckau — vereinige, befestigte er sich in dem Entschluß, in dem Gelände südlich von Berlin den Angriff der Feinde abzuwarten. Von dem Korps Bülow stand die Division Thümen bereits bei Trebbin auf der Straße Berlin—Luckenwalde, die Division Borstell östlich davon bei Zossen und Mittenwalde; jetzt wurden auch die beiden anderen Divisionen Bülows, Krafft und Hessen—Homburg, herangezogen und ihnen eine Stellung südlich von Potsdam angewiesen. An sie schlossen sich die Russen unter Wintzingerode und die Schweden an. Von Tauentziens Armeekorps stand nur die Division Dobschütz südlich von

Berlin. So war die Armee mit dem Gros westlich, mit einer Division nördlich, mit zweien innerhalb des Waldgürtels aufgestellt, der, vielfach sumpfig und von zahlreichen Seen unterbrochen, von wenigen Straßen durchzogen und außerhalb dieser Straßen schwer passierbar, sich zwischen den Flüßchen Nuthe und Notte hinzieht: bereit, jeden der Engpässe hartnäckig zu verteidigen und den Feind, wenn er schließlich aus diesem schwierigen Gelände hervorbräche, mit ganzer Kraft anzugreifen. Dementsprechend heißt es in den Befehlen, die der Kronprinz für den 22. gab: „Alle Truppen bereiten sich zur Schlacht vor". Und an Blücher schrieb er: „Meine Vorposten sind gestern von den Truppen des Herzogs von Reggio angegriffen worden . . . ich marschiere, um ihm eine Schlacht zu liefern". Demgegenüber erzählt die Überlieferung, noch am 22. habe der Kronprinz die Absicht ausgesprochen, ohne Schlacht seine Stellung zu räumen und über die Spree zurückzugehen; damals sei es Bülow gewesen, der durch seinen scharfen Widerspruch die Preisgabe Berlins verhindert habe: „unsere Knochen sollen", so habe er gesagt, „vor Berlin bleichen, nicht rückwärts". Leider muß die Erzählung in dieser Form als nicht beglaubigt bezeichnet werden; es kann kein Zweifel sein, daß Bernadotte die Schlacht gewollt hat und auf sie gerüstet war.

Am 18. August hatte Oudinot die ihm zugewiesenen Truppen beinahe sämtlich in der Gegend von Baruth vereinigt. Er hatte in dem Gefühl, zu einer selbständigen Heeresführung nicht der geeignete Mann zu sein, die ihm erteilte Aufgabe nicht gern übernommen; aber von Napoleon waren seine Ausflüchte nicht anerkannt worden. Sein tüchtigster General war Reynier, dessen Korps zu zwei Dritteln aus Sachsen bestand; auch die beiden anderen Armeekorps, von denen das eine unter dem Befehl des Generals Bertrand stand, das andere von Oudinot selbst geführt wurde, umfaßten nur zum Teile Franzosen, daneben Bayern, Württemberger und Italiener. Am 19. August begann die Armee den Vormarsch. Sie schob sich zunächst etwas nach links; dann zog sie auf drei Straßen und in drei Heeressäulen nach Norden. Am 21. und 22. kam es zu Gefechten. Die Pässe, die ja auch nach dem Plane des kronprinzlichen Hauptquartiers nicht gehalten werden sollten, wurden von den Franzosen genommen und die preußischen Truppen zurückgetrieben, ohne daß ihr Mut gebrochen worden wäre: als bei Wittstock General Oppen vier Kavallerieregimenter zur Attacke gegen den Feind führte, blieb die kurmärkische Landwehrkavallerie nach Boyens Zeugnis „nicht einen Strich" hinter den altbewährten Linienregimentern

zurück. Immerhin schien der Erfolg auf seiten der Franzosen zu sein. Oudinot faßte Mut, zumal als sich seine Furcht vor Überschwemmung des Sumpfgebietes als übertrieben herausstellte. Die französischen Generäle erwarteten auch für den 23. nur geringfügige Kämpfe und sorgten daher zu wenig dafür, die Verbindung zwischen ihren getrennt marschierenden Korps zu erhalten und durch vorausgesandte Abteilungen die feindliche Stellung aufzuklären. Es war eine Versäumnis, die sich rächte; denn unmittelbar vor dem Waldgelände, aus dem sie hervorzubrechen gedachten, stand die verbündete Armee: nordwestlich von dem Dorfe Groß-Beeren, das am Rande der Heide lag, bei den Dörfern Gütergotz, Ruhlsdorf und Heinersdorf hatte der Kronprinz Stellung genommen, bei Gütergotz Wintzingerode, an ihn anschließend die Schweden, dann Bülow, zusammen mindestens 85 000 Mann.



Gemalt von Fr. Gebauer. Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz.

Außerdem stand Tauentzien mit etwa 13 000 Mann südöstlich von Groß-Beeren bei Blankenfelde. Der Plan des Kronprinzen war, den Feind, wenn er herankam, in der linken Flanke anzugreifen und ihn ostwärts „in die Seen und Moräste zwischen Köpenick und Wusterhausen zu treiben."

Von den drei Teilen der französischen Armee kam am 23. August zuerst derjenige ins Gefecht, der die östliche Straße benützte. Es war das Korps Bertrand, das am Vormittag den Versuch machte, das von Tauentzien besetzte Dorf Blankenfelde zu nehmen, aber keinen Erfolg hatte

und nach längerem Feuergefecht den Angriff aufgab, jedenfalls in der Erwartung, die Fortschritte der übrigen Korps würden den Preußen eine weitere Behauptung des Platzes unmöglich machen. Es war ein verhängnisvoller Entschluß; die Anwesenheit des Bertrandschen Korps auf dem Schlachtfelde wäre den Truppen Reyniers sehr nützlich gewesen. Diese waren wesentlich später, erst nach Mittag, aufgebrochen und erreichten nach drei Uhr, aus der Heide hervortretend, Groß-Beeren, das sie besetzt fanden. Sie nahmen das Dorf nach kurzem Widerstand, gingen aber nicht weiter vor, sondern schlugen Biwaks auf; dabei versäumten sie es aber, sich durch Vorposten zu sichern, was bei dem trüben, regnerischen Wetter, das jede Fernsicht verhinderte, besonders notwendig gewesen wäre. Indessen erhielt Bülow Meldung. Dieser hatte am Vormittag seine Truppen durch ein nutzloses Hin- und Herziehen ermüdet, stand aber jetzt wenig nördlich von den Franzosen bei Heinersdorf. Sein Generalstabschef Boyen überzeugte sich sofort durch einen Ritt von der Lage der Dinge und sah, daß ein Angriff großen Erfolg versprach. Bülow stimmte ihm zu; alle Anordnungen wurden getroffen. Darauf wurde der Kronprinz benachrichtigt, der nachträglich seine Genehmigung zum Angriff und den Befehl gab, Groß-Beeren wieder zu nehmen. Indessen hatten sich die preußischen Truppen bereits „in unverkennbarer Kampflust" formiert und den Anmarsch begonnen: im ersten Treffen rechts die Division Hessen-Homburg, links Krafft, dahinter Thümen und in Reserve Kavallerie und Artillerie; insgesamt waren es etwas über 30 000 Mann. Einige Batterien fuhren vor die Front und eröffneten das Feuer. Als das Kolbergische Infanterieregiment vorging, rief ihm Bülow zu: „Schweden und Russen sehen auf uns, hinter uns liegt Berlin, vergeßt nicht, daß ihr Pommern seid". Es war zwischen 5 und 6 Uhr, als die ersten Kugeln einschlugen. Der Regen dauerte fort; die Gewehre versagten vielfach, ein Umstand, der zunächst den Angreifern zugute kam.

Groß-Beeren liegt langgestreckt an der breiten, nord-südlich gerichteten Straße, im Osten gedeckt durch eine sumpfige, nicht leicht zu durchschreitende Bachniederung. Im Westen des Orts erhob sich ein Windmühlenhügel, der von feindlichen Geschützen besetzt war. Unmittelbar an das Dorf lehnte sich eine sächsische Division an; weiter südwestlich stand die aus französischen Strafregimentern und einem würzburgischen Regiment zusammengesetzte Division Durutte, an die sich schließlich eine zweite sächsische Division anschloß: alles in allem 18 000 Mann. Der Feind hatte das Herannahen der Preußen erst spät bemerkt; es entspann sich ein Artilleriekampf, in dem

sich allmählich der Sieg auf die preußische Seite neigte. Jetzt erhielten Bülows Bataillone den Befehl zum Vorgehen: unter klingendem Spiel drangen sie in das Dorf ein, nahmen es und warfen die Sachsen in den südlich gelegenen Wald; auch der Windmühlenhügel wurde erstürmt und der Feind hier nach blutigem Kampfe ebenfalls dem Walde zugedrängt. Gleichzeitig erschien auf der östlichen Seite der Bachniederung General Borstell mit seiner Division, vertrieb die geringfügigen Streitkräfte, die er hier vorfand, und beschoß die feindliche Stellung mit seiner Artillerie, vermochte aber, durch die sumpfigen Wiesen gehindert, zunächst nicht weiter vorzudringen. Inzwischen kam auf Reyniers Befehl die Division Durutte heran; aber sie ließ sich von der zurückgehenden sächsischen Artillerie und Infanterie mit fortreißen und floh in völliger Auflösung dem Walde zu. Noch stand die zweite sächsische Division zur Verfügung. Sie ging in guter Ordnung vor, um den Windmühlenhügel wieder zu nehmen. Aber dies erwies sich bald als unausführbar; der Rückzug war unvermeidlich. So gab denn Reynier den Befehl zum Abmarsch. Dieser blieb unbelästigt, da die Dunkelheit hereinbrach und auch die Sieger durch die Märsche des Vormittags hart mitgenommen waren.

Indessen war die Schlacht noch nicht zu Ende. Von dem Korps Oudinot nämlich, das auf der westlichen Straße marschierte, erschienen bei voller Dunkelheit zwei Divisionen auf dem Schlachtfelde. Als ihre Kavallerie sich entwickelte, wurde sie von dem in der Nähe stehenden Leibhusarenregiment bemerkt; dieses ritt sofort gegen sie an und warf ein feindliches Regiment auseinander, wurde aber nun seinerseits durch zwei Kavallerieregimenter angegriffen und zum Weichen genötigt. Und nun gab es ein wildes Durcheinander; andere preußische Schwadronen wurden in den Kampf verwickelt, und die brausende Masse jagte weithin über die Ebene. „Freund und Feind waren wie Mäusedreck und Pfeffer untereinander gemischt“, erzählt ein wackerer Freiwilliger von den Leibhusaren, „und man mußte immer erst fragen: wer da? ehe man zuschlagen konnte. Das ganze Regiment und mehrere andere waren zerstreut im Felde auf dem Raum von mehr als einer Meile“. Unmittelbar vor Bülows Generalstab sprengten französische Reiter vorbei; erst bei Heinersdorf entwirrte sich das Getümmel, und die Franzosen suchten auf Umwegen die Ihrigen wieder zu erreichen. Dies war der Schluß der Schlacht. Die französische Infanterie wagte keinen Angriff mehr, sondern ging zurück. Noch in der Nacht hatten Oudinot und Reynier eine Besprechung und ordneten den Rückmarsch an.

Die erste Schlacht seit dem Waffenstillstand war geschlagen und war ein Sieg gewesen. Gewiß war die Groß-Beerener Schlacht nicht zu den großen Entscheidungskämpfen zu zählen; vom Feinde war nicht viel mehr als ein einziges Korps im Kampfe gewesen, und die Zahl der Toten und Verwundeten betrug bei den Franzosen nur etwa 2000, bei den Preußen 1000 Mann. Aber die ganze Armee des Gegners war zum Rückzug gezwungen, der Plan einer Einnahme von Berlin glänzend vereitelt worden, und abgesehen von einer einzigen schwedischen Batterie, die sich tapfer beteiligt hatte, hatten dies Preußen, Linie und Landwehr, allein fertig gebracht. Der Jubel war groß und gerecht. Und wenn die amtliche Abordnung der Stadt Berlin wunderlicherweise an Bülow und den Seinen vorbeiging und sich mit ihrer Danksagung an den Kronprinzen von Schweden wandte, so wußte die Bürgerschaft ihre Beschützer besser zu ehren: mit Lebensmitteln und Stärkungen jeder Art kamen die Berliner heraus und feierten ihre wackeren Truppen. Daß für diese freilich der Tag nach der Schlacht zum Ruhetag wurde, entsprach wenig den Regeln des Krieges. Die Schuld an der lahmen Verfolgung des Feindes trägt Bernadotte nicht allein, sondern auch Bülow. Den ersteren machte wohl bei seiner übergroßen Vorsicht die Nachricht bedenklich, daß von der Elbe her französische Truppen heranrückten; und als sich diese Sorge als unbegründet erwiesen hatte, hielt ihn wieder die Befürchtung, sich einem plötzlichen Schlage Napoleons auszusetzen, von einem schneidigen Vorgehen ab. Daß Bülow aber trotz der Weisung des Kronprinzen, gegen Trebbin vorzugehen, nur schwache Abteilungen nachrücken ließ, läßt sich allein aus dem Eigensinn erklären, der in den Anordnungen des Generals mehr als einmal hervortritt. Jedenfalls war die Folge des „schneckenartigen" Vorgehens, daß man den Feind nicht einholte. Nur die Kosaken blieben den Franzosen auf den Fersen, umschwärmten die Marschkolonnen, hinderten sie am Rekognoszieren und taten ihnen Abbruch jeder Art. Die Landschaft fand man völlig ausgesogen. „Die ganze Gegend", so schreibt der oben angeführte Leibhusar aus einem Dorfe bei Trebbin an die Seinen, „ist verwüstet. Kein lebendiges Tier in den Dörfern und Städtchen, keine Tür, kein Fenster, keine Lade, kein Bette, zertretene Kornfelder, niedergehauene Waldungen. In diesem Dorfe haben wir die ersten Einwohner, wiewohl nur sehr einzeln, wiedergefunden. Der Himmel behüte Euch vor solcher Prüfung."

Indessen wurde das Verhältnis zwischen dem Oberfeldherrn und Bülow immer schlechter. Auf das schärfste und vor jedermanns Ohren pflegte der

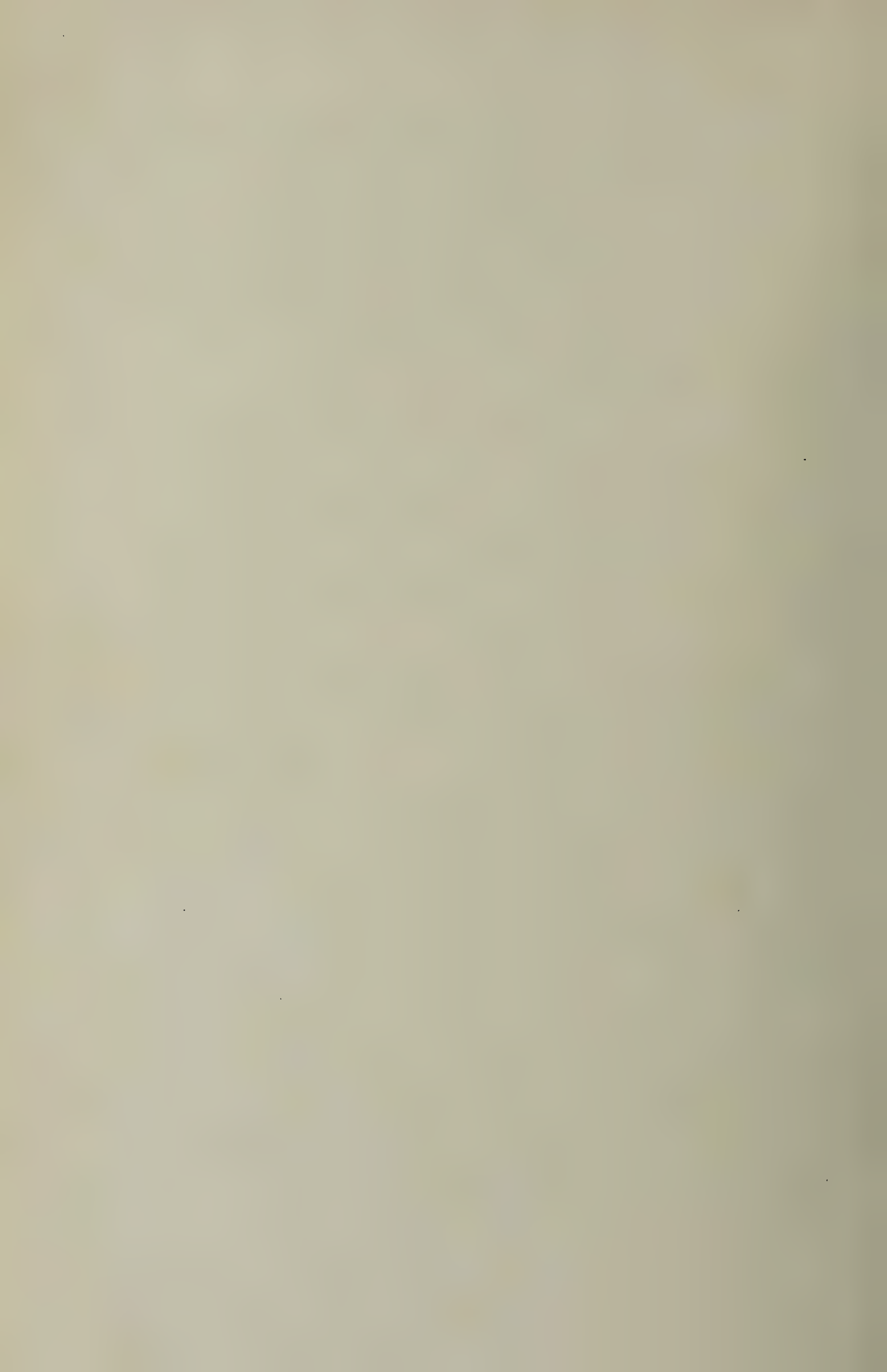
Jahn v. Lützow Markworth Gerber A. Meckel



Nach dem Gemälde von Otto Donner v. Richter im Körner-Museum zu Dresden.

Fischer Friesen Palm v. Olivier Ennemoser W. G. Ackermann

Die Lützower an der Leiche Theodor Körners in Wöbbelin, 27. August 1813.



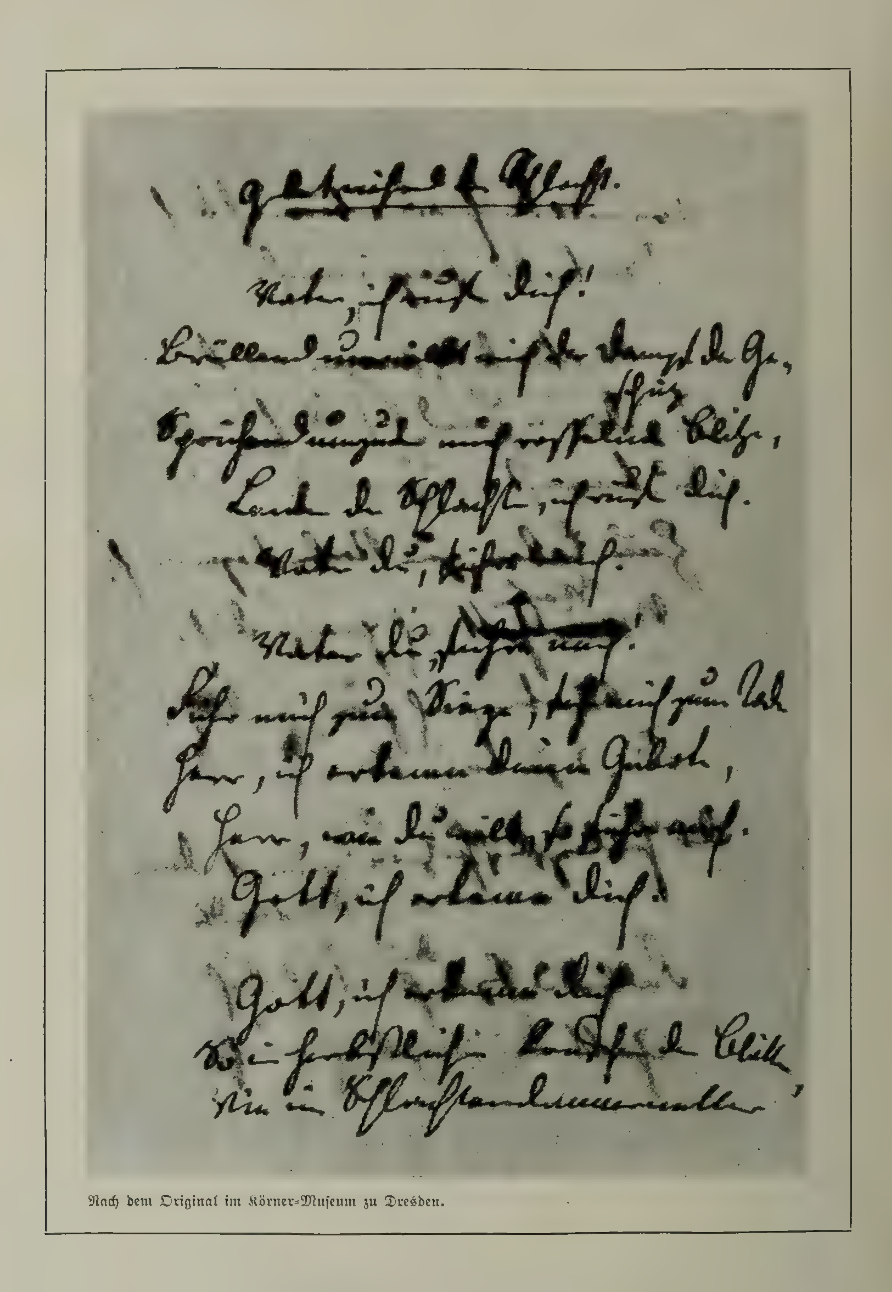
preußische General die Anordnungen des Kronprinzen zu kritisieren; immer neue Anträge und Vorschläge mußte Boyen in das Hauptquartier hinüberbringen, ohne daß sie Berücksichtigung fanden. So gelangte man in die Gegend von Wittenberg, unter dessen Kanonen sich Oudinot zum großen Mißvergnügen Napoleons zurückgezogen hatte. Dort blieb die Nordarmee stehen. Östlich schloß sich Tauentzien an, der am 28. August Luckau erstürmt und dort 1000 Mann zu Gefangenen gemacht hatte.

Wir erinnern uns, daß gleichzeitig mit Oudinot der Marschall Davout von Hamburg aus und der General Girard aus Magdeburg zum Angriff auf die Nordarmee aufbrechen sollten. Davout ging auf Schwerin vor, blieb dort aber stehen; zwischen ihm und Wallmodens Truppen kam es zu einer Reihe von Gefechten, die für die Entscheidung des Krieges nicht ins Gewicht fielen. In diesem Kleinkriege ging das teure Leben Theodor Körners verloren. Lützower und Kosaken überfielen bei Gadebusch am 26. August einen feindlichen Wagenzug; dabei traf ihn die tödliche Kugel.



Nach der Natur gezeichnet 1813 und gestochen 1814 von Ernst Welker. Nach einer Vorlage im Körner-Museum zu Dresden.

Theodor Körners Grab bei Wöbbelin i. M.



Nach dem Original im Körner-Museum zu Dresden.

Wiedergabe der ersten Seite von Körners „Gebet während der Schlacht“.

Körner trug die Handschrift seiner Gedichte bei sich, als er fiel. Die dunklen Flecken sind Blutspuren, die von seiner Verwundung herrühren.

Tags vorher hatte er den Freunden sein letztes Lied, das Schwertlied, vorgetragen. Bei Wöbbelin, unter einer Eiche ward er bestattet. Unter Schluchzen sangen die Kameraden an seinem Grabe das Lied von „Lützows wilder, verwegener Jagd“.

Während Davout die Weisungen des Kaisers nur in beschränktem Maße ausführte, war Girard mit 8800 Mann, dabei 800 Mann Kavallerie, über Burg und Ziesar bis über Belzig hinaus marschiert, um den Anschluß an Oudinot zu erreichen, erhielt aber lange keine Nachricht, da die Kosaken alle Kuriere abfingen. Erst am Tage nach der Schlacht bei Groß-Beeren erfuhr er durch einen Zufall, aus dem Munde eines versprengten sächsischen Grenadiers die Niederlage der Franzosen und zog sich sofort in die Gegend von Belzig zurück; ihm folgten einige Kosakenregimenter unter General Tschernitschew. Die Franzosen standen zwischen Belzig und dem westlich davon gelegenen Dorfe Hagelberg; hier erreichte sie am 27. August der General Hirschfeld, der mit einer Division des Tauentzienschen Korps von Brandenburg heranmarschiert war.

Die Truppen Girards hatten am Morgen des Tages leichte Gefechte mit den Kosaken gehabt, dann aber teils Quartiere in Belzig, teils Biwaks auf den sich bis Hagelberg hinziehenden Höhen bezogen. Vorposten hatten sie nur nach Osten gegen die Kosaken aufgestellt; von Norden her erwarteten sie keinen Angriff. General Hirschfeld stellte die Sachlage selbst auf einem Rekognoszierungsritt fest und traf danach seine Maßregeln. Kurz nach Mittag begann ein starker Regen, der bis zum Abend dauerte. Etwa gleichzeitig traten die Preußen aus dem Walde hervor, der sich nördlich der französischen Stellung ausbreitete: hinter den drei Bataillonen der Avantgarde die Kavallerie, dann die Artillerie, schließlich die übrige Infanterie. In der Nähe stand feindliche Kavallerie. Oberst v. Bismarck, der die drei Landwehr-Kavallerieregimenter der Division führte, begann mit dem vordersten von ihnen den Angriff. Da erlebte man ein wunderbares Schauspiel: auch die beiden anderen Regimenter stürmten sofort los und stürzten sich in wildem Laufe auf den Feind, Entsetzen verbreitend und die Feldwachen, die sie erreichten, sofort niedermachend, bis sich allenthalben die Reihen der Reiter löften und zum Sammeln geblasen wurde. Es war eine zu frühzeitige Vergeudung wertvoller Kräfte; immerhin hatte das Fußvolk indessen Zeit ruhig aufzumarschieren und ging nun teils gegen das Dorf Lübnitz, teils östlich und westlich von dem Dorfe vor. Nicht überall freilich erwiesen sich die Landwehren, aus denen bis auf ein Reserve-Infanterieregiment die ganze Division

bestand, als tüchtig und brauchbar; die Truppen des äußersten rechten Flügels ließen sich durch das Geschützfeuer des Feindes so aus der Fassung bringen, daß sie zum Angriff nicht zu bewegen waren. Der andere Flügel gelangte bis zu einer Schlucht, die er nicht überschreiten konnte. In der Mitte dagegen drang man vorwärts, nahm das Dorf Lübnitz sowohl wie Hagelberg und ging nun gegen den Triftberg vor, wo Girard seine in Unordnung geratenen Bataillone zu sammeln bemüht war. Hier aber stockte die Angriffsbewegung. Das vorderste Bataillon wich vor dem feindlichen Feuer unter großen Verlusten zurück, die übrigen folgten seinem Beispiel, der Feind drängte nach, und bald war Hagelberg wieder in seinem Besitz. Die Lage war sehr bedenklich; „der Rückzug wurde immer schneller und ordnungsloser, die Fassung ging immer mehr verloren, der Augenblick, wo sich das Ganze auflösen würde, schien nicht fern“.

Da griff der Oberstleutnant von der Marwitz, derselbe, der einst Stein auf das heftigste befehdet hatte, der Hardenberg entgegengetreten und von ihm auf Festung gesetzt war, mit drei Bataillonen ein, die er vom linken Flügel heranführte. Er kam zur rechten Zeit. Der Feind wurde zum Stehen gebracht, es entspann sich ein Feuergefecht, die zurückflutenden Truppen konnten gesammelt werden. An einen neuen Angriff freilich konnte man, wie es schien, vorerst nicht denken; so ermattet war ein großer Teil der Mannschaften, bei denen die erste Siegesfreude nach dem Mißerfolge in Entmutigung umgeschlagen zu sein schien. Indessen kam Hilfe, wiederum vom linken Flügel her. Zuerst erschienen mehrere Bataillone, die durch den östlich von Hagelberg sich ausdehnenden Busch vorgedrungen waren, in der Flanke und im Rücken der Franzosen. Als auch sie vom Feinde zurückgeworfen wurden, trafen zwei Kosakenregimenter von Belzig her ein, warfen sich auf die französische Kavallerie, zerstreuten sie und ermutigten so auch die Landwehr, die wieder vordrang und nunmehr den ebenfalls erschöpften Feind zu Paaren trieb. Zwei französische Bataillone streckten südlich von Hagelberg die Waffen. Fürchterliche Szenen spielten sich vor und in dem Dorfe selbst ab. Der Feind wurde an die Dorfmauer gedrängt; als einige kräftige Landwehrmänner, denen das Bajonett zu unhandlich war, anstatt dessen mit dem Kolben dreinschlugen, folgten die übrigen ihrem Beispiel, und so entstand ein furchtbares Morden. „Keiner“, erzählt Marwitz, „erhielt Pardon, keiner entkam, alle wurden mit der Kolbe niedergemacht; die Toten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Torwege waren damit versperrt, der Amtshof und der Wasserteich waren damit angefüllt“. So

machte sich der lange angesammelte, lange verhaltene Rachedurst in entsetzlicher Weise Luft.

General Girard selbst war schwer verwundet, seine Division vernichtet; etwa 3000 Mann kehrten, meist ohne Gewehr und Tornister, nach Magdeburg zurück. Die Preußen hatten 1760 Mann verloren.

Als Napoleon den Marschall Oudinot nach Norden schickte, um die „schlechten Truppen" der Nordarmee auseinanderzutreiben, hatte er mit dem Gros der Armee eine Stellung gewählt, die ihn befähigte, je nach den Umständen sich nach Schlesien zu wenden oder in Böhmen einzubrechen. Vier Armeekorps und ein Kavalleriekorps, zusammen 130 000 Mann, standen an der Katzbach und am Bober; an sie schlossen sich bei Zittau, Görlitz und Bautzen weitere 144 000 Mann an; Dresden endlich hielt der Marschall Gouvion St. Cyr mit 35 000 Mann besetzt. Am 15. August verließ Napoleon die sächsische Hauptstadt und begab sich nach Bautzen; hier erst erfuhr er, daß ein großer Teil der verbündeten Armee über das Gebirge nach Böhmen marschiert sei. Noch zögerte er mit seinen Entschlüssen: sollte er nach Böhmen rücken und sich auf Prag werfen? sollte er den in Schlesien verbliebenen Rest der Verbündeten, den er ziemlich gering anschlug, vor sich her treiben? Er unternimmt selbst eine Rekognoszierung über das Lausitzer Gebirge nach Süden und stellt fest, daß dort nur schwache Streitkräfte des Gegners stehen. Noch ist er im unklaren, ob der Feind auf dem rechten oder linken Elbufer operieren werde; er klagt darüber, daß die Berichterstattung schlecht sei, daß insbesondere die vielen deutschen Offiziere, die sich in den Stäben seiner Armeekorps befänden, im Grunde ihres Herzens auf der feindlichen Seite stünden. Als wahrscheinlich nimmt er an, daß die böhmische Armee von Gabel her über Zittau ihm in die Flanke fallen werde. Aber soviel scheint ihm sicher, daß sie, wenn sie ihn oder Dresden bedrohen wolle, dies nicht vor Ablauf von fünf Tagen tun könne. Die Zwischenzeit will er benützen, um sich auf Blücher zu werfen; dann wird er auf die Hauptunternehmung, den Einfall nach Böhmen, zurückkommen. Ney erhält den Befehl, während der Abwesenheit des Kaisers die in Schlesien stehenden Truppen, die „Boberarmee", zu befehligen und sie, falls der Feind mit größeren Streitkräften angriffe, bei Bunzlau zusammenzuziehen.

Inzwischen hatten die Feindseligkeiten bereits begonnen. Als Blücher über die Art unterrichtet wurde, wie er nach den Vereinbarungen von

Reichenbach und Trachenberg Krieg zu führen habe, hatte er starke Bedenken geäußert, ob er für eine solche Aufgabe der rechte Mann sei; die Künste eines Fabius seien ihm von jeher fremd gewesen, er verstehe nichts anderes als drauflos zugehen. Erst als ihm Barclay de Tolly sagte, er dürfe diese Weisungen nicht so auffassen, als sei ihm jede Offensive untersagt, erklärte er sich zur Übernahme des Kommandos bereit, verlangte aber, man solle die drei Monarchen davon unterrichten, daß er nur bei dieser Auslegung der Instruktion die ihm zugedachte Aufgabe übernehmen könne. Er hatte nur auf die Nachricht gewartet, daß Truppen des Gegners die Demarkationslinie überschritten hätten und in den neutralen Landstrich vorgeschoben worden seien; sofort erließ er den Befehl zum Vorgehen, um seinerseits dies Gebiet zu besetzen und seine Hilfsmittel auszunützen. Sein Vorstoß kam den Franzosen unerwartet. Sie gingen auf Neys Anordnung allenthalben bis zum Bober zurück; ja der Marschall hätte sich noch weiter zurückgezogen, wenn nicht Napoleon selbst eingegriffen hätte. „Was besonders ärgerlich ist", schreibt der Kaiser, „das ist das geringe Vertrauen, das die Generäle zu sich selbst haben. Die feindlichen Streitkräfte scheinen ihnen überall überlegen, wo ich nicht zugegen bin." Er hofft im Gegenteil jetzt die Gelegenheit zu der ersehnten großen Schlacht gefunden zu haben: „tête baissée", so weist er Ney am 21. August an, soll er den Feind angreifen; alle Teile der Boberarmee, die jetzt noch durch die Garden verstärkt ist und 180 000 Mann beträgt, erhalten den Befehl zum Vormarsch. Den Feind schlägt er auf 80—90 000 Mann an; „was mich freut, ist, daß ihre Infanterie so schlecht ist."

Indessen hatte Blücher den Vormarsch fortgesetzt. Auf dem rechten Flügel marschierte das Korps Sacken, das unter glücklichen Gefechten am 20. August Bunzlau erreichte. Das Zentrum bildete York; er stand, nachdem sich am 19. Ney am Gröditzberge seinem Angriff entzogen hatte, am Abend des 20. am rechten Boberufer bei Löwenberg. Der General Langeron endlich bildete den linken Flügel der Armee; seine Avantgarde, befehligt von dem General Rudsewitsch, hatte bei Siebeneichen, am Bober aufwärts von Löwenberg gelegen, ein heftiges Gefecht mit dem Feinde und geriet zeitweise in Gefahr abgeschnitten zu werden; allmählich kam das ganze Korps zum Gefecht, und die Russen kämpften mit solcher Tapferkeit, daß Gneisenau bewundernd dem Grafen Münster schrieb, „es sei nicht möglich mit mehr Unerschrockenheit zu fechten als die Truppen dieser kriegerischen Nation." Das russische Armeekorps Pahlen, das 13 500 Mann zählte,

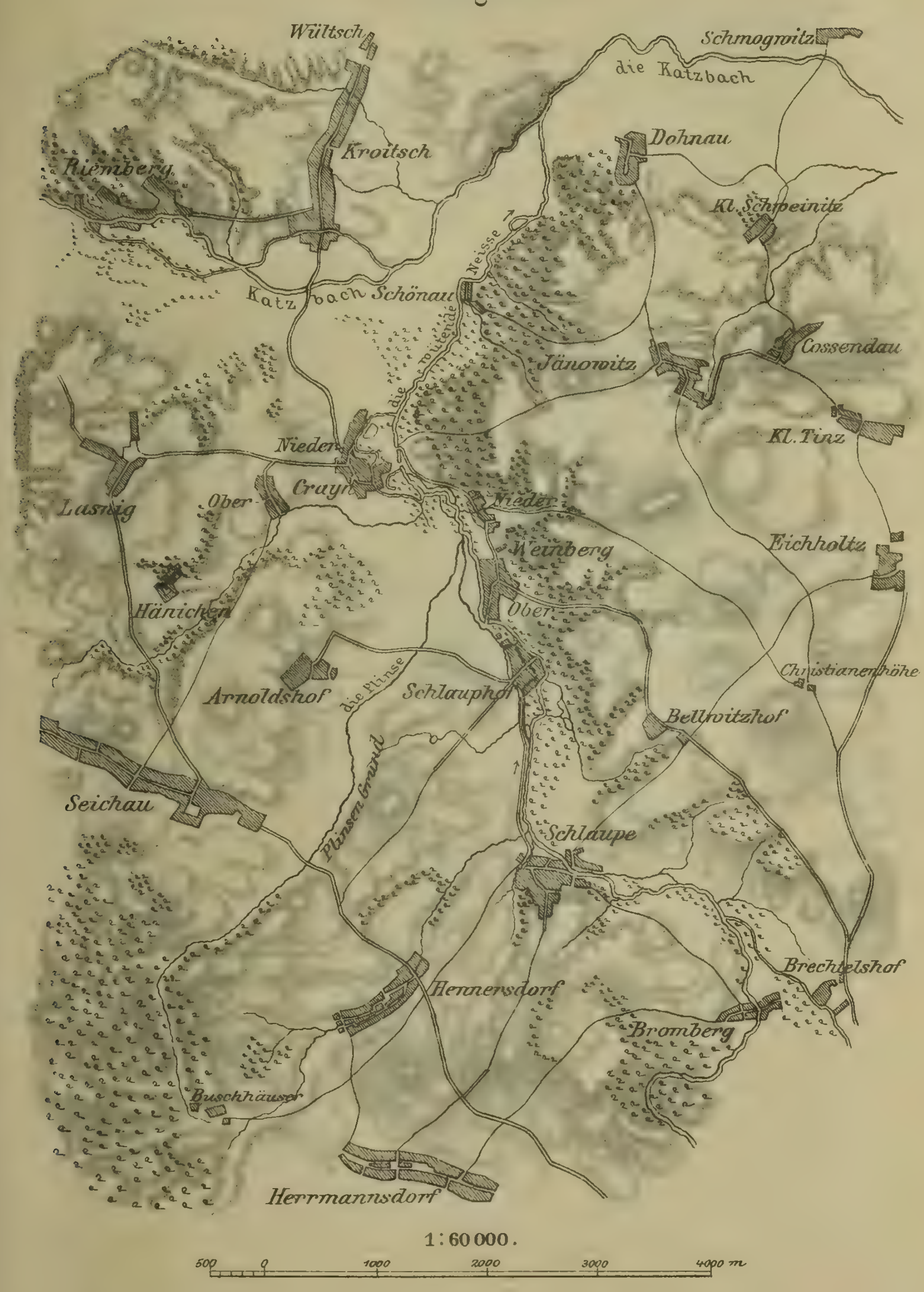
operierte indessen in der Gegend von Hirschberg. So war, freilich unter starken Anstrengungen, mehreren Nachtmärschen, aufreibenden Gefechten die Boberlinie erreicht; Blücher hoffte seinen Vorstoß über den Fluß hinaus fortsetzen zu können. Aber wider Erwarten setzte der Feind seinen Rückzug am 21. August nicht fort. Vielmehr war zu bemerken, daß er seine Vortruppen wieder an den Fluß vorschob; man konnte unter den feindlichen Uniformen die der Garde unterscheiden; der Ruf vive l'empereur hallte weithin bis zu den preußischen Posten und zeigte ihnen an, daß der Kaiser selbst anwesend sei. Bald nach Mittag begannen die Franzosen den Angriff auf die Dörfer, die Löwenberg gegenüber am anderen Boberufer lagen; zugleich kam die Nachricht, daß sie mit starker Macht auf Bunzlau vorgingen. Was war zu tun? Die Klugheit riet, wie es der allgemeine Kriegsplan bestimmte, daß man vor der feindlichen Übermacht zurückwich; es lag klar zu Tage, daß Napoleon die Absicht hatte, das Zentrum zur Schlacht zu zwingen und indessen den rechten Flügel der Armee zu umfassen. Also zurück! „Es ist meine Absicht", schreibt Blücher an York, „der Schlacht, die der Feind sucht, auszuweichen, . . . die Avantgarde wird den Feind soviel als möglich aufhalten." Und die Avantgarde, befehligt von Oberstleutnant Lobenthal, während die Kavallerie der Oberst v. Katzler führte, löste ihre Aufgabe auf das beste. Auch die Landwehren hielten sich brav; das Schweidnitzer Landwehrbataillon zeichnete sich so aus, daß York die Truppen, bei denen es auf dem Rückmarsch vorbeikam, antreten und salutieren ließ. Um fünf Uhr befahl Blücher den Rückzug. Am Abend erließ er einen Tagesbefehl, in dem es hieß: „Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht nötigen, aber unser Vorteil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden . . . Die meinem Kommando anvertraute verbündete Armee sehe daher diesen Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen." Weitere Gefechte folgten in den nächsten Tagen. Bei Goldberg wurde am 23. hart gestritten, bis es am Nachmittag geräumt wurde. An diesem Tage zeichnete sich Prinz Karl von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, an der Spitze seiner aus ostpreußischen Linientruppen und schlesischer Landwehr bestehenden Brigade so aus, daß ihn York mit den Worten empfing: „Bisher trugen Ew. Durchlaucht den Schwarzen Adlerorden als des Königs Schwager; gestern haben Sie ihn sich erkämpft."

Die Armee hatte sich also tapfer geschlagen; aber sie hatte auch starke Verluste gehabt. Ihre Entbehrungen und Anstrengungen waren sehr groß

gewesen: bei regnerischem Wetter und schlechten Wegen hatte sie acht Tage lang starke Märsche, dabei vier Nachtmärsche, zurückgelegt und dazu fast täglich Gefechte gehabt; sie hatte in den letzten vier Tagen nicht abkochen können und beinahe regelmäßig auf durchnäßtem Erdreich biwakieren müssen. Am meisten litt unter diesen Verhältnissen bei ihrer mangelhaften Kleidung die Landwehr: die Leute froren, hungerten, erkrankten, viele gingen barfuß; nicht wenige entfernten sich von der Truppe, stellten sich aber dann zumeist, wenn sie sich zu Hause satt gegessen und ausgeruht hatten, wieder ein. Diese Dinge versetzten zumal den General York in eine Verbitterung gegen das Oberkommando, die zu einem peinlichen Auftritt führte. Am 24. August erschien er im Hauptquartier. Es gab eine heftige Szene, bittere Anklagen von seiten Yorks über die unerhörten, unnützen Fatiguen und den Mangel an Verpflegung, leidenschaftliche Zurückweisung von seiten Blüchers, kühle Rechtfertigung des Geschehenen durch Gneisenau. An demselben Abend schrieb York an den König, er könne in seiner Stellung nicht ferner nützlich sein: „Vielleicht ist meine Einbildungskraft zu beschränkt, um die genialen Absichten, welche das Oberkommando des Generalleutnants von Blücher leiten, begreifen zu können. Der Augenschein lehrt mich aber, daß fortwährende Märsche und Kontremärsche in den acht Tagen des wiedereröffneten Feldzuges die mir anvertrauten Truppen bereits in einen Zustand versetzt haben, der bei einer kräftigen Offensive des Feindes kein günstiges Resultat erwarten läßt. . . . Übereilungen und Inkonsequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen, welche zur Führung einer großen Armee mehr als sublime Ansichten nötig sind, sind leider die durch Erfahrung bekannten Ursachen, welche eine Armee zu Grunde richten können." Er bat also um seinen Abschied.

„Der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonnieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner" hat Blücher über ihn geäußert. Er war übrigens selbst bereits entschlossen, nicht weiter zurückzugehen; auch er ersehnte die Entscheidung durch eine Schlacht. Inzwischen hatten die Ereignisse auf dem sächsischen Kriegsschauplatz angefangen, ihre Wirkung auf den schlesischen auszuüben. Napoleon hatte erfahren, daß die böhmische Armee auf dem linken Elb-Ufer die Gebirgspässe überschreite und Dresden bedrohe. Es war ihm eine willkommene Nachricht, ein „außerordentlich glückliches Ereignis"; wenn es zur Schlacht mit dieser Armee kam, so hoffte er bestimmt auf Sieg. So kehrte er denn nach Dresden

Skizze
zur Schlacht an der Katzbach
am 26. August 1813.

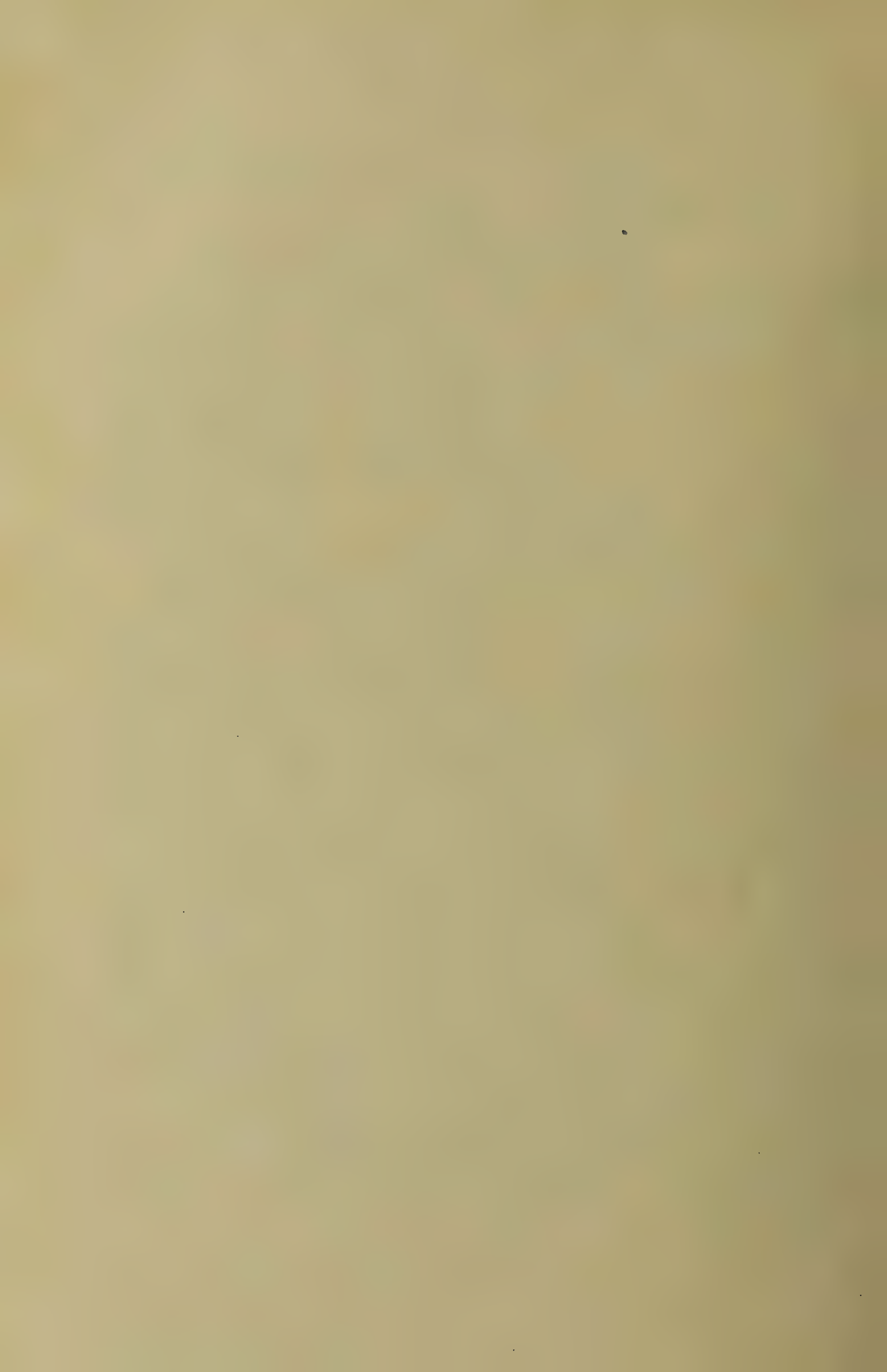


1 : 60 000.

500 0 1000 2000 3000 4000 m

Autogr. d. geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



zurück und nahm die Garden und das Korps Marmont mit sich; auch Marschall Ney folgte ihm; den Oberbefehl über die Boberarmee übertrug er an Macdonald, dem er drei Armeekorps und ein Kavalleriekorps zurückließ, mit dem Auftrage, den Feind bis auf Jauer zurückzuwerfen, dann aber eine Verteidigungsstellung am Bober einzunehmen und die Verbindung mit der Hauptarmee zu wahren. Napoleon war guter Stimmung; ihm schwebte die Hoffnung vor, gleichzeitig einen Sieg in Schlesien, die Einnahme von Berlin und eine Niederlage der böhmischen Armee den Parisern melden zu können. Er ahnte nicht, daß an demselben Tage, an dem er diese Anordnungen traf, die Schlacht von Groß-Beeren geschlagen wurde.



Gezeichnet von H. Grevedon. Lith. von Delpech.

Etienne Jacques Josephe Alexandre Macdonald, Herzog von Tarent.

Marschall Macdonald also, der Oberbefehlshaber des Yorkschen Korps im russischen Feldzuge, war auserwählt worden, den Vorstoß gegen Blücher zu machen. Eine Verzögerung des Marsches trat dadurch ein, daß infolge eines Mißverständnisses eines seiner Armeekorps, das dritte, das bisher Ney geführt hatte, sich den nach Dresden bestimmten Truppen anschloß und erst wieder zurückberufen werden mußte. Am 26. August machten sich zwei seiner Korps, das dritte unter Souham und das elfte unter Gérard sowie das Kavalleriekorps Sebastiani, anheischig, die Katzbach an der Stelle, wo sie von rechts die Wütende Neiße aufnimmt, und sodann auch die Wütende Neiße zu überschreiten; das fünfte Korps Lauriston war mit Ausnahme einer Division, die zur Deckung gegen das Korps Pahlen zurückgelassen worden war, von Goldberg her vorgegangen und befand sich bereits auf dem rechten Katzbach-Ufer. Blücher hatte an demselben Tage ebenfalls über die Katzbach

gehen und die Offensive ergreifen wollen, war aber auf starken Widerwillen seiner Generale gestoßen; York soll zu Gneisenau gesagt haben, er werde eher seinen Degen zerbrechen als die Katzbach überschreiten. Trotzdem wurde die Disposition ausgegeben; da kam die Nachricht, der Feind schicke sich seinerseits zur Überschreitung des Flusses an. So erwartete man ihn. Am linken Ufer der Wütenden Neiße befand sich das Korps Langeron, etwas stärker als das gegenüberstehende Korps Lauriston; auf dem Plateau des rechten Ufers standen links York, rechts Sacken, zusammen etwas schwächer als die gegen sie heranziehenden Feinde. Insgesamt waren beide Armeen wohl ungefähr gleich stark, jede etwa 75 000 Mann.

Die Vorhut des Yorkschen Korps führte wieder Katzler; er stand am Morgen des Schlachttages noch am linken Katzbach-Ufer, das er langsam räumte. Bei strömendem Regen folgten ihm das elfte Korps und die Kavallerie des Feindes nach; sie überschritten die Brücken der Katzbach und der Neiße, wobei die Infanteriekolonnen durch die gleichzeitig hinüberdrängenden Reiterregimenter in ziemliche Verwirrung gebracht wurden, und suchten dann, durch die Talschluchten emporsteigend, das dahinter liegende Plateau zu erreichen. Langsam, immerfort kämpfend, um der Armee Zeit zu verschaffen sich aufzustellen, ging die Avantgarde zurück. Der Feind glaubte die Preußen auf dem Rückzug und suchte ihnen durch vorgeschickte Schützenschwärme möglichst viel Schaden zuzufügen; aber bei dem starken Regen gingen die Gewehre vielfach nicht los. Ein Landwehrbataillon wurde durch einschlagende Kanonenkugeln in solche Aufregung versetzt, daß es in wilder Flucht auseinanderstürzen wollte. Da ließ der Befehlshaber Geschütze auf die Leute richten und drohte zu feuern; von diesem Augenblicke an war das Bataillon wie umgewandelt, hielt unter starken Verlusten aus und ließ sich auch durch feindliche Kavallerie nicht aus der Fassung bringen.

So viel war klar, daß die Franzosen von der Nähe der ganzen Blücherschen Armee keine Ahnung hatten. Ihre Lage war ungünstig. Das fünfte Korps befand sich auf dem anderen Ufer der Neiße; das dritte war noch weit entfernt, und sein Eingreifen war erst nach Stunden zu erwarten. Das elfte Korps allein stand den beiden Armeekorps von York und Sacken gegenüber; zudem war es, da es den Fluß hatte überschreiten und die Talschluchten emporklimmen müssen, weit auseinandergezogen. Gneisenau und Müffling galoppierten selbst zur Avantgarde vor und überzeugten sich, daß man angreifen müsse. Blücher stimmte freudig zu und erteilte die

entsprechenden Anweisungen. „Antworten Sie dem General: Hurra!“ war Sackens Antwort, als er den Befehl erhielt vorzugehen. Längeren Aufenthalt gab es bei York. Der mochte in seiner Erbitterung über das Oberkommando an die Zweckmäßigkeit der getroffenen Maßregeln nicht glauben; als er die Truppen deployieren ließ, gab es mancherlei Kreuzungen und Hemmungen, bis Müffling einen Befehl Blüchers überbrachte, das Korps solle in Kolonnen vorgehen. Der jugendliche Greis erschien selbst vor der Front der Bataillone und feuerte die Leute an. Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, rief ihnen zu, sie sollten sich des Regens wegen nicht mit Schießen aufhalten, sondern zum Bajonett greifen. Aber bald kam es hier wie bei Hagelsberg: nicht das Bajonett allein, sondern den Kolben brauchte das brandenburgische Bataillon Othegraven, als es vom linken Flügel her als erstes auf den Feind losging und ein Karree feindlicher Grenadiere so niederschmetterte, daß es „binnen zehn Minuten zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt dalag“. Neben ihm erwarb sich ein Landwehrbataillon die höchste Bewunderung Gneisenaus: „Dieser Tag“, schrieb er nachher, „ist der Triumph unsrer neu geschaffenen Infanterie“.

Während sich diese Vorgänge in der Nähe des Talrandes der Neiße abspielten, waren, etwas langsamer, auch die übrigen Brigaden Yorks unter klingendem Spiel vorgegangen. Oberst Jürgaß, der Führer der Reservekavallerie, erhielt die Nachricht, der Feind sei bereits im Weichen; er glaubte die Zeit zum Angriff gekommen, stürmte mit seinen Reitern heran, und es glückte ihm, vier Batterien zu nehmen und mehrere feindliche Kavallerieregimenter zu werfen. Aber der Erfolg war nicht von Dauer. Die preußischen Reiter gerieten in Auflösung, wurden von stärkerer Kavallerie angegriffen und mußten zurück; die Lage wurde für den Augenblick bedrohlich, und auch die preußische Infanterie schwebte in Gefahr, überritten zu werden. Da zog York neue Bataillone aus dem zweiten Treffen heran; zugleich fiel Katzler mit Ulanen, Dragonern und russischen Husaren den feindlichen Reitern in die Flanke. Inzwischen war auch Sacken rechts von York aufmarschiert. Seine Kavallerie ging zur Attacke vor; gleichzeitig gab Blücher das Zeichen zum allgemeinen Angriff, und während York die Infanteriekolonnen herbeiführte, setzte sich der Oberbefehlshaber selbst mit gezogenem Säbel an die Spitze der preußischen Schwadronen und führte sie an die Seite der Sackenschen Reiter. Ein heftiger, wilder Kavalleriekampf entstand; er entschied die Schlacht zugunsten der Verbündeten. Zwar erschienen jetzt die ersten Reiterregimenter des von Norden heranrückenden dritten

französischen Korps; aber auch die Bataillone Yorks waren heran und wiesen den neuen Feind zurück. Die fliehende Kavallerie riß die französische Infanterie mit sich fort. „Der Feind ward", so erzählt Gneisenau, „an die steile Talwand der Wütenden Neiße und der Katzbach mit seinem Rücken angeklemmt und schlug sich um seine Rückzugsstraße. Seine Reiterei verschwand; wir dirigierten mehr Infanterie gegen seine Linie und eine starke Infanteriemasse, die noch Widerstand leisten wollte, und nachdem wir selbige mit einigen Stücken Geschütz kartätscht und mit Tirailleurs geängstigt hatten, ließen wir eine Bataillonsmasse auf sie losgehen und sie vollends den steilen Talrand hinunterstürzen". Die Schlacht hatte nach demselben Gewährsmann „ganz das Aussehen einer antiken. Das Feuer während derselben schwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geschütz herbeirufen konnten. Nur das Geschrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entschied". Besonders furchtbar wurde für die fliehenden Feinde das durch den Regen hervorgerufene Anschwellen der Flüsse. Nur wenige Brücken standen zur Verfügung. Viele kamen in den Fluten um, viele andere wurden, am Ufer sich drängend und nach einer Furt suchend, von dem Geschützfeuer dahingerafft oder von den Husaren niedergemacht. Jetzt erst, als der Kampf entschieden war, erschien die Infanterie des dritten französischen Korps; aber sie traf auf das Korps Sacken, wagte keinen Angriff und ging nach kurzem Geschützfeuer wieder über die Katzbach zurück.

So verlief der Kampf auf dem rechten Neiße-Ufer. Anders hatten sich die Ereignisse auf dem linken abgespielt, wo Langeron dem General Lauriston gegenüberstand. Obwohl der russische General eine starke Stellung auf Hügeln hatte, die durch teilweise sumpfige Talgründe gedeckt waren, so hatte er doch anfangs nicht die Absicht gehabt standzuhalten, sondern bereits vor Mittag fast sein gesamtes schweres Geschütz nach Jauer zurückgeschickt. Sobald darauf der Angriff des Feindes begann, ließ er seine Avantgarde zurückgehen und die günstige Stellung, die sie innehatte, aufgeben; erst als er wahrnahm, daß auf dem anderen Neiße-Ufer ein glücklicher Erfolg winkte, änderte er seine Anschauungen über das, was zu tun sei. Indessen ging der Feind auch ferner tapfer und glücklich vor und drohte bereits Langerons linke Flanke zu umfassen. Da schickte Blücher den Oberst v. Müffling hinüber, der den General über die Gefahr unterrichtete, in die er durch seine Haltung die gesamte Armee gebracht habe. Und nun entschloß





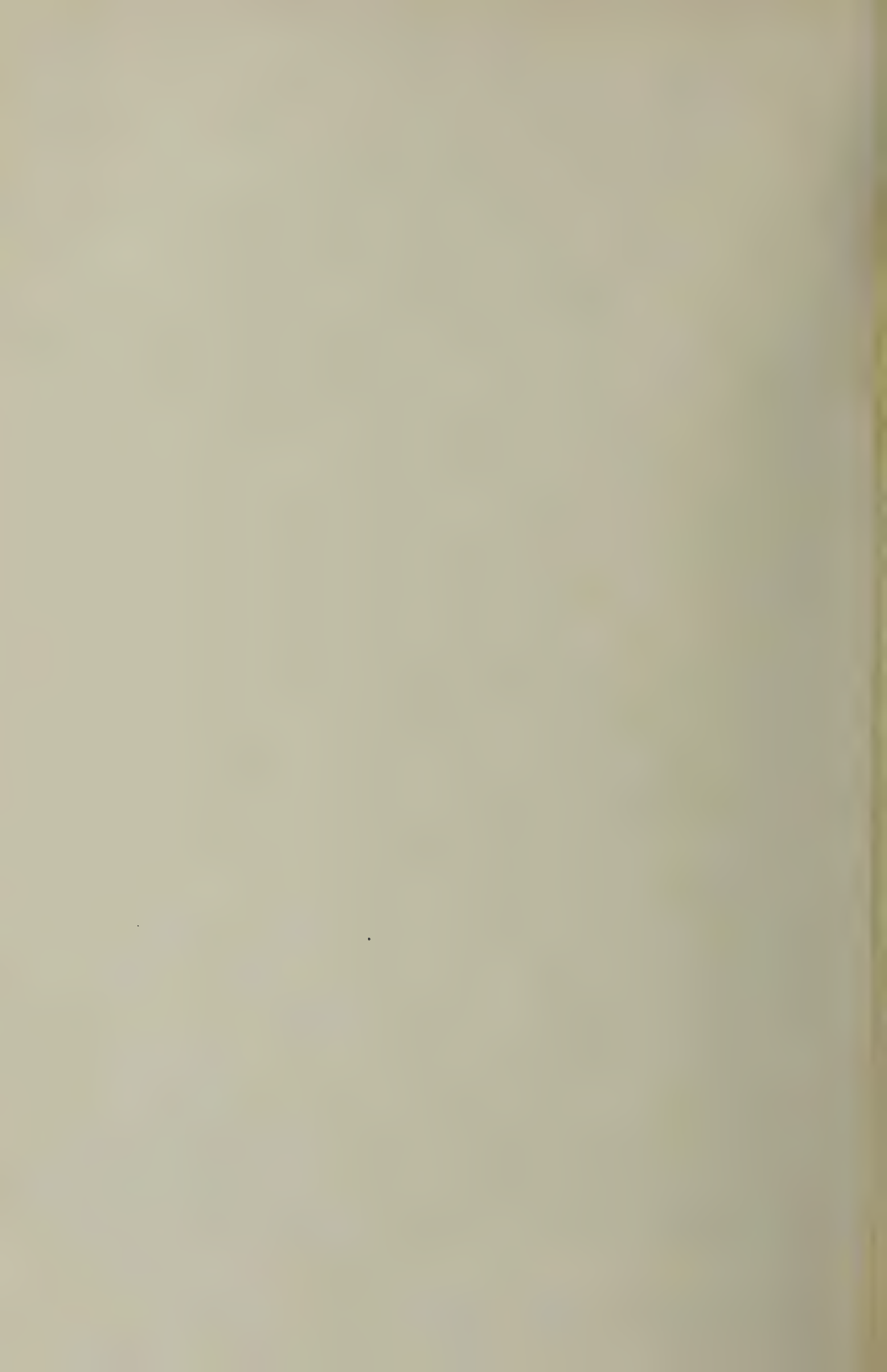
Gemalt von Georg Bleibtreu.

Blücher in der Schlacht an



Lith. von Chevalier.

r Katzbach, 26. August 1813.



sich dieser zum energischen Angriff. Durch einen allgemeinen, unerwarteten Vorstoß wurde der Feind zurückgeworfen und ein Teil der verlorenen Höhen wieder gewonnen. Dann brach die Dunkelheit herein; aber erst gegen Mitternacht hörte das Gewehrfeuer auf.

Eine schwere Nacht hatten die tapferen Kämpfer zu bestehen. Auf durchweichtem Boden lagen sie, bei strömendem Regen, ohne Wachtfeuer, da kein Holz in Brand zu setzen war; am meisten litten wieder die Landwehren, in ihren dünnen Hosen, ohne Mäntel, oft ohne Schuhe. Wie viele der Wackeren, an denen der Schlachtentod vorbeigegangen war, haben sich damals den Keim der Krankheit zugezogen! Noch furchtbarer freilich lastete das Verderben auf dem Feinde. Die Verfolgung zwar stockte, trotz aller Befehle Blüchers und Gneisenaus; „wären sie befolgt worden", schrieb Gneisenau, „so blieb von Macdonalds Armee nichts mehr übrig; denn die Gewässer des Himmels waren mit uns im Bund, hatten sich entladen, und alle Regenbäche waren angeschwollen und die Flüsse ausgetreten". Freilich war die angeschwollene Katzbach auch für die Verfolger ein starkes Hindernis; die Wege waren alle auf das äußerste verdorben, die Mannschaften erschöpft und schlecht verpflegt, das Land vom Feinde ausgesogen und außerstande, den Truppen etwas zu liefern; dazu die übergroße, mehr als vorsichtige Langsamkeit Langerons, die eigensinnige Art Yorks, der nicht der Mann war, im gehobenen Gefühl des Sieges über Einzelschwierigkeiten hinwegzusehen. Den Befehl über die Avantgarde hatte sich wieder Katzler, obwohl kränklich, ausgebeten; die Veranlassung, dem Feinde zu schaden, sagte er, sei doch zu schön, als daß er zurückbleiben könne. Aber auch er erntete diesmal Tadel. „Ew. Excellenz' Schreiben habe ich erhalten", schreibt Blücher durch Gneisenau an York, „und kann meine Unzufriedenheit über die Kavallerie nicht bergen. Sie weiß ihre Bestimmung, an dem Feind zu bleiben und ihm zu schaden wo sie kann, statt dessen will sie observieren und verlangt immerwährend Ordres. Es ist nicht genug zu siegen, man muß auch den Sieg zu benützen wissen." Und weiter: „Ich sehe mit Bedauern, daß unsere dem Feinde nachgesandte Kavallerie keine Gefangene macht und daß sie überhaupt mit einer Behutsamkeit zu Werke geht, als habe sie nicht einen geschlagenen, sondern einen siegreichen Feind vor sich". Und drei Tage später: „An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren, denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen."

Trotzdem hatte die Schlacht die größten Folgen. Der innere Zusammenhalt der feindlichen Armee war nicht derartig gewesen, daß er eine solche Niederlage hätte überdauern können. Auch die Korps von Lauriston und Souham wurden in die ungeordnete Flucht hineingerissen; und der General Puthod, dessen Division gar nicht an der Schlacht teilgenommen hatte, berichtete an Macdonald: „Es ist schmerzlich für mich, Ihnen melden zu müssen, daß drei Viertel der Soldaten sich in die Wälder und Häuser geworfen haben, daß Güte, Drohungen, und Schläge nichts über sie vermocht haben, und daß sie antworten, es sei besser gefangen zu werden als vor Elend umzukommen". Dieselbe Division wurde am 29. August von den Russen am Bober eingeholt und völlig vernichtet; nur 254 Mann entkamen, alle anderen waren tot, verwundet, gefangen. Bis zum Queis drangen die Verbündeten vor. Erst auf die Nachricht von den Ereignissen bei Dresden befahl Blücher Halt zu machen und dem Feinde nur Kavallerie nachzuschicken. Für den 1. September ordnete er einen Ruhetag an: „Heute Abend 6 Uhr ist Gottesdienst, sowohl bei den Korps als bei den Avantgarden, und nach demselben wird für den Sieg an der Katzbach und die Befreiung von Schlesien Viktoria aus großen und kleinen Geschützen geschossen." Ja, es war ein herrlicher Sieg. „Jahre von Schmach und Leiden sind verwischt", so schrieb damals eine hochherzige Frau, Clausewitz' Gattin, an Gneisenau, „und in neuem Glanze stehen wir da, der großen Vorfahren nicht mehr unwürdig". Mit preisenden Worten gedachte Gneisenau selbst der tapferen Truppen, denen der Erfolg zu verdanken war: „Der wackere Soldat erträgt alles Ungemach und alle Entbehrungen mit Geduld, ohne Murren, selbst mit Heiterkeit. Gibt es etwas Ehrwürdigeres, als solches Dulden, gepaart mit solcher Tapferkeit?"

Blücher aber richtete an die Armee einen Tagesbefehl: „Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehle, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld im Ertragen von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben." Er schloß mit den Worten: „Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann suchet euren Feind aufs neue auf".





Fünftes Kapitel.

Dresden und Kulm. Dennewitz.

(Hierzu die Kartenskizzen 11, 12 und 13.)

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!
Schenkendorf.

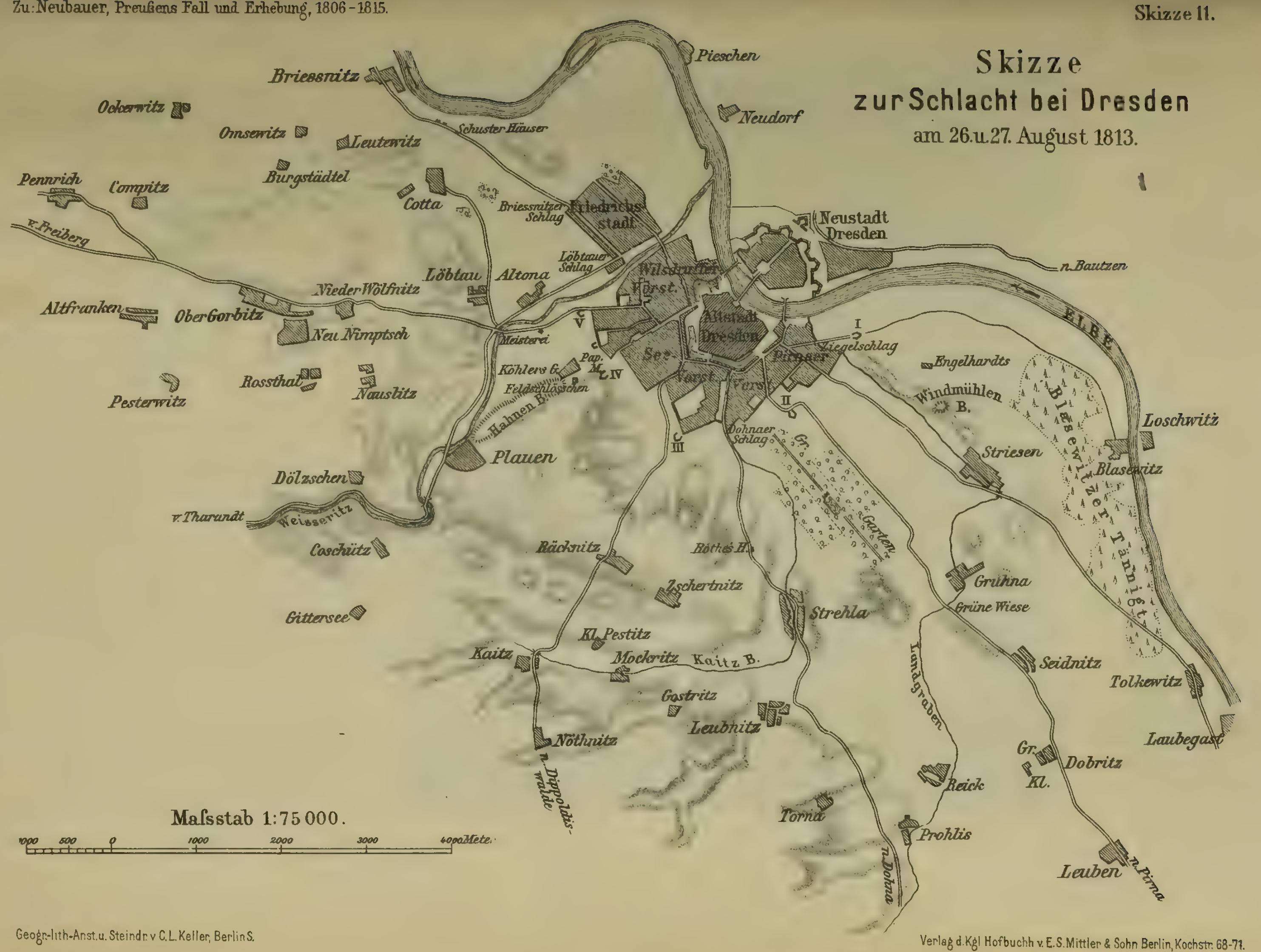
Es war ein Geist kühnen Wagens, der im Hauptquartier der schlesischen Armee lebte; wie anders ist das Bild, das die Führung der böhmischen Armee bietet. Die Allianz mit Österreich hatte nach dem Ausdruck des Freiherrn vom Stein „die Masse der Materie, nicht der Einsichten vermehrt". Keine Einheitlichkeit, keine klare Auffassung der Lage, kein fester und stetiger Wille; anstatt dessen Vielköpfigkeit der Befehle, unsicheres Tasten, matte Ausführung des Beschlossenen. In Melnik, da, wo die Moldau in die Elbe fließt, fand am 17. August ein Kriegsrat statt. Genauere Nachrichten über die Stellung und die Pläne Napoleons hatte man nicht. Am wahrscheinlichsten schien es, daß er sich zuerst gegen die Nordarmee wenden würde; und für diesen Fall schrieben ja die verabredeten Kriegspläne einen Vorstoß auf seine rückwärtigen Verbindungen vor. Radetzky hatte starke Bedenken gegen die Überschreitung der schwierigen Erzgebirgspässe, nicht minder der General Jomini, der aus persönlichen Gründen von der französischen Seite auf die der Verbündeten übergegangen war und von Alexander ebenso wie Moreau sehr geschätzt wurde; endlich trug doch der Plan des Vormarsches den Sieg davon, und zwar glaubte man am besten die Richtung auf Leipzig einzuschlagen. So wurde denn beschlossen, die Armee in fünf Kolonnen über fünf Pässe des Erzgebirges zu führen. Am weitesten östlich, über den Paß von Nollendorf und Peters=

walde, marschierte das russische Korps Wittgenstein, mit der Weisung, eine „geräuschvolle Demonstration“ auf Dresden zu machen; weiter westlich zogen die Preußen unter Kleist in der Richtung auf Freiberg, dann drei österreichische Heerhaufen, deren westlichster in der Gegend von Joachimsthal über die Berge ging. Auf eine ziemlich weite Entfernung also verteilte sich die Armee. Es war ein Glück, daß man nur schwache feindliche Truppen vorfand, die meist sofort zurückwichen; nur die Kolonne Wittgensteins hatte ernstere Gefechte zu bestehen. Hatte doch Napoleon, von der Ansicht ausgehend, daß ein Vorstoß des Feindes auf dem linken Elbufer ausgeschlossen sei, fast alle seine Streitkräfte über den Strom hinüber gezogen und dem Marschall Gouvion St. Cyr zur Deckung Dresdens und Beobachtung des Gebirges nur ein Korps von 23 000 Mann zurückgelassen.

Am 22. August konnte die Grenze überschritten werden. Bald ersah man, daß Napoleons Hauptmacht sich weit entfernt befand und ein Marsch auf Leipzig eine sehr verfehlte Maßregel sein würde. Also nach Dresden! Die Armee hatte nach rechts abzuschwenken, in beschwerlichen Märschen aus einem tief eingeschnittenen Tale nach dem anderen in die Höhe und wieder hinab zu steigen, auf schlechten Landwegen und bei sehr mangelhafter Verpflegung; denn wenn schon die Blücherschen Truppen in Schlesien oft ungenügend verpflegt waren, so erfüllte die österreichische Intendantur ihre Aufgabe bereits jetzt, ehe man noch mit dem Feinde zusammenstieß, so schlecht, daß der Mangel an Lebensmitteln sehr bedenklich wurde. So ging der Marsch langsam von statten. Immerhin erreichten im Laufe des 25. August — außer 14 000 Russen, die bei Königstein den Elb-Übergang beobachten sollten — bereits etwa 80 000 Mann der verbündeten Armee die Gegend von Dresden. Sie trieben die ihnen entgegenstehenden Truppen überall zurück, besetzten die unmittelbar vor der Stadt gelegenen Dörfer und hätten aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen kühnen Sturmangriff die Stadt, zu deren Verteidigung die Truppen St. Cyrs nicht ausreichten, nehmen können, wenn ihnen der Befehl zum Angriff erteilt worden wäre. Aber dieser Befehl erfolgte nicht. Schwarzenberg soll dafür gewesen sein, ebenso Jomini, Moreau dagegen. Schließlich gab man den Gedanken auf; „da der Feind“, so schreibt Kaiser Alexander an Blücher, „hier so bedeutende Streitkräfte vereinigt hat, daß uns der Angriff teuer zu stehen käme, so wollen wir fortfahren zu manövrieren, bis seine Pläne besser aufgeklärt sein werden“.

„Wir wollen fortfahren zu manövrieren“; und doch hätte man Grund genug gehabt, schnell zu handeln, ehe Napoleon zurückgekehrt war. Es ist

Skizze zur Schlacht bei Dresden am 26. u. 27. August 1813.



Geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



erzählt worden, daß dieser bereits am 23. auf die Nachricht vom Anmarsch der böhmischen Armee den Entschluß gefaßt hatte, Dresden zu Hilfe zu eilen, und daß ihn lebhafte Siegeshoffnung erfüllte. Schon glaubte er Anordnungen treffen zu sollen, die zur Vernichtung des Feindes führen mußten.



Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von F. Jügel.

Zusammenkunft der drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen bei Prag, 18. August 1813.

Nicht nach Dresden dachte er seine Bataillone zu führen, sondern nach Königstein, um dort über die Elbe zu gehen und die wichtige Gebirgsstraße zu gewinnen, die von Pirna nach Süden über Peterswalde nach Teplitz führt. Hatte er sie erreicht, so schnitt er entweder die feindliche Armee ab, oder er war doch Böhmen wesentlich näher als sie und vermochte ihr, wenn sie über die Pässe wieder dorthin zurückging, unermeßlichen Schaden zuzufügen. Es waren Absichten, eines großen Feldherrn würdig, die er hegte.

Durchzuführen aber vermochte er sie nicht; zu bedenklich waren die Nachrichten, die ihm ein nach Dresden gesandter Offizier am Abend des 25. zurückbrachte, desselben Tages, an dem die Verbündeten den Sturm auf die Stadt nicht wagten: Dresden, meldete er, werde am nächsten Tage in der Hand des Feindes sein, wenn Napoleon nicht zu Hilfe komme. So verzichtete dieser denn auf den Umgehungsplan. Nur General Vandamme erhielt die Weisung, mit seinem Korps auf neugebauter Straße die Richtung auf Königstein und Pirna festzuhalten, von dort aus die Teplitzer Straße zu besetzen und dem Feinde den Rückzug zu verlegen: „Nie wird er", äußerte der Kaiser, „eine schönere Gelegenheit haben, sich den Marschallstab zu verdienen".

Die übrigen Truppen marschieren nach Dresden. Um 4 Uhr früh am 26. brechen sie auf; in breiter Front marschierend, Reiterei und Artillerie auf den Straßen, die Infanterie neben ihnen her ziehend, Stock und Stein nicht achtend, selbst Mauern übersteigend und Schluchten durchkletternd; der Hunger quält auch sie, der Regen durchnäßt, der Marsch ermattet sie; aber der in so viel Feldzügen großgezogene militärische Instinkt, der unbedingte Glaube an den Kaiser treibt die Tausende vorwärts, läßt sie die Entbehrungen überwinden, weckt immer von neuem die Hoffnung auf den Sieg. Um 5 Uhr machte sich Napoleon selbst auf. Am Rande des Elbtales angekommen, stieg er aus dem Wagen und beobachtete lange die Gegend und die gut wahrnehmbaren Bewegungen der Verbündeten. Dann eilte er zu Pferde nach Dresden. Um 9 Uhr war er dort; eine Stunde später zogen die Spitzen der Garden über die Elbbrücke und erhielten von ihm persönlich die Weisung, nach welcher Stelle der Stadtumwallung sie sich wenden sollten. Darauf besichtigte er selbst die Maßnahmen der Verteidigung. Allenthalben begrüßte ihn der jubelnde Zuruf der Truppen. „Das Bewußtsein schon, ihn innerhalb der Mauern zu wissen, wirkte elektrisierend", so schreibt ein früherer preußischer Offizier, der in westfälischen Diensten am russischen Feldzug teilgenommen hatte und jetzt in Dresden Gelegenheit hatte, den gewaltigen Mann in nächster Nähe zu sehen. „Der Kaiser war bekleidet mit dem wohlbekannten unscheinbaren grauen Oberrock . . . auf dem Kopfe hatte er den kleinen gestutzten Hut, wie bekannt, nach dem Muster Friedrichs des Großen, und ritt, ebenfalls nach diesem Muster, wie fast immer, einen Schimmel. . . . Auf seinem Marmorgesicht lag unveränderlich Gleichmut, Ruhe und ein eigentümlicher, nur ihm eigener, kalter und teilnahmloser Ernst, gleich als ob er von dem, was um ihn vorging, nichts höre und sehe;

um ihn herrschte, trotz der ihn begleitenden Menschenmenge, eine so tiefe, feierliche Stille, daß, wären die Tritte der Pferde und das durch die Kugeln hervorgerufene Geräusch nicht gewesen, man ein Blatt vom Baume hätte fallen hören können. . . . Im Anschauen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, er sei nicht Mensch, wenn meine Einbildungskraft auch keinen Gott, sondern ein anderes, noch nicht dagewesenes, unbegreifliches Wesen in ihm zu sehen glaubte". Um drei Uhr nahm der Kaiser wieder seine Aufstellung an der Elbbrücke, die herankommenden Truppen begrüßend, zur Eile anfeuernd, durch Scherze ermunternd; „und alle", so sagt ein Augenzeuge, „schienen darüber Hunger und Müdigkeit zu vergessen".

In der Frühe des 26. August hatten die Verbündeten den Angriff auf Dresden begonnen. Auf dem rechten Flügel standen die Truppen Wittgensteins, die von Blasewitz und Striesen heranrückten. An sie schlossen sich nach links die Preußen Kleists an, welche die Aufgabe hatten, den großen Garten zu erstürmen. Weiter folgten die Österreicher, in 3 Kolonnen geteilt; sie gingen von dem Höhenzuge aus vor, der sich südwestlich von Dresden hinzieht und durch den tiefeingeschnittenen Plauenschen Grund in zwei Teile zerlegt wird; die erste Kolonne griff von dem Dorfe Räcknitz, die zweite von Plauen her an, die dritte endlich sollte links vom Plauenschen Grunde bis zur Elbe hin operieren und Löbtau nehmen. „Das Beschießen der Stadt und das Vorrücken des linken Flügels", so hieß es in der Schwarzenbergschen Disposition, „erfolgt mit dem Schlage 4 Uhr". So lange also glaubte man, ohne Gefahr zu laufen, den entscheidenden Angriff auf die Stadt aufschieben zu dürfen.

Obwohl die Verbündeten bei weitem die Übermacht hatten, vermochten sie doch nicht ohne große Verluste vorzugehen. Die Truppen St. Cyrs, zum Teil junge Rekruten, schlugen sich überall tapfer. Die Batterien des Feindes waren geschickt aufgestellt, besonders die vom jenseitigen Elb-Ufer her feuernden Geschütze fügten den Russen schweren Schaden zu; vor der Stadtumwallung waren mehrere Lunetten angelegt; der große Garten war ein schwer zu nehmender Stützpunkt der Verteidiger. Trotzdem drangen die Preußen nach heftigem Kampf bis zu einem Verhau vor, den die Gegner im nordwestlichen Teile des Gartens angelegt hatten. Östlich von ihnen machten die Russen die größten Anstrengungen, um die vor der Stadt liegenden Gehöfte zu nehmen, wurden aber schließlich von den eben eintreffenden ersten Bataillonen der jungen Garde zurückgeworfen. Besseren Erfolg hatten die Österreicher, die das Feldschlößchen und das Dorf Löbtau



Ludwig Adolf Peter
Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg.

Gemalt von H. Dähling, gestochen von Fr. W. Bollinger.

nahmen und so bis fast unmittelbar an die Stadt herangelangten. Indessen mußte die Ankunft Napoleons und das Heranströmen der französischen Verstärkungen die Verbündeten bedenklich machen, ob es geraten sei, den Angriff auf eine Stadt fortzusetzen, die durch Befestigungen geschützt war und nunmehr auch die genügende Anzahl von Verteidigern hatte. Auf der Höhe von Räcknitz fand eine Beratung statt; König Friedrich Wilhelm sprach sich entschieden dagegen aus, an der Spitze von 200 000 Mann vor dem bloßen Erscheinen Napoleons zurückzuweichen, aber alle übrigen Teilnehmer, auch Alexander und Schwarzenberg, waren für Abbruch des Kampfes. Merkwürdigerweise jedoch wurde der Befehl zum Rückzug nicht erteilt. Um 4 Uhr vielmehr gab eine Batterie das von dem Oberkommando festgesetzte Zeichen zum Sturmangriff auf die Stadt: so begann der Kampf auf der ganzen Linie mit neuer Lebhaftigkeit. Das Geschützfeuer wurde außerordentlich heftig; an mehreren Stellen der Stadt schlugen die Flammen empor. Es gab einen Augenblick, wo selbst Napoleon, der durch einen auf dem Turm der Kreuzkirche aufgestellten Offizier fortwährend Nachrichten von dem Gange der Schlacht erhielt, in Unruhe geriet; der Feind drohte in die Vorstädte einzudringen, und noch waren nicht alle Truppen über die Brücke herüber.

Bald aber kam der Angriff zum Stehen. Nach furchtbaren Verlusten wurden die Russen trotz heftigsten Widerstandes durch die junge Garde aus allen eroberten Stellungen herausgedrängt und am Abend bis hinter das Dorf Striesen zurückgeworfen. Die Preußen hatten bereits auch den bisher vom Feinde behaupteten Teil des großen Gartens erstürmt und waren bis an die Mauern der Vorstadt vorgedrungen; aber vergeblich versuchten sie diese zu überklettern, und als auch hier frische Truppen aus der Stadt hervorbrachen, wurden sie genötigt zurückzugehen und den größeren

Teil des großen Gartens wieder zu räumen. Ähnlich ging es den Österreichern. Eine der Lunetten wurde von ihnen genommen, bis an die Gartenmauern gelangten sie; dann aber trat der Rückschlag ein: Marschall Ney und Murat führten neue Kolonnen aus den Toren heraus und drängten in heftigem Ansturm die Angreifer zurück. Als die Nacht hereinbrach, war das am Vormittag Gewonnene fast allenthalben wieder verloren; 70 000 Franzosen hatten gegen etwa die doppelte Übermacht gefochten und hatten sie zurückgeschlagen.

Was sollte nun geschehen? War eine glückliche Entscheidung zu hoffen? Die Stimmung im Heere war schlecht. „Ein Strom von Regen", erzählt ein preußischer Feldgeistlicher, der mit dabei war, „ergoß sich unaufhörlich . . . Der Soldat, fünf Tage lang ohne Brot, von dem beschwerlichen Gebirgsmarsch ermattet, Tag und Nacht unterm Gewehr und jetzt bis auf die Knochen durchnäßt, vor Frost und Kälte zitternd, sah nichts als den gewissen Tod vor Augen, wenn er diese Stadt mit Sturm nehmen sollte." Von den 150 000 Mann, die die Verbündeten vor Dresden geführt hatten, waren die Verluste des Schlachttages abzurechnen; neue Truppen konnte man nur in geringem Umfange heranziehen. Gewiß hatte man trotzdem auch jetzt noch die Übermacht; denn Napoleon verfügte, obwohl in der Nacht zwei weitere Armeekorps eintrafen, über nicht mehr als 120 000 bis 125 000 Mann. Aber diese Truppen, zumal unter der Führung Napoleons selbst, genügten jedenfalls, um Dresden zu verteidigen und einen Angriff auf die Stadt als aussichtslos erscheinen zu lassen. Die österreichischen Generäle waren natürlich für den Rückzug; aber auch diesmal widerstrebte



Gemalt von François Gérard.

Joachim Murat.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach, Paris und New York.

Friedrich Wilhelm, und Alexander stimmte ihm bei. Man faßte den Entschluß, auf den Höhen, die man besetzt hatte, stehen zu bleiben; das blutige Ringen sollte seinen Fortgang nehmen. So tat man, was Napoleon wünschte. Denn dieser hegt, kaum daß er durch seine Schnelligkeit und Tatkraft die Gefahr gebannt hat, wieder gewaltige Pläne. Obwohl er weiß, daß der Feind stärker ist, denkt er ihn in der Flanke zu fassen. Murat, der schon am 26. den Befehl auf dem rechten Flügel gehabt hat, erhält den Auftrag, den feindlichen linken Flügel zu umgehen; so, hofft der Kaiser, wird es möglich sein, die verbündete Armee von der Straße nach Freiberg weg und in das Gebirge hinein zu drängen; tut dann auch Vandamme seine Pflicht und gelingt es ihm, eher als der flüchtende Feind in Böhmen zu erscheinen, so ist ein großer Erfolg gewiß.

Die Verbündeten standen am 27. auf den erwähnten Höhen oder an ihrem Fuße von dem Dorfe Reick bis über Gorbitz: rechts wiederum die Russen und Preußen, dann die Österreicher. Um sieben Uhr begann der Angriff der Franzosen. Es entsprach dem Grundgedanken Napoleons, daß sein Zentrum sich zunächst zurückhielt, und so entstand hier eine Kanonade, die mit großer Heftigkeit von beiden Seiten geführt wurde, ohne daß die Infanterie zum Angriff vorging. Anders spielte sich der Kampf auf beiden Flügeln ab. Auf dem linken französischen Flügel zunächst gelang es der jungen Garde, von Mortier geführt, wenn auch langsam und unter starken Verlusten, bis zu dem Dorfe Reick vorzudringen. Die verbündete Kavallerie, die hier wesentlich stärker war als die des Feindes, nutzte ihre Überlegenheit nicht aus, sondern blieb tatenlos hinter der Front; so mußte endlich auch das brennende Reick selbst geräumt werden. Weiter aber konnte der Feind nicht vorgehen; Preußen und Russen wiesen alle Angriffe auf ihre Stellung zurück. Dagegen machten die Franzosen auf ihrem rechten Flügel wesentliche Fortschritte. Anfangs bestand auch hier die Schlacht wesentlich in einem Artilleriekampf. Um 10 Uhr aber vermochte der Marschall Victor mit mehreren Kolonnen vorzudringen; sie stiegen die Hohlwege hinan, die auf die Höhe hinaufführten, und nahmen im Sturm die dort gelegenen Dörfer. Indessen führte Murat, der mit starker Kavallerie, einigen Bataillonen Infanterie und nicht weniger als 66 Geschützen auf dem äußersten rechten Flügel an der Elbe stand, seine Truppen um den linken Flügel der Österreicher herum. Als Victors Truppen das Dorf Ober-Gorbitz genommen hatten und Murat, dessen Anmarsch der heftige Regen verborgen hatte, die Flanke des Feindes umging und noch jenseit jenes Dorfes an der nach



Gezeichnet von C. Vernet. — Gestochen von Bovinet.

Die Schlacht bei Dresden, 26. August 1813.



Freiberg führenden Straße erschien, war das Schicksal des österreichischen linken Flügels entschieden. Eine ganze Division, 9000 Mann, mußte, rings vom Feinde eingeschlossen, vom Hunger erschöpft, unfähig sich zu verteidigen, da die Gewehre versagten, die Waffen strecken; die übrigen Truppen wurden unter stärksten Verlusten nach dem Plauenschen Grunde zu getrieben.

Im Hauptquartier der Verbündeten wurde die Hoffnung auf einen Erfolg immer geringer; leider dauerte die Planlosigkeit und Unentschlossenheit, die schon so viel verdorben hatte, fort. Ein von Alexander genehmigter Vorstoß, den Barclay auf dem rechten Flügel machen sollte, um die dort kämpfenden Truppen Mortiers zu vernichten und die Verbindung mit Pirna zu sichern, kam nicht zur Ausführung. Als vollends dem General Moreau an der Seite Alexanders von einer Kugel beide Beine zerschmettert wurden, entstand völlige Verwirrung; für den Augenblick schien jede Oberleitung der Schlacht zu fehlen. Um 4 Uhr endlich kam es zu einem Entschluß. Von der einen Seite erfuhr man die Niederlage des linken Flügels, von der anderen, daß Vandamme bei Pirna stehe und die Straße nach Teplitz bedrohe. Dazu der Mangel an Proviant und auch, wenigstens bei den Österreichern, an Munition. Der Abmarsch wurde befohlen. In der Nacht wurde er angetreten: über die Päſſe zurück nach Böhmen, war die Losung.

Napoleon war noch einmal ein glänzender Sieg zugefallen. Er hatte dieses Ergebnis bestimmt erwartet. Am Morgen hatte er über seine Gegner geäußert: „Ich glaube, sie haben eine Torheit begangen, hier auszuhalten.“ „Während der Schlacht kam er“, wie ein Augenzeuge berichtet, „fast gar nicht aus seiner Gemütlichkeit beim Wachtfeuer“. Nachrichten erhielt er auch ferner von dem Turm der Kreuzkirche aus; aber „er schien alles nur so im Vorbeigehen zu besorgen“. Gegen 4 Uhr verließ er das Schlachtfeld und ritt in die Stadt. „Aus den Ärmeln und von dem Schoße des grauen Überrockes troff der Regen, und die Krempe des Hutes hing über den Nacken hinab. So zog der Held der Schlacht, der Schreckenverbreitende, gegen 6 Uhr ins Schloß ein.“

Die geschlagene Armee ging über das Gebirge wieder nach Böhmen zurück. Auf fünf Straßen war sie gekommen; drei hatte Radetzky für den Rückmarsch vorgeschrieben; da aber Barclay den Weg über Pirna, der ihm zugewiesen war, Vandammes wegen nicht mehr für benutzbar hielt, drängte sich ein großer Teil der Truppen auf der Straße zusammen, die über

Dippoldiswalde führte. Es war ein trübseliger Marsch. „Jeder ohne Ausnahme, der diese Reise mitmachte", schreibt der bereits angeführte Feldprediger, „wird gewiß die fünf Tage vom 27. bis 31. August 1813 zu den schrecklichsten seines Lebens zählen . . . Russische, preußische, österreichische Wagen mischten sich ohne Ordnung durcheinander . . . Indessen regnete es unbarmherzig . . . Die Bergströme stürzten sich mit wilder Flut in die Wege und rissen alle Brücken fort . . . Vieh und Menschen zitterten vor Kälte und Nässe. In den Dörfern waren alle Häuser verlassen, kein Bissen Brot war zu haben." Man kann sich denken, wie diese Leiden auf die jungen Truppen der Österreicher und Preußen wirkten. Vielfach blieben die Leute halb erstarrt und verhungert liegen; andere verließen zur Nachtzeit die Biwaks; marodierende Österreicher ergaben sich haufenweise den verfolgenden Franzosen. Hätten diese ihren Sieg mit größerer Energie ausgenutzt, so würde die zurückziehende Armee noch stärkere Verluste erlitten haben. Aber dies ist zu ihrem Glücke nicht geschehen; nur an einer der Gebirgsstraßen kam es zu schweren Kämpfen, und hier wurde durch die Aufopferung russischer Truppen und durch das glückliche Eingreifen einer preußischen Abteilung die Gefahr abgewehrt und ein glorreicher Sieg erfochten.

Wir erinnern uns, daß Napoleon, nachdem er die Absicht, selbst über Königstein und Peterswalde nach Böhmen zu marschieren, um Dresdens willen aufgegeben hatte, dem General Vandamme diese Richtung angewiesen hatte. Einen Augenblick gedachte er noch zwei andere Korps den Marsch über diesen Paß antreten zu lassen. Dann, nachdem er sich selbst durch eine Rekognoszierung überzeugt zu haben glaubte, daß die feindliche Armee über Annaberg abziehe, ließ er diesen Gedanken fallen und dirigierte seine Marschälle nach den Päffen, die weiter westlich über die Berge führen. Nur Vandamme sollte die eingeschlagene Straße beibehalten: „Seine Majestät denkt", so läßt er ihm schreiben, „daß Sie vor dem Feinde auf der Verbindung zwischen Tetschen, Aussig und Teplitz ankommen und so seine Equipagen, Feldlazarette, Bagagen und endlich alles das, was hinter einer Armee marschiert, nehmen können". Vandamme hatte 41 000 Mann. Ihm standen nur etwa 20 000 Russen gegenüber, einerseits ein Teil des Wittgensteinschen Korps unter dem Herzog Eugen von Württemberg, andrerseits ein Teil der russischen Garde unter dem General Jermolow. Den Oberbefehl führte dem Namen nach General Graf Ostermann-Tolstoi; in der Tat gebührt dem erst fünfundzwanzigjährigen Herzog von Württemberg der Ruhm, diese Truppen so geführt zu haben, wie es das Interesse der Ge-

samtarmee erforderte. Er erkannte die große Gefahr, die diese bedrohte, falls es Vandamme gelänge, vor ihr Böhmen zu erreichen, und mit großer Energie trat er dafür ein, daß man, anstatt ebenfalls nach Westen auszuweichen, den Rückzug auf der bedrohten Straße über Peterswalde nähme. Damit die unantastbare kaiserliche Garde nicht gefährdet wurde, opferte er einen Teil seines eigenen Korps. So wurde, freilich unter hartem Kampf und schwerem Verlust, am Abend des 28. die Paßhöhe von Hellendorf erreicht. Am Tage darauf setzte man den Marsch fort; wieder zog die Garde vorauf, wieder litten die Truppen des Herzogs auf das stärkste. So ließ man sich vom Feinde stetig weiter drängen; immer größer wurde die Gefahr, daß die Franzosen im Tal von Teplitz standen, ehe die Masse der verbündeten Armee aus den Pässen heraus war.



Lith. von Fleischmann.

Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf Kleist von Nollendorf.

In dieser bedrohlichen Lage griff König Friedrich Wilhelm ein; er war der einzige der drei Monarchen, der sich in der Nähe befand, da Alexander noch unterwegs im Gebirge war und Franz auf die Nachricht vom Anmarsch der Franzosen Teplitz sofort verlassen hatte. Mit Klarheit übersah er die Dinge und handelte. Er ließ die kämpfenden russischen Generäle auffordern, auf alle Fälle standzuhalten; und der Hinweis darauf, daß durch weiteres Zurückweichen die Person des Zaren selbst gefährdet werde, vermochte Ostermann und Jermolow schließlich, auch die bisher geschonte Garde ins Gefecht zu schicken und den Kampf mit der feindlichen Übermacht aufzunehmen. Ferner ließ der König durch seine Adjutanten allen Truppenteilen, die aus dem Gebirge heraustraten, die Weisung zugehen, ostwärts nach dem Tal von Kulm zu marschieren; auch dem General v. Kleist, der den Paß von Fürstenwalde benutzte, schickte er den Befehl, so schnell wie möglich den

kämpfenden Russen zu Hilfe zu kommen. Inzwischen kam Alexander in Dux an und erwirkte, daß auch österreichische Bataillone nach dem Kampfplatz gesandt wurden. So war denn für den folgenden Tag Hilfe zu erwarten; zunächst aber hatten 15 000 Mann, die erst allmählich auf 20 000 anwuchsen, den Ansturm des Feindes aufzuhalten. Bei dem Dorfe Priesten, das unterhalb von Kulm an der Straße von Teplitz liegt, spielte sich der erbitterte Kampf ab. Ostermann wurde schwer verwundet. Trotz heftigen Widerstandes schien es endlich, als würden die Russen weichen müssen; da ließ Herzog Eugen die Garde-Kavallerie vorgehen und nötigte den Feind zurückzugehen. Mit Einbruch der Dunkelheit hörte das Feuer allmählich auf. Vandamme hatte seinen Gegner nicht überwinden können.

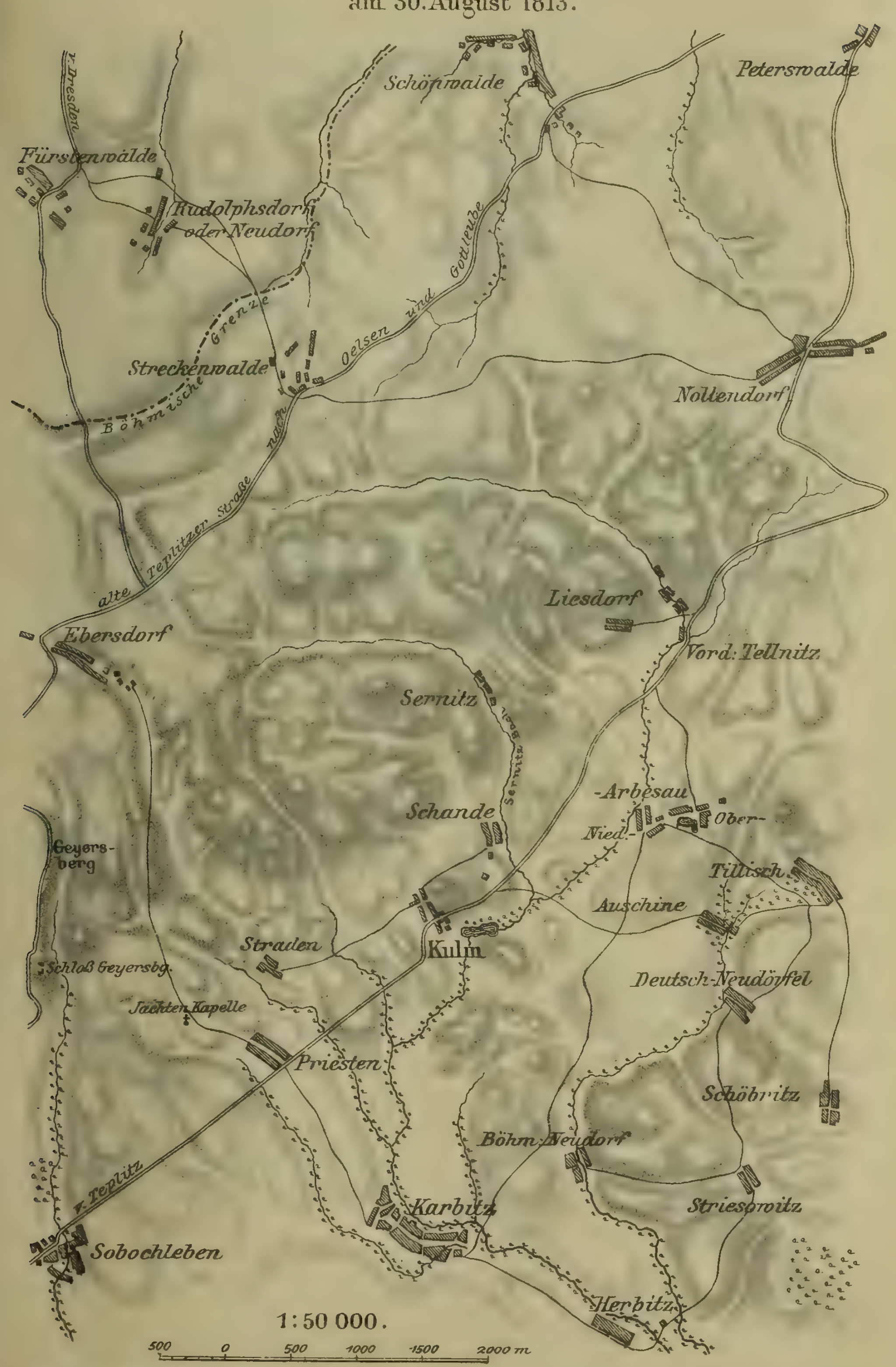
Der General Kleist, der über Maxen unheilvollen Angedenkens und Glashütte marschierte und bis nach Fürstenwalde gelangt war, erhielt hier den erwähnten Befehl des Königs, in die Schlacht einzugreifen, die im Kulmer Tal tobte. Aber wie ihm nachkommen? Die nach Böhmen hinabführenden Wege waren durch umgestürzte und steckengebliebene Fahrzeuge jeder Art völlig ungangbar gemacht. Da faßten Kleist und sein Generalstabschef Grolman den denkwürdigen Entschluß, auf einem Kammwege, der von Fürstenwalde östlich führt und bei Nollendorf die Pirna—Teplitzer Straße erreicht, Vandamme in den Rücken zu marschieren. Es mag sein, daß Grolman, der Kühnere, Genialere, den Rat gegeben hat; der Ruhm des Entschlusses gebührt doch beiden. Der Einsatz war groß: noch wußte man nicht, wie der Kampf bei Priesten geendet hatte; es war möglich, daß man frische, von Dresden kommende Streitkräfte des Feindes vorfand und von ihnen selbst im Rücken gefaßt wurde. Aber die Dinge erforderten einen gewagten Ent-



Gezeichnet von F. Kirchhoff. Gestochen von F. Guimpel.

König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht bei Kulm, 30. August 1813.

Skizze zur Schlacht bei Kulm am 30. August 1813.



Autogr d geogr-lith-Anst. u. Steindr v C. L. Keller, Berlin S. Verlag d Kgl Hofbuchh v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr 68-71





Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von Joh. Fr. Jügel.

Vandammes Gefangennahme in der Schlacht bei Kulm,
30. August 1813.

schluß. „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll", schrieb Kleist an den König; „unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tag auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen". Um 5 Uhr morgens am 30. August brach das Korps auf. Um 8 Uhr war es in Nollendorf, wo es eine feindliche Munitionskolonne vorfand und mit leichter Mühe überwältigte, und stieg von dort nach Süden in das Tal hinab. Kurz nach 10 Uhr traf es auf den Feind.

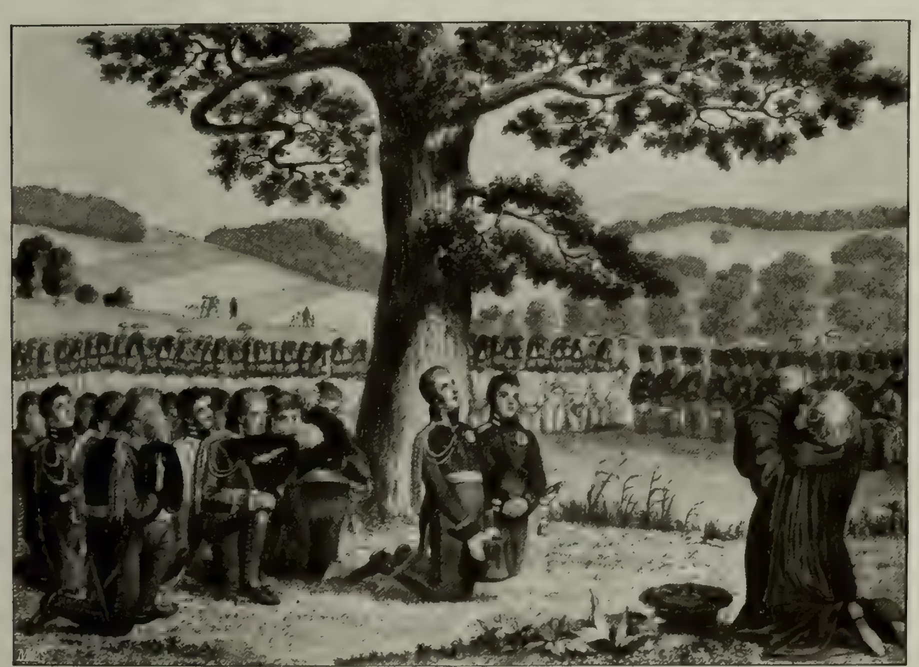
Seit drei Stunden bereits wurde bei Kulm hart gekämpft. Beide Parteien hatten die Offensive ergriffen, Vandamme, um die feindlichen Streitkräfte zu durchbrechen, die Verbündeten, um ihn nach Norden zurückzuwerfen. Der rechte Flügel der Franzosen machte die größten Anstrengungen; aber die Russen hielten stand und wiesen alle Angriffe zurück. Inzwischen versuchten die Verbündeten ihrerseits den linken Flügel des Feindes zu umgehen: österreichische Infanterie besetzte die Höhe, die sich südöstlich von Kulm erhebt; Kanonen wurden heraufgeführt, die Kavallerie ging mit

Erfolg vor. So stand die Schlacht, als von Norden her die Preußen eingriffen. Als sich ihre Geschütze vernehmen ließen, glaubten die Franzosen naturgemäß zunächst an das Nahen der Ihrigen; es wird berichtet, daß ihr Mut sich neu belebte, daß ihr Angriff heftiger, ihr Widerstand hartnäckiger wurde. Aber bald erkennt Vandamme den Irrtum, und sofort trifft er die nötigen Maßregeln. Auf Sieg vermag er nicht mehr zu hoffen, ein Durchbruch nach Norden ist das einzig Mögliche. 20 Bataillone erhalten Befehl umzukehren; acht sollen das Dorf Nieder-Arbesau besetzen und behaupten, zwölf sich gegen die Preußen wenden; mit ihnen geht die Kavallerie auf der Kulmer Straße gegen den neuen Gegner vor; ein Teil der Artillerie bleibt indessen stehen, um die von Süden her Andringenden abzuwehren. Und der stürmische Angriff auf die Preußen hat zunächst Erfolg. Noch sind von Kleists Korps nur eine Infanterie-Brigade und ein Husarenregiment zur Stelle, und diese müssen weichen. Schlesische Landwehrbataillone, die indessen herankommen, werden in größter Unordnung zurückgeworfen; auch die Tapferkeit des Prinzen August von Preußen, der mit einer Fahne in der Hand die Leute zu sammeln sucht, vermag dem Ansturm der Feinde nicht lange Einhalt zu tun. Denn jetzt braust französische Kavallerie heran, die Truppen werden auseinandergetrieben, kaum entgeht der Prinz der Gefangenschaft, Grolman wird durch den Leib geschossen, Kleist selbst rettet sich auf die bewaldeten Anhöhen. Der General hielt die Schlacht für verloren. Indessen erschien eine neue preußische Brigade und sperrte den Weg. Und dieses neuen Gegners konnte der bereits völlig erschütterte Feind nicht Herr werden; er erlag. Gleichzeitig waren die Russen und Österreicher auf der ganzen Linie vorgegangen; bald löste sich alle Ordnung in den Reihen der Fliehenden, viele retteten sich in den Wald, Vandamme selbst wurde gefangen genommen, mit ihm 8 bis 10 000 Mann. Sein Korps war vernichtet.

Im Lager der Verbündeten hatte noch eben die größte Besorgnis geherrscht. Noch am Morgen des Kulmer Schlachttages hatte Schwarzenberg in tiefster Niedergeschlagenheit Blücher ersucht, 50 000 Mann von seinem Heere zu der böhmischen Armee stoßen zu lassen; selbst das Verbleiben Österreichs im Bunde schien zweifelhaft. Jetzt belebte neuer Mut die Herzen. Aus Schlesien, aus Brandenburg kamen Siegesnachrichten; die Niederlage vor Dresden war wett gemacht. Das eben noch wankende Bündnis wurde neu bekräftigt. Am 9. September schlossen Rußland, Österreich und Preußen den Teplitzer Vertrag. Sie verabredeten, nur gemeinsam Waffenstillstand und

Frieden abzuschließen, sich über das Großherzogtum Warschau freundschaftlich verständigen, die preußische und die österreichische Monarchie möglichst im Umfange von 1805 wiederherstellen zu wollen. Der Rheinbund sollte aufgelöst werden, die Rheinbundstaaten sollten völlig unabhängig sein: eine Bestimmung, die freilich nicht nur auf die Befreiung vom französischen Joch bezogen werden konnte, sondern allen Hoffnungen der Patrioten auf die Einigung Deutschlands einen Riegel vorzuschieben schien.

Zufriedenen Gemütes war Napoleon am Abend des Tages nach der Dresdener Schlacht von Pirna nach Dresden zurückgekehrt. Da erhielt er die erste Nachricht von Macdonalds Niederlage an der Katzbach; und bald wurde es klar, wie schwer diese Niederlage war: „Ich habe hier", so hieß es in den Briefen des Marschalls, „über 60 000 bis 70 000 Mann, aber



Nach einem anonymen Kupferstiche.

Öffentliches Dankgebet König Friedrich Wilhelms III.,
des Kronprinzen und der preußischen Gardetruppen nach der Schlacht bei Kulm zu Teplitz am 1. September 1813.

viele ohne Waffen und ganze Abteilungen ohne Munition . . . Ich bin empört über den geringen Eifer und das geringe Interesse für den Dienst . . . Wenn in diesem Augenblick diese Armee sich einem Mißerfolg aussetzt, so wird eine vollständige Auflösung eintreten". Am 31. August kam die Kunde von der Vernichtung des Vandammeschen Korps. Sie machte den tiefsten Eindruck. Der Kaiser hat sich nicht gescheut, die Schuld an diesem Unglück dem Heerführer beizumessen, der doch nichts getan hatte, als seinem Befehl nachzukommen; er empfand auf das bestimmteste, daß die Früchte des Dresdener Sieges verloren waren. „Der Kaiser ist sehr still", berichtet ein Augenzeuge, „ich mag nicht sagen, niedergeschlagen, aber sehr nachdenkend, doch, es ist sonderbar, nicht gerade mürrisch". Zu seinen Marschällen hatte er jedes Vertrauen verloren: „in meiner Lage ist jeder Plan unannehmbar, bei dem ich mich nicht mit meiner Person in der Mitte befinde. Jeder Plan, der mich entfernt, hat einen Krieg zur Folge, in dem die Überlegenheit des Feindes an Kavallerie, an Zahl und selbst an Generälen mich zu einer vollständigen Niederlage führen würde". Und doch kann er nicht überall sein. Einen Augenblick hat er den Gedanken gehabt, den von ihm geplanten neuen Vorstoß auf Berlin, der ihm soviel Erfolg zu versprechen scheint, selbst zu leiten und indessen bei Dresden Murat als Oberbefehlshaber zurückzulassen; aber als die Kunde von der Kulmer Schlacht eintrifft, sieht er die Unmöglichkeit ein, das Zentrum seiner Stellung zu verlassen. So wird Ney, der ungestüme, tapfere Draufgänger, bestimmt, gegen Bernadotte zu marschieren; er wird „diesen ganzen Schwarm von Kosaken und diese Masse schlechter Landwehrinfanterie" zurückwerfen und nicht den Fehler Oudinots wiederholen, der „den Feind, wenn er ihn nur dreist angegriffen hätte, überall über den Haufen gerannt haben würde".

Napoleon selbst wurde durch die immer ungünstiger lautenden Nachrichten von der Armee Macdonalds nach Schlesien gerufen. Mit Ingrimm nahm er die Zerrüttung und Zuchtlosigkeit wahr, die unter den Truppen Platz gegriffen hatte; finsteres Schweigen wechselte bei ihm ab mit leidenschaftlichen Ausbrüchen. Er hatte seine Garden und andere Truppen von Dresden mitgenommen. Mit allen Streitkräften, die er zur Hand hatte, begann er den Vormarsch gegen Blücher, in der Hoffnung auf eine Schlacht. Aber der preußische General stellte sich ihm diesmal ebensowenig wie den 21. August am Bober; er ging über die Neiße zurück, und der Kaiser war nicht in der Lage, ihm zu folgen, da er sich von Dresden nicht zu weit

Skizze zur Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813.



Autogr. d. geogr.-lith.-Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



entfernen durfte. Nachdem er noch das Marodieren mit strengsten Strafbestimmungen bedroht hatte, übertrug er das Kommando wieder an Macdonald und kehrte selbst zurück, um sich gegen die böhmische Armee zu wenden, deren Vortruppen bereits bei Pirna standen, aber nun zurückwichen. Am 10. September stand Napoleon auf der Höhe des Geyersberges, von wo sich ihm nach der einen Seite der Blick in die Gegend von Kulm, nach der anderen in das schöne Tal von Teplitz eröffnete. Lange beobachtete er die Landschaft und die Stellungen seiner Gegner; aber der Hinabmarsch war unmöglich: „Ich habe gestern", so schreibt er, „das feindliche Heer aus allen Richtungen, in denen es in Sachsen eingedrungen war, zurückkehren und sich vor Teplitz versammeln sehen. Wäre es möglich gewesen, Geschütze das Gebirge hinunterzubringen, so hätte ich die feindliche Armee in der Flanke angegriffen, und wir hätten große Erfolge errungen. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich." Er fügt hinzu: „Die der Berliner Armee zugestoßenen Ereignisse verhindern mich, über das Gebirge zu gehen." Er hatte bereits erfahren, daß Ney sowenig wie sein Vorgänger die Aufgabe gelöst hatte, Berlin zu nehmen.

Die „Berliner Armee" war, wie erzählt ist, von Oudinot nach der Niederlage von Groß-Beeren in die Gegend von Wittenberg geführt worden. Bernadotte, der ihr vorsichtig und langsam gefolgt war, betrachtete seine Lage immer noch als kritisch: „70 000 Mann vor mir, die Oderfestungen hinter mir, Wittenberg und Torgau vor mir und 10 000 Mann auf meiner rechten Seite", so hat er sich nachher geäußert und hinzugefügt: „hinter mir besitze ich nur Spandau, und Spandau ist eine Kloake". Er stellte seine Streitkräfte in weitem Umkreise um Wittenberg auf: östlich, an der Straße nach Jüterbog, stand Tauentzien, nach Nordwesten schloß sich Bülow an, dann folgten die Russen und die Schweden. Ney hatte von Napoleon die Weisung erhalten, zum Vormarsch auf Berlin die Straße zu benutzen, die von Dresden herkommt und über Luckau und Baruth führt. So ließ er denn seine Truppen, drei Armeekorps und ein Kavalleriekorps in einer Gesamtstärke von 58 000 Mann, als sie am 4. September aufbrachen, zuerst in nordöstlicher Richtung auf Jüterbog zu marschieren. Bei Zahna traf er am nächsten Tage auf die Vorhut Tauentziens. Zwar kam ihr der Rest des Korps zu Hilfe; aber immer noch standen nur 11 500 Preußen einer großen Übermacht gegenüber, vor der sie zurückgehen mußten. Der Rückzug geschah nicht in völliger Ordnung, die Verluste waren recht groß, etwa 3000 Mann. Das Korps biwakierte bei Jüterbog; hier fand Tauentzien,

der am Vormittag zum Kronprinzen von Schweden geritten war und zu seinem Leidwesen nicht am Gefechte teilgenommen hatte, seine Leute wieder.

Es war zu erwarten, daß der Feind am nächsten Tage in der Richtung auf Jüterbog nachdrängen werde, und danach trafen ebensowohl General Bülow wie der Oberbefehlshaber ihre Maßnahmen. Der Kronprinz richtete sich auf eine Schlacht ein; er gab Befehl, die russisch-schwedischen Truppen nördlich von Wittenberg zusammenzuziehen, und beauftragte Bülow, sein Korps so aufzustellen, daß er dem Feinde, wenn er auf Jüterbog vorginge, in die linke Flanke fallen könne. Dazu hatte Bülow indessen seinerseits bereits die nötigen Vorkehrungen getroffen: noch am Abend und in der Nacht ließ er seine Truppen — mit Ausnahme der Division Borstell, die vom Kronprinzen in ihrer Stellung vor Wittenberg festgehalten wurde, — weiter östlich rücken, um Tauentzien nahe zu sein; so kam es, daß das Korps die Nacht kaum eine halbe Meile von den französischen Biwaks entfernt zubrachte. Lagerfeuer wurden verboten und die größte Stille empfohlen, und „dies wirkte so gut, daß der Feind von uns gar keine Notiz nahm".

Auch dieses Mal, wie schon öfters, hatten die Franzosen es versäumt, sich durch Kavalleriepatrouillen über die Stellung des Gegners zu unterrichten, was um so nötiger gewesen wäre, da es sich um einen Marsch längs der feindlichen Front handelte. Für den 6. September gab Ney den Befehl, daß das 4. Korps Bertrand Jüterbog rechts umgehen solle; südlich davon sollte das 7. Korps des bei Groß-Beeren geschlagenen Reynier seinen Weg nehmen, dahinter das 12. Korps, das Oudinot führte. „Die ganze Armee", so schloß der Befehl, „verfolgt die Richtung über Dahme nach Luckau, dem Kaiser entgegen". Dem Kaiser entgegen, so hieß es, wiewohl dieser in dem Augenblicke von seiner Berliner Armee weit genug entfernt war. So trat denn die französische Armee am Morgen ihren Marsch in östlicher und nordöstlicher Richtung an, ohne auf die Nähe der Bülowschen Truppen Rücksicht zu nehmen; die preußischen Offiziere, unter ihnen Bülows Generalstabschef Boyen, konnten, soweit es die ungeheuren Staubwolken erlaubten, die bei dem trockenen Wetter im märkischen Sande aufgewirbelt wurden, die Bewegungen der Franzosen aus nächster Nähe beobachten. Die Stimmung bei den Preußen war vortrefflich; es war ein glücklicher Zufall, daß sich gerade in dieser Stunde die Nachricht von Blüchers Sieg an der Katzbach verbreitete, die mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Dennoch zögerte Bülow anzugreifen; er wartete wohl noch auf das Herankommen der Division Borstell,

der er nunmehr Befehl gegeben hatte, sich möglichst schnell an ihn heranzuziehen. Um 1/2 11 gab er Befehl, aus der Stellung bei Eckmannsdorf auf das südwestlich von Jüterbog liegende Dennewitz zu marschieren; gleich darauf gerieten hier die Truppen Tauentziens und Bertrands ins Gefecht.

Tauentzien hatte, um Bülow näher zu sein, sein Korps etwas westlich geschoben und sich auf den sanft ansteigenden Höhen nördlich von Dennewitz aufgestellt; hier wurde er von zwei Divisionen Bertrands angegriffen. Der Kampf verlief anfangs für die Preußen wenig günstig: unter starken Verlusten, die besonders durch die feindliche Artillerie verursacht wurden, wichen die Bataillone, meist Landwehr, zurück. Tauentzien mußte seine Kavallerie einsetzen; und diese, zur Hälfte Linie, zur Hälfte Landwehr, hatte einen glänzenden Erfolg: mehrere Bataillone des Feindes wurden auseinandergesprengt, eine Batterie genommen, anstürmende französische Kavallerie geworfen; selbst die weit hinter der feindlichen Schlachtreihe stehenden Munitionskolonnen begaben sich auf die Flucht. Auch die tapferen preußischen Reiter freilich waren erschöpft und vorerst für den Kampf nicht verwendbar. Aber in diesem Augenblick erschienen von Westen her, auf das Dorf Nieder-Görsdorf losmarschierend, neue Truppen. Bülow griff in die Schlacht ein.



Gezeichnet von L. Wolf. Gestochen von Krethlow.

Friedrich Boguslaw Immanuel Graf Tauentzien von Wittenberg.

Voran marschierte die Division Thümen. Sie versuchte zunächst die von Kanonen besetzte Höhe östlich von Nieder-Görsdorf, wo heute das

Denkmal steht, zu nehmen. Als sie unter blutigen Verlusten abgewiesen wurde, schickte Bülow die Division Hessen-Homburg zu Hilfe, Thümen selbst ritt vor die Front seiner Mannschaften und führte sie von neuem vor; und nun ward nach hartem Kampfe der Feind genötigt die Höhe zu räumen, die sofort von preußischer Artillerie besetzt wurde. Allenthalben mußten die Truppen Bertrands zurückgehen. Ihren rechten Flügel bildeten vier württembergische Bataillone. Marschall Ney, der jetzt herangekommen war und seinem Unwillen darüber, daß Bertrand die Schlacht begonnen habe, ohne das Herankommen der beiden andern Korps abzuwarten, rückhaltlosen Ausdruck gab, hatte den Württembergern Befehl erteilt, einen Kiefernbusch zu verteidigen, der sich nördlich von Dennewitz hinzog. Hier wurden sie von der einen Seite durch Thümen, von der anderen durch Tauentzien angegriffen. Sie konnten, mit Kartätschen überschüttet, den Wald nicht behaupten; aber der Feind folgte ihnen auf dem Fuße: „das fürchterliche Kleingewehrfeuer“, so berichtet der württembergische Befehlshaber, „welches unsere Karrees flankierte, und die Kartätschenkugeln, welche in die Regimenter regneten, machten überall Öffnungen in die Karrees. Die feindliche Kavallerie, gegen welche wir nicht ein Pferd entgegenzustellen hatten, drängte in die Öffnungen, welche das mörderische Feuer gemacht hatte.“ Mit besonderer Tapferkeit verteidigte sich das Bataillon des Obersten Baur, bis auch hier die Karrees gesprengt wurden und der Führer fiel: „in einzelne Knäuel geballt, führte das Bataillon den Kampf von Mann gegen Mann noch fort, bis es gänzlich erlag“. Es war ein furchtbares Wüten gewesen; die Bataillone wurden bis auf geringe Reste vernichtet.

Indessen war zwischen 2 und 3 Uhr dem geschlagenen Bertrand General Reynier mit seinem Korps zu Hilfe gekommen und hatte es, mit der Front nach Nordwesten, zwischen Dennewitz und Göhlsdorf aufgestellt. Die uns von Groß-Beeren her bekannte Division Durutte machte den Versuch, das geräumte Dennewitz wieder zu besetzen, aber vergeblich: bald weichen auch diese Truppen auf das Dorf Rohrbeck zurück, Bertrands letzten Stützpunkt. Stärkeren Widerstand leisteten die Sachsen, die sich in und bei Göhlsdorf einnisteten; sie verteidigten sich gegen die andringende Division Kraft mit solcher Tapferkeit, daß Boyen, der von Bülow beauftragt worden war, auf dem rechten Flügel zu kommandieren, die letzten Reserven einsetzen mußte. Nunmehr gelang es endlich, sie aus dem Dorfe herauszutreiben. Zum Glück nahten jetzt auch Verstärkungen: die Division des Generals Borstell kam heran und nahm die Richtung auf Göhlsdorf; auch erschien eine schwedische

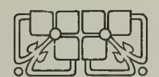
Batterie als Vorbote der kronprinzlichen Armee und griff wacker in den Kampf ein. Aber auch die Franzosen erhielten Hilfe. Marschall Oudinot war sehr spät aufgebrochen: so spät, daß man kaum eine bloße Versäumnis annehmen kann. Als er jetzt mit seinem Korps das Schlachtfeld erreichte, ließ er sich zunächst durch Reyniers Bitten bestimmen, den linken Flügel zu unterstützen. Mit Leichtigkeit wurde Göhlsdorf durch seine frischen Truppen genommen; der Kampf schien eine ungünstige Wendung für die Preußen nehmen zu sollen, da die Armee Bernadottes ja immer noch nicht erschienen war. Da führte Ney selbst durch eine unbedachte Maßnahme sein Verderben herbei. Er hatte alle seine Aufmerksamkeit seinem schwer bedrohten rechten Flügel gewidmet; als er jetzt die Meldung erhielt, Oudinot sei da, schickte er ihm den Befehl, von Göhlsdorf abzulassen und hinter der Front nach dem rechten Flügel zu marschieren. Oudinot erkannte klar das Verkehrte dieser Anordnung; aber, tief verletzt durch seine Absetzung und die Ernennung Neys, entschlossen, dessen Befehle buchstäblich zu erfüllen, mochten sie noch so schlimme Folgen haben, ließ er Reynier trotz dessen Bitten im Stich und zog ab. Jetzt drängten die Preußen von neuem gegen Göhlsdorf; nach hartem Ringen wurde das Dorf genommen und auch die Windmühlenhöhe besetzt, auf der bisher die feindliche Artillerie gestanden hatte. Zudem trafen jetzt neue Verstärkungen ein: vergnügt „ça ira, ça ira“ trällernd, führte General Adlerkreutz, der Generalstabschef des Kronprinzen, neue schwedische Batterien vor; russische Kavallerie trabte herbei und folgte dem abziehenden Feinde. Inzwischen waren auch auf dem rechten Flügel alle Versuche Neys, das verlorene Dennewitz wiederzunehmen, gescheitert; und als auch hier einige russische Batterien erschienen, war die Kraft zum Widerstande gebrochen. Oudinots Divisionen konnten nichts mehr nützen, sie wurden durch den Strom der Fliehenden mit fortgerissen. Das furchtbare Geschützfeuer, die Angriffe der feindlichen Schwadronen, die wild flüchtenden Haufen der eigenen Kavallerie sprengten bald alles auseinander. „Ein panischer Schrecken“, so erzählt der württembergische Divisionsgeneral Franquemont, „ergriff die Truppen; der Rückzug artete in eine allgemeine Flucht aus. Die Infanterie lief im Trab, die Kavallerie suchte Schutz beim Fußvolk und drängte sich in seine Haufen; Equipagen, Artilleriemunitionswagen fuhren in verschiedenen Richtungen im Karriere auseinander, die Fuhrleute schnitten die Stränge ab und ließen ihre Wagen, Caissons und Kanonen stehen, alles suchte Rettung in der Flucht.“ Marschall Ney, Bertrand und andere Generäle fanden Schutz in den

Karrees wackrer Württemberger. Erst die einbrechende Nacht rettete die Verfolgten; aber kaum ein Truppenteil war geschlossen geblieben. Das Gros der kronprinzlichen Armee erschien erst zwischen 5 und 6 Uhr bei Dennewitz; es kam nicht mehr zum Kampfe.

Es war eine Begegnungsschlacht gewesen; Ney hatte für diesen Tag keinen Kampf beabsichtigt. Sie war gewonnen worden durch die 40 000 Preußen, welche Dennewitz und Göhlsdorf, die entscheidenden Punkte des Schlachtfeldes, bereits genommen hatten, ehe die von Bernadotte gesandten Verstärkungen eingetroffen waren; durch den glänzenden Angriff der Tauentzienschen Reiterei, die trefflichen Anordnungen Bülows und Boyens und die unerschütterliche Tapferkeit ihrer Truppen, wobei die Landwehr hinter der Linie nicht im mindesten zurückstand, endlich durch das glückliche Eingreifen Borstells zur rechten Zeit. Daß die Niederlage aber so vernichtende Folgen für die Feinde hatte, verdankte man der Ankunft der russisch-schwedischen Vorhut; erst ihr Eingreifen bewirkte, daß sich das französische Heer in wilder Flucht auflöste. Der Kronprinz hatte, wie es seine Gewohnheit war, Zeit zum Entschlusse gebraucht; er hatte in seiner übervorsichtigen Art den Befehl zum Abmarsch erst gegeben, als kein Zweifel daran war, daß der Feind seinen Marsch auf Jüterbog nahm. Daß er durch sein Zögern die Armee in Gefahr brachte, kann kaum geleugnet werden; um so herrlicher waren für die Preußen die Lorbeeren von Dennewitz. „Das bei dieser Gelegenheit von der preußischen Armee gegebene heldenhafte Beispiel ist dazu angetan, in der Erinnerung jedes Soldaten zu leben“, so hieß es in dem Armeebefehl des Kronprinzen; „es sind wieder die alten Preußen von Prag und Leuthen“, jubelte Bülow. 10 500 Mann freilich hatten sie eingebüßt. Viel größer waren die Verluste des Feindes, etwa 22 000 Mann, von denen über 13 000 gefangen worden waren.

Die Verfolgung war wiederum matt, so matt wie nach der Schlacht bei Groß-Beeren. Bernadotte fürchtete einen Zusammenstoß mit Napoleon selbst; der Befehl Neys, in dem die Worte standen „dem Kaiser entgegen“, war in seine Hände geraten. Trotzdem fielen noch zahlreiche Geschütze, Fahrzeuge, Gefangene in die Hände der Sieger. Einen besonderen Erfolg hatte der General v. Wobeser, der zur Zeit der Schlacht in Luckau stand; er griff das vom Feinde besetzte Dahme an und nötigte am 7. September 2800 Mann sich zu ergeben. Die Hauptmasse des Feindes hatte den Weg nach Torgau eingeschlagen. Ney war tief niedergeschlagen. „Ich bin nicht mehr Herr der Armee“, schreibt er; „sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich

selbst aufgelöst". Den Kaiser warnt er: „Ihre Flanke ist entblößt, seien Sie deshalb auf Ihrer Hut. Ich glaube, daß es Zeit ist, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen"; und einige Tage später klagt er: „der Geist der Generäle und überhaupt der Offiziere ist zum Erstaunen erschüttert, sie befehligen ist nur halb befehlen, und ich wollte statt dessen lieber Grenadier sein. . . . Unter den jetzigen Umständen kann nur die Gegenwart des Kaisers den Einklang herstellen!" So hatte auch Macdonald nach der Schlacht an der Katzbach geschrieben; immer stärker und immer allgemeiner wurde die Vorempfindung des drohenden Verderbens, und Rettung glaubte man ganz allein von dem Genie des Kaisers erwarten zu dürfen.



Sechstes Kapitel.

Leipzig.

(Hierzu die Kartenskizzen 14 und 15.)

Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen.
Gneisenau.

Auch den Kaiser Napoleon verließ seit den Nachrichten von Kulm und Dennewitz die alte Siegeszuversicht. Von „schlechten Landwehren" der Preußen redet er jetzt nicht mehr; er, der Verächter der „Ideologen", erkennt an, wie schwer in diesem Kriege die vaterländische Idee ins Gewicht fällt: „Preußen", so läßt er dem Kriegsminister nach Paris schreiben, „hat große Anstrengungen gemacht, eine hohe Erregung begünstigt den von dem Monarchen gefaßten Entschluß; seine Armeen sind zahlreich, seine Generäle, Offiziere und Mannschaften sind voller Begeisterung". Dieser einst so geringgeschätzte Staat muß ihm jetzt als Beispiel dienen, durch das er das eigene Volk zu neuen Opfern zu begeistern sucht. Denn frische Truppen sind nötig; schon wird es unumgänglich, die Jahresklasse von 1815 heranzuziehen. Aber auch andere Vorkehrungen müssen getroffen werden. Noch kann sich Napoleon nicht entschließen, die Elbe und Dresden zu räumen; aber er ordnet an, daß in den Rheinplätzen Vorräte aufgehäuft, und daß die französischen Festungen in gutem Stand gehalten und mit möglichst viel Artillerie versehen werden. Konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, daß die Leistungsfähigkeit der Armee immer mehr zurückging. Gegen die fremden Truppenteile zunächst hegte er starkes Mißtrauen; nachdem vier westfälische Schwadronen zu den Verbündeten übergegangen waren, hatte er es für nötig gehalten, der gesamten westfälischen Kavallerie ihre Pferde fortzunehmen und an französische Regimenter abzugeben. Aber auch unter den Franzosen selbst war die Neigung zum Kriege gering. Die

Uebersichtsskizze
zum Feldzug 1813 in Deutschland.
(Kriegsschauplatz Anfang Oktober.)

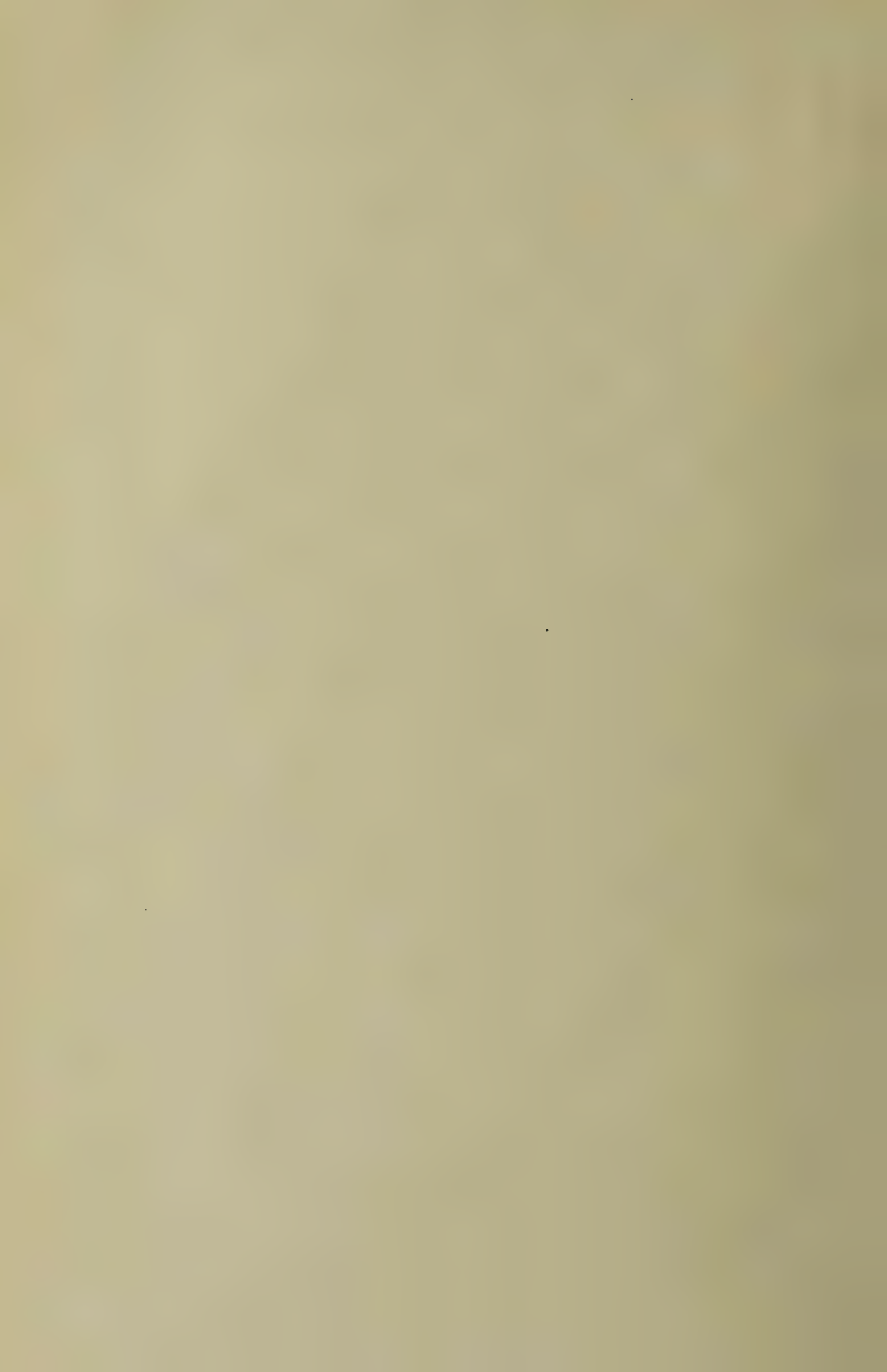
MAGDEBURG
Belzig
Treuenbrietzen
Luckenwalde
Jüterbogk
Zerbst
Elbe
Saale
Calbe
Roslau
Coswig
Wittenberg
Aken
Dessau
Pratau
Wartenburg
Bernburg
Rakith
Kemberg
Trebitz
Cöthen
Mulde
Pretsch
Alsleben
Raguhn
Gräfenhainichen
Herzberg
Gröbzig
Jessnitz
Schmiedeberg
Cönnern
Radegast
Dommitzsch
Löbejün
Bitterfeld
Mühlbeck
Schwarze Elster
Zörbig
Pouch
Falkenberg
Wettin
Düben
Torgau
Brehna
Sausedlitz
Wildenhayn
Delitzsch
Elsterwerda
Mockrehna
HALLE
Belgern
Eilenburg
Schildau
Mühlberg
Breitenfeld
Gr. Zschepa
Schkeuditz
Lindenthal
Portha
Taucha
Dahlen
Elster
Wurzen
Strehla
Merseburg
Reudnitz
Machern
Saale
LEIPZIG
Riesa
Grossenhayn
Markranstädt
Liebertwolkwitz
Oschatz
Markkleeberg
Cröbern
Gülden Gossa
Pomssen
Seerhausen
Lützen
Störmthal
Grimma
Weissenfels
Muschwitz
Gr. Pösna
Otterwisch
Rötha
Espenhain
Meissen
Pegau
Freiberger Mulde
Koswig
Naumburg
Groitzsch
Pleisse
Lausigk
Colditz
v. Jena
Borna
Nossen
Wilsdruff
Frohburg
Geithain
DRESDEN
Zeitz
Meuselwitz
Rochlitz
Siebenlehn
Altenburg
Weisse Elster
Penig
Mittweida
Freiberg
Dippoldiswalde
Zwickauer Mulde
Flöha
Gera
CHEMNITZ
Schmiedeberg
Frauenstein
Marienberg
Erz Gebirge
Annaberg
Schwarzenberg
Komotau
Kaaden

Maſsstab 1:1000 000

10 5 0 10 20 30 40 50 Kilometer.

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68–71



kriegerische Stimmung nahm sichtlich ab. „Die Stimmung der französischen Armee", so schrieb einige Tage nach der Schlacht bei Dennewitz ein bayrischer General an seinen König, „wird immer ungünstiger; die Sorglosigkeit, mit der sich der Gesunde und der Kranke behandelt sieht, vergleicht der gemeine Mann mit dem Prunk, Wohlleben und der Ungenügsamkeit seiner Oberen und fühlt sich im höchsten Grade unglücklich und mißmutig". Der Mangel an Nahrungsmitteln herrschte ja nicht nur bei den Verbündeten, sondern auch auf der französischen Seite. „Man kann die Soldaten nicht in den Lagern festhalten, der Hunger treibt sie in die Weite", berichtet ein Marschall; „es ist in wenigen Tagen eine völlige Auflösung zu befürchten, wenn es nicht möglich ist, Lebensmittel zu beschaffen." Und der Kaiser selbst muß einige Wochen später zugestehen: „die Armee ist nicht mehr ernährt; es wäre Selbsttäuschung, wenn man es anders ansähe". Die Folge des Hungers, der Anstrengungen, der Märsche, der Biwaks, der Witterungsunbilden war, daß die Zahl der Kranken erschreckend wuchs. Tausende lagen in den Lazaretten, und wenn sie heute geleert wurden, so füllten sie sich morgen wieder mit entkräfteten, siechen, verwundeten Menschen. Trotz der Strafandrohungen nahmen die Zuchtlosigkeit, die Fahnenflucht, das Marodieren zu. Dabei erlaubte die Kriegslage nicht, der Armee einige Ruhe zu gewähren: bald gab es Kämpfe auf den blutgetränkten Päßen des Erzgebirges, bald mußten die Heerhaufen Blüchers abgewehrt werden; waren doch nicht einmal die rückwärtigen Verbindungen sicher, da die Streifscharen der Verbündeten immer dreister wurden.

Als Napoleon von seinem mißlungenen Vorstoß nach Böhmen zurückkam, beschäftigte ihn wiederum auf das stärkste der Gedanke, sich persönlich auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu begeben: er hätte am liebsten mit den Preußen der Nordarmee abgerechnet. Aber schnell genug mußte er solche Absichten aufgeben. Im Hauptquartier der böhmischen Armee war noch vor wenigen Tagen die Verzagtheit so groß gewesen, daß man die kurz vorher an Blücher gerichtete Aufforderung, sich nach Böhmen zu wenden und mit der Hauptarmee zu vereinigen, in dringendem Ton wiederholt hatte. Aber der Rückzug Napoleons und der Sieg von Dennewitz hatten neue Hoffnungen erweckt; schon sah selbst Schwarzenberg den großen Gegner auf dem Wege nach Leipzig und beschloß ihm über das Gebirge zu folgen. So kam es in den Tagen vom 14. bis 18. September bei Nollendorf, Peterswalde und Kulm zu einer Reihe von Gefechten. Napoleon war selbst anwesend; von neuem erwog er den Plan eines Einbruchs in Böhmen, um dann doch davon

zurückzukommen: „die Stellung des Feindes erlaubt mir nicht ihn anzugreifen; ich habe mich deshalb entschlossen, bei meinem Spiel des va et vient zu bleiben und die Gelegenheit abzuwarten.“ Er wandte sich nach Schlesien, wo Blücher gegen Macdonald operiert hatte und bis über Bautzen vorgegangen war. Bei Bischofswerda und Roth-Naußlitz fanden am 22. und 23. September Gefechte statt. Blüchers Truppen zogen sich auf Bautzen zurück. Aber Napoleon ging nicht weiter vor; etwas Müdes liegt über allen seinen Maßnahmen. Er hatte von Ney Nachricht erhalten, daß der Kronprinz von Schweden, der bei Aken und Roßlau Brücken über die Elbe geschlagen hatte, dies jetzt auch bei Wartenburg an der Elstermündung getan habe. Da faßte er den Entschluß, das rechte Elb-Ufer mit Ausnahme der unmittelbaren Nachbarschaft von Dresden und Meißen zu räumen. Er verzichtete endgültig auf die Initiative: „Ich werde die Bewegungen des Feindes beobachten, um von dem ersten Fehler, den er begehen sollte, Vorteil zu ziehen“. So war es denn an den Verbündeten, die Entscheidung herbeizuführen; von welchem der drei Hauptquartiere würde der erlösende Entschluß ausgehen?

Blücher war allen Wünschen eines Linksabmarsches nach Böhmen, die aus dem Hauptquartier der großen Armee an ihn gelangten, ausgewichen. „Um des allgemeinen wohl und Besten“, schrieb er an Knesebeck, „bewahren si mich vor einer vereinigung mit der großen armeh . . . hir will ich wirksahm sein und kann ich nützlich werden; weiche ich von einen den Kronprinzen von Schweden mitgeteilten operations Plan ab, so kriegt (d. h. kriecht) er sicher, staht daß er nu mit starken Schritt vorwerts geht“. Und ausführlicher und in besserer Orthographie begründete Gneisenau die Ablehnung: seit der Schlacht bei Dennewitz sei kaum mehr zu erwarten, daß sich Napoleon auf Böhmen würfe; am ehesten werde er aber an einer solchen Bewegung verhindert, wenn der Kronprinz zwischen Wittenberg und Magdeburg, Blücher zwischen Torgau und Dresden über die Elbe gingen; falls dagegen die schlesische Armee nach Böhmen gezogen würde, werde „der Kronprinz wahrscheinlich in eine wohlbegründete Untätigkeit verfallen“. Diese Erwägungen hatten Erfolg; es war nach Bernadottes bisheriger zaudernder Kriegführung in der Tat nicht zu erwarten, daß er, allein gelassen, sich zu einem kühneren Schritt entschließen werde. Blücher mußte ihn also mit sich fortreißen. So ward denn der Gedanke, diesen nach Böhmen kommen zu lassen, aufgegeben. Statt seiner zog Alexander die Bennigsensche Reservearmee heran, um in Verbindung mit einem österreichischen Korps

Böhmen zu decken; die Hauptarmee dagegen entschloß man sich nun endlich am 26. September nach links über das Erzgebirge abmarschieren zu lassen. Freilich ging man auch jetzt noch nicht darauf aus, eine Entscheidung herbeizuführen; zu sehr füchtete man einen Zusammenstoß mit Napoleon. Noch am 5. Oktober stellt es Radetzky in einer Instruktion an die Korpsbefehlshaber als Hauptgrundsatz hin, „daß eine Hauptschlacht vermieden, einzelne feindliche Korps aber soviel als möglich aufgerieben werden sollen"; „unsere Vorrückung auf Chemnitz und Zwickau hat zum Zweck, den Feind auf diese Seite aufmerksam zu machen und dadurch dem Kronprinzen von Schweden und dem General von Blücher das Debouchieren über die Elbe zu erleichtern". Wenn es nach den Österreichern ging, so war ein Ende des Krieges noch lange nicht zu erwarten; dann war nicht das Ziel, den Gegner durch Vereinigung der drei Heere zu erdrücken, sondern ihn langsam aufzureiben, und es blieb bei einem Krieg der Manöver, der halben Entschlüsse, des Hin und Her.

Nicht anders war der Geist, in dem die Nordarmee geführt wurde. Bülow zwar, der Sieger von Dennewitz, wurde nicht müde, den Vormarsch und die Überschreitung der Elbe zu verlangen: „die Armee, welche ich mit dem General von Tauentzien geschlagen habe", so schreibt er fünf Tage nach der Schlacht bei Dennewitz, „flieht nach allen Richtungen in Auflösung; sie muß als beseitigt angesehen werden . . . aus allen diesen Gründen sehe ich es für eine Notwendigkeit an, rasch eine beträchtliche Streitmasse auf das linke Elb-Ufer zu werfen, um dort zum Vorteil der Hauptarmee zu wirken und den Feind zu zwingen, daß er die Stellung an der Elbe ganz aufgibt! Jedoch der Kronprinz wandte bald ein, daß Napoleon ihn selbst von Dresden her, bald daß Davout von Hamburg her Berlin bedrohe. Er befahl zwar, an mehreren Stellen den Strom zu überbrücken. Aber ohne die Eroberung von Wittenberg hielt er ein Vorgehen auf das andere Ufer für aussichtslos; und mit der Belagerung dieser Stadt betraute er keinen anderen als Bülow. Das Einvernehmen zwischen beiden Männern wurde dadurch naturgemäß nicht besser. Bülow klagte den matten Geist der Kriegführung an: „Man muß große und mächtige Schläge tun, man muß feindliche Armeen vernichten — kleinliche Maßregeln bringen kleine Resultate hervor . . . soll der Krieg für uns glücklich beendet werden, so müssen wir ihn im Geiste Friedrichs des Großen führen, so wie ihn Napoleon jetzt noch führt." Er war darüber erbittert, daß er mit unzureichendem Geschütz gegen alle Regeln der Kriegskunst eine Stadt belagern solle, die nicht völlig eingeschlossen sei, sondern freie Kommunikation mit feindlichen Korps habe;

er erschien zwar am 14. September vor Wittenberg, begann aber die Beschießung erst am 24. Der Kronprinz, durch die Vorstellungen und Einwürfe Bülows und ihren oft bitteren Ton gereizt, dazu geneigt ihm allein die Schuld daran zuzuschreiben, daß Wittenberg nicht fiel, hätte nicht ungern den unbequemen Untergebenen wegen Ungehorsams arretieren lassen. Er beschwerte sich beim König; und dieser schrieb an Bülow, da „höhere politische Rücksichten“ dazu geführt hätten, dem Kronprinzen den Oberbefehl zu übertragen, so werde er selbst einsehen, daß ihm der Gehorsam nicht ohne den größten Nachteil verweigert werden dürfe. „Ich vertraue daher zu Ihrem Patriotismus und zu Ihrem Eifer für Mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen neuen Anlaß zur Beschwerde geben, in Ihren Äußerungen über ihn und sein Benehmen vorsichtig sein und die so notwendige gute Harmonie zu erhalten streben werden.“ Zu Anfang Oktober erhielt Bülow den Befehl zum Abmarsch; vor Wittenberg blieb nur eine Division zur Beobachtung zurück.

So wenig wie bei der Nordarmee herrschte bei der schlesischen Armee Eintracht. „Meine Stellung hier ist sehr schwierig“, heißt es in Gneisenaus Glückwunschschreiben an Boyen nach der Schacht bei Dennewitz. „Der Oberbefehlshaber zieht mich immer vorwärts; mit Mühe erwehre ich mich seiner Angriffspläne. Die Unterfeldherren Langeron und York zerren mich zurück; ihnen fehlt der moralische Mut. Mit York lebe ich in der entschiedensten Feindschaft.“ Nach der Schlacht an der Katzbach war er, um mit York wieder Beziehungen anzuknüpfen, an ihn herangeritten und hatte ihm zur gewonnenen Bataille gratuliert; aber jener hatte nur Worte herber Abweisung für ihn gehabt: „Ja, die habe ich euch gewonnen, aber wo bleibt die Verpflegung? Die armen Soldaten sterben Hungers.“ Seitdem blieb Gneisenau der Meinung: „man verträgt sich mit ihm am besten, wenn man in offener Feindschaft mit ihm lebt“. Nur wenig besser war das Verhältnis zu Langeron, dessen verkehrte Anordnungen mehr als einmal die Operationen gelähmt hatten; „er verliert augenblicklich den Kopf und hat kein militärisches Urteil“. General Sacken dagegen war nach Blüchers Urteil „ein ganz anderer Mann, zuverlässig im höchsten Grade, fest und entschlossen im Gefecht, klug und vorsichtig in Beurteilung eines Feindes“. Die Hauptsache war, daß Blücher und Gneisenau durch starkes gegenseitiges Vertrauen verbunden blieben; „in unserem Hauptquartier“, bekannte Gneisenau freudig, „herrscht weder Spaltung noch Intrige. Wir sind immer eins über das, was geschehen muß, und führen mit Eifer das Befohlene aus.

Das ist die schöne Seite unserer Stellung". Ihn erfüllte andauernd ein hoher Mut, ein Mut, der sich auf die starke Überzeugung stützte, daß dieser heilige Krieg nur mit der Vernichtung des Feindes enden könne. In jenen Tagen hat er einst beim Mahle, als so mancher der Tischgenossen Zweifel an dem glücklichen Ausgang äußerte, mit prophetischem Ernst erwidert: „Meine Herren, wir werden noch in diesem Jahre Trauben am Rhein essen".

Gewiß war auch bei der schlesischen Armee vieles, was bedenklich stimmen konnte. Es mangelte an Geldmitteln; „man spricht von englischen Subsidien, und niemand sieht Geld", schrieb Gneisenau an den Staatskanzler und erinnerte an die vielen Offiziere, die seit Juli kein Gehalt bezogen hätten. Der Zustand der Landwehr war vielfach trübselig: noch immer hatte die Bekleidung der Leute nicht gebessert werden können, noch immer entbehrten viele der Schuhe, und die Schwierigkeiten der Verpflegung wurden, je mehr das Land ausgesogen wurde, immer größer. So blieben das Marodieren und die Fahnenflucht ein kaum zu bekämpfendes Übel. „Ich kann mich auf keine Art dafür verbürgen, daß künftig keine Nachzügler sein werden", heißt es im Bericht des Kommandeurs einer Landwehrbrigade; „bei weitem der größte Teil der Landwehr ist in die zweite Klasse versetzt und mit verkehrten Montierungen durch die Reihen geführt, mit Hunger und Stockschlägen bestraft worden, und es bleibt jetzt weiter nichts übrig als Totschießen". Dazu die Unordnungen, die von den Kosaken hervorgerufen wurden: hier wie in Böhmen streiften sie hinter der Front der Armee in Haufen durch das Land, „ließen nach ihrer Nomadenmanier die Wiesen der friedlichen Bauern abgrasen und zertreten", verwüsteten, was sie nicht mitnehmen konnten, nahmen das Zugvieh und die Pferde fort, „und mit ihnen zog ein Teil der Landwehr umher, und unsere besten Kavallerie-Regimenter hatten bereits eine Menge Marodeurs, welche plünderten und stahlen". Die Stärke der Armee hatte naturgemäß durch Krankheiten, durch Tod und Verwundung im Gefecht, durch Fahnenflucht sehr abgenommen. Mit unverminderter Tatkraft wurde Ersatz herangezogen, nach dem Grundsatz Gneisenaus: „ein vorübergehender Zustand der Anstrengung kann nicht in Berechnung gebracht werden gegen die Unterjochung, worin wir versinken würden, wenn nicht alle Mittel des Widerstandes in einer kurzen Zeit entwickelt werden". Aber es war klar, die Zeit war da, dieser Art der Kriegführung ein Ende zu machen; vorwärts! mußte es heißen, vorwärts über die Elbe hinüber zur schließlichen Entscheidung!

Bisher hatten nur Streifkorps den Strom überschritten; sie hatten, ebenso wie die Abteilungen, die von der böhmischen Armee in den Rücken der feindlichen Stellung geschickt worden waren, erheblichen Schaden angerichtet. Von der großen Armee zeichneten sich der österreichische Oberst v. Mensdorf und noch mehr der russische General v. Thielmann aus. Der erste legte zeitweilig den Verkehr zwischen Leipzig und Dresden völlig lahm; Thielmann, derselbe, der bisher in sächsischen Diensten gestanden hatte und nach der Schlacht bei Groß-Görschen zu den Verbündeten übergegangen war, nahm Merseburg und Naumburg, siegte über feindliche Kavallerie bei Zeitz und machte zahlreiche Gefangene; erst einige Tage vor der Leipziger Schlacht zog er sich nach einem scharfen, unentschiedenen Gefecht bei Stößen auf die Hauptarmee zurück. Von der Nordarmee waren es vor allem Marwitz, der sich bei Hagelberg hervorgetan hatte, und der General Tschernitschew, die sich als Freischarenführer Ruhm erwarben. Marwitz überfiel mit kurmärkischer Landwehr-Kavallerie am 25. September Braunschweig, jubelnd begrüßt von der Bevölkerung; mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen kehrte er zur Armee zurück. Weit kühner noch ging Tschernitschew vor. Mit einer Reiterschar von nicht ganz 2500 Mann und 4 Geschützen erschien er am 28. September vor Cassel, der Residenz Jeromes, der sich mißmutig, übel behandelt von seinem Bruder, dorthin zurückgezogen hatte. Das plötzliche Erscheinen der Russen rief Schrecken und Verwirrung hervor; Jerome, dem freilich alle Soldatentugenden fehlten, wagte keinen Widerstand, sondern zog mit einem Teil der Besatzung ab und floh bis Koblenz. Tschernitschew drang schon an diesem Tage in die Stadt ein und brach den Angriff erst auf die Nachricht ab, daß ihn ein feindliches Korps im Rücken bedrohe. Am 30. September aber ging er von neuem vor; ein Aufstand der Bevölkerung unterstützte ihn; der tapfere westfälische General Allix wurde hart in die Enge getrieben und verließ endlich unter Bewilligung



Adolf Freiherr von Thielmann.

freien Abzuges die Stadt. In einer Proklamation verkündete der Sieger das Ende des Königreichs Westfalen; und wenn er auch wenige Tage später, mit Beute beladen, Cassel wieder verlassen mußte, und Jerome an der Spitze eines französischen Korps zurückkehrte, so hatte doch die Episode seiner zeitweiligen Vertreibung allenthalben den stärksten Eindruck gemacht, als ein Vorbote des baldigen Sturzes der fremden Herrschaft auf deutschem Boden. In Cassel freilich fürchtete man nun ein Schreckensregiment, und in der Tat fanden einige Hinrichtungen statt. Im übrigen aber nahm Jerome, gutmütig wie er war, die Miene an, als wolle er das Vergangene ignorieren: man sah ihn, wie einer seiner Offiziere berichtet, „mit möglichstem Glanz, mit der Miene der Unbefangenheit und gnädiger landesväterlicher Gerechtigkeit im Theater und sonst öffentlich erscheinen". Dann brach sein Reich endgültig zusammen; am 26. Oktober verließ er für immer das Land, dessen Krone er getragen hatte.

Der Kronprinz von Schweden hatte sich bereits am 10. September in einem Briefe an Blücher bereit erklärt über die Elbe zu gehen und einige Tage später wiederholt, daß er zwar nicht ohne Besorgnisse für Berlin sei, sich trotzdem aber entschlossen habe auf Leipzig zu marschieren. Nur freilich wissen wir, daß ihm die vorherige Einnahme von Wittenberg als notwendige Vorbedingung galt. Seine Untätigkeit erweckte nicht nur bei Bülow und Tauentzien, sondern ebenso bei dem schlesischen Hauptquartier das stärkste Mißtrauen: „Der Kronprinz von Schweden", so urteilte Gneisenau, „ist schwachen Charakters und von mehreren Intriganten umgeben; in Schweden sind noch viele französisch Gesinnte; rein schwedische Zwecke müssen ihm die vorzüglichsten sein, denn nur durch Erreichung dieser Zwecke kann er erwarten, auf dem schwedischen Thron sich zu erhalten. Er hat getan, als ob er über die Elbe gehen wollte". Wie nun, wenn er fortfuhr „mit schönen Phrasen zu antworten und nichts zu tun? Soll man dann noch länger schöne Kräfte unbenutzt in seiner Hand lassen?" Gneisenau dachte ernstlich daran, Bülow und Tauentzien dafür zu gewinnen, daß sie sich von der Nordarmee loslösten und ihre Truppen mit der schlesischen Armee vereinigten: ein Plan, der allerdings starke Bedenken gegen sich hatte und, als er zufällig zur Kenntnis des Königs kam, dessen Mißfallen erregte, „da durch Traktaten dem Kronprinzen das Bülowsche Korps zugesichert ist". So war denn hieran nicht zu denken. Vielmehr blieb zu fürchten, daß sogar Blüchers

Armee, falls sie mit Bernadotte zusammen geriet, zeitweise unter dessen Oberbefehl gestellt würde. Auch dies Gespenst konnte den Entschluß zum Rechtsabmarsch der schlesischen Armee nicht aufhalten. Zudem gab der Kronprinz, als ihn Major Rühle von Lilienstern, ein Offizier des Blücherschen Hauptquartiers, aufsuchte, höflichen und entgegenkommenden Bescheid: er sei bereit, sobald die schlesische Armee den Übergang wage, auch seinerseits den Strom zu überschreiten; und wenn ihm auch die Monarchen versprochen hätten, daß alle in seiner Nähe befindlichen Korps seinem Befehl unterstellt werden sollten, so denke er doch, daß er und Blücher als gute Kameraden nebeneinander fechten würden.

Nun gab es immer noch Widerstand im eigenen Lager zu überwinden. Die Leute fehlten nicht, die für Schlesien fürchteten; als ob Napoleon es hätte wagen können, nach der Oder zu marschieren, wenn der Feind an der Saale und Elster stand; und als ob es überhaupt seiner Kriegführung entsprochen hätte, in der Weise des 18. Jahrhunderts sich die Besetzung von Provinzen und nicht viel mehr die Vernichtung des Feindes zum Ziel zu setzen. Blücher war für solche Bedenken nicht zu haben; mit den Worten „Kriegsrat halte ich nicht" wies er alle Versuche unberufener Warner, ihn zu beeinflussen, zurück. Auch ein Brief Alexanders, der am 25. September eintraf und wieder von einem Zusammenwirken mit Bennigsen sprach, falls dieser von Napoleon angegriffen würde, konnte ihn nicht mehr irre machen. Als Übergangsort nahm man Wartenburg unweit der Elstermündung in Aussicht, wo bereits der Kronprinz eine Brücke hatte schlagen, aber nach dem Erscheinen feindlicher Truppen wieder hatte abbrechen lassen. General Sacken marschierte nach Mühlberg; er sollte sich den Anschein geben, als wolle er dort hinübergehen, und so die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen. In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober wurden unter dem Schutz einiger Bataillone bei Wartenburg zwei Brücken gebaut. In der Frühe des 3. Oktober traf das Korps York ein, voran die Kolonne des Prinzen Karl von Mecklenburg; das Korps Langeron kam später.

Das Gelände bei Wartenburg schien sich aus mehr als einem Grunde für die Flußüberschreitung zu empfehlen. Der Strom macht hier einen Bogen, der nach Südwesten offen ist, und so entsteht eine Halbinsel; diese liegt wesentlich tiefer als die Höhen des rechten Ufers; wurde dort Artillerie aufgefahren, so war der Feind nicht imstande den Übergang zu hindern. Wohl aber vermochte er einem weiteren Vorrücken erheblichen Widerstand entgegenzusetzen. Denn das Gelände, dessen nähere Beschaffenheit die An-

greifer nicht kannten, gehört zum Überschwemmungsgebiet der Elbe; es war eine von Gräben, Sümpfen und toten Flußarmen durchzogene, zum großen Teil von Dickicht bedeckte Niederung, durch die nur wenige Pfade führten, und die schließlich im Südwesten durch einen hohen Damm abgeschlossen war. Dieser Damm zog sich in meist nord-südlicher Richtung am Dorfe Wartenburg vorbei bis zu dem Dorfe Bleddin; er bildete eine starke, durch die vorgelagerte Sumpfniederung gedeckte Verteidigungsstellung. Hier hatte sich der General Bertrand mit seinem Korps, etwa 13 bis 14 000 Mann, eingenistet. Er hatte die Höhen und den Damm bei Wartenburg stark mit Artillerie besetzt und dort eine Division aufgestellt; eine zweite — es waren die Württemberger unter General Franquemont — stand bei Bleddin; eine dritte befand sich in Reserve.

Es war gegen 7 Uhr morgens, als zuerst Prinz Karl von Mecklenburg mit einigen Bataillonen über den Fluß ging; Gneisenau hatte ihm gesagt, er werde Wartenburg kaum stark besetzt finden. Einige andere Bataillone folgten. Die feindlichen Schützen wurden zurückgetrieben; aber bald verhinderte das feindliche Feuer ein weiteres Vorgehen, und es wurde klar, daß man durch das sumpfige, durchschnittene Gelände, über welches das dichte Gestrüpp keinen Überblick gestattete, nicht an Wartenburg herankommen konnte. Alle Versuche des Prinzen mißlangen. So mußte er denn Verstärkungen abwarten; indessen ließ er für Kavallerie und Geschütze einige Wege herrichten und Brücken bauen. Gegen 9 Uhr traf York ein; gleichzeitig gingen dessen letzten Bataillone über die Brücken, „in fröhlichster Stimmung, den Prinzen Eugenius singend," von Blücher, der am Ufer hielt, mit derben Scherzworten angefeuert. York ließ einen Teil seiner Truppen vor der Front des Feindes stehen, um ihn zu beschäftigen, während er zugleich anordnete, ihn in seiner linken Flanke vom rechten Elbufer her mit Artillerie zu beschießen; dem Prinzen von Mecklenburg befahl er, nach Süden auf das Dorf Bleddin vorzugehen, um es zu nehmen und dann die rechte Flanke des Gegners zu umfassen. Dieser Angriff gelang; die Württemberger, 1500 Mann, mußten zurückweichen, und als endlich trotz der Unwegsamkeit des Geländes auch Kavallerie und Artillerie erschien, mußte Franquemont, der ungeachtet seiner Bitten von Bertrand keine Verstärkung erhielt, den Rückzug antreten. Eine in der Nähe haltende französische Kavalleriebrigade wurde von preußischen und mecklenburgischen Husaren zersprengt; dann nahmen sie die Geschütze der Württemberger. Mit der Infanterie, die in ihrer gefährlichen Lage die beste Haltung bewahrte,

und dem Rest seiner Kavallerie zog der württembergische General nach Süden ab.

Inzwischen hatte die vor Wartenburg zurückgelassene Brigade Steinmetz die schwersten Verluste gehabt: vom Feinde beschossen, ohne ihm ihrerseits Schaden zufügen zu können, und doch genötigt ihren Platz zu behaupten, da jener sonst sofort einen Durchbruchsversuch gemacht hätte, bestand sie die schwerste Probe, die dem Soldaten beschieden sein kann. Zwischen ihr und der Brigade des Prinzen Karl stand die Brigade Horn; diese war trotz heftigsten Feuers durch die Obstpflanzungen immer weiter vorgegangen, fand sich aber nunmehr dem erwähnten Damme gegenüber, vor dem ein mooriger Graben hinlief. Die Lage war kritisch. Da erbat sich ihr Führer, General Horn, von York die Erlaubnis zum Angriff: zu Pferde setzte er sich an die Spitze seiner Leute; als das Pferd erschossen wurde, ergriff er das Gewehr eines Gefallenen, und mit den Worten: „ein Hundsfott, wer noch schießt! zur Attacke Gewehr rechts!“ stürmte er vorwärts, und ihm nach die Seinen. Der Graben ward durchwatet, der Damm erstiegen, der Feind geworfen. Es war eine glänzende Heldentat, und sie entschied die Schlacht; denn nachdem der Damm im Süden von Wartenburg genommen worden war, konnte auch das Dorf selbst nicht behauptet werden. Jetzt vermochte auch Steinmetz vorzugehen. Er traf aber nicht mehr auf Widerstand; Bertrand hatte den Rückzug auf Wittenberg angeordnet.



Lith. von C. Schall.

Heinrich Wilhelm von Horn.

Der Kampf war bei der außerordentlich starken Stellung des Feindes weit schwerer gewesen, als man erwartet hatte; über 1600 Mann hatte das Yorksche Korps verloren. Es hatte den Sieg allein erstritten, etwa 12 000 Mann waren im Gefecht gewesen. Auch die Landwehren hatten sich blutige Lorbeeren erworben; „nun hat die schlesische Landwehr auch mit allen Ehren das große Examen bestanden“, sagte der strenge York. Am meisten

aber ehrte er Horn und das zweite Bataillon vom Leibregiment, mit dem jener den Sturm auf den Damm unternommen hatte. „Na, Horn, was sind Sie für ein Mann! Gegen Sie ist ja Bayard ein Hundsfott", rief er dem General zu; und als das tapfere Bataillon bei ihm vorbeimarschierte, da nahm er mit seiner Umgebung die Mütze ab und behielt sie im strömenden Regen so lange in der Hand, bis der letzte Zug vorbei war. Er hatte nach seiner Art gegen die Unternehmung Bedenken gehabt und sie noch während des Kampfes „wieder so ein unüberlegtes Stückchen, das schlecht ausfallen würde", genannt. Und doch, so sagte Blücher, „der Schwerenöter, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen; aber hab' ich ihn erst einmal drin, so ist keiner besser als er". Ihn selbst aber, den greisen Oberfeldherrn, erfüllte inmitten der Siegesfreude die Erinnerung an den, der mehr als irgend ein anderer getan hatte, um den Tag des Sieges heraufzuführen, an Scharnhorst. Beim Mahle auf dem Schlosse zu Wartenburg gedachte er des Toten in ergreifenden, lebendigen Worten; sich nannte er einen Handwerker, der die aufgegebene Arbeit geleistet habe; ihn feierte er als den Organisator des Freiheitskrieges: „Lassen Sie uns", und dabei wandte er sich an den anwesenden Sohn des Toten, „alle auf sein Andenken trinken!"

Der Kronprinz von Schweden hielt Wort; am 4. und 5. Oktober gingen seine Truppen bei Roßlau und Aken über die Elbe. Am 7. Oktober kamen er und Blücher in Mühlbeck an der Mulde unterhalb Düben zusammen. Blücher war von Müffling begleitet; er erreichte es, daß der gemeinsame Marsch gegen Leipzig beschlossen wurde. So gab denn Blücher seine Befehle: in drei Kolonnen sollten seine drei Armeekorps, östlich Sacken, in der Mitte Langeron, auf dem rechten Flügel York, gen Süden marschieren; weiter westlich würde sich die Nordarmee anschließen. Ihnen standen zunächst nur Ney mit seinen beiden Korps und Marmont gegenüber; es fragte sich, was Napoleon tun würde.

Dieser war längere Zeit in völliger Ungewißheit gewesen, wo Blücher geblieben sei. Die Nachricht, daß es die schlesische Armee, nicht die Nordarmee sei, die bei Wartenburg den Elbübergang erstritten habe, und daß nunmehr beide Heere diesseit der Elbe stünden, erfüllte ihn wieder mit Hoffnungen; vielleicht ergab sich nun doch die Möglichkeit, einen Teil der feindlichen Streitkräfte zu schlagen, ehe er sich mit den übrigen vereinigt hatte. Der böhmischen Armee hatte er Murat gegenübergestellt, der mit seinen

44 000 Mann die Aufgabe erhielt, deren Vormarsch nach Kräften aufzuhalten. Er selbst wendet sich nach Nordwesten. Die zentrale Stellung bei Dresden kann er jetzt nicht mehr festhalten; er muß sein Hauptquartier weiter rückwärts verlegen. Ja, schon entschließt er sich Dresden ganz zu räumen; er braucht die hier stehenden beiden Korps für die bevorstehende Schlacht; bereits denkt er an eine neue Stellung, die sich auf der einen Seite an Magdeburg, auf der anderen an Erfurt anlehnt. So gibt er denn dem Marschall St. Cyr den Befehl, die Festungsgeschütze zu vernageln, die Blockhäuser zu sprengen, so viele Kranke als möglich zu Schiff nach Torgau zu bringen. In der Frühe des 7. Oktober verläßt er selbst die Stadt, die für ihn eine Bedeutung gewonnen hatte, wie keine andere in Deutschland: wo er seine Heere vereinigt, wo er Fürsten um sich versammelt, von wo er dem beherrschten Deutschland seine Befehle zugerufen hatte. Ungern nur gab er sie auf. Und kaum war er in Meißen angekommen, so widerrief er seine Befehle: St. Cyr soll Dresden nicht räumen, die Truppen, die dort stehen, sollen ihm nicht folgen. Es waren 30 000 Mann, die er bald darauf bei Leipzig schmerzlich vermißte.

Immerhin konnte er nicht weniger als 160 000 Mann gegen Blücher und Bernadotte vereinigen. Jener hatte nur 60 000, dieser 65 000 Mann unter sich; eine Schlacht zu wagen, ehe die Verbindung mit der großen Armee erreicht war, wäre ein starker Fehler gewesen. So mußten denn neue Verabredungen getroffen werden. Am 8. Oktober spät abends traf als Abgesandter Blüchers wieder Major Rühle bei dem Kronprinzen ein. Dieser hätte es am liebsten gesehen, wenn beide Heere über die Elbe zurückgegangen wären. Aber wenn es dahin kam, so war der Gewinn des Tages von Wartenburg dahin, die Zauderstrategie trat wieder in ihr Recht, auch die böhmische Arme konnte sich nicht nördlich des Erzgebirges behaupten, und Napoleon war wieder Herr des gesamten Gebietes zwischen Saale und Elbe. Es ist das große Verdienst Rühles, dies abgewendet zu haben: er erklärte dem Kronprinzen, er sei sicher, daß Blücher niemals über die Elbe zurückgehen werde; eher werde er auf das linke Saaleufer ausweichen. Mit einem solchen Schritt erklärte sich der Kronprinz einverstanden; er war ja auch dadurch nicht gebunden, eine Schlacht zu liefern, sondern der Rückweg über die Elbe, im Notfall unterhalb Magdeburgs, wo er ebenfalls eine Brücke hatte schlagen lassen, stand ihm auch ferner offen. So wurden die Befehle zum Rechtsabmarsch gegeben.

Die schlesische Armee hatte keine Zeit zu verlieren. Blücher hatte erst vor einer Stunde sein Hauptquartier Düben verlassen, als französische Kavallerie dort einzog; das Korps Sacken erreichte nur auf Umwegen den Anschluß an die übrigen Truppen. Aber jedenfalls war es der schlesischen Armee wieder einmal gelungen, sich Napoleon zu entziehen und seine Hoffnung auf eine Schlacht zu vereiteln. Ja, dieser blieb längere Zeit darüber im unklaren, wohin der Feind abgezogen sei. Er vermutete ihn bei Dessau, in der Nähe der Elbbrücken; dorthin läßt er die Truppen marschieren: vielleicht, so deutet er an, wird er dem Gegner, falls er die Elbe überschreitet, dorthin folgen und den Kriegsschauplatz auf das rechte Ufer verlegen. In der Tat läßt er einen Teil seiner Truppen zum Entsatz von Wittenberg über den Strom gehen, Ney entsendet er nach Dessau, andere Truppenteile überschreiten oberhalb dieser Stadt die Mulde. So wurde denn General Thümen, der vor Wittenberg lag, unter Verlusten zum Abzug gezwungen; Ney nahm Dessau, und General Tauentzien, der hier stand, begnügte sich nicht damit, in Eile auf das rechte Ufer des Stromes zurückzugehen, sondern setzte in völliger Kopflosigkeit, zusammen mit Thümen, den Marsch über Treuenbrietzen bis Potsdam fort, wo sein Korps in unglaublicher Zerrüttung ankam. Aber diese Ereignisse waren doch bedeutungslos im Vergleich zu der Tatsache, daß der Kaiser den Feind, den er suchte, nicht erreicht hatte. Noch nahm er an, daß wenigstens die Nordarmee wieder die Elbe überschritten habe. Dagegen erfuhr er, daß Blücher bei Halle stehe, und, was noch wichtiger war, Murat meldete ihm, daß die böhmische Armee ihren Vormarsch auf Leipzig fortsetze. So mußte er denn für Leipzig sorgen. Er gab seinen Marschällen Befehl, ihre Truppen, die freilich durch die andauernden, bei schlechtestem Wetter und auf schlechtesten Wegen, bei mangelhafter und unregelmäßiger Verpflegung zurückgelegten Märsche auf das stärkste gelitten hatten, in der Gegend dieser Stadt zu vereinigen. Am 14. Oktober verließ er Düben, wo er drei lange Tage in einem fortwährenden Wechsel von anstrengender Tätigkeit und Nervenabspannung zugebracht hatte. Am 16., glaubte er, werde eine große Schlacht geschlagen werden.

Inzwischen war die gemeinsame Kriegführung der Nordarmee und der schlesischen Armee von neuem in Frage gestellt worden. Blücher hatte sich, wie erwähnt, nach Halle gezogen; von dort hatte er am 11. Oktober dem Kaiser Alexander Meldung gemacht: „nachdem somit die Verbindung mit der großen Armee wohl gesichert ist, erwarte ich die Befehle Ew. Majestät.

Die drei Armeen stehen nunmehr derart nahe aneinander, daß ein gleichzeitiger Angriff auf den Punkt, wo der Feind seine Kräfte vereinigt hat, stattfinden kann." Die Saale abwärts bis Bernburg stand die Nordarmee, zum größten Teil auf dem linken, nur Bülow auf dem rechten Ufer. Da kam am 13. Oktober ein Brief des Kronprinzen bei Blücher an, in welchem dieser meldete, nach den bei ihm eingegangenen Nachrichten ziehe Napoleon mit 4 Armeekorps auf Wittenberg; er sei entschlossen, bei Aken auf das rechte Elbufer zurückzugehen. Zugleich forderte er Blücher auf, sich ihm anzuschließen; er berief sich auf das Versprechen Alexanders, daß ihm für bestimmte Fälle die schlesische Armee unterstellt werden sollte. Der Kronprinz war in der Tat durch die Nachrichten von dem Vorgehen der Franzosen ganz aus der Fassung gebracht; er schalt über Blücher und die Seinen, die ihn über die Elbe gelockt hätten, und wünschte dringend, daß die schlesische Armee die Deckung seines Rückzuges übernähme. Es war ein bedeutsamer Augenblick. Aber Blücher und Gneisenau waren entschlossen, sich ihm nicht unterzuordnen. Sie lehnten es ab, über die Elbe zu gehen, und erklärten, daß ihnen, wenn er seinen Plan ausführe, nichts übrig bleibe als an die große Armee Anschluß zu suchen. Währenddessen erholte sich der Kronprinz von seiner Bestürzung; er erhielt bessere Nachrichten über die Bewegungen des Feindes, seine Umgebung machte ihm Vorstellungen. Nun teilte er Blücher mit, daß er sich mit ihm vereinigen werde. In der Tat marschierte seine Armee am 15. Oktober in der Richtung auf Halle ab; auf Halle, nicht auf Leipzig: denn auch jetzt noch war er eifrig bemüht, sein Heer in zweiter Linie zu halten und so die Rolle des Zuschauers, nicht des Teilnehmers an den Ereignissen zu spielen. Von Wettin bis in die Gegend von Zörbig standen am Abend des Tages seine Truppen, von der Stätte, wo sich am nächsten Tage die Schlacht abspielen mußte, noch immer zu weit entfernt, als daß sie imstande gewesen wären einzugreifen. Man versteht die Empörung, die nicht nur in dem Blücherschen, auch in Bernadottes eigenem Hauptquartier herrschte. „Die Nachwelt wird erstaunen", hat Gneisenau einige Tage später seiner Frau geschrieben, „wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann". Noch am Abend reichten die bei der Nordarmee befindlichen Militärbevollmächtigten und Gesandten Englands, Rußlands, Österreichs und Preußens dem Kronprinzen eine schriftliche Aufforderung ein, „teilzunehmen an einem Ereignis, welches das Schicksal Europas umgestalten müsse". Sie hatten keinen Erfolg.

Inzwischen war, wie wir wissen, auch die böhmische Armee in der Ebene von Leipzig erschienen. Sie war langsam marschiert, wie es österreichischer Heeresbrauch war; sie war vorsichtig geführt worden, so vorsichtig, daß man auch den schwächeren Gegner nicht mit ganzer Macht angriff; kein Gefühl beherrschte die leitenden Männer stärker als die Besorgnis, mit Napoleon selbst ins Gefecht zu kommen, und erst langsam rang sich der Gedanke durch, daß es an der Zeit sei, die Strategie der Manöver aufzugeben und sich zur Entscheidungsschlacht zu rüsten. Man hatte den Marsch auf Chemnitz und Zwickau genommen. In den Tagen vom 3. bis 7. Oktober kam es in der Gegend von Flöha zu einer Reihe von Gefechten; Murat trat trotz weit geringerer Streitkräfte dem rechten Flügel der Verbündeten entgegen und fügte ihm nicht geringen Schaden zu. Aber aufzuhalten vermochte er die Armee nicht. Langsam schob sie sich nach Nordwesten, besetzte Altenburg und nach kurzem Gefecht am 10. Borna, das kaum vier Meilen von Leipzig entfernt war. Hier befehligte Wittgenstein; auch er ging, wie er Schwarzenberg schrieb, „mit der erforderlichen Vorsicht", d. h. ohne Tatkraft vor: „wir hätten gestern den brillantesten Tag haben können," sagt ein Beobachter der Ereignisse bei Borna; „aber diese Menschen verschlafen die schönste Zeit, die günstigsten Momente". Während der linke Flügel der Armee seine Vortruppen bis Naumburg und Weißenfels entsandte, verlegten die Monarchen ihr Hauptquartier nach Altenburg.

Hier erhielten sie einerseits die Nachricht, daß Bayern den Vertrag von Ried abgeschlossen habe und auf die Seite der Verbündeten getreten sei, wodurch deren Streitkräfte um 50 000 Mann vermehrt wurden; andrerseits teilte Blücher mit, daß er bei Halle, im Rücken der Armee Napoleons stehe. Aber auch jetzt hätten die österreichischen Generäle am liebsten gewartet und gezaudert: „unser Zweck muß sein, den Feind in dieser Stellung immer mehr einzuengen", heißt es in der anfänglichen Disposition Schwarzenbergs für den 14. Oktober, „wir müssen den General v. Bennigsen erwarten und täglich mehr und mehr Terrain zu gewinnen suchen". Da war es der General Toll, der zuerst den Kaiser Alexander überzeugte, daß man nunmehr zum Angriff vorzugehen habe, und schließlich auch Schwarzenberg umstimmte. Die Dispositionen wurden noch für den 14. Oktober geändert. In drei Gruppen gingen die gesamten Streitkräfte auf Leipzig vor: die eine links der Elster über Lützen und Markranstädt, die zweite zwischen Elster und Pleiße, die dritte rechts der Pleiße. Murat hatte sich in eine Stellung zurückgezogen, die von

Markkleeberg über Wachau bis Liebertwolkwitz reichte. Hier kam es am 14. Oktober zu einem heftigen und andauernden Gefecht, das wesentlich in Kavalleriekämpfen bestand. Regiment auf Regiment kam zum Angriff; die preußische Reservekavallerie sprengte in kühnem Vorstoß bis tief in die französischen Reihen hinein, erlitt dabei freilich starke Verluste; der mächtige Angriff einer französischen Reitermasse wurde durch einen Gegenstoß preußischer und russischer Kavallerie aufgehalten, bis österreichische Kavallerie von der Flanke herankam und schließlich die gesamte Masse in wildem Gewühl sich zurückwälzte. Österreichische Infanterie hatte inzwischen Liebertwolkwitz genommen, räumte es aber nach heftigem Kampfe am Abend wieder.

Der siebenstündige Kampf war unentschieden geblieben. Aber die zuversichtlichere Stimmung im Hauptquartier dauerte fort. Für den 16. wurden die Dispositionen zu einem allgemeinen Angriff in Verbindung mit Blücher ausgegeben. Napoleon war am 14. in Leipzig angekommen und hatte in einem Gasthofe des Dorfes Reudnitz Quartier genommen. Auch er hatte, wie berichtet, für den 16. Oktober eine Schlacht in Aussicht genommen. Noch waren zwar nicht alle seine Armeekorps bei Leipzig vereinigt, aber 190000 Mann hatte er zu seiner Verfügung, und was ebenso wichtig für ihn war, er glaubte hoffen zu dürfen, daß die schlesische Armee noch nicht herangekommen sei, und er es an diesem Tage mit Schwarzenberg allein zu tun habe; so gilt es denn, diesem einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Er nimmt an, daß es auf der weiten Ebene am rechten Pleiße-Ufer um Liebertwolkwitz wieder zum Zusammenstoß kommen wird: dort werden seinem Plane nach die bisher von Murat befehligten Truppen, hinter denen die Garde Aufstellung nehmen soll, den Tanz beginnen; indessen wird Macdonald sein Korps in der Richtung auf die Dörfer östlich von Liebertwolkwitz führen, um auf die rechte Flanke der Verbündeten zu fallen. 138 000 Mann sind zunächst für diesen Kampf bestimmt; falls aber, wie zu hoffen, am Morgen des Schlachttages kein Vorstoß der schlesischen Armee von Halle her erfolgt, so wird auch von den im Norden stehenden und von Ney befehligten Truppen ein Teil auf das Schlachtfeld geführt werden können. Den einzigen ihm für den Notfall zu Gebote stehenden Rückzugsweg nach Westen, die Dammstraße, die über die Elster, darauf durch die von Gräben durchschnittene Flußniederung und vor Lindenau über die Parthe führt, besetzt er nur mit etwas über 3000 Mann. Nicht hier lag für ihn die Entscheidung, sondern auf dem weiten, mit Dörfern reich besetzten Blachfeld südlich von Leipzig.

Anders sah Schwarzenberg die Lage an. Für ihn und seinen Ratgeber Langenau hatte gerade das sumpfige, nicht leicht zu durchschreitende Gelände an der Elster und Pleiße besondere Bedeutung. Nicht weniger als 52 000 Mann wollte er anfangs zwischen beiden Flüssen vorgehen lassen, um über Connewitz den Feind in der rechten Flanke anzugreifen; weitere 19 000 sollten im Verein mit der Blücherschen Armee den Paß von Lindenau angreifen. Erst auf den entschiedenen Widerspruch Alexanders, der schließlich erklärte, daß russische Heeresteile jedenfalls an diesen Unternehmungen nicht teilnehmen würden, beschränkte Schwarzenberg die Zahl der hierfür bestimmten Truppen. Immerhin wurde dadurch, daß unter dem Feldzeugmeister Graf Gyulai 21 000 Mann gesondert gegen Lindenau, 30 000 Mann unter dem General Merveldt zwischen Elster und Pleiße gegen Connewitz operierten, ein starker Teil der Armee dem wichtigsten Kampfplatz entzogen. Rechts der Pleiße vereinigte Wittgenstein nur 72 000 Mann unter seinem Kommando, eine geringe Macht gegenüber den 138 000 Mann, die Napoleon für diesen Kampf bestimmt hatte; dazu kamen die russisch-preußischen Garden, 24 000 Mann stark, die aber noch ziemlich weit zurückstanden. Auf drei Schlachtfelder, die durch breite schwierige Flußniederungen voneinander getrennt waren, verteilte sich die große Armee; dazu kam als viertes das Gelände nordwestlich von Leipzig, gegen das die noch 54 500 Mann starke schlesische Armee auf der hallischen Straße heranrückte. Im ganzen waren rings um Leipzig 205 000 Mann der Verbündeten vereinigt. „Die entscheidende Stunde schlägt“, so hieß es in Schwarzenbergs Armeebefehl; „bereitet Euch zum Streite . . . Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Sache, für die Unsterblichkeit Eurer Namen! Alle für einen — jeder für alle!“ Des Oberfeldherrn eigene Stimmung, wie er sie in einem schönen Briefe an seine Gemahlin ausdrückt, war ernst, gottvertrauend, aber mehr ergeben als gehoben; er hoffte in seinem frommen Sinn, daß Gott „die gerechte Sache“ unterstützen werde; aber auch die Möglichkeit der Niederlage stand klar vor seinen Augen.

In vier Kolonnen hatte Wittgenstein vom Pleißeufer bis nach dem Dorfe Seyffertshain seine Truppen aufgestellt. Um 8 Uhr begann Herzog Eugen von Württemberg, der Held von Kulm, mit seiner aus Russen und Preußen bestehenden Abteilung den Angriff auf Wachau, fand es schwach besetzt und nahm es, sah sich aber gleich darauf starken Infanteriemassen gegenüber, die der Marschall Victor führte,

und mußte nach langem Kampfe das Dorf wieder räumen. Kurz nach dem Herzog von Württemberg hatte auch auf dem linken Flügel General Kleist, sein Waffengenosse von Nollendorf, seine ebenfalls aus Russen und Preußen gemischte Kolonne vorwärts geführt; es handelte sich um das an der Pleiße gelegene Dorf Markkleeberg, das erobert und auch gegen alle Anstürme des hier befehligenden Fürsten Poniatowski behauptet wurde. Auch die Truppen des Herzogs von Württemberg hielten der feindlichen Übermacht, dem vernichtenden Artilleriefeuer stand. Aber freilich beide Abteilungen hatten furchtbare Verluste. An ein Vordringen war nicht zu denken; nur mit Sorgen konnten die tapferen Führer sehen, wie die Truppen zusammenschmolzen. Inzwischen war auch die dritte Kolonne, geführt von General Fürst Gortschakow, vorgegangen. Sie hatte die Aufgabe, gemeinsam mit der vierten, vom General Grafen Klenau befehligten Abteilung Liebertwolkwitz zu nehmen; aber der Angriff verzögerte sich zunächst durch das späte Eintreffen Klenaus; als endlich die Österreicher zur Stelle waren, überließ man ihnen allein den Sturm auf das Dorf. Mit großer Tapferkeit drangen diese hinein; aber völlig konnten sie es nicht nehmen. Indessen entwickelten sich immer neue Streitkräfte der Franzosen; Macdonald zog gegen den rechten Flügel heran; es war klar, daß der Feind weit stärker war als die Wittgenstein zur Verfügung stehenden Truppen. Alexander, der mit dem König von Preußen von einem Hügel hinter dem Dorfe Güldengossa aus die Schlacht beobachtete, wurde von ernster Sorge erfaßt: er sandte nicht nur den russisch-preußischen Garden den Befehl, eiligst heranzumarschieren, sondern ließ auch Schwarzenberg ersuchen, die auf dem linken Pleißeufer stehenden österreichischen Reserven zu Hilfe zu senden.

Indessen hatten weder Gyulai noch Merveldt Fortschritte gemacht. Bei Lindenau drangen die Österreicher anfangs glücklich vor und erstürmten einen Teil des Ortes; dann aber erschien General Bertrand mit frischen Streitkräften und warf sie wieder hinaus. Angriffe der Franzosen auf die österreichische Stellung bei Klein-Zschocher wurden allerdings abgewiesen, aber irgendwelche Vorteile konnten die Österreicher auf diesem Teil des Schlachtfeldes nicht erreichen. Zwischen Pleiße und Elster aber stand es ähnlich. Bis zu den Dörfern Dölitz und Connewitz gingen die Truppen vor, vermochten aber nicht den Fluß zu überschreiten; Artillerie konnte des sumpfigen Geländes wegen nicht herangeführt werden; die Verluste waren groß, ein Vordringen erwies sich als unmöglich. Unter diesen Umständen entschloß sich Schwarzenberg nur die Abteilung des Generals Merveldt

auf diesem Kampfplatz zu belassen, die Reserven dagegen auf das rechte Ufer zu schicken. Vor 2 Uhr aber konnte selbst die zu ihnen gehörige Kavallerie nicht auf dem Kampfplatz eintreffen, wieviel weniger die Infanterie!

Kurz, die Schlacht verlief bisher wenig befriedigend: eine Folge der von Schwarzenberg angeordneten Teilung der Streitkräfte und der Verwendung eines starken Bruchteils der Armee auf einem ungeeigneten Gelände. Es war gegen Mittag, als Macdonalds Truppen eingriffen. Sie erstürmten den östlich von Liebertwolkwitz sich erhebenden Kolmberg, von wo bisher die österreichische Artillerie den Feind mit starker Wirkung beschossen hatte; ebenso warfen sie den äußersten rechten Flügel Klenaus zurück, der nur durch preußische und russische Kavallerie vor völliger Zerrüttung bewahrt wurde; in Liebertwolkwitz konnten sich die Österreicher natürlich auch nicht mehr behaupten. Der ganze rechte Flügel der Armee mußte zurückgehen, nur auf dem linken standen noch die wackeren Kämpfer Kleists und des Herzogs von Württemberg. Napoleon war großer Hoffnungen voll. Er meldete dem König von Sachsen, daß alles gut gehe, und ordnete an, daß in Leipzig alle Glocken geläutet würden. Um 2 Uhr gab er, obwohl die erhoffte Verstärkung durch Truppen Neys nicht eintraf, den Befehl zum allgemeinen Vormarsch. Victor ging auf die Schäferei Auenhain vor; ihm folgten Oudinot und zwei Gardedivisionen, Mortier führte seine Bataillone gegen Liebertwolkwitz. Gelang es das Zentrum des Gegners zu durchbrechen, während zugleich Macdonald dessen rechten Flügel zertrümmerte, so war der Sieg gewonnen, und der Krieg nahm eine neue Wendung. In diesem gefahrvollen Zeitpunkt erschien auf dem linken Flügel der Verbündeten die österreichische Reservekavallerie; und nun warf sich Regiment auf Regiment auf den Feind, der schließlich zurückgetrieben wurde. Die feindliche Kavallerie wagte auf diesem Flügel keinen Angriff mehr, und Kleists Bataillone durften wieder aufatmen. Inzwischen geriet das Zentrum durch den stürmischen Angriff französischer Kavallerieregimenter in die größte Gefahr. Die gelichteten Truppen des Herzogs von Württemberg konnten sie nicht aufhalten; mehrere Bataillone wurden zersprengt, und durch ihre Linien hindurch stürmten die Reiter bis jenseit Güldengossa und gelangten in die nächste Nähe der Monarchen. Da werfen sich ihnen einige Schwadronen Gardekosaken entgegen; zwei russische Batterien eröffnen ihr Feuer auf den Feind; preußische Kavallerie kommt dazu und treibt den Feind in heißem Kampf zurück; schließlich muß er in aufgelöstem Zustande zurückgehen. Jetzt trafen

auch die ersten Bataillone der russischen Garden im Zentrum und die österreichische Reserve-Infanterie bei Markkleeberg ein. Die letztere insbesondere griff mit der größten Bravour an; der in das Dorf eingedrungene Feind wurde wieder herausgeworfen und genötigt, auf Dölitz zurückzugehen; erst als Napoleon eine Division nach der anderen nach der bedrohten Stelle warf, wurden die Tapferen aufgehalten. Aber jedenfalls war hier auf dem linken Flügel der Vorteil auf seiten der Verbündeten. Weniger gut stand es im Zentrum und auf dem rechten Flügel; immerhin wurde Güldengossa in heftigstem Kampf behauptet und die Schäferei Auenhain dem Feinde wieder entrissen; auch gelang es Macdonald nicht Seyffertshain zu nehmen.

Allmählich kam die Dunkelheit; das Geschützfeuer dauerte noch eine Zeitlang fort, aber keine beider Parteien versuchte mehr der anderen Boden abzugewinnen. Die blutige, furchtbar verlustreiche Schlacht war unentschieden geblieben. Napoleons Hoffnung, die eine der feindlichen Armeen zu schlagen, ehe die beiden anderen herangekommen waren, hatte sich nicht erfüllt. Wie anders wäre der Kampf verlaufen, wenn ihm die Korps, die er gegen alle Grundsätze seiner sonstigen Strategie bei Dresden zurückgelassen hatte, hier zur Verfügung gestanden hätten! Hätte er wenigstens, wie er lange hoffte, das Korps des Marschalls Marmont, wackere, noch unerschütterte Truppen unter einem tüchtigen Führer, bei Wachau und Liebertwolkwitz verwenden können, so wäre es ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen, die feindlichen Linien zu durchbrechen; aber während südlich von Leipzig die Geschütze donnerten, war dieses Korps auf der Nordseite der Stadt selbst in einen schweren Kampf verwickelt gewesen.

Drei Tage hatten Yorks Truppen in und bei Halle gelegen, wohl aufgenommen und wohl verpflegt, „wie im tiefsten Frieden“. Mit Behagen atmeten besonders die Freiwilligen wieder mitten im rauhen Kriegsleben akademische Luft; dem großen Kommers, den alte und junge Studenten und Nichtstudenten im Ratskeller abhielten, gab die Aussicht auf das noch bevorstehende blutige Ringen um den herrlichen Preis eine erhabene Weihe. Am 15. Oktober marschierte die schlesische Armee in der Richtung auf Leipzig ab, bis Schkeuditz. Hier saß am nächsten Morgen York im Kreise der Seinen, als Blüchers Befehl zum Aufbruch eintraf. Er erhob sich, das Glas in der Hand, und betete mit den Worten Paul Gerhardts: den

Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum besten wende!, leerte das Glas und setzte es wieder hin. Dann ging es in feierlicher, ernst gehobener Stimmung zur Schlacht.

Marmont hatte ursprünglich eine gute, nur für seine 20 000 Mann etwas zu ausgedehnte Stellung innegehabt, die sich von Wahren an der Elster bis zu dem durch Gustav Adolfs Sieg berühmten Breitenfeld hinzog. Er hatte sie auf Grund der Aufforderung Napoleons, der ihn näher zur Hand zu haben wünschte, am Morgen des 16. geräumt und sich auf Leipzig zurückgezogen; als er aber die Meldung erhielt, daß die Vortruppen der schlesischen Armee heranrückten, machte er Halt und nahm eine neue Stellung ein, die sich von dem Dorfe Möckern nordostwärts zog. Möckern war mit seinen steinernen Häusern und Gartenmauern ein vorzüglicher Stützpunkt. Die linke Flanke lehnte sich an die waldige, von Flußläufen und Gräben durchschnittene Elsterniederung, die rechte an das Tal des Rietschkebachs. Auf Unterstützung durch andere Korps konnte der Marschall nicht rechnen, da der Kaiser die übrigen im Norden von Leipzig stehenden Truppen als Reserven für sich in Anspruch nahm; nur die Division Dombrowski, die, etwas Kavallerie eingerechnet, kaum 4000 Mann stark war, deckte seine rechte Flanke und besetzte die Dörfer Klein- und Groß-Wiederitzsch.

Blücher und Gneisenau nahmen anfangs an, daß sie den Feind jenseit Breitenfeld an der von Düben herkommenden Straße zu suchen hätten, und trafen danach ihre Maßnahmen: Langeron, dem Sacken folgen sollte, wurde auf das Dorf Radefeld dirigiert, York auf Lindenthal; nur die Avantgarde des Yorkschen Korps, die der Major v. Hiller befehligte, blieb auf der Halle—Leipziger Straße in der Richtung auf Möckern. Allmählich erst wurde es klar, daß man sich über die Stellung des Feindes getäuscht hatte; York ordnete eine Schwenkung seines Korps nach rechts an, glaubte aber seinen linken Flügel zunächst zurückhalten zu sollen, bis er links durch Langeron unterstützt würde, und ließ nur den rechten vorgehen. So wurde zunächst vornehmlich um Möckern gefochten, das Hiller angriff; hier aber entstand einer der blutigsten Kämpfe des ganzen Krieges. Es war etwa 2 Uhr, als die Kanonade begann und die Vorhut auf dem äußersten rechten Flügel vorging. Die Spitzen drangen in das Dorf ein, wurden aber zweimal zurückgewiesen. Ein neuer Angriff folgte: Jäger, ostpreußische Füsiliere, schlesische Landwehr vereinten sich und drängten, Haus für Haus erobernd, den Feind zurück; aber in der Mitte des Dorfes angekommen, sahen sie frische Truppen vor sich und wurden wieder zum Weichen gezwungen. Ihnen kam das

Leibgrenadierbataillon zu Hilfe. Von neuem stürmten die Truppen gegen die vom Feinde verteidigten Häuser; aber wieder vergeblich: das heftige Gewehrfeuer, die Kartätschen der Geschütze zwingen sie unter großen Verlusten zum Rückzug, der Feind folgt aus dem Dorfe heraus und nimmt bereits eine preußische Haubitze. Jetzt erscheinen vier neue Bataillone, Landwehr, Reserve und Linie. Mit gefälltem Bajonett unter Trommelschlag läßt Hiller sie vorgehen; die Haubitze wird wieder erobert, mit den Franzosen zugleich dringen die Preußen in die Dorfstraßen und werfen in hartem Ringen den Feind bis jenseit des Dorfes. Aber weiter vorzudringen vermochten sie nicht; vielmehr wurden sie so heftig beschossen, daß sie langsam wieder zurückgingen.

Da kam die Nachricht, daß Hilfe nahe: die Brigade des Herzogs Karl von Mecklenburg sollte östlich von Möckern vorgehen. So setzte denn Hiller seine letzten Truppen ein, um den Kampf um das Dorf zu erneuern. „Jeder brannte vor Begierde“, so erzählt er, „nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrageschrei von neuem auf den Feind . . . ich genoß die hohe Freude, die zur Verstärkung heranrückenden feindlichen Grenadiere und Garden durch den Mut und die Ausdauer der braven Truppen, vorzüglich der Landwehrbataillone, zum Weichen zu bringen; und indem ich diese fliehend erblickte, sah ich auch die übrigen Brigaden des Armeekorps im Vorrücken begriffen. In diesem Augenblick ward ich verwundet — ich sank mit dem seligen Gefühl, daß wir siegen würden, in Bewußtlosigkeit.“ Freilich, die Entscheidung war noch fern. Wieder gewann der Feind an Boden; nur ein Teil des Dorfes konnte behauptet werden. Inzwischen versuchten die Bataillone des Herzogs Karl mit dem Bajonett die ihnen gegenüberstehenden feindlichen Geschütze zu nehmen. Aber bei dem Angriff ward der Herzog selbst schwer verwundet. Unter furchtbaren Verlusten ging die Brigade zurück; sie hatte fast die Hälfte ihrer Leute eingebüßt. Noch stand hinter ihr die Brigade Steinmetz, die einzige Reserve Yorks; denn die beiden anderen Brigaden Horn und Hünerbein, die langsam vorgezogen worden waren, hatten bereits unter dem feindlichen Geschützfeuer stark gelitten. So mußten Steinmetz' Bataillone eingesetzt werden. Ein Teil von ihnen nahm den Weg in das Dorf und unterstützte die Truppen, die hier, bunt durcheinandergemischt, Haus für Haus erstürmten; es gelang wiederum bis zum jenseitigen Ende vorzudringen: aber weiter den Feind zurückzuwerfen war nicht möglich. Die

übrigen Bataillone gingen „im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett" links vom Dorfe vor. Aber allzu furchtbar war das Feuer von 40 feindlichen Geschützen, allzugroß waren die Verluste. Steinmetz wurde verwundet, die meisten Stabsoffiziere waren tot oder kampfunfähig. Eine Krisis trat ein; „alles war", so berichtet ein Teilnehmer, „in starrer Spannung, und außer dem Geschützdonner vernahm man keinen Laut". Da sprengte York zu dem Major v. Sohr, der in der Nähe mit drei Eskadrons Brandenburger Husaren hielt, und rief ihm zu: „Attackieren!" Und der Befehl zur Attacke pflanzte sich fort und erging an die gesamte Infanterie und Kavallerie. Den Sohrschen Husaren folgten die Brandenburgischen Ulanen, schlesische Landwehr-Kavallerie, und, von York selbst mit dem Rufe „Marsch, marsch! es lebe der König!" ins Treffen geführt, die schwarzen Husaren; ihnen schlossen sich andere Reiterregimenter an. Und dieser Ansturm war entscheidend. Durch die Massen des Rauchs, durch die Batterien des Gegners, durch die sich auflösenden Infanteriekolonnen ging es vorwärts; feindliche Kavallerieattacken wurden zurückgewiesen; Geschütze, Fahnen, auch ein Adler wurden erbeutet und Hunderte von Gefangenen gemacht. Gleichzeitig ging auch überall die Infanterie vor. Nur der rechte Flügel Marmonts war noch unerschüttert; er wich erst nach hartem Widerstande. Indessen war der Abend hereingebrochen, und unter dem Schutze des Dunkels suchten sich die geschlagenen Feinde auf das andere Ufer des Rietschkebachs zu retten.

Während die Preußen ihren schweren Kampf durchkämpften, hatte das Korps Langeron ein besonderes Gefecht um die Dörfer Groß- und Klein-Wiederitzsch geführt und die Truppen Dombrowskis zweimal von dort vertrieben. Indessen waren weiter nordöstlich, auf der Dübener Straße, neue französische Truppen in Stärke von 4 bis 5000 Mann erschienen, welche einen Teil der Russen auf sich zogen und allmählich zum Abzug gezwungen wurden. So haben die Preußen in ihrem Kampf allein gestanden. Der Sieg von Möckern war allein ein Sieg des Yorkschen Korps; 20800 Mann stark, hatte es 19500 Franzosen gegenüber gestanden, die eine treffliche Verteidigungsstellung innehatten, und sie trotz ihrer großen, rühmlichen Tapferkeit geworfen. „Was die Poesie der Geschichte von Spartanermut dichten, was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen kann", so lesen wir in dem Bericht des Generals Hünerbein, „so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen". Das Korps biwakierte auf dem Schlachtfelde; wie einst bei Leuthen, erklang an den Wachtfeuern das feierliche: „Nun danket alle Gott". Schmerzlich freilich waren die Ver-

luste; mehr als ein Drittel des Korps, 7700 Mann, waren tot oder verwundet. Es war ein erschütternder Anblick, als sich am nächsten Morgen zum Feldgottesdienst die schwachen Abteilungen, vielfach ohne ihre Führer, einstellten. Das Korps wurde neu formiert; meist mußten zwei, ja drei Bataillone zu einem vereinigt werden. Aber ein neuer Schritt zum endgültigen Siege war getan. Keiner empfand das stärker als Gneisenau. Dessen strahlendes Gesicht, als rings um Leipzig der Donner der Kanonen ertönte, stand noch nach Jahren seinen Freunden vor Augen; „mit jeder günstigen Meldung wurde sein Auge glänzender, sein Wesen lebendiger und feuriger". Nun galt es, alles, was aufgeboten werden konnte, heranzuführen und den Feind von allen Seiten zu erdrücken.

Blücher nahm nicht anders an, als daß die Schlacht am nächsten Morgen von neuem zu beginnen hätte. Das Yorksche Korps stellte er für diesmal in Reserve, Sacken schickte er gegen Gohlis, Langeron gegen Eutritzsch. Bis an die Parthe drangen diese vor, vermochten sie aber nicht zu überschreiten. Inzwischen kam die Nachricht, daß die große Armee den Angriff aufgeschoben habe, und so brach auch Blücher das Gefecht ab. Schwarzenberg hatte sich mit Rücksicht darauf, daß die Reservearmee Bennigsens, auf deren Teilnahme am Kampf man rechnete, erst am Nachmittag eintreffen konnte, entschlossen, die Schlacht erst um 2 Uhr beginnen zu lassen. Als sich dann herausstellte, daß infolge der schlechten Wege diese Truppen erst gegen Abend ankommen konnten und dazu sehr erschöpft waren, als ferner vom Kronprinzen von Schweden keine Meldungen einliefen, faßten Schwarzenberg und die Monarchen den Beschluß, den Kampf erst am 18. Oktober fortzusetzen.

Der Kronprinz hatte in der Tat in einer Weise gezögert, die den Wunsch, wenn irgend möglich, von der großen Entscheidungsschlacht fernzubleiben, deutlich erkennen läßt. Am 16. Oktober war er nur bis Landsberg gelangt, das an der Straße von Halle nach Wittenberg liegt; auch am 17. war er nur bis Breitenfeld marschiert. Immerhin stand er nunmehr nur noch einige Stunden von Leipzig. Wenn er jetzt in der Gegend von Taucha die Parthe überschritt und sich zwischen die Blücherschen Truppen und die große Armee einschob, so war der Ring um den Feind geschlossen; es blieb ihm nur die eine Rückzugstraße über Lindenau, die von dem dort aufgestellten kleinen österreichischen Korps nicht gesperrt

Skizze
zur Schlacht bei Leipzig
am 16., 18., 19. Oktober 1813.

Radefeld
v. Freiroda
Breitenfeld
n. Hohenossig
Seehausen
Seegeritz
Plaussig
Cradefeld
n. Eilenburg
Kl. Wiederitzsch
Gr.
Lindenthal
Portitz
Taucha
Partha
Lützschena
v. Halle
Mockau
Stahmeln
Wahren
Elster
Rietschke Bach
Abt Naundorf
Möckern
Luppe
Eutritzsch
Partha
Gohlis
Schönefeld
Rosenthal
über Machern (9 km)
n. Wurzen 16 km
Sommerfeld
Pfaffendorf
Paunsdorf
Leutzsch
Gerbertor
v. Merseburg über Dölzig Rückmarsdorf
Volkmarsdorf
Sellerhausen
Stüntz
LEIPZIG
Lindenau
Melckau
Plagwitz
Unter-Zweinaundorf
Baalsdorf
n. Beucha
Schönau
Stötteritz
Ober-
v. Weissenfels über Markranstaedt
Kl. Zschocher
Steinberg
Kl. Pössna
Holtzhausen
Probstheida
Connewitz
Zuckelhausen
v. Markranstaedt
Seyffertshayn
Gr. Zschocher
Lösnig
Kolmberg
Dösen
Liebertwolkwitz
Dölitz
Pleisse
Nieder Holz
Fuchshain
n. Naunhof 4 km
Gautzsch
Galgenberg
Knauthain
Markkleeberg
Wachau
Gr. Pössna
Elster
Auenhain
Thräna
Gülden-Gossa
Ober
Gr. Städteln
Kl.
Cröbern
Holz
Störmthal
Gösel B.
Gr. Deuben
Kl.
Massstab 1:75000.
1000 500 0 1000 2000 3000 4000 Meter.
Zwenkau
v. Audigast
n. Rötha u. Altenburg

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68-71.



werden konnte. Aber der Kronprinz meinte, Napoleon würde sich anders entscheiden und nach Nordosten zwischen Blücher und Schwarzenberg durchzubrechen suchen, um die Elbe zu erreichen, die Truppen von Dresden an sich zu ziehen und sich auf die Festungen zu stützen. Dann würde die Nordarmee den Anprall seiner Heeresmassen auszuhalten haben; und dem wünschte er weder sich selbst noch seine schwedischen Truppen auszusetzen, die er ja auch bisher sorgfältig vor kriegerischen Taten und Gefahren bewahrt hatte. Er schlug zunächst vor, daß Blücher an seiner Statt die Parthe überschreiten und ihm seine bisherige Stellung nördlich von Leipzig überlassen solle. Dies lehnte Blücher ab. Über die dreiste Selbstsucht des Gaskogners herrschte in seinem Hauptquartier die stärkste Erbitterung. Man kam von neuem auf Pläne zurück, die man schon früher erwogen hatte: wenn er sich nicht dem allgemeinen Interesse der Verbündeten fügen wollte, so mußten die preußischen Truppen und wennmöglich auch die russischen seinem Befehl entzogen werden. Bülow erklärte sich noch in der Nacht bereit; er schrieb, daß er auch auf Wintzingerode rechne. Inzwischen traf eine neue Einladung des Kronprinzen an Blücher zu einer Unterredung ein. In der Frühe des 18. Oktober ritt dieser hinüber. Gneisenau folgte ihm nicht, er war zu empört; an seiner Stelle begleitete den General außer dem Major v. Rühle Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, derselbe, der sich 1808 in edler Aufwallung Napoleon hatte als Geisel stellen wollen. Die Unterredung hatte lange kein Ergebnis; Bernadotte erklärte hinter Blücher stehen bleiben zu wollen, um Napoleon, wenn er den erwarteten Durchbruch nach Nordosten mache, in die Flanke zu fallen. Endlich zeigte er sich zu der gewünschten Überschreitung der Parthe unter der Bedingung bereit, daß Blücher den größeren Teil der schlesischen Armee, 30 000 Mann, seinem Oberbefehl unterstellte. Und dieser brachte das Opfer: er überwies das Korps Langeron der Nordarmee. So war durch den hochherzigen Verzicht des preußischen Generals auch dieses Hindernis aus dem Wege geräumt. Freilich war viel Zeit verloren; jetzt erst, um 9 Uhr, setzten sich die Truppen Bernadottes von Breitenfeld aus in Marsch. Um dieselbe Zeit erhoben die Kanonen Sackens und Langerons bei Gohlis und Mockau ihre Stimme, während im Süden von Leipzig der Kampf schon vor fast zwei Stunden begonnen hatte.

Der allgemeine Angriffsplan war folgender. Von Markkleeberg aus ging der Erbprinz von Hessen—Homburg mit einer aus österreichischen Truppen bestehenden Kolonne die Pleiße abwärts auf Connewitz vor. Weiter östlich

folgte Barclay de Tolly mit Preußen und Russen: er sollte Wachau und Liebertwolkwitz nehmen und Propstheida angreifen. In einem Bogen schloß sich Bennigsen an, der außer der herangeführten Reservearmee auch österreichische und preußische Truppen befehligte; ihm war die Aufgabe gestellt, den Feind aus Holzhausen und Zuckelhausen hinauszudrängen. Das Gelände bis zur Parthe sollte von dem Kronprinzen von Schweden eingenommen werden, der bei Taucha über die Parthe zu gehen hatte. Blücher stand mit dem Rest seiner Armee im Norden der Parthe, bei Lindenau endlich mit 15 000 Mann Feldzeugmeister Graf Gyulai. Infolge der Ankunft eines österreichischen Korps unter Colloredo, der Bennigsenschen Reservearmee und der Nordarmee hatten die Streitkräfte der Verbündeten die Stärke von 295 000 Mann erreicht, von denen freilich fast 100 000 Mann am 18. Oktober nicht zur Verwendung gekommen sind.

Ihnen hatte Napoleon nur 160 000 Mann gegenüberzustellen. Er konnte einen Sieg nicht mehr erwarten; seit es ihm nicht gelungen war bei Wachau die große Armee zu überwinden, seit der Sieg von Möckern die Verbündeten im Norden bis an die Vorstädte von Leipzig herangeführt hatte, konnte es sich für ihn nur darum handeln, seine Armee unter möglichst geringen Verlusten über die Saale zurückzuführen. Aber einen solchen Entschluß vermochte er nicht sofort sich abzuringen: hätte er den Rückzug noch in der Nacht vom 16. zum 17. Oktober angetreten, so kann bei dem zögernden Verhalten der Verbündeten am 17. nicht gezweifelt werden, daß es ihm gelungen wäre sich ihnen zu entziehen. Freilich was dann? Dann war zu erwarten das Nachdrängen einer weit überlegenen und nunmehr vereinten Streitmacht; die mit einem längeren Rückzug unvermeidlich verbundene innere Zerrüttung der Armee; dazu die tiefe Demütigung, daß der bisherige Gebieter des Kontinents, wie 1812 Rußland, so jetzt das solange geknechtete Deutschland wie ein Flüchtling verließ — ganz abgesehen davon, daß er die Besatzungstruppen in Dresden, den Elb- und Oderfestungen, in Danzig und in Polen nun endgültig ihrem Schicksal überlassen mußte. Noch blieb ihm eine leise Hoffnung. Am 16. war der österreichische General Merveldt in dem Gefecht, das sich links der Pleiße abspielte, in Gefangenschaft geraten. Mit ihm hatte der Kaiser am Nachmittag des 17. eine lange Unterredung, in der er einige auf Österreichs Haltung berechnete Zugeständnisse machte: Polen erklärte er aufgeben zu wollen, ebenso Illyrien, Hannover und die Hansestädte, Spanien; dagegen seine Stellung als Protektor des Rheinbundes aufzugeben, verbiete ihm seine Ehre; auch Holland könne er nicht opfern, noch auch

in Italien in die Wiederherstellung der früheren Zustände willigen. Schließlich schlug er vor einen Waffenstillstand abzuschließen, währenddessen er sich hinter die Saale, die Verbündeten hinter die Elbe und das Erzgebirge zurückzuziehen hätten. Mit diesen Anerbietungen und einem besonderen Handschreiben an Kaiser Franz entließ er den General. Was der Inhalt dieses Briefes gewesen ist, und ob er die österreichische Politik beeinflußt hat, ist nicht bekannt; die mündlichen Aufträge wurden von den Verbündeten nicht berücksichtigt.

Am Abend entschloß sich Napoleon doch die ersten Vorkehrungen zu einem Rückzuge zu treffen. Er gab dem General Bertrand den Auftrag, am 18. über Lindenau bis Weißenfels zu marschieren und dort Brücken über die Saale schlagen zu lassen. Zugleich zog er seine Truppen näher an Leipzig heran: Wachau und Liebertwolkwitz wurden geräumt, Propstheida zum Schlüssel der hakenförmigen Aufstellung gemacht. Es handelte sich darum, einen unbelästigten Rückzug zu erzwingen; man hat wohl gesagt, die ungeheure Völkerschlacht sei im Grunde nur ein großes Arrieregardengefecht gewesen. Der rechte Flügel unter Murats Führung lehnt sich an die Pleiße an und dehnt sich bis Propstheida aus: bei Connewitz steht Poniatowsky, der eben den Marschallstab erhalten hat, daneben Augereau und Victor, während starke Kavalleriemassen und die Garden das zweite Treffen bilden. Das Zentrum bei Holzhausen und Zuckelhausen befehligt Macdonald; hinter ihm steht Lauriston, die Kavalleriekorps Sebastiani und die Gardekavallerie. Dann folgt bei Paunsdorf das Korps Reynier, zu dem auch die Sachsen gehören, und bis Schönfeld an der Parthe Marmont; in zweiter Linie stehen zwei Kavalleriedivisionen und das Korps Souham. Den Oberbefehl über diesen linken Flügel führt Ney. Andere Truppenteile, dabei die Polen Dombrowskis, decken Leipzig im Norden, Mortier hält mit einem Teile der jungen Garde Lindenau besetzt. Um 2 Uhr nachts treten die Truppen unter die Waffen. Zu dieser Zeit erhebt sich auch der Kaiser nach kurzem Schlaf, fährt zuerst nach Propstheida, weckt dann den Marschall Ney und bespricht sich lange mit ihm, begibt sich darauf nach Lindenau und erläutert Bertrand seine Absichten; dann kehrt er durch Leipzig zurück und reitet nach der Tabaksmühle, die sich auf einer Anhöhe nordwestlich von Propstheida erhebt. Von hier aus will er die Schlacht leiten.

Am vorherigen Tage und in der Nacht hatte es fast andauernd geregnet; aber schon bald nach 8 Uhr wurde der Himmel hell, und klarer Sonnenschein leuchtete über das Blachfeld. Bereits hatte der Kampf

begonnen. Der Erbprinz von Homburg war, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die feindlichen Truppen in der Nacht zurückgenommen worden waren, über Markkleeberg an Wachau vorbei vorgegangen und geriet bald in ein heftiges Gefecht, aber auch in eine bedenkliche Lage. Denn Napoleon, der von einem weiteren Vordringen des Feindes an dieser Stelle eine Gefährdung seines Rückzugs befürchtete, schickte einen Teil seiner jungen Garde unter Oudinot nach dem bedrohten Punkte, und dieser errang bald bedeutende Erfolge. Da gab Schwarzenberg der Armeeabteitung Gyulais Befehl, über die Elster und Pleiße zurückzukommen. Diese stand dort bereits mit Bertrand in einem Kampfe, der sich allerdings schon ziemlich ungünstig für sie gestaltet hatte. Dadurch, daß Gyulai dem Befehl folgte, gab er dem Feinde die Rückzugsstraße frei; Bertrand konnte ungehindert nach Weißenfels marschieren. Es war ein großer Gewinn für die Franzosen, und da militärische Erklärungsgründe für Schwarzenbergs Anordnungen kaum ausreichten, so ist leicht erklärlich, daß die öffentliche Meinung nachher an politische Motive glaubte und annahm, die österreichische Heeresleitung hätte mit Absicht Napoleon den einzigen Rettungsweg offen gelassen. Gyulai kam übrigens auch auf dem rechten Pleißeufer nicht zur Verwendung; er erhielt einen zweiten Befehl bei Knauthain links der Elster weitere Weisungen abzuwarten.

Bei Markkleeberg war inzwischen durch Entsendung anderer Truppen einem weiteren Vordringen des Gegners Einhalt getan worden. Gleichzeitig hatte die Kolonne Barclay de Tollys die ihr gegenüberstehenden Truppen auf Propstheida zurückgeworfen, und Bennigsen hatte die Franzosen trotz ihres hartnäckigen Widerstandes aus Holzhausen und Zuckelhausen vertrieben, den dahinter liegenden Steinberg genommen und mit Geschützen besetzt. Dagegen ließ der Kronprinz von Schweden auf sich warten; die Lücke von Paunsdorf bis zur Parthe blieb noch unausgefüllt. Um Paunsdorf selbst führte eine österreichische Division einen schweren Kampf, nahm das Dorf, wurde aber wieder daraus vertrieben. Bei Mockau hatte inzwischen das Korps Langeron, das Blücher dem Kronprinzen überlassen hatte, die Parthe überschritten und war mit Neys Truppen in lebhaften Kampf geraten. Auf diesem Teil des Schlachtfeldes war es, wo württembergische und sächsische Truppen die Fahnen des fremden Herrschers verließen und zu den Verbündeten übergingen. Der württembergische General Normann, an dessen Namen sich die Erinnerung an den Überfall von Kitzen knüpfte, stand mit seiner Reiterbrigade in der Richtung auf Taucha soweit vorgeschoben, daß er sich in gefährlicher Lage befand. Schon vorher hatte

er den Gedanken des Abfalls erwogen; sein König hatte auf das strengste Schonung der Truppen anbefohlen, und er glaubte wohl in dessen Sinn zu handeln, wenn er seine 550 Reiter, anstatt sie vernichten zu lassen, zum Feinde hinüberführte. Er nahm am ferneren Kampfe keinen Anteil. König Friedrich hat nachher die Tat schwer bestraft, den General



Nach einem Stich im Museum des Vereins zur Geschichte der Stadt Leipzig.

Napoleon im Biwak am Galgen bei Leipzig.

kassiert, die Regimenter aufgelöst. Gleichzeitig taten sächsische Truppen, eine Reiterbrigade und ein Infanteriebataillon, denselben Schritt; auch sie wurden hinter die Schlachtlinie geführt. Einige Zeit nachher gingen in der Gegend von Sellerhausen der größte Teil der sächsischen Infanterie und Artillerie, 3000 Mann, zum Feinde über; nur einen kleinen Rest vermochte der General v. Zeschau von der Tat zurückzuhalten und hinter die französischen Reihen zurückzuführen. So haben im ganzen etwa 4000 Mann Rheinbündner mitten in der Schlacht die Partei gewechselt. Auf den Ausgang

des gewaltigen Ringens hat der Übergang dieser kleinen Zahl natürlich keinen Einfluß geübt, zumal sie keine Verwendung im Kampfe fanden; schmerzlich aber war es, daß der Widerstreit zwischen nationalem Empfinden und soldatischem Pflichtgefühl zu einer Verwirrung der Begriffe geführt hatte, die den offenen Verrat als erlaubt, ja geboten erscheinen ließ.

Inzwischen war um das Dorf Propstheida der heftigste Kampf entbrannt. Das Dorf war rings von dicken Lehmmauern eingeschlossen, in die von den Franzosen Schießscharten gebrochen waren, und wurde von ihnen mit der größten Tapferkeit verteidigt. Preußische Truppen waren zum Angriff bestimmt: von Süden her der General Pirch mit seiner Brigade, von Osten Prinz August mit der seinigen. Sie dringen in die Dorfgassen ein und überklettern die Mauern; da treten ihnen frische Streitkräfte des Feindes entgegen, und sie müssen zurück. Französische Reiter brausen heran, doch russische Kavallerie ist zur Stelle; von ihr gedeckt, gehen die Preußen zurück, ordnen sich aber schnell zum neuen Ansturm. Und wirklich gelangen sie jetzt bis in die Mitte des Dorfes, aber nicht weiter; denn auch Napoleon hat seinen Tapferen Hilfe zugesandt, und von Kartätschen überschüttet, von starker Infanterie zurückgedrängt, müssen die Angreifer Propstheida wieder räumen. Jetzt erscheint der Kampfgenosse der Preußen von Kulm her, Herzog Eugen von Württemberg; aber sein Korps hat durch die schweren Kämpfe am 16. bei Wachau zu große Verluste erlitten; er dringt zwar in das Dorf hinein, kann sich aber nicht behaupten. So mißlingt der dritte Ansturm. Propstheida war der Mittelpunkt der französischen Stellung; wurde es genommen, so war der Feind auf das stärkste erschüttert. Noch waren auch Reserven genügend vorhanden, zumal die russisch-preußischen Garden, die am 18. überhaupt nicht gefochten haben. Aber es fanden auf Befehl der Monarchen keine weiteren Angriffe auf das Dorf statt; man hatte bemerkt, daß bereits lange Wagenreihen des Feindes auf der Straße nach Lindenau die Stadt verließen, und schloß daraus, daß Napoleon den Rückzug ins Auge gefaßt habe; auch hoffte man, daß die Fortschritte auf den übrigen Teilen des Schlachtfeldes die Franzosen zur Räumung des Dorfes nötigen würden.

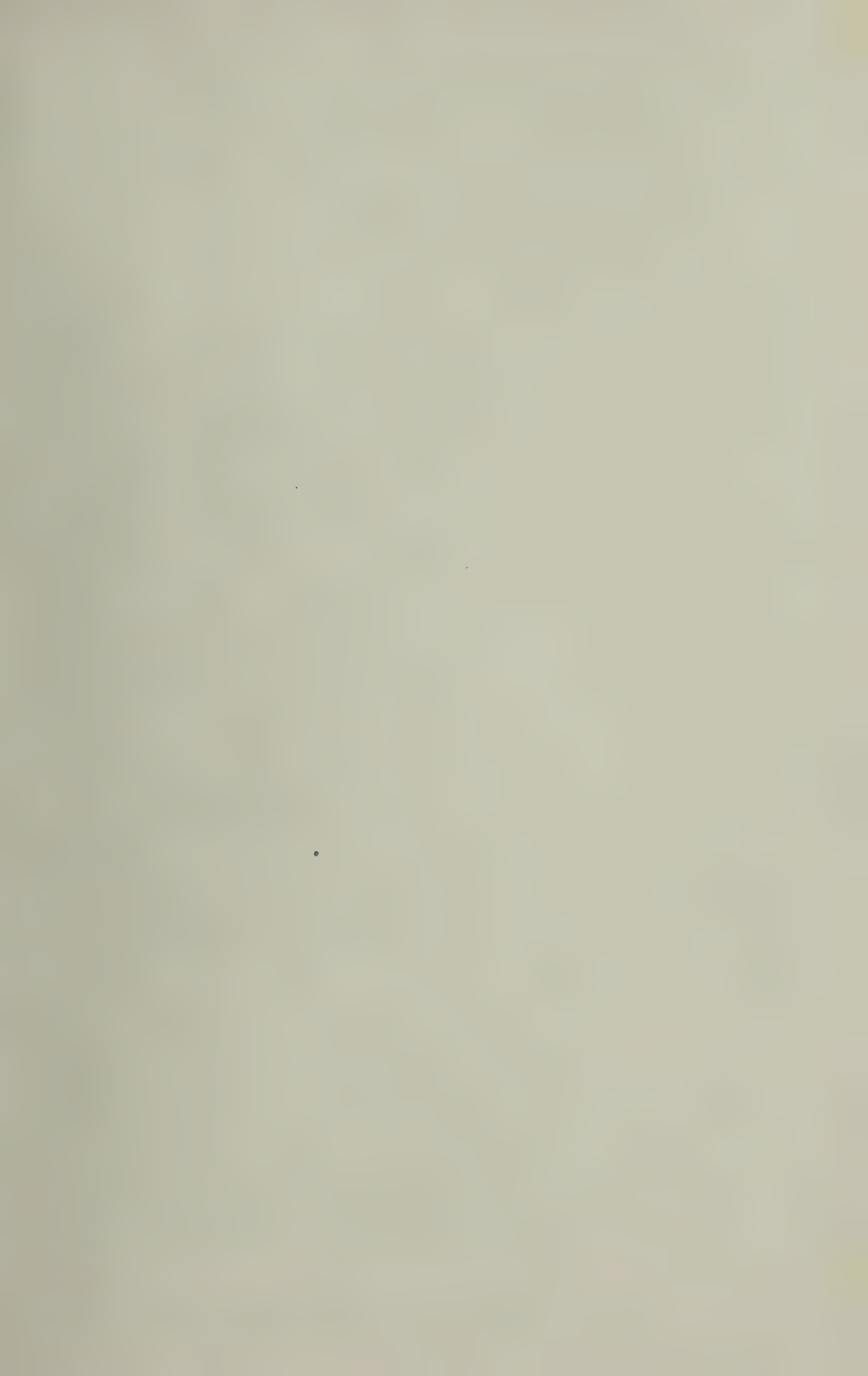
Auf dem linken Flügel allerdings gelang es nur wenig Boden zu gewinnen; das Dorf Lößnig zwar wurde erstürmt, aber Connewitz hielten Poniatowskis tapfere Truppen, unterstützt von einer Division der Garde, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Dagegen durfte man hoffen auf dem rechten Flügel Erfolge zu erzielen, sobald hier die Nordarmee einrückte. Zwar

lange genug mußte man warten: die zu spät ausgerückten Truppen hatten auf Bernadottes Befehl den Umweg über Taucha nehmen müssen, und so traf die erste Division von Bülows Korps erst zwischen 2 und 3 Uhr ein. Sie ging über Paunsdorf auf Sellerhausen vor, zugleich das Korps Langeron, das, wie wir wissen, bei Mockau über die Parthe gegangen war, auf Schönfeld; allmählich entwickelten sich auch die übrigen Teile der Nordarmee. Als letztes Treffen nahmen die Schweden Aufstellung, auch diesmal wohl geschont und vor tatkräftigem Eingreifen in den Kampf sichergestellt; nur ein Teil ihrer Artillerie kam zur Verwendung. Am furchtbarsten war der Kampf um Schönfeld. Zweimal wurde es von Langeron gewonnen und zweimal verloren; da richteten 80 Geschütze ihr Feuer auf das Dorf; von neuem drangen die russischen Bataillone vor und warfen das Korps Souham, dessen Führer schwer verwundet worden war, in zertrümmertem Zustande hinaus. Am Abend gingen die Franzosen auf Reudnitz zurück. Inzwischen hatte Bülow Sellerhausen und Stünz genommen, während Bennigsen, der den allgemeinen Angriff so lange hinausgeschoben hatte, bis die Nordarmee auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, Zweinaundorf eroberte und den Feind auf Stötteritz zurückdrängte.

So war gewiß der Sieg auf der Seite der Verbündeten; aber es war kein Sieg, wie er hätte gewonnen werden können. Die Schuld daran lag wesentlich an Bernadotte, der, wie bisher, so auch heute die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nicht energisch einsetzte: er traf zu spät ein, er hemmte dadurch auch die Vorwärtsbewegung anderer Truppenteile, er brachte, von der Artillerie abgesehen, nur einen Teil seiner Armee, nämlich die Hälfte des Bülowschen Korps und die Truppen Langerons, wirklich in den Kampf. Und doch hätte er den ihm gegenüberstehenden Ney durch seine Übermacht erdrücken können, während Blücher, der nur über die beiden schwachen Korps York und Sacken verfügte, aus diesem Grunde nichts Wesentliches zu erreichen vermochte. Sacken bemühte sich vergeblich von Gohlis aus in das Rosental einzudringen; der Feind wußte, daß es sich hier um Sicherung seiner Rückzugsstraße handelte, und behauptete seine Stellung. Hinter Sacken auf der Höhe stand York als Reserve. Weithin konnte man von dort das furchtbare Kampfschauspiel überschauen: „Kanonenfeuer rings am Horizont, brennende Dörfer, auffliegende Pulverwagen, andauerndes Dröhnen der Luft, Zittern der Erde“, so berichtet einer der Zuschauer in seinem Tagebuche. Da kam gegen Abend die Nachricht, der Feind scheine den Rückzug anzutreten, und der

Befehl Blüchers, noch in der Nacht abzumarschieren, die Saaleübergänge bei Halle und Merseburg zu besetzen und dem abziehenden Gegner „allen nur möglichen Abbruch zu tun“. Um 8 Uhr zog York nach Westen ab, noch unsicher, welchen Ausgang die Schlacht genommen habe; erst am Morgen erhielt man glückliche Nachrichten, und unter dem Jubel der Bürgerschaft zogen die sieggekrönten Truppen in Halle ein, das sie vor wenigen Tagen verlassen hatten. Auch Gyulai hatte von Schwarzenberg Befehl erhalten, möglichst schnell aufzubrechen, um dem Feinde zuvorzukommen und den Paß von Kösen zu besetzen, und gab noch in der Nacht seinen Truppen den Befehl zum Abmarsch.

In der Tat hatte Napoleon bereits um 11 Uhr vormittags befohlen, den Rückzug anzutreten; seitdem bewegten sich unzählige Wagen über die Elsterbrücke, die einzige, die verfügbar war; denn andere Übergänge über den Fluß herzustellen war versäumt worden. Der Kaiser selbst war zweimal nach Propstheida geritten, um die Truppen anzufeuern; auch nach dem linken Flügel zu Ney hatte er sich begeben, war aber bald wieder nach seinem Standort bei der Tabaksmühle zurückgekehrt. Als der Abend kam, ließ er sich ein Wachtfeuer anzünden; vor Erschöpfung schlief er, auf seinem Schemel sitzend, ein, fuhr aber bald wieder empor. Bis um 8 Uhr blieb er bei dem Wachtfeuer, dann ritt er zur Stadt zurück und suchte sich durch das Gewühl der Wagen und Menschen den Weg nach dem Gasthof, wo für ihn Quartier bereitet war. Hier wurden die weiteren Befehle für den Abmarsch und für die Verteidigung der Stadt erlassen: Poniatowski sollte im Süden, Macdonald im Südosten, Marmont im Nordosten Leipzigs den Befehl führen. Der Kaiser arbeitete fast die ganze Nacht. Nach kurzer Zeit der Ruhe nahm er wieder Meldungen entgegen und gab Befehle. Um etwas Zeit zu gewinnen, ordnete er an, daß Abgesandte des Magistrats von Leipzig und des Königs von Sachsen sich zu den Monarchen begeben und Unterhandlungen wegen Übergabe der Stadt anknüpfen sollten. Dann begab er sich zu dem Könige von Sachsen, und es gelang ihm diesen Fürsten durch die Vorspiegelung, daß er nur für wenige Tage Leipzig verlassen und binnen kurzem die Stadt entsetzen werde, von neuem fest an sich zu ketten und völlig zu verblenden. Dann ritt er — es war gegen 10 Uhr — zum Ranstädter Tor, mit ihm Murat, Ney, sein Generalstabschef Berthier und andere Generale. Mit größter Mühe nur kamen sie durch das Gewühl vorwärts. Napoleon, bei dem naturgemäß nach der furchtbaren Spannung





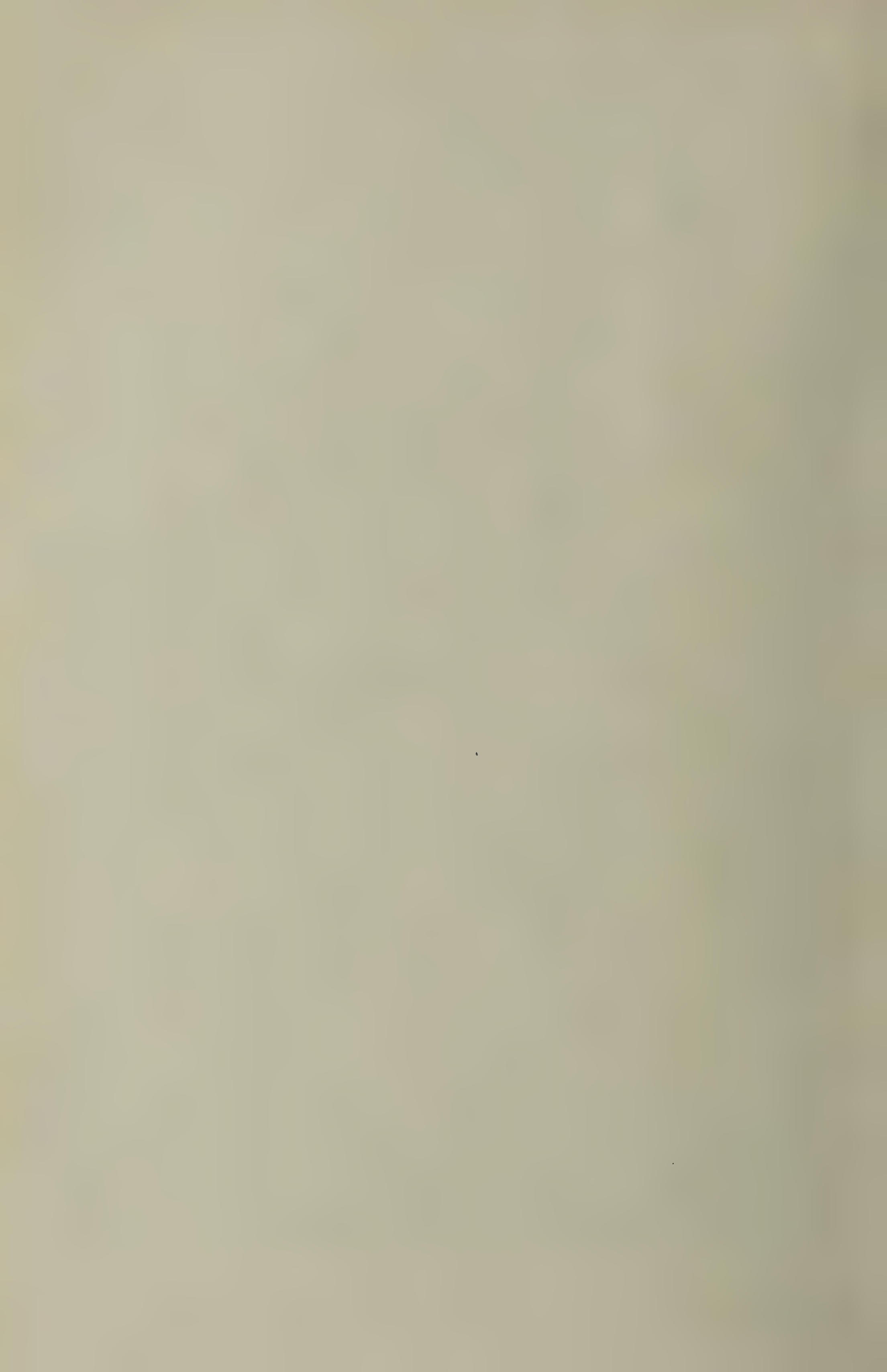
Gemalt von P. Krafft.

Fürst Schwarzenberg überbringt den verbündeten Mo



Gestochen von J. Scott.

chen vor Leipzig die Siegesbotschaft, 18. Oktober 1813.

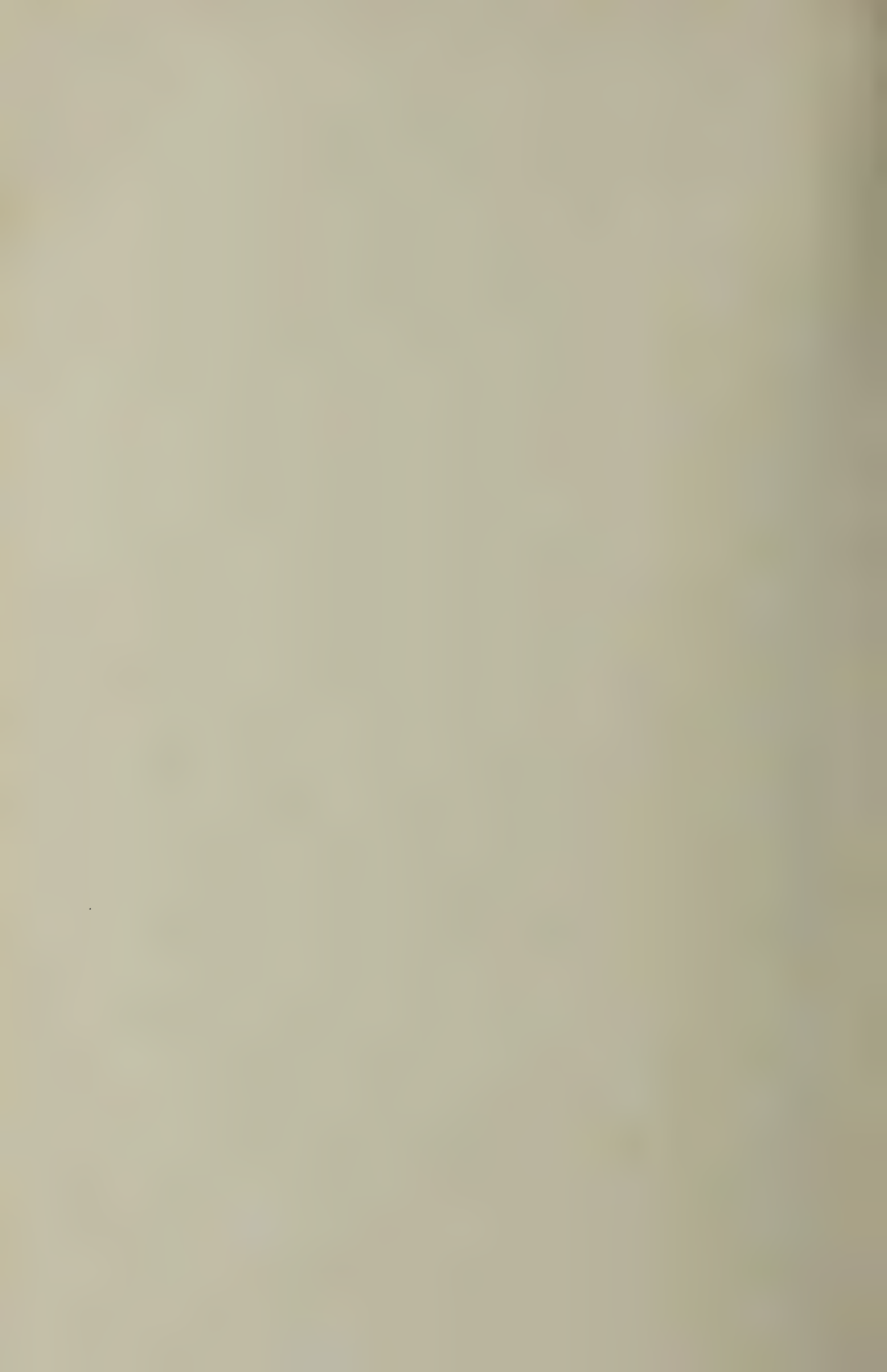




Nach einem kolorierten Kupferstich im Völkerschlacht-Museum des Herrn Bertsch in Leipzig.

Episode aus der Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober 1813.

Die Reiterei der Verbündeten greift das französische Zentrum an.

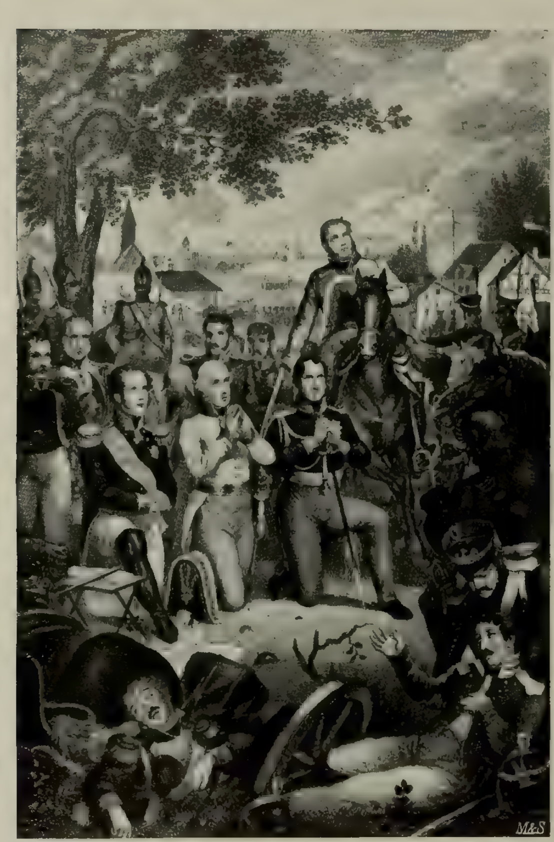


der letzten Tage ein Gefühl der Erschöpfung eintrat, ritt in einer Art von Apathie dahin. Erst nach 11 Uhr langte er in Lindenau an, wo er sich wieder etwas Schlaf gönnte.

Indessen tobte um und in Leipzig von neuem der Kampf. Um 7 Uhr waren die Truppen der Verbündeten aufgebrochen, hatten die Dörfer, um die sie am vergangenen Tage so hart gerungen hatten, unbesetzt gefunden und näherten sich von allen Seiten den Toren Leipzigs. Die Stadt zu nehmen, erschien als das natürliche Ziel; auch glaubte man nicht, daß man auf starken Widerstand stoßen würde. Daran dachte man nicht, daß es nicht genüge, die fliehende Armee durch die schwachen Korps Sackens und Gyulais zu beunruhigen, sondern daß man alles daran setzen müsse, um sie zu vernichten. Um 10 Uhr etwa standen die Kolonnen zum Angriff auf die Stadt bereit. Eben jetzt aber trafen die Leipziger Abgesandten bei den Monarchen ein, und in der Tat befahlen diese für eine halbe Stunde die Feindseligkeiten einzustellen und schickten zwei höhere Offiziere nach der Stadt hinein, die freilich bei König Friedrich August kaum vorgelassen und mit ihren Vorschlägen rundweg abgewiesen wurden. Inzwischen hatte der Sturm begonnen. Im Norden suchte Sacken über die Parthe-brücke in die Hallische Vorstadt einzudringen, erlitt aber starke Verluste und hatte lange keinen Erfolg. Von Osten her griff der Kronprinz von Schweden an, von Südosten und Süden Bennigsen; österreichische Truppen haben an dem Sturm auf Leipzig nicht teilgenommen. Der Kronprinz hatte kein ernsteres Gefecht mehr erwartet. Seinen Schweden hatte er Befehl gegeben, sich parademäßig aufzustellen; er gedachte sie nach der Besetzung Leipzigs den Monarchen vorzuführen, was denn auch geschehen ist. Er selbst befand sich bei der Vorhut: es waren Bülows Truppen, links die Division des Prinzen von Hessen-Homburg, rechts die Borstells, die in der Gegend des Grimmaischen Tores in die Stadt eindringen sollten. Als sie wider Vermuten starkes Feuer erhielten, gab der Kronprinz selbst dem Füsilierbataillon des 2. Reserve-, heutigen 14. Infanterieregiments den Befehl zum Angriff; und dieses Bataillon unter dem Major v. Mirbach war es, das zuerst die Seitenpforten des stark verbarrikadierten Tores einschlug und dann auch das Haupttor öffnete. Aber von allen Seiten aus den Häusern und von dem nahen Johanniskirchhof her beschossen, hatte es einen schweren Stand. Da nahte Hilfe. Der Prinz von Hessen-Homburg, der gleich darauf verwundet wurde, führte das dritte Bataillon des ostpreußischen Landwehrregiments, das der Major Friccius befehligte, an die Mauer heran; man entdeckte dort eine schwache Stelle, stieß sie mit dem Gewehrkolben ein und

31*

drang so in die Stadt. Allmählich folgten andere preußische und auch schwedische Bataillone nebst einigen Geschützen. Gleichzeitig waren Russen durch das Hospitaltor eingedrungen, das sich in geringer Entfernung südlich befand, während sich Truppenteile Vorstells der Gärten bemächtigten, die sich nördlich des Grimmaischen Tores ausbreiteten. Aber die Feinde, Franzosen, Hessen-Darmstädter, Badener, wehrten sich lange auf das hartnäckigste; ein entsetzliches Gemetzel entstand, die Leichen häuften sich; erst nach hartem Kampf wurden die Gegner bis nach den Promenaden, die die ältere Stadt einschließen, zurückgeworfen. Hier kam es zu neuen furchtbaren Szenen, da die Fliehenden das innere Grimmaische Tor verschlossen fanden und die Besatzung Befehl erhalten hatte, niemand einzulassen. Endlich wurde das Tor mit Gewalt geöffnet. Die Preußen stürmten in die Stadt hinein, die Darmstädter, die ihr Prinz Emil führte, ergaben sich nach tapferstem Kampfe an der Nikolaikirche, die Badener und der Rest der sächsischen Truppen auf dem Marktplatz.



Gezeichnet von P. C. Geißler. Gestochen von F. Fleischmann.

Der heilige Augenblick nach der Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober 1813.

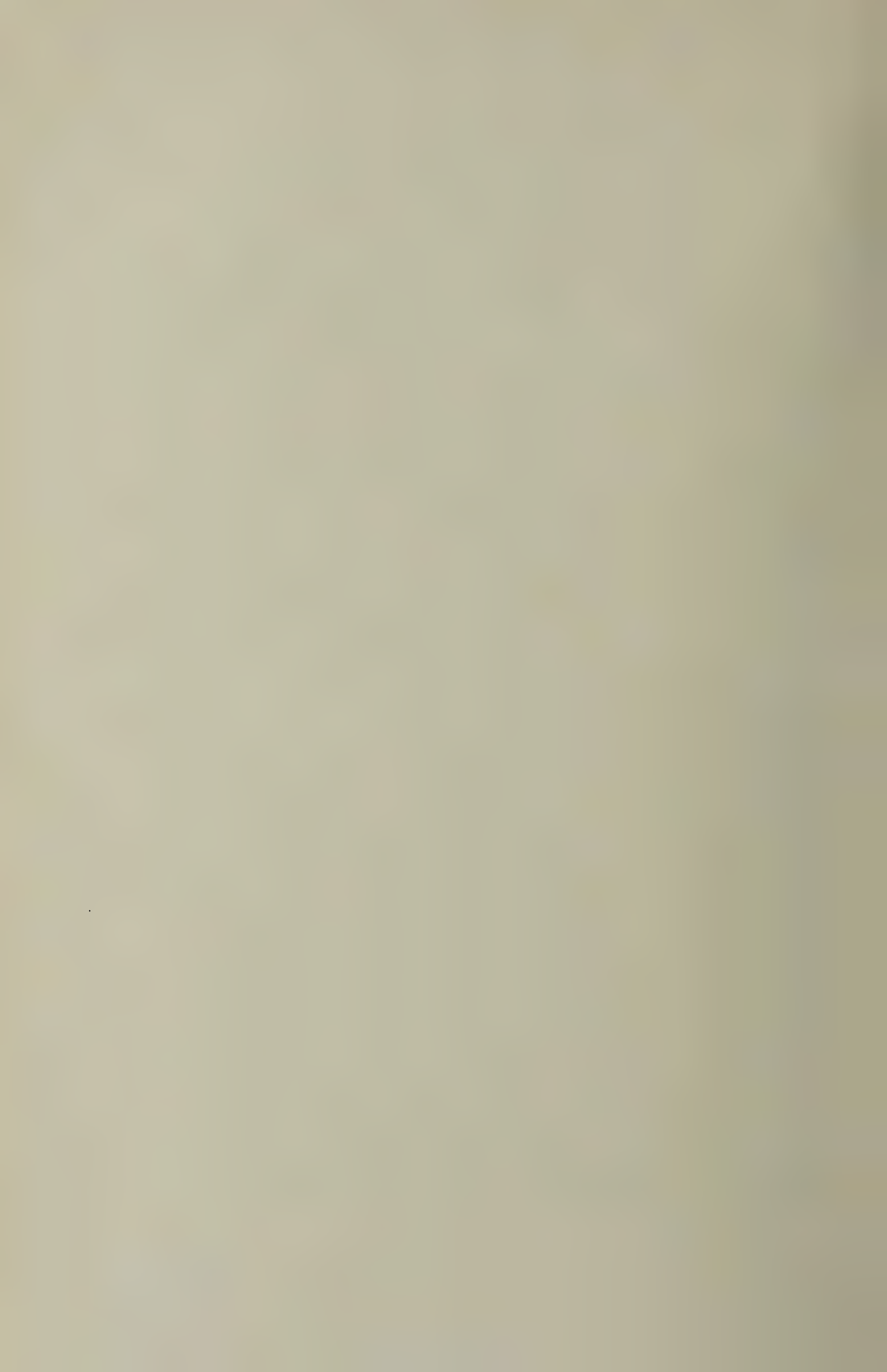
(Die drei verbündeten Monarchen, dahinter zu Pferde Fürst Schwarzenberg.)

Währenddessen waren durch die südöstliche und südliche Vorstadt die Truppen Bennigsens ebenfalls bis zur Promenade gelangt und hatten Poniatowskis Polen nach der Pleiße zu gedrängt, wo es an der sogenannten Wasserkunst noch einmal zu blutigstem Kampfe kam. Im Norden ferner



Nach einem Stich im Völkerschlacht-Museum des Herrn Bertsch in Leipzig.

Einzug der Verbündeten in Leipzig und Parade auf dem Marktplatz, 18. Oktober 1813.



hatten nun auch die Russen Sackens die Parthebrücke und das Hallische Tor erstürmt und folgten dem Feinde in die innere Stadt hinein; bei ihnen waren Blücher und Gneisenau. Eine russische Abteilung ging gleichzeitig durch die Anfänge des Rosentals bis in die Nähe des Ranstädter Steinwegs, auf dem sich die fliehende Armee dahinwälzte, und der wichtigen Elsterbrücke vor. Unter dieser Brücke lag ein mit Pulver beladener Kahn; es war Befehl gegeben worden, sie in die Luft zu sprengen, sobald die Truppen hinüber wären. Als sich jetzt feindliche Haufen in nächster Nähe zeigten, glaubte der beaufsichtigende Sappeurkorporal die Zeit gekommen und zündete die Lunte an. So wurde die Brücke mit allem, was sich auf ihr befand, in furchtbarster Weise zerstört; sie wurde zerstört, während sich noch Tausende von Streitern auf dem rechten Flußufer befanden. Der Weg zum Rückzug war gesperrt; Verzweiflung erfaßte die Kämpfenden, viele ergaben sich, andere warfen die Waffen fort und suchten sich schwimmend zu retten. Ihnen folgten die Kugeln der Verfolger. Marschall Macdonald gelangte glücklich an das andere Ufer; Fürst Poniatowski, der, obwohl verletzt, die Elster zu durchreiten versuchte, wurde von einer Kugel durchbohrt und ertrank.

So war es etwa 1 Uhr geworden. Um diese Zeit hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, Fürst Schwarzenberg und ein glänzendes Gefolge ihren Einzug in die Stadt. Durch Leichenhaufen und Trümmer nahmen sie ihren Weg, zwischen siegestrunkenen Truppen und Rotten Gefangener, unter dem begeisterten Freudengeschrei der Bevölkerung, die von der Angst der letzten Tage aufatmete und nun endlich bessere Tage erhoffte. Von dem König von Sachsen nahmen sie keine Notiz; er ist nachher als Kriegsgefangener nach Potsdam geführt worden. Auf dem Marktplatz fanden sich auch die übrigen Heerführer ein, der Kronprinz von Schweden, Bennigsen, Blücher und Gneisenau. Bald darauf kam auch der Kaiser von Österreich an. In erhobener und dankbarer Stimmung feierte man den errungenen, gewaltigen Sieg. „Die ganze Feindlige armee ist verlohren“, schrieb Blücher am Tage darauf in Lützen an seine Gemahlin, „der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen margt geküßt und den befreier Deutschlands genannt, auch der Kaiser von Östreich überhäufte mich mit lob, und mein könig dankte mich mit tränen in den Augen, da mich der Kaiser kein Orden mehr geben kann, so erhallte ich von ihm ein goldenen Degen mit Brillanten besetzt, den man ein grossen wehr (Wert) gibt“. Kurz nachdem er diesen Brief abgeschickt hatte, traf Prinz Wilhelm bei ihm ein und überbrachte ihm die vom König eigenhändig geschriebene Ernennung zum



Nach einem Stich im Völkerschlacht-Museum des Herrn Bertsch in Leipzig.

Blücher und die Monarchen auf dem Marktplatz zu Leipzig, 18. Oktober 1813.

Generalfeldmarschall. Auch die anderen Feldherren wurden hoch geehrt. Fürst Schwarzenberg erhielt das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens und durfte das Wappen Österreichs in das seinige setzen. Einer ging leer aus, der doch nicht das wenigste getan hatte, Gneisenau, und er konnte den aufwallenden Unmut nicht ganz bekämpfen. Aber viel stärker war doch auch in ihm das Gefühl der Siegesfreude. „... Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen", lesen wir in einem seiner Briefe, und in einem anderen, den er an die Prinzessin Luise Radziwill richtete: „Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt. Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit."

„Da liegt nun", so schrieb Stein, „das mit dem Blut und den Tränen so vieler Millionen gekittete, durch die absurdeste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man es auszusprechen, daß Napoleon ein Schurke und

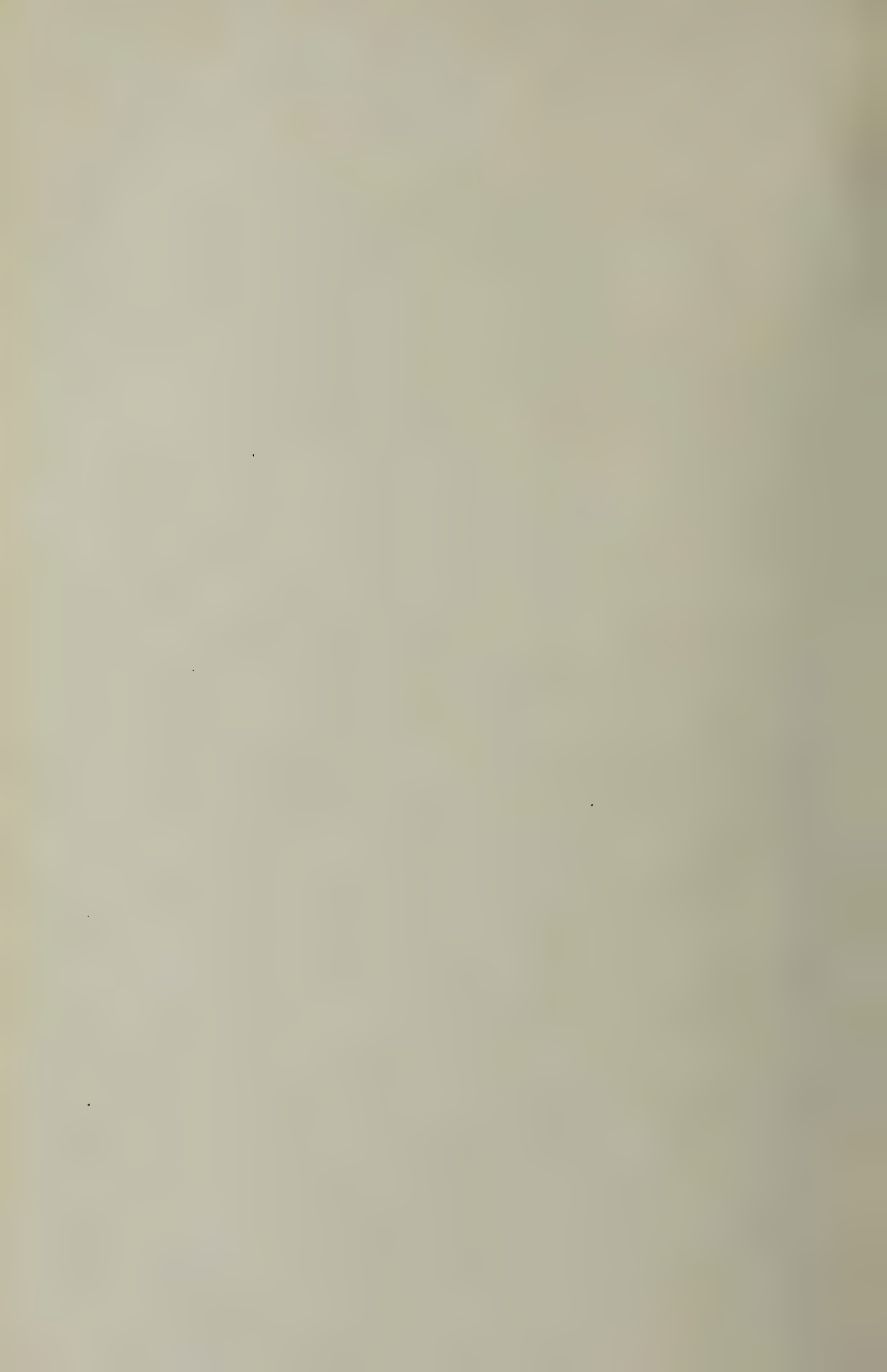




Gezeichnet und in Kupfer geätzt von L. G. H. Geißler.



Nach einer Vorlage im Museum des Vereins zur Geschichte der Stadt Leipzig.



der Feind des menschlichen Geschlechts ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen sind und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist."

Eine unsägliche Fülle des Elends hat damals Leipzig gesehen; Leichen über Leichen, Schwerverwundete, für deren Menge die Zahl der Ärzte nicht von fern ausreichte, Kranke, die tagelang der Hilfe entbehrten, Hungernde, für die es an Nahrung mangelte. Verbandzeug, Leinwand, Lagerstätten fehlten, oft sogar das Lagerstroh; Tausende von jungen Männern, die für das Vaterland geblutet hatten, sind aus Mangel an Pflege kläglich umgekommen. Furchtbare Opfer haben die drei Schlachttage von Leipzig gekostet, nach den zuverlässigsten Berechnungen 16 000 Preußen, 22 600 Russen, 15 000 Österreicher, zusammen mit 177 Schweden gegen 54 000 Mann. Wieviel die feindliche Armee verloren hatte, ist schwer anzugeben, doch waren es an Toten und Verwundeten, Kranken, Gefangenen, Versprengten gewiß 70 000 bis 80 000 Mann. An gefechtsfähigen Truppen führte Napoleon nur etwa 60 000 über die Saale, wozu noch etwa 20 000 Mitläufer kamen.



Nach einem Stich im Museum des Vereins zur Geschichte der Stadt Leipzig.

Ansicht des Fleischerplatzes in Leipzig am 19. Oktober 1813.

Es ist erzählt worden, daß von Halle her York, in der Gegend von Weißenfels Gyulai den Rückzug der Franzosen bedrohen sollten. Daß mehr hätte geschehen können, daß man stärkere Truppenmassen, insbesondere Kavallerie hätte aufbieten müssen, ist gewiß. Ob und inwieweit bei dieser Versäumnis neben der natürlichen Erschöpfung von Mann und Roß und neben der Abspannung, die nach starken Anstrengungen der Willenskraft regelmäßig einzutreten pflegt, auch politische Erwägungen der österreichischen Staatsmänner mitgewirkt haben, ist nicht festgestellt. Doch ist weder der Gedanke abzuweisen, daß die Österreicher darauf bedacht waren, von nun an die eigenen Truppen möglichst zu schonen, noch auch der andere, daß sie eine völlige Zerreibung der französischen Macht kaum für wünschenswert hielten. Für Metternich erschien der „russische Koloß“ nicht minder bedrohlich als die französische Gefahr; ihm schwebte als Ziel die Herstellung eines Gleichgewichts der Staaten vor, in dem Frankreich und Rußland sich gegenseitig die Wage halten sollten. An einen Einzug in Paris, an den Sturz Napoleons dachte er nicht im geringsten. Die Anerbietungen, die dieser durch Merveldt hatte überbringen lassen, waren ja gewiß ungenügend gewesen — hatte er doch nicht einmal den Rheinbund und, was für die österreichische Politik fast noch wichtiger war, Italien preisgeben wollen; aber es war doch zu erwarten, daß er sich nunmehr, nach der vernichtenden Niederlage zu größeren Zugeständnissen bereit zeigen würde.

Anders Alexander, der ein schnelles Vordringen wünschte, anders auch Blücher und Gneisenau, die mit Yorks Leistungen wiederum wenig zufrieden waren. Der alte Gegensatz erwachte aufs neue: das Hauptquartier trieb zum Draufgehen an und verlangte stärkste Marschleistungen, um den Feind, der schon einen Vorsprung gewonnen hatte, zu erreichen; in Yorks Umgebung dagegen beklagte man sich über „sinnlose Wünsche“, „unbegreifliche Gleichgültigkeit des Armeekommandos gegen die durch Nachlässigkeit aufs höchste steigenden Fatiguen der Truppen“, „höchst mangelhafte Marschdispositionen“ und sprach von der „sonderbaren Bestimmung des Korps, der Spielball der strategischen Launen und Eitelkeiten des Blücherschen Generalstabes zu sein“. Die französische Armee nahm ihren Weg über Lützen, Weißenfels, Freiburg, Eckartsberga — hier berührte sie die Stätte des Sieges von Auerstedt —, Erfurt, Eisenach. Am 21. Oktober kam es bei Kösen zu einem heftigen Gefecht. Napoleon hatte Bertrand beauftragt, den Ort zu besetzen, um den Rückzug der Hauptarmee gegen einen Flankenangriff des Feindes von dieser Seite zu sichern. Nur mit großer Mühe vermochte Gyulai den Paß und

die wichtige Saalebrücke zu behaupten; jedenfalls erreichte der Feind seine Absicht, ein Vordringen von hier aus an diesem Tage zu verhindern. An demselben Tage griff York bei Freiburg den Feind an, um den Übergang über die Unstrut zu stören. Aber der Vorstoß wurde matt ausgeführt, kostete ziemlich viel Truppen und hatte doch kein Ergebnis. Auch die Hoffnung, bei Eisenach in dem Paß, der durch den Hörselberg einerseits, die Höhen des Thüringer Waldes andrerseits gebildet wird, den Marsch der Franzosen auf-



Nach einer Vorlage im Museum des Vereins zur Geschichte der Stadt Leipzig.

Ansicht des Ranstädter Tores in Leipzig am 20. Oktober 1813.

zuhalten, erfüllte sich nicht. Am 26. kamen Kavallerie und etwas Artillerie zum Gefecht, fügten dem Feinde aber nur unerheblichen Schaden zu.

Napoleon hatte versucht in dem Bulletin, das der französischen Nation das Unglück von Leipzig meldete, es so darzustellen, als sei allein die Sprengung der Elsterbrücke die Ursache der Niederlage. Aber er mußte doch zugeben, daß „die französische Armee nach so glänzenden Erfolgen ihre siegreiche Haltung verloren habe . . . sie kommt in Erfurt an, wie eine geschlagene Armee ankommen würde“. Erfurt hatte vor 5 Jahren den Imperator als Beherrscher des Kontinents gesehen; jetzt sah es ihn als Besiegten. Sich hier dem Feinde entgegenzustellen, wie Schwarzenberg angenommen hatte,

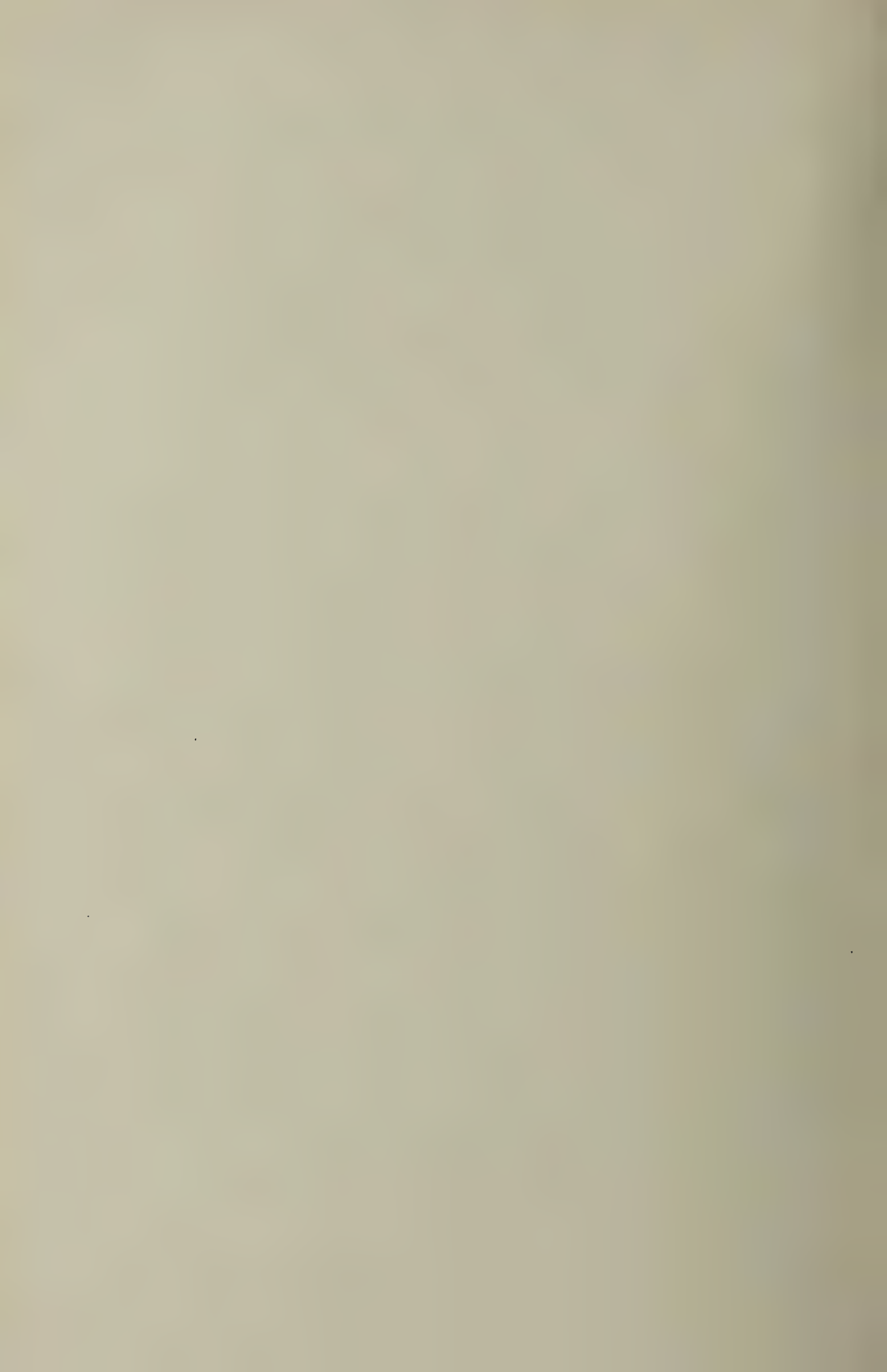
vermochte er nicht; in der Frühe des 25. zog er weiter. Inzwischen verschlechterte sich der Zustand seines Heeres von Tag zu Tage: die Kolonnen löſten sich auf; Tausende von Nachzüglern verließen die Armee, blieben liegen, zerstreuten sich in die Wälder und ließen sich von den Kosaken gefangen nehmen; „längs der Straße“, so lautet Müfflings Beschreibung, „lagen Leichen oder sterbende Menschen; die Gefangenen, die man einbrachte, trugen den Tod auf den Gesichtern“. Und noch waren die Gefahren nicht zu Ende. Ein bayrisch-österreichisches Heer unter Wrede drohte am unteren Main den Rückzug zu verlegen. Trotzdem setzte Napoleon den Marsch über Fulda auf Frankfurt fort. Schwarzenberg hatte angenommen, er werde, um einer Schlacht auszuweichen, über Hersfeld nach Gießen und dann die Lahn abwärts auf Koblenz marschieren; derselben Ansicht war Blücher und wurde in ihr durch unrichtige Meldungen bestärkt. So kam es, daß die Spur des Feindes verloren ging. Am 4. November kam Yorks Korps in der Gegend von Gießen an. Hier endlich durfte es, nachdem es seit dem 14. Oktober unaufhörlich marschiert war, einige Ruhetage genießen. Von Schwarzenbergs Armee, die vor Erfurt nur das Kleistsche Korps zurückgelassen hatte, waren indessen zwei Heersäulen über den Thüringer Wald, die dritte nördlich an ihm vorbei marschiert; sie erreichten am 30. Oktober das Tal der Werra. An demselben Tage mußte Napoleon noch einmal, ehe er den Rhein erreichte, das Glück der Schlacht versuchen.

Am 8. Oktober war Bayern auf die Seite der Verbündeten getreten. Napoleon wußte seit längerer Zeit, daß er auf diesen Staat nicht mehr zählen könne; „mit Redlichkeit“, wie Napoleon selbst anerkannte, hatte ihm König Max Joseph dargelegt, weshalb er dem Bündnis mit ihm nicht treu bleiben könne. Der Vertrag von Ried, den er mit Österreich abschloß, war für Bayern außerordentlich günstig: die volle Souveränität wurde ihm zugesichert, zugleich eine Entschädigung für die an Österreich zurückzugebenden Landesteile, die diesen gleichwertig sei und an die übrigen Besitzungen des Königs angrenze. Es war ein Vertrag, der helles Licht auf Österreichs Stellung zur Frage der deutschen Reichseinheit warf: wenn dem größten Rheinbundstaat die uneingeschränkte Souveränität zuerkannt wurde, was wurde dann aus dem von Stein und anderen heiß ersehnten deutschen Reiche! Aber die Gedanken der leitenden Männer Bayerns gingen höher: „es wäre ein prächtiger Gedanke“, schrieb damals der Minister Montgelas an Wrede, „den König von Bayern unversehens zum Haupt- und Mittelpunkt eines Südbundes von Deutschland zu machen. Das würde den Ruhm und Ein-



Gemalt von Horace Vernet. Gestochen von S. Cholet.

Die Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Oktober 1813.



fluß Seiner Majestät erhöhen, Ihnen selbst aber würde es die Kraft und die Mittel eines Tilly verleihen, in dessen Stellung ich Ew. Exzellenz so gern sähe." So trat denn Wrede, dessen Oberbefehl auch das österreichische Grenzkorps unterstellt wurde, und der nunmehr 52 000 Mann befehligte, zunächst Württemberg gegenüber im anmaßendsten Tone auf. König Friedrich wurde durch die Drohung des Einmarsches bayrischer Truppen, durch die völlige Ungewißheit, welche Absichten die Verbündeten ihm gegenüber hegten, in die übelste Lage versetzt und, was dem eigenwilligen, rücksichtslosen Fürsten sehr schwer ankam, in ziemlich demütigender Weise zum Abschluß einer Militärkonvention genötigt. In ähnlicher Weise wurden Baden und Hessen behandelt. Leider verlor Wrede indessen drei Tage mit der Belagerung von Würzburg. Erst am 26. Oktober brach er von dort auf, um seine Hauptaufgabe zu erfüllen und sich der fliehenden französischen Armee in den Weg zu legen. Er tat es ohne die nötige Vorsicht. Bis zum Beginn des Kampfes hielt er an der Vorstellung fest, daß er es nicht mit Napoleon selbst, sondern nur mit einem Teil seiner Armee zu tun habe. Nicht am



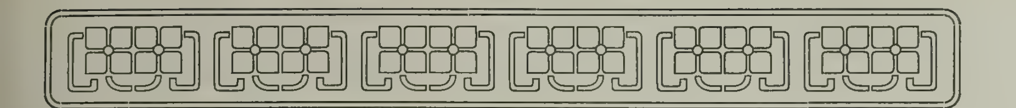
Nach einer Lithographie von Bürger im Körner-Museum zu Dresden.

Die von den verbündeten Truppen in Dresden eingeschlossenen Franzosen
kehren am 7. November 1813 nach dem letzten mißlungenen Versuche, sich durchzuschlagen, in die Stadt zurück.

Kinzigpaß bei Gelnhausen, der geeignetsten Stelle, um den Feind aufzuhalten, stellte er seine Armee auf, sondern bei Hanau, auf ungünstigstem Gelände. Er hatte etwa 30 000 Mann zur Stelle, Napoleon nur etwa 16 bis 17 000. Trotzdem griff ihn dieser am 30. Oktober, aus dem Lamboi-Walde hervorbrechend, an und warf ihn nach mehrstündigem Kampfe auf das linke Ufer der Kinzig zurück. Der Weg nach Frankfurt war frei. Am Tage darauf versuchte Wrede noch einmal den Rückzug des Feindes zu stören, wurde aber, als er an der Spitze seiner Truppenabteilung in die Stadt Hanau eindrang, schwer verwundet. Ungefährdet zog Napoleon durch Frankfurt hindurch und ging bei Mainz über den Rhein. Am 9. November war er in Paris.

Wenige Tage vorher waren die Kaiser von Rußland und Österreich in Frankfurt angelangt; um die Mitte November traf dort auch König Friedrich Wilhelm ein. Vor ihm bereits war Stein nach Frankfurt gekommen. Ihn hatten bisher die Geschäfte des Zentral-Verwaltungsrats in Leipzig zurückgehalten, denn dieser war nun wieder ins Leben getreten; vor allem Sachsen, ferner die Gebiete der bisherigen Großherzogtümer Berg und Frankfurt, soweit sie nicht früher preußisch oder kurhessisch gewesen waren, und einige kleinere Landesteile wurden Steins Verwaltung unterstellt. Verächtlich sah der Freiher auf die „Sündflut von Prinzen und Souveränen", die in der alten Kaiserstadt den Monarchen ihre Aufwartung machten, zur Stellung von Truppen für die Fortführung des Krieges verpflichtet, aber sonst glimpflich behandelt wurden. Eine wie gewaltige Stellung nahm dieser Mann jetzt in denselben Gebieten ein, in denen bis vor kurzem sein Name der eines Geächteten gewesen war! Keiner der anderen Staatsmänner war hoheitsvoller, keiner vertrat wie er rein deutsche Interessen; ist es zu verwundern, daß nach dem Kriege ein deutscher Staatsrechtslehrer von zurückgekehrten Offizieren gefragt worden ist, ob nach altem Reichsrecht Stein zum deutschen Kaiser gewählt werden könne!





Siebentes Kapitel.

Der Winterfeldzug 1814.

(Hierzu die Kartenskizze 16.)

Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländische Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.
Schenkendorf.

An den Fluten des Rheinstromes standen die Verbündeten; Gneisenaus Prophezeiung an seine Waffengenossen: wir werden noch Trauben am Rhein essen! hatte sich erfüllt. Die Grenze, die sich das französische Volk bereits in den Zeiten der Republik, durch den ersten Koalitionskrieg gewonnen hatte, war erreicht. Sollte man sich mit dem Erworbenen begnügen? Wer keinen Frieden Europas und keine Sicherheit des deutschen Vaterlandes für möglich hielt, wenn nicht Napoleon gestürzt ward, wer ein ehrenvolles Ende dieses Krieges nur in einer entschiedenen Demütigung Frankreichs sah, wer die altberühmten deutschen Städte links des Rheines, alte Heimat deutschen Wesens, jetzt für Deutschland wiedergewinnen wollte, mußte verlangen, daß man nicht am rechten Stromufer stehen blieb. Wieder erhob Arndt seine Stimme und machte sich zum Herold dieser Hoffnungen. Das Recht, die Politik, die Ehre, die deutsche Treue ließ er in seiner Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze" auftreten und zu seinen Volksgenossen reden: jetzt sei die Zeit gekommen, nicht nur das wiederzugewinnen, was in den letzten 20 Jahren verloren sei, sondern auch was einst Richelieu und Ludwig XIV. geraubt hätten. So spiegelten sich die Dinge in den Augen des patriotischen Dichters. Aber unter den Staatsmännern der Verbündeten war nur einer, der solche Gedanken vertrat, Stein; und unter den verbündeten Monarchen war ebenfalls nur einer, der die Fortführung des Krieges wünschte, der Kaiser Alexander. Seine Hoffnungen einer russischen Vorherrschaft über Europa,

insbesondere sein Plan einer Neuschöpfung Polens unter russischem Zepter konnten sich nur erfüllen, wenn Napoleon völlig niedergeworfen wurde; hatte er doch bereits in Bernadotte einen Nachfolger für ihn gefunden.

Ganz anders dachte der gewandteste Staatsmann der Verbündeten, der „Minister der Koalition“, Metternich. Wir wissen, daß für ihn von Anfang an die Sorge bestimmend gewesen war, die große Umwälzung könnte an Stelle der Vorherrschaft Frankreichs ein Übergewicht Rußlands setzen; daß er demzufolge sehr bereit war, in dem neu zu schaffenden Gleichgewicht der großen Mächte Frankreich auch ferner eine starke Stellung zu erhalten; daß deutsche Interessen nicht für ihn in Frage kamen, wie sie ja auch für Hardenberg und König Friedrich Wilhelm von untergeordneter Bedeutung waren. Was Metternich gewünscht hatte, war im wesentlichen erreicht: der Rheinbund war zerstört, Frankreich über den Rhein zurückgeworfen, Österreich durfte nicht nur die Rückgabe der verlorenen deutschen Gebiete, sondern zugleich eine starke Stellung in Italien erwarten. So wünschte er denn möglichst bald den Frieden abzuschließen. In Weimar war der am dortigen Hofe beglaubigte französische Gesandte St. Aignan gefangen genommen worden; ihn hatte er ausersehen, um Vorschläge an Napoleon gelangen zu lassen: den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen gedachte er ihm als natürliche Grenzen Frankreichs zuzugestehen. Er hatte für diese Gedanken schon vor der Ankunft in Frankfurt Lord Aberdeen gewonnen, den neuen englischen Gesandten, in dessen Heimatlande der Ruf nach Frieden und nach friedlicher Ausübung des Handels immer lauter erscholl. Aber auch Kaiser Alexander ließ sich bestimmen, der Anknüpfung von Unterhandlungen zuzustimmen; ihm stellte Metternich vor, daß Napoleon schwerlich Frieden schließen werde, daß man aber die im französischen Volke lebendige Friedensneigung benutzen müsse, um es innerlich von ihm loszureißen. Am 9. November erhielt St. Aignan zu Frankfurt seine endgültigen Aufträge. Hardenberg war nicht anwesend, scheint aber einverstanden gewesen zu sein. So waren Verhandlungen eingeleitet; der Krieg sollte allerdings auch nach Metternichs Meinung nach kurzer Ruhepause fortgesetzt werden, doch aber eben nur, um Napoleon die Notwendigkeit eines schnellen Friedensschlusses vor Augen zu führen.

Einer Ruhepause bedurften die Truppen allerdings in hohem Maße. Österreichische Offiziere klagten, daß ihre leichte Reiterei auf ein Drittel zusammengeschmolzen sei, daß Batterien nicht bedient werden könnten, weil man keine Kanoniere habe, daß die Zahl der Kranken übermäßig groß sei.

Noch schlimmer stand es bei den Preußen, insbesondere bei dem Yorkschen Korps. Vor drei Monaten hatte es 37700 Mann gezählt, jetzt waren es kaum 10000, von denen viele barfuß gingen, keine Mäntel hatten, leinene Hosen trugen. Von 104 Geschützen hatte man nur 42 an den Rhein gebracht, dabei nicht wenige mit zusammengebundenen Achsen und geflickten Rädern; selbst an Gewehren fehlte es, und wieder mußten alte englische Flinten aushelfen. Aber die Rücksicht auf die Truppen war es nicht allein, was die Operationen verzögerte. König Friedrich Wilhelm war überhaupt gegen den Einfall in Frankreich; er meinte, man müsse mit dem Erreichten zufrieden sein. Auch Schwarzenberg hatte starke Bedenken: er hat noch im Januar 1814 die Überschreitung des Rheines als den Regeln der Vorsicht widersprechend bezeichnet. War nicht ein Aufflammen des französischen Nationalgefühls zu befürchten, wie bei der Kampagne von 1792, auf deren unglücklichen Ausgang von allen ängstlichen Seelen hingewiesen wurde? War Frankreichs Nordostgrenze nicht verwahrt durch einen starrenden Festungsgürtel? Mußte man nicht mindestens, wie Duka und mit ihm Kaiser Franz meinte, sich zuerst durch regelrechte Belagerung der großen Grenzplätze versichern? Andrerseits, durfte man einem Gegner, wie Napoleon es war, Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln und neue Heere aufzustellen? Das schlesische Hauptquartier war, wie es bisher das vorwärtsdrängende gewesen war, so auch jetzt für schnelle Fortsetzung des Krieges. Gneisenau überreichte am 7. November eine Denkschrift, in der er vorschlug, daß die Blüchersche Armee nach Belgien einfiele und Holland erobere; indessen möge Schwarzenberg zwischen Mainz und Straßburg über den Rhein gehen und vielleicht auch einen Teil seiner Truppen nach Südwesten in die Franche Comté einrücken lassen. Dem gegenüber wünschten Radetzky und Schwarzenberg, daß die Hauptarmee nach Südwesten abmarschiere, um die Festungsreihe zu umgehen; sie wollten die Richtung auf Bern und Genf einschlagen und von dort nach Frankreich einbrechen, womöglich selbst mit Wellington in Verbindung treten, der dabei war, die Pyrenäen zu überschreiten. Schließlich hat auch Knesebeck den Feldzugsplan beeinflußt. Seiner Meinung nach war nicht der schlesischen Armee die Eroberung der Niederlande zuzuweisen, sondern Truppen der Nordarmee unter Bülow und Wintzingerode. Blücher müsse in der Gegend von Koblenz über den Rhein gehen, um die Unternehmungen der großen Armee in der Flanke zu decken; zugleich sollte die österreichische Armee, die in Italien stand, herangezogen werden. Für diesen Entwurf gelang es den Kaiser Alexander zu gewinnen; so ward er trotz heftigen

Widerspruchs Gneisenaus, der „durch Ärger und Stubenluft halb krank war", angenommen. Daß die Schweiz zum Ausgangspunkt für die Unternehmungen der Hauptarmee wurde, war ein Erfolg der Österreicher. Sie legten auf ihren Besitz nicht nur aus militärischen, sondern auch aus politischen Gründen großen Wert: von dort aus wünschten sie auf Italien zu wirken, dessen Beherrschung eine der wichtigsten Sorgen ihrer Politik war; sie wünschten zugleich auf die Schweiz selbst Einfluß zu gewinnen, die demokratische, nach französischem Vorbilde geschaffene Verfassung zu stürzen und den alten Geschlechtern, die vor der Revolution die Regierung geführt hatten, wieder zur Herrschaft zu verhelfen.

So wurden nun langsam die Truppen Schwarzenbergs den Rhein aufwärts nach Süden geschoben, während Blüchers Soldaten nach Gneisenaus Ausdruck „Mainz anstaunten"; die Regimenter wurden einigermaßen vervollständigt und, soweit möglich, neu ausgerüstet; in den bisherigen Rheinbundstaaten wurden neue Heeresteile aufgestellt. Aber etwas Ernsthaftes geschah vor der Hand nicht: die Beratungen dauerten fort, „die Diplomatie fesselte die Kriegsoperationen"; man erwartete Napoleons Antwort auf die ihm gemachten Friedensanträge. Am 23. November traf sie ein und sie besagte wenig genug. Einem Friedenskongreß stimmte der Kaiser zu; aber über die Grenzen, die man ihm vorgeschlagen hatte, ließ er nichts verlauten. So war denn anzunehmen, daß er noch nicht bereit war nachzugeben; auch die Anhänger des Friedens mußten einsehen, daß man vorwärts mußte. Zu Anfang Dezember erließen die verbündeten Mächte ein Manifest, das die Bewohner Frankreichs über ihre Absichten in diesem Kriege aufklären sollte: nicht gegen Frankreich kämpfe man, sondern gegen die Übermacht, die Napoleon so lange ausgeübt habe; das Ziel sei nichts als ein gerechtes Gleichgewicht der Völker; Frankreich solle auch ferner eine Ausdehnung behalten, wie es sie unter seinen Königen nie gekannt habe. Ob es berechtigt war, zwischen Napoleon und dem Volke der Franzosen zu unterscheiden, ob man Anlaß hatte, eine solche Veröffentlichung mit Schmeicheleien gegen diese „ritterliche Nation" auszustatten, war gewiß zweifelhaft; nach soviel Leiden, soviel Siegen eine so schwächliche Sprache! Aber wenigstens war hier nicht mehr von der Rheingrenze die Rede; darauf hatten u. a. die Engländer hingewirkt, die keinesfalls wünschten, daß die Niederlande zum Teil bei Frankreich blieben. Kaum war übrigens das Manifest erlassen, als ein neues Schriftstück von französischer Seite anlangte; Napoleon ließ durch seinen Minister Caulaincourt erklären, daß er unter gewissen Bedingungen die bezeichneten Grundlagen

für die Verhandlung annehme. „Man kann mit Recht auf ein baldiges glückliches Ende zählen", schrieb Metternich nach Wien; Napoleon schien ihm „tief gesunken".

Aber die kriegerischen Unternehmungen sollten zur Unterstützung der Verhandlungen ihren Fortgang nehmen; die große Armee machte sich anheischig, die Schweiz zu besetzen. Zwar hatte sich Alexander plötzlich für die Neutralität dieses Landes verwandt; er stand dabei wohl unter dem Einfluß seines früheren Lehrers, des Schweizers Laharpe, von dem er einst die Grundsätze des westeuropäischen Liberalismus vernommen hatte. Gewiß ließ sich gegen den Einspruch des Zaren vieles einwenden: noch vor kurzem hatte die Schweiz Napoleon Rekruten gestellt und konnte nicht erwarten, anders behandelt zu werden als die Rheinbundstaaten; hatten sich die Verbündeten aber einmal dafür entschieden, für den Marsch nach Paris den Umweg über Basel zu wählen, so mußten sie sich notwendigerweise der Schweiz militärisch versichern. Jedenfalls entschloß sich Metternich, auf Alexanders Wunsch, so entschieden er auch geäußert war, keine Rücksicht zu nehmen. Am 9. Dezember hatte Schwarzenberg Frankfurt verlassen; am 21. gingen die österreichischen Truppen, nachdem die Schweizer abgezogen waren, bei und oberhalb Basel über den Rhein. Am Tage darauf erfuhr der Zar in Freiburg, wohin das Hauptquartier verlegt war, die vollendete Tatsache; er nahm sie hin, in dem bitteren Gefühl, daß man unehrlich gegen ihn verfahren sei. Bern, Genf, die Jurapässe wurden besetzt. Die Marschrichtung ging über Belfort und Besançon nach dem Plateau von Langres. Auf dieser Hochebene, die freilich nur 500 m hoch ist, und in ihrer Nachbarschaft entspringen außer der nach Süden fließenden Saone die Maas, die Marne, die Aube und die Seine; von dort vermochte die Armee, den Flußtälern folgend, in die Ebene hinabzusteigen; jene Landschaft erschien als die Beherrscherin dreier großer Stromgebiete, als der Schlüssel Frankreichs. Es war ein seltsamer Rückfall in die militärischen Theorien des 18. Jahrhunderts, wenn man der Besetzung dieses Plateaus soviel Wert beilegte; aber er entsprach dem Geiste ängstlicher, methodischer Vorsicht, in dem Schwarzenberg die Armee leitete. Am 18. Januar 1814 wurde Langres besetzt, das Marschall Mortier mit seiner geringen Truppenmacht nicht hatte halten können, 28 Tage hatte man gebraucht, um eine Strecke von 200 km zurückzulegen. Auch Alexander trug in seiner Weise zur Verzögerung der Unternehmungen bei. Er hatte den Wunsch, seine Garden am russischen Neujahrstage über den Rhein zu führen, sowie er sie vor Jahresfrist am Neujahrstage über

den Njemen geführt hatte; und so betraten sie erst am 13. Januar das andre Ufer.

Während so die Hauptarmee nach langem Bedenken und unter vielen Schwierigkeiten endlich wieder in Tätigkeit trat, hatte bereits im November die Nordarmee die Eroberung Hollands begonnen; allerdings nicht unter dem Oberbefehl Bernadottes, der sich vielmehr mit seinen Schweden gegen Dänemark gewandt hatte und es im Kieler Frieden, der im Januar 1814 abgeschlossen wurde, zur Abtretung Norwegens zwang. Bereits am 12. November ging eine kleine russische Abteilung über die holländische Grenze; zwei Tage nachher brach in Amsterdam eine Volkserhebung aus. Am 23. rückte Bülow mit seinem Korps in Holland ein; wenige Tage darauf erstürmten seine wackeren Truppen in zweistündigem Kampfe die Festung Arnheim, von den freudig erregten Einwohnern mit dem Rufe Oranje boven empfangen. Dann ging es weiter in das Land hinein. Der Prinz von Oranien kam zur See aus England herüber und übernahm die Regierung; bald nachher landete ein englisches Korps. „Es ist mir unmöglich", schrieb Boyen, „die lärmende Freude zu schildern, die jetzt durch ganz Holland über die neue Veränderung tönt, wir sind aus dem Wagen gehoben, auf den Straßen getragen worden, man hat unsere Kleider als Reliquien berührt." Es war ein Enthusiasmus, der sich freilich mehr in Worten als in Taten äußerte; die Volksbewaffnung ging langsam vor sich, auch der neue Erbstatthalter tat weniger, als die Preußen erwarten durften. Aber sie gingen doch weiter vor; um die Mitte des Dezember standen sie südlich des Waals.

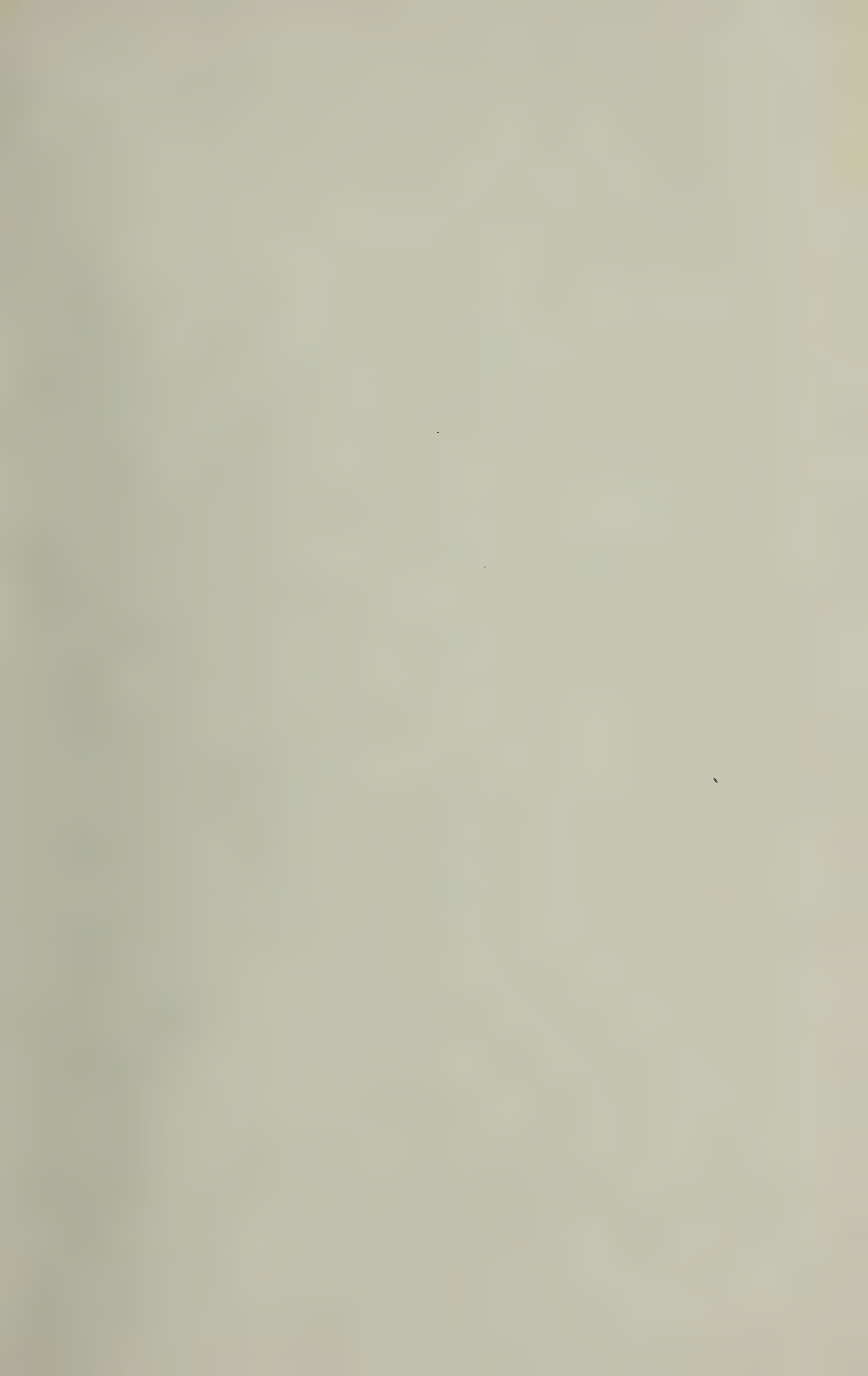
Und nun schlug endlich auch der schlesischen Armee die Stunde des Vorrückens. „Ich wünsche nichts mehr," schrieb Blücher am 23. Dezember an Schwarzenberg, „als daß die Operationen der großen Armee bald soweit vorgeschritten sind, daß auch die schlesische anfangen kann". Am zweiten Weihnachtsfeiertage gab er seine Dispositionen aus: bei Caub sollte York übergehen, nach ihm der größere Teil des Korps Langeron; mit dem kleineren sollte St. Priest an der Lahnmündung den Rhein überschreiten, bei Mannheim Sacken. Da man nicht wußte, wie stark der Feind am jenseitigen Ufer sei, war größte Heimlichkeit geboten. Am 31. Dezember erreichten die Regimenter Yorks die Dörfer, die von Caub und St. Goarshausen landeinwärts liegen; die Brigade Hünerbein wurde nach Caub selbst gelegt. Kurz nach Mitternacht begann mit russischen Pontons der Bau der Brücke, zunächst bis zur Pfalz; einige Geschütze

wurden aufgefahren, eine Kompagnie Jäger flußaufwärts an den schmalsten Stellen des Flusses aufgestellt, um das andere Ufer beschießen zu können. Die Nacht war kalt und klar, der Rhein trieb leicht mit Eis. Um halb 3 Uhr stiegen 200 Mann von den Brandenburger Füsilieren in Kähne und fuhren über den Strom; als sie drüben ankamen, brachen sie trotz des Verbotes in ein hallendes Hurra aus. Jetzt fielen einige Schüsse aus dem nahen Zollhäuschen, taten aber wenig Schaden. Der Feind hatte keine größeren Streitkräfte zur Hand; kleinere Abteilungen, die von Oberwesel und Bacharach herbeikamen, ergriffen die Flucht. „Der herrlichste Geist waltet unter den Truppen", sagt Gneisenau, „sie wetteiferten, wer sich zuerst in die Fahrzeuge werfen sollte". Und ebenso Müffling: „In unserer Armee ist ein ganz herrlicher Geist; selbst in den russischen Körpern (Korps) fängt an so ein Ding zu kribbeln, was am Ende Enthusiasmus, wenigstens militärischer, werden könnte." Die Höhen des Talrandes wurden besetzt, die meisten Ortschaften genommen. Die Brücke konnte erst am 2. Januar fertig gestellt werden. Sobald sein Korps hinüber war, wandte sich York nach Kreuznach; Sacken, der an der bestimmten Stelle unter den Augen des Königs von Preußen über den Strom gegangen war, marschierte auf Kaiserslautern.

Während Langeron mit dem größten Teil seines Korps zurückblieb, um Mainz einzuschließen, gingen York und Sacken vorwärts. Dem Marschall Marmont, der ihnen gegenüberstand, bei Kaiserslautern den Weg zu verlegen gelang nicht; er entzog sich der drohenden Umgehung und führte seine schwachen Truppen nach Metz zurück. Bei Metz blieb York zurück, um diese Festung sowie Diedenhofen, Luxemburg und Saarlouis zu beobachten; mit Sackens Korps marschierte Blücher nach Südwesten weiter. Am 17. Januar zog er in Nancy ein. Vorwärts! blieb die Losung seines Hauptquartiers. Eine Schlacht, meinte Gneisenau, werde man noch liefern müssen; aber sie werde weder blutig noch gefährlich sein: „die Zusammensetzung der feindlichen Truppen ist zu schlecht. Das ganze System unserer Feinde ist wurmstichig". Wie er an Stein schrieb, zitterte er vor Furcht, daß man sich von Friedensanerbietungen Napoleons täuschen lassen könne; daß die Armeen samt und sonders „konzentrisch die Völkerwanderung auf Paris antreten" müßten, war ihm selbstverständlich. Wie die Mosel, so wurden Maas und Marne überschritten. Am 28. stand Blücher an der Aube, unweit Brienne, wo Napoleon einst die Kriegsschule besucht hatte. In der bestimmten Absicht, die große Armee mit sich fortzureißen, hatte er sich vor sie geschoben, zum großen Verdruß Schwarzen-

bergs, der sich solch ungestümes Drängen nur aus Eitelkeit, Ruhmsucht oder noch niedrigeren Beweggründen erklären konnte. „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben", so schrieb er seiner Frau, „mit einer so wahrhaft kindischen Wut nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne die Hauptstraße von Châlons nach Nancy mit einem bedeutenden Korps zu decken, laufen sie wie toll bis Brienne; ohne sich um ihren Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal, das ist doch zu armselig in diesem so wichtigen Momente."

Napoleon hatte schon vor der Leipziger Schlacht eine Aushebung angeordnet; nicht weniger als 280 000 Mann hatte er von seinem Volke gefordert und, als die Zahl der Rekruten weit hinter der Erwartung zurückblieb, am 15. November eine neue Konskription von 300 000 Mann befohlen. Aber widerwillig nur folgten die Gerufenen der Fahne; die Begeisterung war erloschen, und das Manifest der Verbündeten tat seine Wirkung und steigerte die vorhandene Friedensneigung. „Die Proklamationen der Verbündeten tun uns mehr Schaden als ihre Waffen", bekannte Caulaincourt. Im gesetzgebenden Körper, dem napoleonischen Scheinparlament, ließen sich Stimmen vernehmen, die sich bisher nie hervorgewagt hatten: „seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal jährlich wie Getreide . . . es ist Zeit, daß der Vorwurf gegen Frankreich schweige, als wolle es in der ganzen Welt verheerende Brandfackeln umhertragen". In leidenschaftlicher Wut schloß der Imperator die Sitzungen der Versammlung; vous êtes vendus à l'Angleterre, herrschte er ihren Vertretern zu. Gleichzeitig suchte er etwas wie einen Volkskrieg in den bedrohten Grenzprovinzen zu entzünden: er befahl eine levée en masse, die Einsetzung von Ortsausschüssen für die Volksbewaffnung, die Bildung von Freikorps. Aber alles ging schlecht von statten; manche Behörden rieten sogar aus Furcht vor Ruhestörungen davon ab, die Menge zu bewaffnen. Der Kaiser konnte sich den Ernst der Lage nicht verhehlen: seinem Bruder Joseph sagte er, er werde froh sein, wenn er sich beim Friedensschluß das Gebiet des alten Frankreich erhalten könne. Den Verbündeten kam er noch weiter entgegen: zum freudigen Erstaunen Metternichs bat Caulaincourt durch ein Schreiben vom 6. Januar um Pässe, um sich zum Zwecke von Friedensunterhandlungen in das Hauptquartier der Verbündeten begeben zu können. Inzwischen tat





Gemalt von W. Camphausen.

Blüchers Übergang über den



In Kupfer gestochen von Fritz Dinger.

…hein bei Caub, 1. Januar 1814.



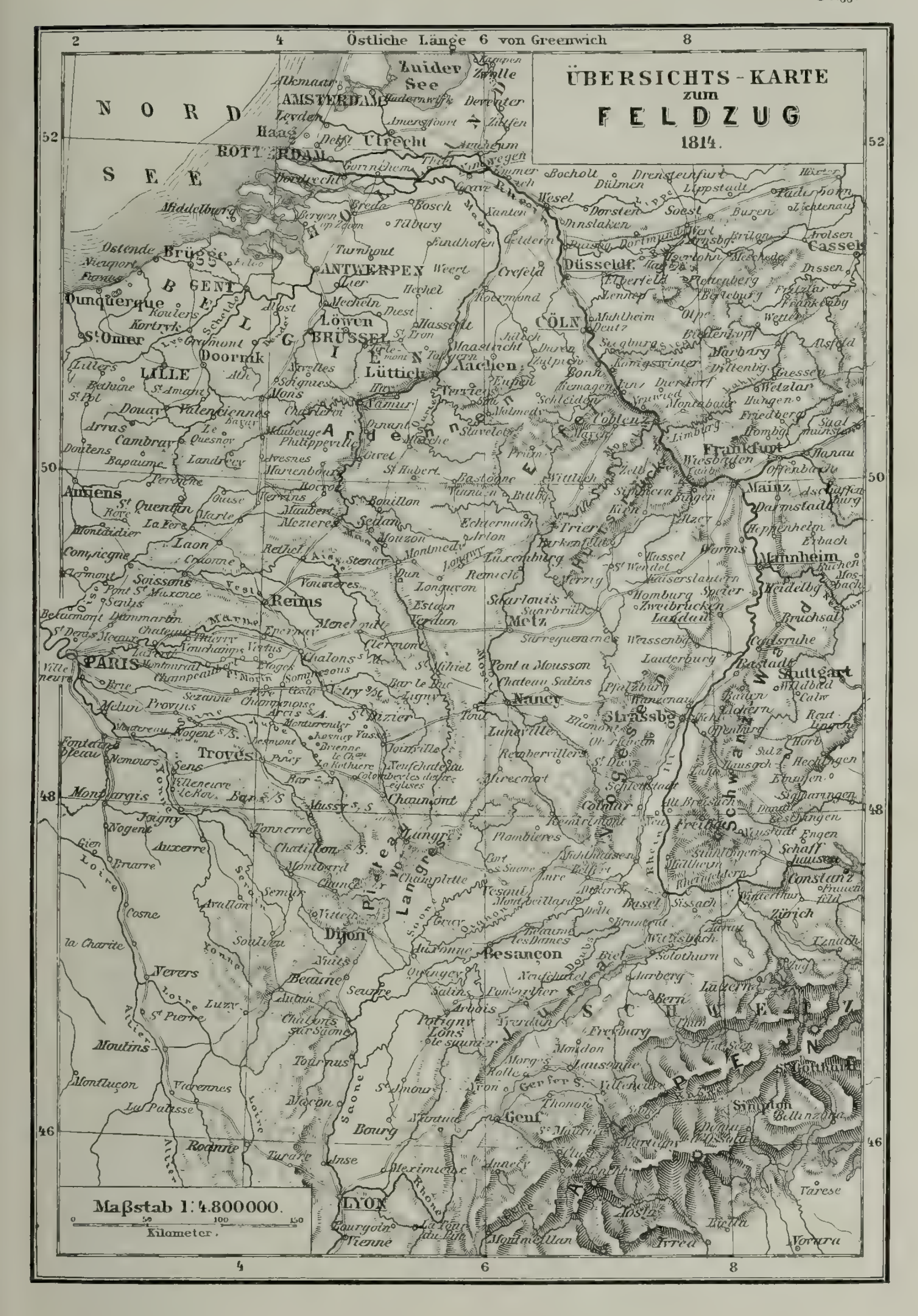
Napoleon alles, um die Rüstungen zu beschleunigen. Aber das Ergebnis war nicht bedeutend. 120 000 Mann hoffte er im Februar den Verbündeten gegenüberzustellen, mehr nicht! Und dies waren zum größten Teile junge Truppen; seine Veteranen waren gefallen, gefangen oder in deutschen und polnischen Festungen eingeschlossen. Noch hatte zwar Eugen Beauharnais eine Armee von 40 000 Mann in Italien verfügbar; aber wer wußte, welches sein Schicksal sein würde, zumal Murat seinen Schwager treulos verlassen hatte und sich anheischig machte, zugleich mit den Österreichern den Vizekönig anzugreifen.

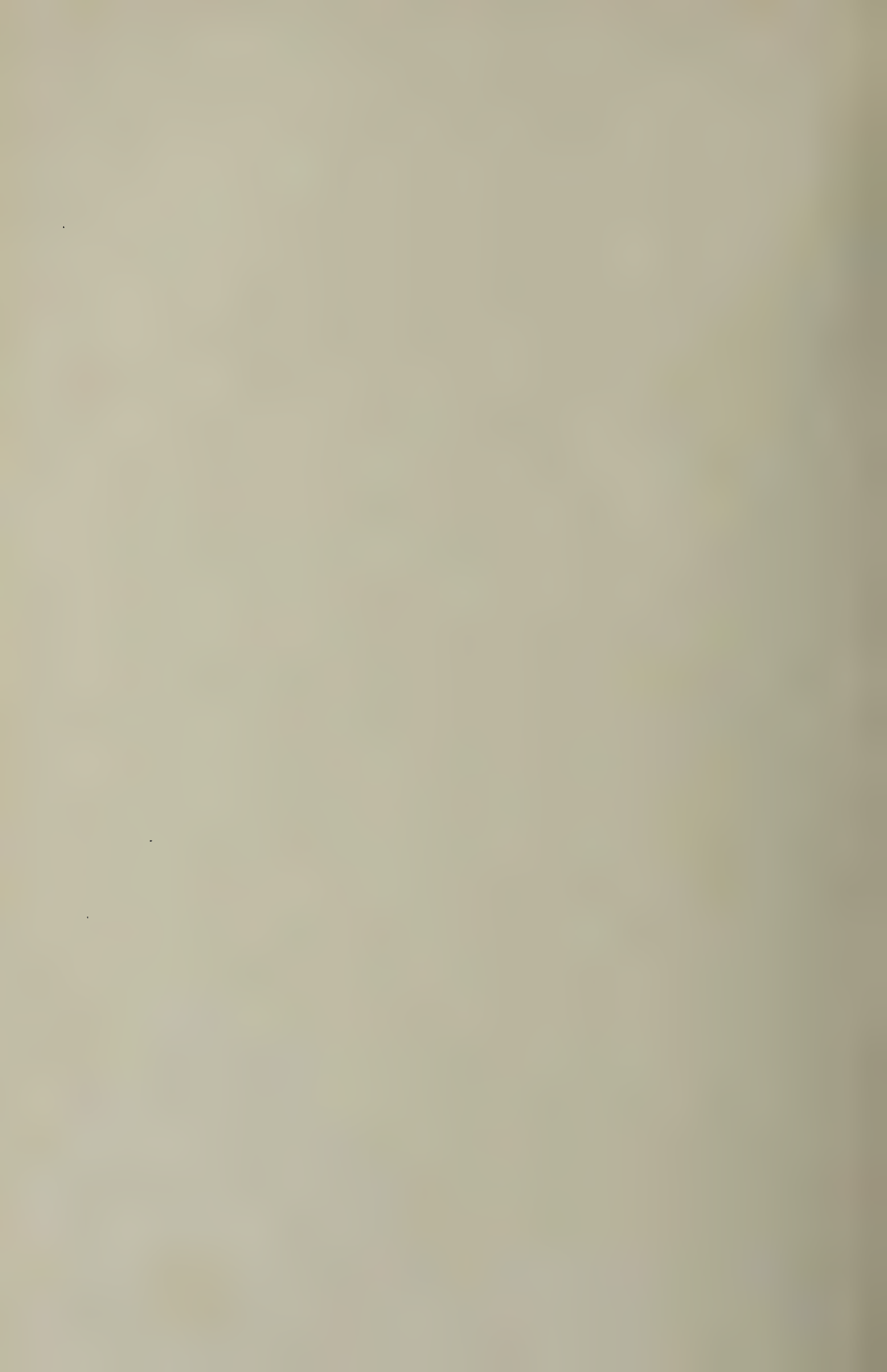
Demgegenüber hatten die Verbündeten nicht weniger als 329 000 Mann in Frankreich stehen. Schwarzenberg hatte unter seinem Oberbefehl 200 000 Mann, die Österreicher, die Russen Wittgensteins, die russisch-preußischen Garden, ein bayrisch-österreichisches Korps unter Wrede, die Württemberger unter ihrem Kronprinzen. Blücher führte 82 000; auch Yorks Korps war wieder bis auf 21 000 Mann angewachsen. Bülow befehligte 30 000, Wintzingerode, der jetzt bei Düsseldorf ebenfalls den Rhein überschritten hatte, 17 000 Mann. Dazu standen bedeutende Verstärkungen in Aussicht, bestimmt, teils zur Feldarmee zu stoßen, teils die Einschließung der Festungen zu übernehmen und dadurch die bisher damit betrauten Teile der Feldarmee für den Vormarsch frei zu machen. Kleist, der bisher vor Erfurt gelegen hatte, war angewiesen, sich mit 20 000 Mann dem Blücherschen Heere anzuschließen; außerdem wurde die Aufstellung mehrerer „deutschen Korps“ betrieben, in denen die Truppen der bisherigen Rheinbundstaaten vereinigt werden sollten. So waren die Verbündeten im Besitze einer gewaltigen Übermacht; wenn sie im Sinne Gneisenaus vorgingen, so war es sicher, daß sie den Feind erdrücken würden. Aber vergeblich versuchte Alexander, auf den Gneisenau und Stein im Sinne eines kräftigen Vorwärtsgehens einwirkten, und der vor den übrigen Monarchen in Langres angelangt war, Schwarzenberg für eine solche Heerführung zu gewinnen. Von Knesebeck mit allen Gründen einer überholten militärischen Theorie unterstützt, äußerte der Oberfeldherr schwere Bedenken dagegen, daß man Napoleon zum Verzweiflungskampfe triebe und einen Kampf begönne, dessen Folgen sich nicht berechnen ließen; „hier sollten wir Frieden machen“, das war seine Ansicht.

Derselben Meinung war aus Gründen der Politik Metternich. Ihm hatten sich in eben jenen Tagen die Pläne des Zaren enthüllt, an Napoleons Stelle den Kronprinzen von Schweden auf den Thron von Frankreich zu erheben, und es war selbstverständlich, daß er sich ihnen mit aller Macht ent-

gegensetzte: war doch zu befürchten, daß ein solcher Herrscher sich eng an Alexander anschließen und dessen Vormachtsbestrebungen dadurch ihrer Verwirklichung näher geführt würden. Dazu das andauernde Schweigen des Zaren über das Schicksal Polens; selbst Galizien, so erzählte man sich, beanspruche er für das neu zu errichtende polnische Königreich; das Elsaß wolle er von Frankreich losreißen, um es Österreich zur Entschädigung für die Länder nördlich der Karpathen anzubieten. Es begannen Intrigen, ein Streit der Parteien, der einen Augenblick den Fortbestand des Bundes zu gefährden drohte; „nichts Widrigeres gibt es für einen Mann, der etwas Herz hat", schrieb damals der Österreicher Graf Stadion, „als das Innere eines politischen Hauptquartiers". Metternich gewann für seine Anschauungen den englischen Minister des Auswärtigen, Lord Castlereagh, der vor kurzem im Hauptquartier angekommen war; Hardenberg stand ebenfalls auf seiner Seite, zumal seit ihm Metternich Zugeständnisse über die Einverleibung Sachsens an Preußen gemacht hatte; Friedrich Wilhelm dagegen war zwar, wie wir wissen, längst der Beendigung des Krieges geneigt, glaubte sich aber durch die Gebote der Dankbarkeit und Treue verpflichtet, bei Alexander auszuhalten. Selbst Alexanders Minister Nesselrode war kein Freund der Pläne seines Herrschers. Dafür unterstützte ihn Stein, der zwar die Begünstigung Bernadottes, des „pfiffigen Gaskoniers", für verhängnisvoll erachtete, aber dem Sturz Napoleons von ganzem Herzen zustimmte; ebenso Pozzo di Borgo, der Korse in russischen Diensten, seines großen Landsmanns leidenschaftlicher Gegner, und Laharpe. Alexander weigerte sich zu neuen Friedensunterhandlungen mit Napoleon seine Zustimmung zu geben; er erklärte, daß er auch ohne die Österreicher mit seinen Truppen vorwärts gehen werde. Metternich erwiderte, dann werde Österreich aus dem Bunde ausscheiden. Doch kam es nicht zum Bruche; man einigte sich, indem beide Parteien in etwas nachgaben. Alexander gab zu, daß in Châtillon an der Seine, wohin Caulaincourt bereits vorher durch Metternich eingeladen worden war, Vertreter der Mächte zu Verhandlungen zusammentraten. Auch Bernadottes Kandidatur ließ er fallen; es ward festgestellt, daß man sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht einmischen wolle. Dafür gestand Metternich zu, daß die kriegerischen Unternehmungen, allerdings „mit schuldiger Rücksicht auf militärische Klugheit", ihren Fortgang nehmen sollten. Als Grundlage des Friedens wollte man die Grenzen anbieten, die Frankreich 1792 gehabt habe.

Wenige Tage, nachdem die Entscheidung der Mächte zwar für Friedensverhandlungen, aber zugleich für Fortsetzung des Krieges gefallen war, er-


ÜBERSICHTS-KARTE
zum
FELDZUG
1814.
Östliche Länge 6 von Greenwich
2
4
8
52
50
48
46
NORD
SEE
Zuider See
AMSTERDAM
Utrecht
Haag
ROTTERDAM
Middelburg
Brügge
GENT
Dunquerque
S.t Omer
LILLE
Doornik
Löwen
BRÜSSEL
ANTWERPEN
Lüttich
Aachen
Maastricht
Namur
Valenciennes
Mons
Cambray
Arras
Douay
Amiens
St. Quentin
Laon
Soissons
Reims
Rethel
Sedan
Mezieres
PARIS
Meaux
Epernay
Chalons s. M.
Vitry
St. Dizier
Brienne
Arcis s. A.
Troyes
Nogent s. S.
Sens
Montereau
Provins
Sezanne
Montmirail
Champaubert
Bar s. A.
Bar s. S.
Chaumont
Langres
Dijon
Auxerre
Nevers
Moulins
Besançon
Vesoul
Verdun
Metz
Nancy
Toul
Luneville
Strassbg.
Colmar
Basel
Freiburg
Coblenz
CÖLN
Düsseldf.
Wesel
Frankfurt
Mainz
Darmstadt
Mannheim
Heidelbg.
Karlsruhe
Stuttgart
Trier
Luxemburg
Saarlouis
Landau
Worms
Cassel
Marburg
Giessen
Wetzlar
Bern
Zürich
Constanz
Schaffhausen
Lausanne
Genf
Bourg
Macon
LYON
Vienne
Roanne
Ardennen
Vogesen
Schwarzwald
Plateau von Langres
Jura
SCHWEIZ
ALPEN
Maßstab 1 : 4.800000.
0
50
100
150
Kilometer.



klangen die Waffen von neuem und wurde ein Erfolg errungen, der ein nahes Ende des Krieges zu verheißen schien. Wir erinnern uns, wie kühn Blücher an den in seiner rechten Flanke stehenden feindlichen Korps vorüber vom Marnetal nach der Aube marschiert war, um sich an die Spitze der großen Armee zu setzen. Er hatte nur das Korps Sacken bei sich, dazu von dem Langeronschen Korps die Abteilung des Generals Olsufiew und die Avantgarde Wittgensteins, die Pahlen befehligte, zusammen etwa 30 000 Mann. Inzwischen war Napoleon selbst, nachdem er seinem Bruder Joseph den Oberbefehl in Paris übergeben hatte, in Châlons bei seinen Truppen angekommen. Er verfügte allerdings nur über wenig mehr als 40 000 Mann; Macdonald, der 10 000 Mann hatte, stand noch nördlich der Marne, Mortier mit 20 000 in der Gegend von Troyes. Aber der Kaiser hatte die bestimmte Absicht, den Feind anzugreifen. Als er erfuhr, daß Blücher nach Brienne gezogen sei, schob er sich ihm in den Rücken. „Wenn Blücher stand hält, könnte es morgen bei Brienne eine Schlacht geben", schrieb er am 28. Januar. Und so kam es auch. Sacken war zum Teil bereits über Brienne hinausmarschiert; als der Feind herankam, rief Blücher dessen Korps wieder zurück, während Olsufiew die Stadt Brienne verteidigte. Man focht mit verkehrter Front: die Franzosen nach Westen, die Russen nach Osten gerichtet Der Feind vermochte Sacken nicht zu hindern, nach Brienne zurückzugehen; die in die Stadt eingedrungene französische Infanterie wurde wieder hinausgetrieben; ein Angriff der russischen Kavallerie verlief durchaus glücklich. Da gelang es einer feindlichen Abteilung, durch eine Umgehung das Schloß zu nehmen, das sich hinter der Stadt auf der Höhe erhebt; fast wären Blücher und Gneisenau, die von oben her den Kampf beobachteten, in Gefangenschaft geraten. Auch in die Stadt drangen von neuem feindliche Truppen ein. Durch einen noch um 10 Uhr abends unternommenen Angriff wurde diese zwar wiedergewonnen, aber Blücher hielt es doch für richtig, auf die südostwärts gelegenen Höhen von Trannes zurückzugehen. Er war mit dem Ergebnis des Gefechts, das jedem Teile etwa 3000 Mann gekostet hatte, durchaus zufrieden: dem Kaiser Napoleon, dem er in dieser Schlacht zum ersten Male unmittelbar gegenübergestanden hatte, war sein Plan, ihn in der Vereinzelung zu schlagen, nicht geglückt; die schlesische Armee stand in nächster Verbindung mit der des Fürsten Schwarzenberg.

Napoleon war zu schwach, um Blücher anzugreifen; trotzdem blieb er in scheinbarer Unentschlossenheit zwei Tage bei Brienne stehen. Die Möglichkeit ergab sich, ihn durch einen umfassenden Angriff der verbündeten

Armeen mit Übermacht zu erdrücken. Aber einen solchen Gedanken schlossen ebenso die militärische Vorsicht des Fürsten Schwarzenberg wie politische Bedenken Metternichs aus; eine entschiedene Niederlage Napoleons konnte ja nur dazu beitragen, die Wünsche Alexanders zu unterstützen, und mußte also vermieden werden. Um nun doch etwas zu tun, um das Drängen des Zaren und Blüchers einigermaßen zu befriedigen, ward ein merkwürdiger Ausweg gefunden: Blüchers Armee wurde durch einen Teil der Hauptarmee verstärkt, um den Feind anzugreifen, um, wie Clausewitz es bezeichnet hat, „dem einen Teil des Heeres mit dem anderen das Schauspiel einer Schlacht zu geben". Das österreichische Korps Gyulai, 12000 Mann, und 14000 Württemberger unter ihrem Kronprinzen wurden für die Teilnahme am Kampfe bestimmt; von großer Bedeutung war es, daß außerdem Wrede mit seinem 26 000 Mann starken bayerisch-österreichischen Korps nach eigenem Entschluß in die Schlacht eingriff. 79 000 Mann kämpften gegen etwa 45 000 Franzosen; es hätten allerdings 128 000 sein können. Von den Preußen haben nur wenige hundert mitgefochten.

Kurz nach Mittag am 1. Februar begann Blücher den Angriff; wohl um das Herankommen der Württemberger und Wredes abzuwarten, hatte er solange gewartet. Die Stellung des Feindes verlief hakenförmig, von dem Ufer der Aube östlich über La Rothière bis zu dem Dorfe La Giberie, dann nördlich. Die Russen Sackens und Olsufiews gingen von Trannes auf La Rothière vor; die Württemberger wandten sich durch ein schwieriges Wald- und Sumpfgelände gegen La Giberie und nahmen es in heftigem, tapferem Kampfe; nördlich von ihnen erschien um 4 Uhr nachmittag Wrede, erstürmte das Dorf Chaumesnil und behauptete es, obwohl Napoleon selbst die größten Anstrengungen machte, um es wieder zu nehmen. Inzwischen drangen die Russen unter den Augen des Marschalls Vorwärts selbst in das brennende La Rothière ein und trieben den Feind hinaus. Schneesturm herrschte fast während der ganzen Schlacht, benahm die Aussicht und erschwerte das Vordringen; der Boden war aufgeweicht, und nur mit großer Mühe konnte man die Geschütze vorwärts bringen. Trotzdem ward der Feind allenthalben geschlagen. Um 9 Uhr abends ordnete Napoleon den Rückzug an, der auf das linke Ufer der Aube hinüberführen sollte. Beide Heere hatten etwa 6000 Mann eingebüßt.

Eine tatkräftige Verfolgung fand nicht statt, da es an frischen Truppen fehlte; standen doch infolge der Anordnungen Schwarzenbergs die am Kampfe nicht beteiligten Korps so weit zurück, daß sie auch jetzt nicht

verwendet werden konnten. Trotzdem war die Schlacht von La Rothière ein Sieg. Auch Metternich war es zweifelhaft, ob sich Napoleon jetzt noch werde in der Regierung behaupten können: „Paris wird entscheiden", meinte er, „mit wem wir Frieden machen können". „Wir haben die vorletzten Kräfte des Feindes zerstört; die letzten sollen auch bald vernichtet sein", schrieb Gneisenau an Stein. Man erwartete, daß Blücher bald vor der feindlichen Hauptstadt stehen werde, und Alexander glaubte ihm bereits die Weisung geben zu sollen, nicht vor ihm und Friedrich Wilhelm in Paris einzuziehen. Napoleon selbst suchte zwar in seinen Berichten die Bedeutung der Schlacht zu verschleiern: „Den ganzen Abend hat eine große Kanonade stattgefunden, und einige unerwartete Begegnungen haben uns einige Geschütze gekostet", ließ er Macdonald melden. In der Tat war er sehr betroffen. Nur von baldigem Friedensschluß erwartete er etwas. Am 5. Februar befahl er, an Caulaincourt nach Châtillon sur Seine, wo sich jetzt die Abgeordneten der Verbündeten zum Friedenskongreß einfanden, zu schreiben, er gebe ihm carte blanche, „um die Verhandlungen zu einem guten Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, auf der die letzten Hoffnungen der Nation beruhen".

Unter diesen Umständen war es von entscheidender Wichtigkeit, daß im Hauptquartier der Verbündeten beschlossen wurde, die eben erst vereinigte Armee wieder zu trennen. Verpflegungsschwierigkeiten mußten dies begründen. Und in der Tat waren sie auf das äußerste gestiegen; das Land war arm und hatte bereits mehrere Wochen lang Hunderttausende ernähren müssen; Plünderung war nicht ausgeblieben, zumal seitens der Kosaken, die unglaublich hausten, und über deren Ausschreitungen Preußen und Österreicher gleichmäßig klagten. Aber auch andere Erwägungen sprachen für eine Trennung: Schwarzenberg und die übrigen Zauderer im Hauptquartier konnten nicht wünschen, einen so unbequemen Mahner zum Vorwärtsgehen wie Blücher in ihrer Nähe zu haben; Blücher andrerseits wurde freier in seinen Bewegungen, wenn er selbständig operierte. So wurde beschlossen, daß er nach Châlons marschieren, sich mit Kleist, York und Langeron vereinigen und die Marne abwärts gegen Paris ziehen sollte; die Hauptarmee würde über Troyes, an der Seine entlang, auf dasselbe Ziel losgehen.

York war, in der Beobachtung der Festungen an Mosel und Saar von anderen Truppen abgelöst, am 26. Januar abmarschiert, erreichte am

4. Februar Châlons, das sein früherer Oberbefehlshaber Macdonald vor ihm räumte, und folgte ihm die Marne abwärts in der Richtung auf Château-Thierry. Einige Tagemärsche hinter ihm näherten sich Kleist mit 8000 Mann und der russische General Kapzewitsch, der wieder einen Teil des Langeronschen Korps heranführte, mit 7000 Mann; Sacken und Olsufiew durchzogen, von Brienne nordwestwärts marschierend, die wegen ihrer Armut berüchtigte Champagne pouilleuse. Man hoffte vielleicht Macdonald abschneiden und vernichten zu können; andrerseits kam es jedenfalls darauf an, die getrennten Heeresteile, die zusammen etwa 50000 Mann betrugen, zu versammeln, ehe ein Stoß der vereinigten feindlichen Armee erfolgte. Zunächst schien zu solchen Befürchtungen kein Anlaß zu sein; man nahm an, daß sich Napoleon der großen Armee gegenüber bei Troyes befinde. In der Tat aber war die Lage keineswegs so günstig. Durch den Abmarsch der Hauptarmee nach dem Seinetal, der schlesischen Armee nach der Marne war eine Lücke zwischen beiden entstanden, die nicht ausgefüllt wurde; die linke Flanke der schlesischen Armee war ungedeckt. Da Blücher Mangel an Kavallerie litt, vermochte er nicht die nötigen Erkundungen über die Bewegungen des Gegners einzuziehen; die starke Kavallerie der Hauptarmee aber erfüllte ihre Aufgabe, das Gelände aufzuklären, nur mittelmäßig.

So gelang es Napoleon noch einmal, beträchtliche Erfolge davonzutragen. Von dem Bewußtsein erfüllt, daß „man in dieser Lage der Dinge Zuversicht zeigen und kühne Maßregeln ergreifen müsse", hatte er den Entschluß gefaßt, der Schwarzenbergschen Armee gegenüber nur einen Teil seiner Truppen zurückzulassen und sich gegen Blücher zu wenden. Mit 30000 Mann schob er sich unerwartet zwischen dessen Korps hinein. Am 10. Februar überfiel er bei Champaubert, das an der von Châlons nach Meaux und Paris führenden Straße liegt, den General Olsufiew, der nur 3700 Mann, dabei gar keine Kavallerie bei sich hatte. Nach tapferem Kampfe wurde die kleine Schar überwältigt; Olsufiew selbst geriet in Gefangenschaft, der Rest seiner Truppen erkämpfte sich in schwierigster Lage den Abzug. Durch seinen Sieg hatte Napoleon Kleist und Kapzewitsch, die ostwärts nach Châlons zu standen, und bei denen sich Blücher befand, von Sacken getrennt, der in seiner Hoffnung, Macdonald einzuholen, bereits über Montmirail bis La Ferté sous Jouarre marschiert war. Noch am 10. Februar schrieb Blücher voller Hoffnung an seine Gemahlin: „nun geht es uf Paris los, es wird druf ankommen, ob Napoleon noch eine Schlacht liefern wird, ich glaube es nicht". Indessen

hatte er bereits Tags zuvor dem General York, der bis Château-Thierry gelangt war, den Befehl zukommen lassen, Sacken durch einen Marsch auf Montmirail zu unterstützen; aber dieser, der die Lage noch nicht übersah und immer geneigt war, an den Anordnungen des Hauptquartiers Kritik zu üben, fand diesen Befehl „ganz überflüssig" und kam ihm nur scheinbar nach, indem er seine Truppen nur zum Teil und nur eine kurze Strecke südwärts schob. Auch als er anfing klarer zu blicken, schien es ihm verkehrt, sich in einen Kampf mit dem Feinde einzulassen; er hielt den Rückzug auf das nördliche Marneufer für notwendig.

Anders Sacken. Dieser General von fast zu unbekümmerter Tapferkeit war für die Schlacht; er meinte nur geringere Streitkräfte vor sich zu haben und wollte sich die Verbindung mit Blücher mit dem Schwert erzwingen. So kam es am 11. Februar zum Treffen von Montmirail. An der Pariser Straße trat Sacken, die Front nach Osten, mit seinen 14 000 Mann dem vielleicht 20 000 Mann starken Feinde gegenüber; trotz ihres anfänglichen tapferen Vordringens wären die Russen geschlagen worden, wenn nicht im Laufe des Nachmittags zwei preußische Brigaden eingetroffen wären, die York nunmehr zu Hilfe gesandt hatte. Sie ermöglichten zwar nicht den Sieg — dafür hätte York sein ganzes Korps einsetzen müssen —, aber sie deckten, freilich unter starken Verlusten, den Rückzug der Russen. Am 12. Februar fanden, da Napoleon den Abziehenden folgte, bei Viffort und Château-Thierry Rückzugsgefechte statt. Preußen und Russen büßten wiederum über 2700 Mann ein; aber unter der Führung Yorks, der, wie so manchmal, vorher nur das Bedenkliche gesehen und den frischen Entschluß nicht hatte fassen können, in der Stunde der Gefahr aber eine eiserne, unerschütterliche Kaltblütigkeit bewährte, erreichte man das rechte Ufer der Marne. Es gelang, die Brücke über den Fluß zu zerstören. Dann zog man sich in der Richtung auf Reims zurück.

Blücher erhielt erst am 13. Nachrichten über das Gefecht von Montmirail, war aber auch ferner guter Zuversicht; er glaubte annehmen zu dürfen, daß sich Napoleon wieder gegen die Hauptarmee gewandt habe, und wurde in dieser Meinung durch die Mitteilung eines angeblichen französischen Edelmanns bestärkt, der in seinem Hauptquartier erschien und sich als Anhänger der Bourbonen bezeichnete. In Wirklichkeit war der Kaiser, froh der errungenen Erfolge, mit dem größeren Teile seiner Armee östlich marschiert, um jetzt auch Blücher selbst einen Schlag zu versetzen. So fand denn die von Zieten geführte, weit vorgeschobene Avantgarde des Kleistschen Korps am Morgen

des 14. bei dem Dorfe Vauchamp unerwartet starke feindliche Streitkräfte sich gegenüber; in dem heftigen Kampfe erlitt sie starke Verluste; als sie endlich das Dorf räumte, um sich auf das Gros zurückzuziehen, wurde sie von übermäßiger Kavallerie angegriffen und bis auf geringe Reste vernichtet. Die Stärke der feindlichen Reitermassen legte die Vermutung nahe, daß Napoleon selbst anwesend sei; ein gefangener Offizier bestätigte dies und berichtete zugleich von dem Gefecht bei Château-Thierry und der Niederlage Yorks und Sackens. Jetzt war es klar, daß der Rückzug angetreten werden mußte; hatte doch Blücher am Morgen dieses Tages nur etwa 15000 Mann bei sich während Napoleon ungefähr 30000 Mann heranführte, dabei 6000 bis 8000 Reiter. Voran marschierte Kleist, ihm folgten sehr langsam, aber in trefflicher Ordnung die Russen. Die feindliche Kavallerie, der die Blüchers trotz aller Tapferkeit nicht gewachsen war, bedrängte die Flanken und nahm schließlich bei dem Dorfe Champaubert, wo vor wenigen Tagen die Abteilung Olsufiew den Untergang gefunden hatte, an beiden Seiten der Straße so Stellung, daß sie den Weg verlegte. Aber, so berichtet Grolman, Kleists Generalstabschef, der sich an diesem Tage durch seine Umsicht und Entschlossenheit die größten Verdienste erwarb, „das Ganze war in der vortrefflichsten Stimmung, so gefährlich auch die Lage war, und ich habe auch keine schwache Äußerung gehört noch einen schwachen Moment gesehen." So rückte die Infanterie mit der gewöhnlichen Feldmusik gegen das feindliche Kavalleriekorps an, und dies war genötigt, nach mehreren vergeblichen Angriffen der geschlossenen Kraft der ruhig vorrückenden Infanterie zu weichen. An der Spitze eines westpreußischen Bataillons zeichnete sich Prinz August von Preußen aus, der die Leute mit dem Bajonett vorgehen ließ und sich Bahn brach. Endlich erreichten die Trümmer der beiden Korps Etoges. Auch hier erlitten sie noch schweren Schaden: Marmont, den Napoleon den Verbündeten nachgeschickt hatte, ließ Infanterie gegen den Ort vorgehen, und diese überraschte einige russische Bataillone, trieb sie in größter Verwirrung auseinander und machte viele Gefangene.

Die Nacht endlich machte dem Kampfe ein Ende. Aber die Verluste waren groß, nicht weniger als 6000 Mann; das Kleistsche Korps hatte die Hälfte seiner Mannschaft verloren. Blücher selbst hatte sich dem Gewehrfeuer stark ausgesetzt; zu Gneisenau sagte er, er habe gewünscht totgeschossen zu werden. Jetzt aber kehrte der Mut zurück. Und wenn etwas trösten konnte über soviel Unglück, so war es die tapfere Haltung der Truppen. „Es ist dem Kaiser Napoleon nicht gelungen in drei blutigen Gefechten, in welchen er

seine alte Garde gegen die schlesische Armee geführt, ihr entscheidende Schläge beizubringen. Ich kann das Betragen der russischen und preußischen Truppen nicht genug rühmen." So berichtete Blücher an den König; und der englische Oberst Hudson Lowe, der später den gefangenen Imperator auf St. Helena hat bewachen müssen, schrieb begeistert, daß ihm die Worte fehlten, um seine Bewunderung für die Unerschrockenheit und Mannszucht der Truppen auszudrücken, und rühmte im höchsten Maße das Beispiel des Heldenmuts, das die Generäle gegeben hätten. Selbst Metternich, der Blüchers Vorgehen damit zu kennzeichnen glaubte, daß er ihm vorwarf, „unter beispiellosem Champagnersaufen sich auf einer einzigen Straße, ohne Zusammenhalt seiner Korps, vorgewagt zu haben", gedachte doch seiner Truppen mit höchster Anerkennung: „Napoleon", schrieb er, „zwang sie zum Weichen, schlug sie aber nicht, weil nichts der determinierten Tapferkeit dieser Truppen gleichzukommen vermag". Gewiß, man hatte es an Vorsicht fehlen lassen, die Bewegungen des Feindes zu wenig erkundet, sich zu sehr auf die große Armee verlassen und über der Hoffnung, dem fliehenden Macdonald den Weg zu verlegen, die notwendige Zusammenziehung der Teile der Armee versäumt; dann hatte York die ihm gewordenen Befehle mangelhaft befolgt, und schließlich hatten Blücher und Gneisenau allzu sorglos ihren Vormarsch fortgesetzt. Aber die Tatkraft und der Geist der Offensive blieben dem Hauptquartier der schlesischen Armee wie früher; „wir taten, als ob wir nicht geschlagen wären", hat Gneisenau nachher geschrieben, „und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive". Bei Châlons ward die Armee zusammengezogen. Sie zählte, nachdem sie 15000 Mann verloren hatte, noch etwa 40000; durch Verstärkungen erreichte sie in wenigen Tagen wieder den Bestand von mehr als 50000.

„Es sind ville Menschen geblieben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und den Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehalten. Hat die große Armee diese Zeit wo ihr nichts bedeutendes entgegen stand nicht benützt, so ist es zu beklagen". So hieß es in einem Briefe Blüchers an Hardenberg. Was hatte Schwarzenberg in der Zeit geleistet, als er nur Oudinot und Victor mit 25000 Mann vor sich hatte? Am 10. Februar erreichte die Vorhut der Württemberger Sens an der Yonne; am 13. konnte es besetzt werden, nachdem die 1500 Mann starke Besatzung abgezogen war. Indessen überschritten Wrede und Wittgenstein bei Nogent und unterhalb dieses Ortes die Seine. Aber obwohl es immer klarer wurde, daß Blüchers Armee schweren Gefahren ausgesetzt sei, geschah nichts, um ihm Hilfe zu

leisten. Jetzt kam die Nachricht, daß Napoleon von Blücher ablasse und sich wieder gegen die Hauptarmee wende. Sollte man ihm entgegentreten, eine Schlacht liefern? zu einer Zeit, wo Metternich und Hardenberg und Castlereagh auf nahen Frieden hofften und nur Alexander sich dagegen sträubte? „Nichts Bedeutendes zu provozieren und nichts Nützliches zu verabsäumen", hatte Metternich den Fürsten Schwarzenberg angewiesen; und am 16. erteilte ihm Kaiser Franz den Befehl, mit der Hauptmacht am linken Seine-Ufer stehen zu bleiben und jedem Hauptgefechte auszuweichen. Tags darauf griff Napoleon bereits die Vorhut Wittgensteins und Wredes in der Gegend von Nangis an und drängte sie nach dem Seinetal zurück. Schwarzenberg ordnete sofort den Rückzug dieser vorgeschobenen Korps an. Sorgen über Sorgen erfüllten ihn; ihm erschien es ganz unvermeidlich die Armee zurückzuziehen; und um diese Bewegung ungestört ausführen zu können, hielt er es für das Beste, dem Gegner einen Waffenstillstand vorzuschlagen, ein Entschluß, zu dem er leider die Genehmigung des Kaisers Alexander und Friedrich Wilhelms fand.

Man kann leicht ermessen, wie groß das Triumphgefühl Napoleons war. Er sei jetzt München näher als Paris, hatte er schon am Tage von Champaubert gesagt. Jetzt schrieb er an seinen Bruder Joseph: „Es ist schwer, so feige zu sein; diese Elenden, beim ersten Mißerfolg fallen sie auf die Knie." Er ließ den Abgesandten Schwarzenbergs gar nicht vor. Am 18. griff er mit großer Übermacht den Kronprinzen von Württemberg an, dem Schwarzenberg befohlen hatte, mit seinem Korps den Seine-Übergang von Montereau zu halten. Brücke und Ort konnten trotz hartnäckiger Verteidigung nicht behauptet werden; mit einem Verlust von nicht weniger als 4600 Mann zog der Kronprinz ab. Aber schon ehe die Nachricht von diesem Unfall eingetroffen war, hatte der Oberfeldherr den Rückzug der Armee nach Troyes beschlossen. „Die Absicht dieses Rückmarsches ist die Konzentrierung der Armee" hieß es in seinem Tagesbefehl. Auch die schlesische Armee ward herangezogen; auf Schwarzenbergs Bitten schlug sie bei bitterer Kälte und unter großen Entbehrungen den Weg nach dem Seinetal ein und nahm bei Mery Stellung. Aber vergeblich hofften Blücher und die Seinen auf eine Entscheidungsschlacht; zu trübe war die Stimmung im großen Hauptquartier, zumal als man erfuhr, daß Marschall Augereau mit 30 000 Mann von Süden her die Saone aufwärts marschiere und die rückwärtigen Verbindungen der Armee bedrohe. Man schwächte die Armee, indem man 15 000 Mann zu einer gegen Augereau bestimmten Südarmee abgab. Dabei hatte die Zahl der Kranken eine ganz außerordentliche Höhe

erreicht; angeblich waren es 50 000. Die Verpflegung, das Armeefuhrwesen war in schlechtestem Zustande. Dazu mußte man eine Erhebung des Volkes fürchten. Denn dieses, anfangs für Napoleons Aufrufe wenig zugänglich, hatte unter dem Druck der schweren Kriegsleiden eine feindselige Haltung angenommen: von überall her kamen Nachrichten, daß sich die Einwohner am Kampfe beteiligten, auf die Truppen schössen, Patrouillen abfingen. Auch das Heer Napoleons sollte stark gewachsen sein, wie gemeldet ward; nicht weniger als 180 000 Mann sollte er im Felde haben. Zu all den militärischen Schwierigkeiten aber trat die Uneinigkeit der Mächte über das zu erreichende Ziel, die gerade in diesen Wochen zur schwersten Krisis der Koalition führte.

Am 3. Februar waren die Bevollmächtigten der Mächte in Châtillon eingetroffen, um mit Caulaincourt zu verhandeln. Es war einer der seltsamsten Kongresse, der in dem stillen Seinestädtchen tagte, berufen, Frieden zu machen zwischen einem Napoleon, der in jedem Neuaufflackern des Schlachtenglücks eine Mahnung sah, nicht nachzugeben, und vier Mächten, die zwar verbündet, aber über das Ziel ihres Vorgehens keineswegs einig waren. Trotz jener Depesche seines Herrn, die ihm freie Hand gab, zögerte Caulaincourt mehrere Tage lang, Friedensanerbietungen zu machen; erst als er aus dem Verhalten der Staatsmänner der Verbündeten schließen zu müssen glaubte, es sei ihnen gar nicht ernsthaft um Verhandlungen mit Napoleon zu tun, weil sie an seinen Sturz dächten, glaubte er handeln zu müssen. Am 9. Februar wandte er sich unmittelbar an Metternich: er bot ihm den Abschluß des Friedens auf Grund der Grenzen von 1792 an, wenn man sofort einen Waffenstillstand bewillige; für diesen sei er bereit eine Anzahl fester Grenzplätze preiszugeben.

So mußten sich denn die Mächte entscheiden. Wollten sie überhaupt mit Napoleon Frieden schließen? Und wenn sie dies nicht wollten, wie gedachten sie sich gegenüber den Hoffnungen der Bourbonen zu verhalten? wollten sie sie unterstützen oder sich jedes Einflusses auf die Besetzung des Thrones enthalten? Alexander war gegen den Frieden. Auf Bernadottes Erhebung hatte er zwar verzichtet, aber dem Gedanken keineswegs entsagt, einem ihm genehmen Bewerber die Krone Frankreichs zu verschaffen. Er hoffte durchzusetzen, daß ein russischer Gouverneur in Paris eingesetzt würde und eine von diesem beeinflußte Notabelnversammlung über den Thron entscheide; man erzählte sich, er denke nicht an die Erhebung Ludwigs XVIII., sondern des Herzogs von Berry, Ludwigs Neffen, oder des Herzogs von

Orleans. Solchen Plänen trat Metternich selbstverständlich entgegen: er erklärte, nur wenn die französische Nation selbst Napoleon stürze, würde Österreich die Erhebung der Bourbonen unterstützen und zwar keines anderen als Ludwigs XVIII. In ähnlichem Sinne äußerte sich Castlereagh. Die Staatsmänner Preußens ferner, dessen Kräfte freilich durch die unerhörten Anstrengungen nunmehr erschöpft waren, wünschten unbedingt einen baldigen Frieden. Der König ersehnte ihn, Ancillon und Knesebeck sprachen sich dafür aus, Hardenberg teilte ihre Meinung. Die Frage, ob man an einen dauernden Frieden mit dem Tyrannen glauben könne, der, wie Gneisenau schrieb, „von vorn wieder anfangen wird, sobald er die Macht dazu hat", ward durch Ancillon kurzer Hand durch einen Rückblick auf das Altertum erledigt: so wie die Furcht vor Karthago einst Rom stark erhalten habe, so sei Napoleon ein heilsames Prinzip der Unruhe für Europa; und Hardenberg stimmte auch dieser Beweisführung zu. Als Alexander sich trotz alledem nicht abbringen ließ von seinem Widerspruch, erklärte Metternich, in diesem Falle werde Österreich sein Heer zurückziehen und einen Sonderfrieden mit Napoleon schließen. Er suchte sich mit Hardenberg und Castlereagh über ein engeres Einvernehmen zu verständigen; und wenn auch König Friedrich Wilhelm es ablehnte, sich von Alexander zu trennen, so kamen die drei Minister doch über einen Vertrag überein, in dem sie sich für Fortsetzung der Unterhandlungen in Châtillon, für Abschluß des Friedens mit Napoleon, falls ihn nicht eine Volkserhebung seiner Macht entkleide, und für Festhaltung der Grenzen von 1792 erklärten.

Indessen waren die bösen Nachrichten über Blüchers Unfälle gekommen. Alexander sah die Unmöglichkeit ein, seinen Willen durchzusetzen; und nach einer langen und schwierigen Auseinandersetzung mit Metternich gab er am 14. Februar nach. Verstimmt verließ er mit Friedrich Wilhelm zusammen an demselben Tage Troyes und folgte der Armee. So konnte man denn in Châtillon weiter verhandeln. Inzwischen aber hatte sich Napoleons Stimmung von Grund aus verändert. Schon nach dem Sieg von Champaubert war er, wie Marmont berichtet, trunken vor Freude; wieviel hoffnungsvoller war er, als es ihm gelungen war, sämtliche Korps der schlesischen Armee, dieses „besten Heeres der Verbündeten", zu schlagen. Seinem Vertreter schrieb er, er ziehe die unbegrenzte Vollmacht, die er ihm am 5. Februar gegeben habe, zurück; Frieden werde er nur schließen, wenn Frankreich die zu Frankfurt verheißenen „natürlichen Grenzen", den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen erhalte. Zugleich glaubte er die Zeit gekommen,

um einen neuen Versuch zu machen, seinen Schwiegervater, Kaiser Franz, von der Koalition zu trennen: am 21. schrieb er ihm einen Brief, in dem er ihn vor Englands und Rußlands Herrschgier warnte und die Rheingrenze als sein Ultimatum bezeichnete. Der Brief wurde von Franz in würdiger Form erwidert und Napoleons Vorschläge zurückgewiesen. Aber klarer und klarer wurde es, daß dieser Kongreß unfruchtbar enden werde. Am 28. Februar wurden auf Caulaincourts Verlangen die Sitzungen auf 10 Tage unterbrochen. „Wanddekoration", „Strohmänner" nannte Stadion die Unterhändler; und einer der Engländer meinte, daß, falls sie alle erkrankten, ihre Lakaien ganz gut ihre Geschäfte übernehmen könnten.

So lag denn auch ferner die Entscheidung bei den Waffen. Hätte sie freilich bei der großen Armee gelegen, so wäre wenig zu hoffen gewesen. Rückzug bis nach Langres war die Losung, so klar auch Blücher seinem König und dem Zaren die daraus entspringenden Nachteile auseinandersetzte: „Die gantze französische Nation tritt unter den Waffen . . . unsre sigreiche armeh wird muhtlos; wihr gehen durch Rückgängige Bewegung in gegenden wo unsre Truppen durch Mangell gedrückt werden, die ein wohner werden durch den verlust des letzten was sie noch haben zur verzweiflung gebracht; der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürtzung worin er durch unser vordringen gebracht erhollen, und seine nation wider vor sich gewinnen." Aber ihm selbst wenigstens wurde gestattet, wieder die Offensive zu ergreifen. Grolman, Kleists Generalstabschef, hat zuerst den Gedanken ausgesprochen, sich von der Hauptarmee wieder zu trennen, dafür Bülow und Wintzingerode heranzuziehen, die aus den Niederlanden herannahten, und sodann gegen Paris zu operieren; er vertrat ihn im Hauptquartier der großen Armee zu Troyes. Der Zar und Friedrich Wilhelm unterstützten ihn, wenn sie auch Blücher von nun an die größte Vorsicht anempfahlen, und am 23. erhielt Blücher die Genehmigung zum Abmarsch von Mery; am 25. wurden Wintzingerode und Bülow unter seinen Befehl gestellt. Tags vorher bereits war er aufgebrochen. Die Marschälle Marmont und Mortier, die nur 13 000 Mann hatten, zogen sich zurück. Am 27. ward die Marne überschritten. Bei Soissons erreichten Bülow und Wintzingerode am 3. März die schlesische Armee. In merkwürdigem Gegensatz standen die neu angekommenen Truppen, die nicht zu starke Anstrengungen hinter sich hatten und in guten Quartieren wohl verpflegt worden waren, zu den hart mitgenommenen Mann-

schaften Blüchers, die zahlreiche, heftige Kämpfe, hungrige Biwaks, starke Märsche in einer armen, ausgeplünderten Landschaft zu ertragen gehabt hatten, an Kleidung und Schuhwerk Mangel litten, und bei denen auch die Ordnung und Zucht nicht mehr zum besten war. York selbst hat einmal im Unwillen zu seinen Offizieren gesagt, er habe geglaubt ein preußisches Armeekorps zu kommandieren, er kommandiere aber eine Räuberbande. Als Bülow die Regimenter vorbeimarschieren sah, äußerte er nur: „den Leuten wird einige Ruhe wohltun"; aber in einem Briefe an seine Gemahlin brauchte er dasselbe harte Wort wie York: „Die Armee ist beinahe verhungert, alle Disziplin und Ordnung aufgelöst, und ich gestehe zu unsrer Schande, daß sie so etwas wie einer Räuberbande ähnlich sieht." Wenige Tage später sollte es sich zeigen, was diese Leute auch jetzt noch zu leisten vermochten. Der Vergleich mit den „Grasteufeln" Friedrichs des Großen lag nahe; auch Blüchers Truppen wußten „zu beißen".

Napoleon war, sobald er den Abmarsch der schlesischen Armee erfahren hatte, ihren Spuren gefolgt, indem er Schwarzenberg gegenüber Oudinot mit 30 000 Mann zurückließ. Er hatte nur 48 000 Mann. Trotzdem bedachte er sich keinen Augenblick, die Offensive gegen die mehr als doppelt so starke feindliche Armee fortzusetzen. Die Hoffnung auf eine günstige Wendung, auf das Ungeschick oder den Kleinmut seiner Gegner verließ ihn nicht; sie machte ihn unnachgiebig gegen alle Bitten Caulaincourts, den Verbündeten mehr zuzugestehen; sie weckte in ihm immer neue Pläne einer immer verwegeneren Kriegführung. Er hatte den Gedanken, die Besatzungen der östlichen Festungen heranzuziehen und mit seinem Heere zu vereinigen; dann würde er den Schauplatz des Krieges nach dem Rheine zu verlegen, die Verbindungen des Feindes mit der Heimat bedrohen und ihn so nötigen, von Paris abzulassen. Den Volkskrieg suchte er durch flammende Verordnungen zu beleben; er erinnerte die Bevölkerung an die Gewalttaten des Feindes, an die nationale Ehre; alle, die den patriotischen Aufschwung zu unterdrücken suchten, befahl er als Verräter zu behandeln. Jetzt erschien er plötzlich östlich von Blücher an der oberen Aisne, da, wo die Straße von Reims nach Laon den Fluß kreuzt. Es war ersichtlich, daß er ihm die Verbindung mit den Niederlanden, die jetzt Blüchers Operationsbasis bildeten, verlegen wollte; anderseits war klar, daß er sich selbst durch diesen kühnen Marsch in die Flanke des Feindes stark gefährdete.

In dieser Lage faßte Blücher den Entschluß, den verwegenen Gegner seinerseits anzugreifen. Am 7. März ward bei Craonne gefochten. Während

Sacken auf der hügeligen, zerschnittenen Ebene, die sich zwischen der Aisne und der ihr nördlich parallel fließenden Lette ausdehnte, westlich von Craonne Stellung nahm, sollte Wintzingerode mit einem starken Kavalleriekorps, 10 000 bis 12 000 Pferden, und 60 Geschützen einen Umgehungsmarsch machen, um den Feind von Norden her anzufallen. Aber infolge der Untätigkeit und Langsamkeit Wintzingerodes wurde dieser Marsch zu spät angetreten, und er erreichte sein Ziel nicht; indessen gelang es den Franzosen, wenn auch unter sehr starken Verlusten, Sacken aus seiner Stellung zu drängen. Es war ein neuer Sieg des Kaisers; doch waren 5400 Mann tot und verwundet — die Russen hatten 5000 verloren —, und die Ergebnisse waren gering. Blücher konzentrierte jetzt seine Armee bei Laon. Die Stadt liegt auf einer Berghöhe, in ihrer Front durch sumpfiges Gelände gedeckt. Bülow besetzte die Stadt, den rechten Flügel der Armee — nach Südwesten — bildeten die Russen Wintzingerodes, den linken — nach Nordosten — die Preußen Kleists und Yorks; Sacken und Langeron standen in Reserve nördlich von Laon. Es waren über 100 000 Mann, mehr als doppelt soviel als Napoleon heranführte. Trotzdem war dieser, der seine Gegner auf dem Rückzug befindlich glaubte, der Angreifer und die Verbündeten die Angegriffenen. Ein ungewohnter Geist der Vorsicht, ja zuweilen fast übergroßer Bedachtsamkeit erfüllte in jenen Tagen das schlesische Hauptquartier. Die größte Klugheit zu wahren und jede Blöße zu vermeiden, war Blücher in ernstester Weise von seinem König und dem Zaren angewiesen worden; und die Unfälle, die man erfahren hatte, sprachen nur allzu laut dafür, daß man diese Mahnung befolgen müsse. Dazu die Sorge für die Armee, die in diesem Winterfeldzug, während sich die Österreicher sorgsam zurückhielten, fast allein etwas geleistet hatte, deren innerer Zusammenhalt und Mannszucht aber auch auf die schwerste Probe gestellt worden war: mußte sie nicht aus politischen Gründen möglichst stark erhalten werden, um bei dem nahen Ende des Krieges ein ansehnliches Gewicht in die Wagschale zu werfen? Für Schonung der Truppen, für eine weniger aufreibende Kriegführung waren besonders Boyen, Bülows Generalstabschef, und Bülow selbst. „Bei der schlesischen Armee sind alle preußischen Truppen, und wir müssen diese dem Vaterlande erhalten", meinte Boyen; und Bülow schrieb: „Die preußische Armee muß nicht vernichtet werden, wenn Preußen eine Rolle unter den verbündeten Mächten spielen soll". So war es also nicht mehr Vernichtung des Gegners, auf die man ausging; man wollte ihn sich in seinem Verzweiflungskampf erschöpfen, verbluten lassen. Auch Gneisenau

ließ sich von diesen Anschauungen gewinnen. Der Eigenart Blüchers entsprach gewiß eine solche Kriegführung wenig; am Tage von Craonne hätte er am liebsten selbst die Scharen seiner Kavallerie dem Feinde in die Flanke geführt. Aber er war schwer erkrankt; er litt an heftigem Fieber, die Augen versagten völlig ihren Dienst. Er unterzeichnete zwar auch ferner die Befehle; aber es fehlte unter diesen Umständen an straffer Führung des Heeres. Gneisenau verlieh seine Stellung als Generalstabschef nicht die genügende Autorität, überdies war er mit York und anderen Befehlshabern verfeindet. So kam es, daß ein Geist der Unsicherheit Platz griff und selbst die Ausnutzung des Erfolges hinderte.

Am 9. März begann Napoleon den Angriff auf Laon. Auf dem linken Flügel befehligte er selbst, auf dem rechten, durch Wald und Sumpf weit von ihm getrennt, Marmont. Die Verbündeten nutzten ihre Überlegenheit nicht aus, zumal sie Napoleons Streitkräfte wesentlich stärker glaubten, als sie waren. Die Schlacht verlief in einer Reihe von Einzelkämpfen, ohne Entscheidung; allmählich erlosch das Gefecht. Da faßte York den Entschluß, die Truppen, die ihm gegenüberstanden, noch am Abend zu überfallen; Kleist, der sich mit ihm trefflich verstand, stimmte zu, und gegen 7 Uhr begann der Anmarsch. In tiefer Stille gingen die Preußen vor; „Gott“ hieß die Parole, „Friedrich“ die Losung. Sie drangen in das Dorf Athies ein; und jetzt plötzlich „erklangen alle Trommeln, Hörner und Instrumente, ein Hurra nach dem andern durchscholl die Luft, und Schrecken und Verwirrung verbreitete sich im feindlichen Heere“. Die ostpreußischen Füsiliere führte des Königs Bruder Prinz Wilhelm, Kommandeur der zweiten Division, selbst an, der „wieder, wie schon so oft, Beweise seines Löwenmutes gab“; rechts von ihm marschierte die Division Horn in Fühlung mit den Truppen Kleists. Am Hurra und dem Schlachtruf „Heurich“, der sich eingebürgert hatte, erkannten sich in der Dunkelheit die Preußen. Zugleich ging die Kavallerie vor und warf die feindlichen Reiter über den Haufen. „Dieses Siegen ohne Kämpfe war ein einziges Schauspiel!“ heißt es in dem Bericht eines Mitkämpfers. „Der Sturmschritt, der in der Mitte eines jeden Bataillons geschlagen wurde, die lauttönenden Flügelhörner, das Hurrarufen und das Siegesgeschrei, dazu die Dunkelheit, das brennende Dorf“, im Hintergrunde der von Wachtfeuern bedeckte Berg von Laon, „der aussah wie mit Sternen besät, alles dieses hat, verbunden mit dem Gefühle des Sieges, diesem Göttergefühl, eine Wirkung, die in Wahrheit nicht in Worte zu fassen, in Friedenszeiten nicht zu denken ist.“ Es waren die ab-

gerissenen Truppen Yorks und Kleists, die den glänzenden Erfolg errangen. „Ihr alten Yorkschen seid ehrliche, brave Kerls," rief Blücher aus; „wenn man sich auf Euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." Und York wünschte er Glück „zu dem brillanten Resultat des Tages; er habe aufs neue bewiesen, was Einsicht, mit Entschlossenheit verbunden, vermag."

Marmont hatte über 3000 Mann verloren und war in größter Verwirrung zurückgewichen. Schon standen York und Kleist im Rücken Napoleons selbst, der die Nachricht von Marmonts Niederlage erst in der Frühe des 10. März erhielt und seine Stellung noch behauptete; wandten sie sich nach Westen, während Bülow und Wintzingerode den Feind von Laon aus in der Front faßten, so war kaum abzusehen, wie er bei seiner geringen Stärke der Vernichtung entgehen könnte. So lauteten denn auch Grolmans Vorschläge, die von York gebilligt wurden. Aber sie wurden von Gneisenau abgelehnt. Dieser erschien gegen früher wie ausgetauscht und erklärte ein solches Manöver einem Napoleon gegenüber zu gefährlich; die Partie sei auch so gewonnen, und man solle nicht, um alles zu erreichen, wieder alles aufs Spiel setzen. So wurden die Sieger wieder in die alte Stellung bei Laon und Athies zurückgezogen; auf dem anderen Flügel aber kämpfte man am 10. März weiter, bis sich Napoleon durch die Bitten seiner Generäle bewegen ließ, auf Soissons abzuziehen. Sein Rückzug wurde nicht gestört. Aber er hatte bei Laon 6000 Mann verloren.

„Die junge Garde schmilzt wie Schnee", schrieb der Kaiser selbst an Joseph; „die alte Garde hält sich. Meine Garde zu Pferde schmilzt auch sehr zusammen." Entschlossen, an seinem Plane festzuhalten und Verbindung mit den östlichen Festungen zu suchen, befahl er den Marsch auf Reims, und hier war ihm ein letzter Erfolg beschieden; er überfiel das Korps des Generals St. Priest, der selbst tödlich verwundet wurde, und brachte ihm schwere Verluste bei. Es war ein Erfolg, der die Bevölkerung von neuem für den Kaiser begeisterte. Der Kleinkrieg flammte immer wieder empor. Ihm fiel damals, am 16. März, in der Gegend von Rethel ein Mann zum Opfer, der neben Körner immer zu den herrlichsten Gestalten jenes Krieges gezählt werden wird, der Lützower Leutnant Friesen, den Jahn gepriesen hat als „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher . . . . wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größte aller Gebliebenen". Er wurde von Bauern erschossen.


Gezeichnet von Ad. Schmidt 1803. Lith. von G. Engelbach.

Friedrich Friesen.

Inzwischen verhielt sich die schlesische Armee ziemlich tatenlos. Blücher war schwer krank; auf Gneisenaus Äußerungen aus jenen Tagen liegt tiefe Resignation. Der Ingrimm aber, der sich in Yorks Herzen angesammelt hatte, führte eben damals zu einem Ausbruch: bei einem geringfügigen Anlaß verließ er plötzlich die Armee und meldete Blücher, er gehe mit Rücksicht auf seine Gesundheit nach Brüssel. Da schrieb ihm der fast erblindete Feldmarschall die ergreifenden Worte: „alter waffengefehrte, verlassen sie die Armeh nicht, da wihr am sihl (Ziel) sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet.“ Und York, an den auch Prinz Wilhelm herzliche Worte richtete, kehrte zu seinem Korps zurück.

Währenddessen hatte auch die Hauptarmee den Vormarsch wieder aufgenommen. Der Zar und Friedrich Wilhelm drängten beide energisch darauf, daß man Blücher nicht allein dem Feinde gegenüber lasse; Alexander drohte sogar damit, sich mit den russischen Truppen zu der schlesischen Armee zu begeben. So wurde denn, nachdem die Garden und Reserven bereits wieder bis Langres gelangt waren, auf die Meldung, daß sich Napoleon gegen Blücher gewandt habe, Kehrt gemacht. Am 27. Februar beschloß Schwarzenberg, mit den Korps Wrede und Wittgenstein, 52000 Mann, gegen den Marschall Oudinot, der 30000 hatte, bei Bar sur Aube vorzugehen. Friedrich Wilhelm war mit seinen beiden ältesten Söhnen auf dem Schlachtfelde; er hatte das größte Verdienst daran, daß der bereits wieder unschlüssige Oberfeldherr an dem Angriffsplane festhielt. Er selbst setzte sich dem Gewehrfeuer des

Feindes aus; den Prinzen Wilhelm beauftragte er, mitten im Kugelregen sich nach dem Namen eines tapfer angreifenden russischen Regiments zu erkundigen; es war das Regiment Kaluga, dessen Chef der Prinz später geworden ist. Eine Umfassung des Feindes, die geplant war und ihn vermutlich vernichtet hätte, kam durch Wittgensteins Verschulden nicht zur Ausführung; doch mußte Oudinot weichen. Am glücklichsten war Prinz Wilhelm. In sein Tagebuch schrieb der kaum Siebzehnjährige: „Für mich war der Tag unbezahlbar. Zum ersten Male, wenn auch nur kurze Zeit, im Feuer gewesen zu sein und alles so in der Nähe mitgemacht zu haben, stellt mich den andern gleich.“ Er erhielt für sein mutiges Verhalten vom Zaren das Georgskreuz; und am 10. März, seiner verstorbenen Mutter Geburtstag, verlieh ihm der König das Eiserne Kreuz.

Oudinot ging auf Troyes zurück; am 4. März nahmen die Verbündeten auch diese Stadt. In denselben Tagen wurde in Chaumont das Bündnis der vier Mächte erneuert. Sie versprachen sich, wenn Frankreich auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen nicht einginge, den Krieg einmütig fortzuführen und 150 000 Mann für diesen Zweck einzusetzen. Sollte nach geschlossenem Frieden Frankreich von neuem gegen eine der Mächte die Waffen erheben, so wollten sie sich gegenseitig mit 60 000 Mann zu Hilfe kommen; der Vertrag sollte 20 Jahre lang in Geltung bleiben. Aber die Uneinigkeit über die kriegerischen



Prinz Wilhelm von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) **während des Feldzuges 1814/15.**

Nach dem Gemälde von Karl Steuben.

Unternehmungen dauerte fort. Während Schwarzenberg es auch jetzt noch für unklug erklärte, eine Schlacht anzunehmen, machten ihm der Zar und der König von Preußen die ernstesten Vorwürfe, daß er Blücher im Stich lasse; hat doch damals Friedrich Wilhelm davon gesprochen, Österreich treibe Verrat und stehe in geheimen Beziehungen zu Frankreich. Noch immer berieten die Diplomaten von Châtillon; am liebsten hätte Metternich auch jetzt noch mit Napoleon und nicht mit den Bourbonen abgeschlossen. Da ergab sich aus dem Entwurf eines Friedensvertrags, den Caulaincourt am 15. März vorlegte, daß der Kaiser nicht im geringsten gewillt war nachzugeben; der Abenteurer in ihm hoffte auf immer neue Chancen des Glückes, während der Usurpator wußte, daß seine Herrschaft über Frankreich unsicher sei, wenn sie sich nicht auf eine große europäische Machtstellung stütze. Jetzt endlich erhielten die Bevollmächtigten Befehl zum Abbruch der Verhandlungen; am 19. März wurde der Kongreß geschlossen.

An demselben Tage wurde das Hauptquartier der an der Aube und bei Troyes stehenden großen Armee noch einmal durch den plötzlichen Anmarsch Napoleons in Bestürzung versetzt. Der Zar, der diesmal der Ängstlichste war, verlangte den Rückzug in südlicher Richtung, um die Armee zu konzentrieren. Schwarzenberg war es zu verdanken, daß man darauf nicht einging; so ward am 20. und 21. März die Schlacht von Arcis an der Aube geschlagen. Sie ähnelt sehr der Schlacht von Laon; hier wie dort waren die Bewegungen matt und wurde die große Überlegenheit der Zahl nicht ausgenutzt. Napoleon hatte zuversichtlich angenommen, daß der Feind auf dem Rückzug sei; als er am zweiten Schlachttage endlich sich von seinen Marschällen überzeugen lassen mußte, daß er einen starken Gegner vor sich habe, wagte er es am hellen Tage über die Aube zurückzugehen und führte den Rückzug durch. Er hatte wenig mehr als 33 000 Mann im Gefecht gehabt. Jetzt zog er alle Truppen an sich, die er erreichen konnte, um den längst geplanten Zug nach dem Osten anzutreten. „Ich habe mich entschlossen, mich nach der Marne zu begeben, um die feindliche Armee wieder von Paris abzuziehen und mich meinen festen Plätzen zu nähern", schrieb er am Abend des 22. März an seine Gemahlin. Dieser Brief fiel in die Hände einer Patrouille der schlesischen Armee, deren Führer schon vorher zu ihrem Erstaunen erfahren hatten, daß der Weg nach Paris offen sei. Zugleich erhielt Schwarzenberg Nachricht von der veränderten Marschrichtung der Feinde; nicht auf Paris, sondern auf Moskau retiriere er, meldeten die Kosaken. Was war zu tun? Sollte man dem Feinde folgen? Zunächst war Vereinigung der beiden Armeen

geboten; bereits am 23. trat die beiderseitige Kavallerie miteinander in Verbindung. Am 24. darauf beschlossen der Zar, der König und Schwarzenberg — Kaiser Franz war mit dem „schreibenden Hauptquartier" in Dijon — auf Paris zu marschieren und Napoleon nur ein starkes Kavalleriekorps nachzusenden. Blücher ward benachrichtigt. Endlich, so schien es, waren alle Bedenklichkeiten abgetan; endlich, so schien es, hatten die Diplomaten nicht



Gemalt von P. von Heß. Mit Genehmigung von Piloty und Loehle in München.

Szene bei Vitry le Français nach der Schlacht bei Arcis sur Aube, 21. März 1814.
Vermutlich Begrüßung zwischen Prinz Karl von Bayern und Fürst Wrede.

mehr einzugreifen; keine Winkelzüge, keine Manöver mehr! Der Hauptstadt Frankreichs, die solange die Welt beherrscht hatte, galt der Marsch der Bataillone.

Am 25. März erreichten Teile der großen Armee bei Fère Champenoise die Truppen Marmonts und Mortiers; diese marschierten auf Napoleons Befehl ostwärts, um sich an ihn anzuschließen. Unter starkem Verlust gingen sie, von Kavallerie und Artillerie verfolgt, zurück; und schon setzte der Kronprinz von Württemberg mit nicht weniger als 12 000 Reitern zum entscheidenden Stoße an, als in seinem Rücken Kanonendonner erscholl und

das Herannahen einer neuen französischen Kolonne gemeldet ward. Es war der General Pacthod, der mit 4300 Mann einen Proviant- und Munitionszug Napoleon zuführen sollte, aber auf Truppen der schlesischen Armee gestoßen war und von ihnen verfolgt wurde. Den Feind im Rücken, den Feind in der Front, sah das Korps keine Möglichkeit der Rettung; aber, obwohl es nur aus Nationalgarden und Rekruten bestand, zeigte es bewundernswerten Mut. Gneisenau, der die tapferen Feinde schonen wollte, ritt an sie heran und stellte ihnen ihre hoffnungslose Lage vor: umsonst. Zu einem Karree zusammengeschlossen, wehrten sie sich, bis sie von dem Geschützfeuer zermalmt und von Kavallerie zersprengt wurden. Die Abteilung wurde fast ganz vernichtet.

Auch die beiden Marschälle waren arg bedroht; doch gelang es ihnen, sich der Umfassung durch die Feinde zu entziehen. Immerhin lagen die Dinge so, daß es jedenfalls möglich gewesen wäre, vor ihnen Paris zu erreichen und es ohne große Mühe einzunehmen; York und Kleist standen am 27. bereits bei Meaux. Aber Alexander wünschte als erster in die eroberte Hauptstadt einzuziehen; diesen theatralischen Effekt brauchte er für seine politischen Pläne. Er wollte, daß er vor allem in den Augen der Franzosen als der erschien, der den Tyrannen vom Throne gestoßen und die Freiheit Europas wiederhergestellt habe; er wollte die Besiegten durch eine Politik der Versöhnung für sich gewinnen und sich in diesen Bestrebungen nicht durch die Führer der schlesischen Armee stören lassen, die, wie er wußte, den Franzosen wenig freundlich gesinnt waren. König Friedrich Wilhelm jedoch hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die Truppen Yorks zurückgehalten wurden; sie waren zu hart mitgenommen, ihr Äußeres zu sehr vernachlässigt, als daß sie zu einem prunkvollen Einzug zu brauchen gewesen wären. So wurde diesen Tapferen die verdiente Anerkennung vorenthalten. Aber was schlimmer war, infolge der Verzögerung mußte noch einmal gefochten werden; die Truppen Marmonts und Mortiers, die inzwischen in Eilmärschen die Hauptstadt erreicht hatten, mußten unter starkem Blutvergießen aus ihren starken Stellungen im Norden und Osten von Paris, auf dem Montmartre und bei Belleville, vertrieben werden. Am 30. März ward zum letzten Male in diesem Feldzuge gefochten. Bei Pantin mußte sich die preußische Garde opfern, die bisher in diesem Jahre, ebenso wie die russische Garde, vorsichtig vom Gefecht ferngehalten worden war und glühend nach dem Kampf verlangte; sie verlor ein Drittel ihres Bestandes, fast 1300 Mann. Am Mittag gab Joseph, der für seinen Bruder die Regierung führte, den Marschällen die Genehmigung, mit dem Feinde zu verhandeln,

Brief Gneisenaus
an den General-Gouverneur
der Rheinprovinz Gruner, Trier
Montmartre, 1. April 1814.

Original im Besitz des Geh. Justizrats
Lessing, Berlin.

Zu: Neubauer, Preußens Fall und
Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Paris ist unser. Der Tyrann wird gestürzt. In diesem Augenblick wird er für abgesetzt und der Thron für erledigt erklärt. Vorgestern hat sich unsere Armee wieder unsterblich geschlagen. Wir haben 49 Kanonen erobert. Wir und [illegible] den Montmartre gestürmt. Gestern hielten wir den Einzug. Früher konnte ich nicht schreiben. Es war dies fast unmöglich. Lieb [illegible] sind sie in der angestrengtesten Thätigkeit. Major [illegible] hat Wunder gethan; der Schwager.

Montmartre d. 1t April 1814.

N v Gneisenau



Gemalt von H. Diehl. Mit Genehmigung von Piloty und Loehle in München.

Paris kapituliert, 1814.





Gestochen von Felix Meyer.

Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm III. in Paris, 31. März 1814.

und verließ die Stadt. Gegen Abend wurden die Feindseligkeiten eingestellt. In der Nacht kam eine Konvention zustande, nach der die französischen Truppen um 7 Uhr morgens Paris zu räumen hatten. Am 31. März um 10 Uhr hielten Alexander und Friedrich Wilhelm mit der russischen und preußischen Garde, den russischen und österreichischen Grenadieren, der Garde- und Reservekavallerie und zwei württembergischen Bataillonen den Einzug in die Stadt; die Truppen der schlesischen Armee nahmen nicht daran teil. Noch an demselben Tage erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souveräne, daß sie nicht mehr mit Napoleon verhandeln würden. Den Senat forderte man zur Bildung einer provisorischen Regierung auf, und dieser, bisher ein knechtisches Werkzeug in der Hand des Imperators, folgte der Aufforderung; Talleyrand, der schon seit Jahren ein Gegner des Napoleonischen Systems war und in den letzten Monaten eifrig gegen ihn gewühlt hatte, übernahm den Vorsitz.

„Paris ist unser ... Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron", hatte Gneisenau während des Einzugs vom Pferde herab an seine Gemahlin geschrieben. „Mit etwa 50 000 Mann irrt er noch umher", fügte er hinzu.

Spät erst hatte Napoleon erkannt, wohin der Marsch der Verbündeten sich richtete. Dann hatte er in Gewaltmärschen die Hauptstadt zu erreichen gesucht, war schließlich seinen Truppen vorausgeeilt, aber zu spät gekommen. Noch konnte er 60 000 Mann unter seinen Fahnen vereinigen; aber auf seine Generäle konnte er sich nicht mehr verlassen. Marmont verließ ihn; Macdonald, Ney, Oudinot traten vor ihn hin, erklärten ferneren Widerstand für unmöglich und baten ihn, dem Throne zu entsagen. Am 6. April erklärte Napoleon abdanken zu wollen; an demselben Tage proklamierte der Senat Ludwig XVIII. als König von Frankreich. Nachdem darauf ein Vertrag abgeschlossen worden war, der dem Gestürzten die Insel Elba als souveränes Herzogtum zuwies, unterschrieb er am 11. April die Abdankungsurkunde. „Der Mensch ist zu Boden", schrieb Stein. Am 20. nahm Napoleon im Schloßhof von Fontainebleau Abschied von seinen Garden und trat die Reise nach dem Süden an, jene Reise, auf der er, von der Erbitterung der provenzalischen Bevölkerung bedroht, die blasse Furcht in seinen Mienen, die weiße Kokarde der Bourbonen und einen österreichischen Offiziersmantel anlegte, um nicht erkannt zu werden. Am 4. Mai landete er auf Elba.

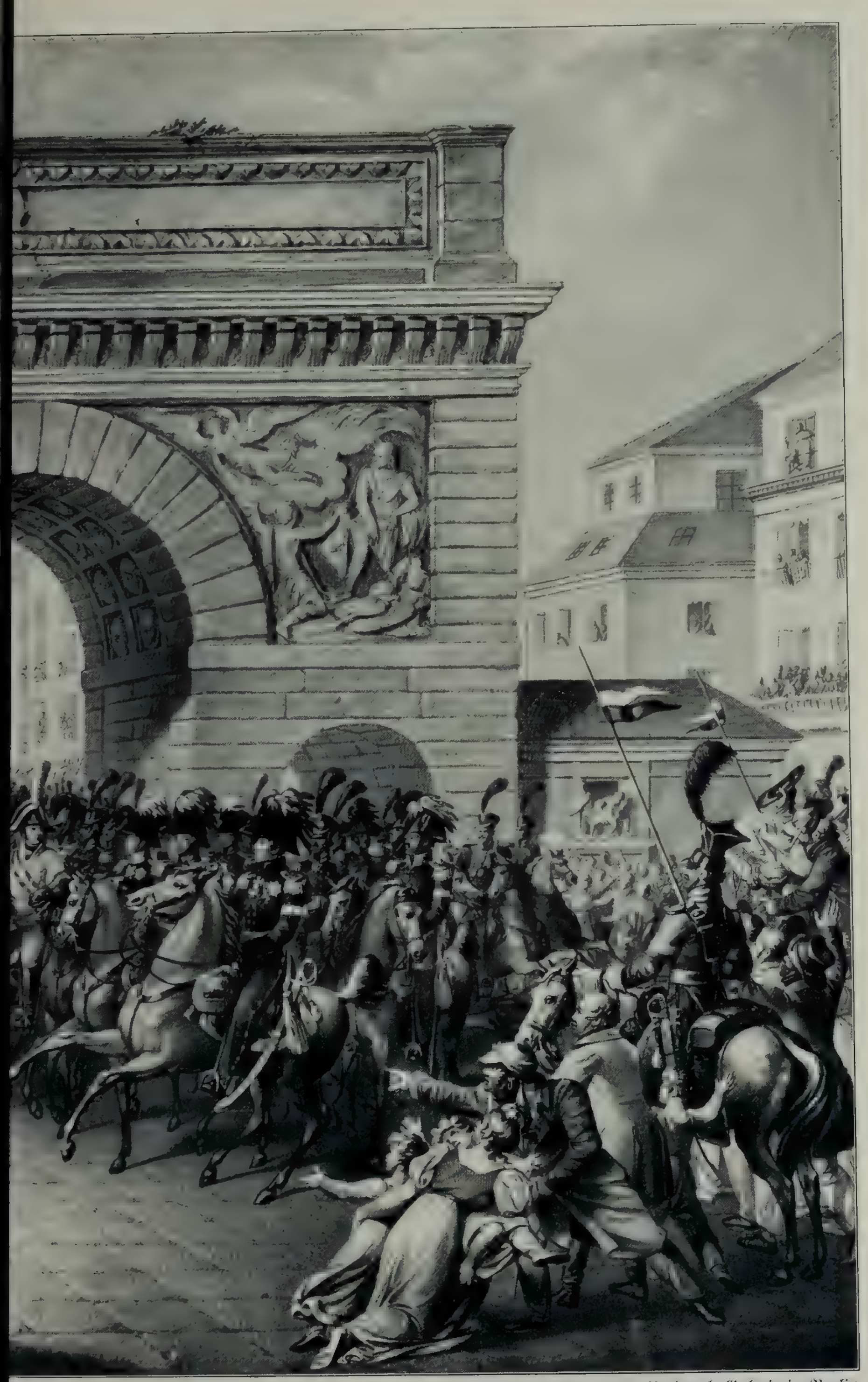
In die Tuilerien aber zog ein Geschlecht ein, das, ganz von dem Gedanken des ererbten, legitimen Rechts erfüllt, wenig davon ahnte, daß es gegen die Nation, die es beherrschen sollte, auch Pflichten habe. Anspruchsvoll, wie gegen die neuen Untertanen, traten die Bourbonen auch gegen die auf, denen sie den Thron verdankten; und die politische Haltung der Großmächte, die schon in dem Novembermanifest versprochen hatten, daß Frankreich größer sein solle als zur Zeit seiner früheren Könige, mußte die neuen Herrscher in ihren Ansprüchen bestärken. Als Feinde konnte man die nicht behandeln, die man selbst erhoben hatte; so sehr vielmehr kamen Österreich, England, Rußland dem neuen Königtum entgegen, daß berechtigte deutsche und preußische Interessen geschädigt wurden. Daran, daß Straßburg, das Ausfallstor nach Süddeutschland, wieder deutsch würde, war nicht zu denken; selbst Landau und Saarbrücken ließ man dem Gegner. Eine Kriegsentschädigung ward nicht verlangt. Nicht einmal das konnte Hardenberg durchsetzen, daß die Kosten des Durchzugs der großen Armee durch Preußen im Jahre 1812 ersetzt wurden; und doch waren die Mittel Preußens so erschöpft, daß man kaum den Sold für die Armee bezahlen konnte. König Ludwig war dreist genug zu erklären, daß er lieber 300 Millionen zum Kampf gegen Preußen aufwenden wolle als 100 zu seiner Bezahlung. Auch die Rückgabe der Kunstschätze, die aus allen Ländern Europas nach Paris zusammengetragen





Gezeichnet von L. Wolf.

Der Einzug der verbündeten



Nach dem Original in der Königlichen National=Galerie in Berlin.

sten in Paris, 31. März 1814.





Originalgemälde von Delaroche im Städtischen Museum zu Leipzig.

Napoleon in Fontainebleau.

Nach einer photographischen Aufnahme der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann A.-G. in München.



worden waren, ward von Preußen zwar gefordert, aber nicht durchgesetzt, da die übrigen Mächte es im Stich ließen. Nur die Viktoria kehrte auf das Brandenburger Tor zurück, und auch den Degen Friedrichs des Großen mußten die Franzosen herausgeben.

Am 30. Mai wurde der Friede unterzeichnet. „Wir sind mit leeren Händen wieder abgezogen!" schrieb Gneisenau. „Man wollte die Franzosen gewinnen. Törichte Hoffnung! Ihren Spott haben wir wohl gewonnen, aber nicht ihre Dankbarkeit." Und Humboldt meinte, mit etwas weniger Verschämtheit und etwas mehr Geschick hätte Preußen seine Ansprüche schon vor dem Einzug in Paris durchsetzen können. Wie unsicher war doch die Lage dieses Staates! Den Österreichern hatte man vertragsmäßig noch in Paris den Besitz der Länder nördlich des Po bis zum Ticino zugesichert; was Preußen erhalten, wieviel polnisches Land ihm zufallen, ob ihm, wie es verlangte, Sachsen zugewiesen werden würde, war noch völlig unbestimmt.



Nach einem anonymen gleichzeitigen Kupferstiche im Körner-Museum zu Dresden.

Die Befreiung Hamburgs von der französischen Zwingherrschaft,
Mai 1814.

Hardenberg legte den Staatsmännern noch vor der Abreise einen Entschädigungsplan vor; aber Metternich wußte zu verhindern, daß darüber Beschluß gefaßt wurde. In Wien, wohin Kaiser Franz die Monarchen und Staatsmänner Europas zur Neuordnung Europas eingeladen hatte, sollte weiter beraten werden.

So war die Siegesstimmung nicht rein; es blieb ein bitteres Gefühl zurück. Und doch, wie Ungeheures war Preußen zugefallen seit jenen bangen Tagen am Ausgang des Jahres 1812! „Mit Ruhm gekrönt, steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da“, so hieß es in des Königs Danksagung an sein Volk und Heer; „allesamt, einer wie alle eiltet Ihr zu den Waffen, im ganzen Volk nur ein Gefühl“. Die Männer, die in diesen Zeiten vorangestanden hatten, erhielten Dotationen und Rangerhöhungen: Blücher wurde zum Fürsten von Wahlstatt ernannt, ebenso erhielt Hardenberg den Fürstentitel, Gneisenau wurde Graf, ebenso York, Kleist und Bülow; diese drei trugen von nun an die Beinamen von Wartenburg, von Nollendorf, von Dennewitz. Die ersten Siegesfeste feierten Friedrich Wilhelm, der Zar und mehrere ihrer Heerführer auf Einladung des Prinzregenten in England. Blücher besonders wurde mit unsäglichem Jubel gefeiert: „libes malchen“, schrieb er an seine Frau, „gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiffe es nicht, daß ich noch lebe, das Volk hat mich beinahe zerrissen.“





Achtes Kapitel.

Der Wiener Kongreß. Napoleons Ende.

(Hierzu die Kartenskizzen 17, 18, 19.)

> Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
> Mit euch zu leiden war Gewinn
> Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
> Seid ihr auch größer, als ich bin.
>
> Goethe.

> Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann.
>
> Gneisenau.

Nicht zum Beraten allein kamen die Fürsten und Diplomaten in der Kaiserstadt an der Donau zusammen, sondern auch um zum ersten Male wieder nach soviel Jahren der Spannung, der Sorge und der Erregung die Lebensfreude in langen Zügen zu genießen. Man mochte glauben, daß sich in jenen Wiener Salons das leichte Leben der vorrevolutionären Zeit noch einmal erneuern wolle. Und nicht dies allein, auch der politische Geist des 18. Jahrhunderts schien wieder aufzuleben: die mechanische Auffassung des Staates, das Feilschen um Länder und um Völker, die hochmütige Verachtung volkstümlicher Wünsche. Neun Monde hat dieser Kongreß gedauert; und er hätte auch dann seine Verhandlungen noch nicht beendet, wenn nicht das Wiedererscheinen Napoleons auf französischem Boden ihn zur Beschleunigung gemahnt hätte.

Es waren einerseits Gebietsfragen, andrerseits die Frage der zukünftigen Verfassung Deutschlands, die den Kongreß beschäftigten. Unter den Gebietsfragen war keine wichtiger als die, wie das Herzogtum Warschau aufgeteilt werden sollte; mit ihr stand in engstem Zusammenhang die Frage, wie Preußen zu entschädigen sei. Wir wissen, daß Alexander ein Königreich Polen zu schaffen wünschte, das er mit einer Verfassung zu beschenken und mit Rußland durch Personalunion zu vereinigen gedachte; Preußen wies er



Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstiche.

Einzug Kaisers Alexanders I. und König Friedrich Wilhelms III. zum Kongreß in Wien, eingeholt von Kaiser Franz I. nebst Gefolge, 25. September 1814.

Gezeichnet in dem Augenblick, wo der Zug sich durch die Jägerzeile in der Leopold-Vorstadt bewegt.

zur Entschädigung für seine vormaligen polnischen Besitzungen vor allem auf Sachsen hin, dessen König nach Kriegsrecht sein Land verwirkt habe. Aber mit diesen Plänen hatte der Zar fast alle gegen sich. Metternich wünschte ebenso zu verhindern, daß er die Grenze seines Reichs über die Weichsel vorschob und durch freiheitliche Organisation Polens einen Herd von Unruhen für die Nachbarstaaten schuf, wie — trotz einst gemachter Zugeständnisse — daß Sachsen an Preußen fiel; die englischen Staatsmänner wollten wohl Preußen stärken, aber Rußlands Macht jedenfalls einschränken; Talleyrand, der als Gesandter Ludwigs XVIII. wieder Frankreichs Geschäfte führte, suchte den Konflikt zu verschärfen; Hardenberg hatte gegen des Zaren polnische Pläne von je die schwersten Bedenken. Auch Stein konnte sie nicht billigen: er sah in der von ihm geforderten Gebietsausdehnung eine Gefahr für die beiden deutschen Großmächte — „die Grenze von Thorn über Kalisch auf Krakau greift Österreich und Preußen an“ —, und er hielt die Polen, denen ein Bürgerstand fehlte, nicht für reif zu einer Verfassung. Nur einer schloß sich unbedingt an Rußland an, Friedrich Wilhelm, der sich immer mehr gewöhnt hatte in der innigen Verbindung mit dieser Macht die Grundlage für Preußens auswärtige Politik zu sehen; er verbot seinem Kanzler, in der polnischen Frage mit Österreich und England zusammenzu-

gehen. So standen sich denn die Mächte in zwei Gruppen getrennt gegenüber: hier Österreich, England und Frankreich, dort Rußland und Preußen. Die Gefahr einer Sprengung des Kongresses und eines Krieges zwischen den eben verbündeten Mächten lag vor. Der Zar befahl Truppenzusammenziehungen in Polen; und in Berlin beriet um die Weihnachtstage Boyen mit Gneisenau bereits für alle Fälle den Plan des Feldzugs. Auf der anderen Seite schlossen am 3. Januar Österreich, England und Frankreich ein geheimes Bündnis. Talleyrand glaubte triumphierend an seinen König schreiben zu dürfen: „die Koalition ist aufgelöst, und sie ist es für immer".

Soweit war es doch nicht; der Krieg ward vermieden durch Nachgiebigkeit, die beide Parteien übten. Alexander ließ sich herbei, auf Thorn und Krakau zu verzichten; das erstere sollte an Preußen fallen, das letztere ein Freistaat werden. Preußen mußte sich mit der Hälfte Sachsens zufrieden geben: dafür wurden ihm die Rheinlande zugewiesen, die Gebiete von Berg und Jülich, von Köln und Trier; auch Schwedisch-Vorpommern ging jetzt in den Besitz Preußens über. Nicht alles, was es 1805 an deutschen Gebieten besessen hatte, gewann es wieder; Ansbach und Bayreuth blieben bei Bayern, Ostfriesland und Hildesheim wurden dem zum Königreich erhobenen Hannover überlassen. In zwei Teile war der Staat zerspalten; die beiden westlichen Provinzen blieben von den östlichen getrennt. Und doch war seine neue Gestalt glücklicher als die damalige. Vor dem Zusammensturz zu mehr als einem Drittel slawisch, trug Preußen jetzt ein deutsches Gepräge. Tief in das alte Reich war es hineingerückt; und die Namen Aachen, Koblenz, Witten-



Lith. von Delpech.

Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, Fürst von Benevent.

berg, Stralsund hatten für deutsche Ohren einen besseren Klang als Plock und Bialystok. Mit dem Erwerb der Rhein- und Mosellande hatte es zugleich die Grenzwacht gegen Frankreich übernommen. Und aus der weiten Ausdehnung seines Besitzes von der Memel bis zur Saar wuchs ihm auch eine hohe Aufgabe zu: die deutschen Lande allesamt zu einer wirtschaftlichen und staatlichen Einheit zusammenzuschließen. Sein nationaler Beruf war ihm nun klar vorgezeichnet; Preußens Interesse und die Wohlfahrt Deutschlands waren fürderhin nicht mehr zu trennen.

Im Februar 1815 war der Zwist über die polnisch-sächsische Angelegenheit beigelegt worden; erst im Juni wurde die „Wiener Schlußakte" und mit ihr die „Deutsche Bundesakte" unterschrieben. Daß die Frage der zukünftigen Verfassung Deutschlands immer aufs neue die Staatsmänner beschäftigt hat, ist vor allem das Verdienst des Freiherrn vom Stein, der seit dem Jahre 1812 Denkschrift auf Denkschrift über diesen Gegenstand verfaßt und auf diesem Kongreß, obwohl keines Staates Minister, als „eine Macht für sich" alle Kraft für ihre Lösung eingesetzt hat. Daß aber das Ergebnis der Beratungen so dürftig blieb, lag nicht allein an widerstrebenden Persönlichkeiten, sondern an den Dingen selbst. „Es ist von der größten irdischen Angelegenheit die Rede", hatte Stein im August 1813 geschrieben; „Zeitgenossen und Nachwelt werden strenge diejenigen beurteilen, die, zu der Lösung der Aufgabe berufen durch ihre Stellung im Leben, ihr nicht alle Kraft und allen Ernst widmen". Auf zweierlei kam es ihm an: auf Einheit und Widerstandskraft des zukünftigen Deutschlands nach außen und auf Sicherstellung der ständischen Rechte in den Einzelstaaten. Beides schloß eine wesentliche Machtbeschränkung der mittelstaatlichen Fürsten in sich ein. In dem Vertrage von Chaumont und den Bestimmungen des Pariser Friedens war nur im allgemeinen von einem föderativen Band die Rede gewesen, das in Zukunft die deutschen Staaten umschlingen solle. Es war klar, daß sich Bayern und Württemberg, gestützt auf die ihnen gemachten Zugeständnisse, gegen eine Schmälerung ihrer Souveränität nach Kräften wehren würden; man wußte ferner, daß Österreich auf Wiederherstellung einer starken Zentralgewalt vom Standpunkte seiner Sonderinteressen aus wenig Wert legte; niemand konnte schließlich übersehen, daß Preußen seine geschichtlich erworbene Großmachtstellung nimmermehr einem habsburgischen Kaiser zuliebe aufgeben konnte. Trotzdem hat sich Stein an die Lösung einer Aufgabe gewagt, die solange unlösbar war, als zwei deutsche Großmächte nebeneinander standen und beide eine Vormachtstellung für sich in Anspruch nahmen. Er suchte



Gemalt von J. Isabey.

Der Kongreß zu Wien.

Sitzung der Bevollmächtigten der acht an dem Traktate von Paris beteiligten Mächte.



Österreich und Preußen dadurch für seine Pläne zu gewinnen, daß er beiden eine Sonderstellung neben dem neuen Reiche gewährleistete und nur einen Teil ihrer Lande in dieses einzuschließen vorschlug. Mit Humboldt kam er darauf überein, daß man an die Spitze des neuen Bundes anstatt des österreichischen Kaisertums ein aus Österreich und Preußen zusammengesetztes Direktorium setzen könne. In einer Denkschrift, die er zu Chaumont im März 1814 abfaßte, ist dann von einem vierköpfigen Direktorium die Rede, in dem auch Bayern und Hannover eine Stimme hätten. Schließlich vereinbarte er mit Hardenberg im Juli 1814 einen Verfassungsentwurf in 41 Artikeln, der zu dem Direktorium der beiden Großmächte zurückkehrte, daneben die Einteilung Deutschlands in Kreise und die Einsetzung eines Rats der Kreisobersten vorschlug, den größten Teil der preußischen und österreichischen Provinzen aber wiederum aus dem neuen Bundesverbande ausschloß. Diese Vorschläge wurden nachher auf Grund von Verhandlungen zwischen Preußen, Österreich und Hannover im August 1814 zu einem Entwurf in 12 Artikeln umgestaltet, in dem die Beschränkung des Bundesgebietes wieder fiel und an die Stelle des österreichisch-preußischen Direktoriums eine bloß formale Leitung der Geschäfte durch Österreich trat.

Der so entstandene Entwurf diente als Grundlage für die Beratungen auf dem Kongreß; ein Komitee ward geschaffen, in dem Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg vertreten waren. Und nun begannen die Kämpfe und die Ränke; der Widerstand der süddeutschen Mittelstaaten schien jeden Fortschritt der nationalen Sache zu hemmen; dagegen regten sich, von Stein aufgefordert, die Kleinstaaten und schlugen die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde vor. Schließlich kam Stein selbst nach soviel mannigfaltigen Entwürfen auf sein ursprüngliches nationales Ideal zurück und forderte die Übertragung der Kaiserwürde auf das Haus Österreich. Aber er hat keinen Einfluß mehr ausüben können; allgemein war der Widerspruch. Die Verhandlungen schleppten sich hin. Erst als Napoleons Rückkehr und der wieder ausgebrochene Krieg ein Ende zu machen zwangen, wurden sie beschleunigt. Der neue Bund kannte keinen Kaiser, kein Direktorium, keinen Reichstag, kein Bundesgericht, keine Bundeseinkünfte, kein Bundesheer; er kannte als einzige gemeinsame Behörde den Bundestag, eine Versammlung von Abgeordneten der Bundesstaaten.

Am 26. Februar 1815 hatte Napoleon mit 1200 Mann, die er auf sieben Schiffen mit sich führte, Elba verlassen und war am 1. März im Golfe von Jouan bei Cannes gelandet. Auf schwierigen Gebirgspfaden hatte er seine kleine Schar über die Ausläufer der Seealpen hinüber ins Tal der Durance und weiter auf Grenoble geführt; durch sein persönliches Auftreten, den Klang seiner Stimme, seine Frage: Erkennt ihr mich? hatte er die ersten gegen ihn entsandten Truppen für sich gewonnen, und in glühender Begeisterung war die Besatzung von Grenoble auf seine Seite getreten. Am 10. März schlossen sich die Truppen zu Lyon ihm an; vier Tage später ward Marschall Ney, der von Ludwig XVIII. mit dem Kommando gegen seinen alten Herrn betraut worden war, von den Wogen des Enthusiasmus, der rings um ihn aufloderte, mit fortgerissen, forderte seine Truppen selbst zum Abfall auf und führte sie dem Kaiser zu. In der Nacht vom 19. zum 20. März verließ der König, von der Armee verlassen, vom Volke nicht gestützt, seine Hauptstadt und reiste ins Ausland ab; am Abend desselben Tages langte Napoleon unter brausendem Zuruf der Masse in den Tuilerien an. Frankreich hatte wieder einen Kaiser.

Was hatte das Kaisertum bisher bedeutet? Die Weltherrschaft nach außen, durch Kriege erworben und durch Kriege behauptet; im Inneren die Zusammenfassung aller Kräfte des Volkes unter einem despotischen Willen, der keine freie Entwicklung zuließ. Wenn das auch ferner der Sinn eines kaiserlichen Regiments sein sollte, so war Widerwille der Nation, feindliche Haltung des Auslandes unvermeidlich. Und so hat derselbe Napoleon, der in den Tagen des Kongresses von Châtillon seinem Bruder Joseph geschrieben hatte, er werde, wenn er Frieden schließen müsse, in zwei Jahren den Krieg von neuem beginnen, jetzt mit Friedensverheißungen nicht gespart, während er zugleich eine volkstümliche Regierung, eine liberale Verfassung, demokratische Reformen versprach. „Meine Rechte sind nur die des Volkes“, und „wir müssen vergessen, daß wir Herren Europas waren“, sagte er schon in Grenoble. Aber untrennbar blieb der Name Napoleons von seiner Vergangenheit. In Frankreich hatte er nur die Armee für sich; die Nation blieb bestenfalls passiv, zu einem nicht geringen Teil ihm feindlich gestimmt. Das Ausland aber schloß sich, sobald er wiedergekehrt war, zu derselben Koalition zusammen, die ihn im Jahre vorher gestürzt hatte.

In der Frühe des 7. März hatte Metternich erfahren, daß Napoleon Elba verlassen habe, und die Nachricht sofort seinem Kaiser und den Monarchen von Rußland und Preußen mitgeteilt. Noch wußte man nicht,

Übersichtsskizze zum Feldzug 1815 in den Niederlanden.

Aalst
BRÜSSEL
Löwen
Dender
Senne
Dyle
Gette
Rhode St. Agathe
Ath
Braine le comte
Soignies
Nivelles
Senette
Seneffe
Roeulx
Waterloo
Wald v. Soignes
Ohain
Mont St. Jean
Braine l'Alleud
La belle Alliance
Chapelle St. Lambert
Plancenoit
Wavre
Diont le Mont
Corbais
Walhain
Jodoigne
Genappe
Quatrebras
Tilly
Marbais
Frasnes
Villers Perwin
Sombreffe
Brye
Wagnelée
Ligny
Heppignies
Fleurus
Gosselies
Martinroux
Lambusart
Sauvenière
Gembloux
Hottomont
Hannut
Varenne
Looz Borglon
Tongern
LÜTTICH
Héron
Huy
Maas
Namur
H O L L A N D
Mons
Binche
Fontaine l'Evêque
Charleroi
Marchienne
Chatelet
Lobbes
Thuin
Solre
Leers Fosteau
Sambre
Clermont
Beaumont
Walcourt
Boussu
Philippeville
Assesse
Ciney
Dinant
F R A N K R E I C H

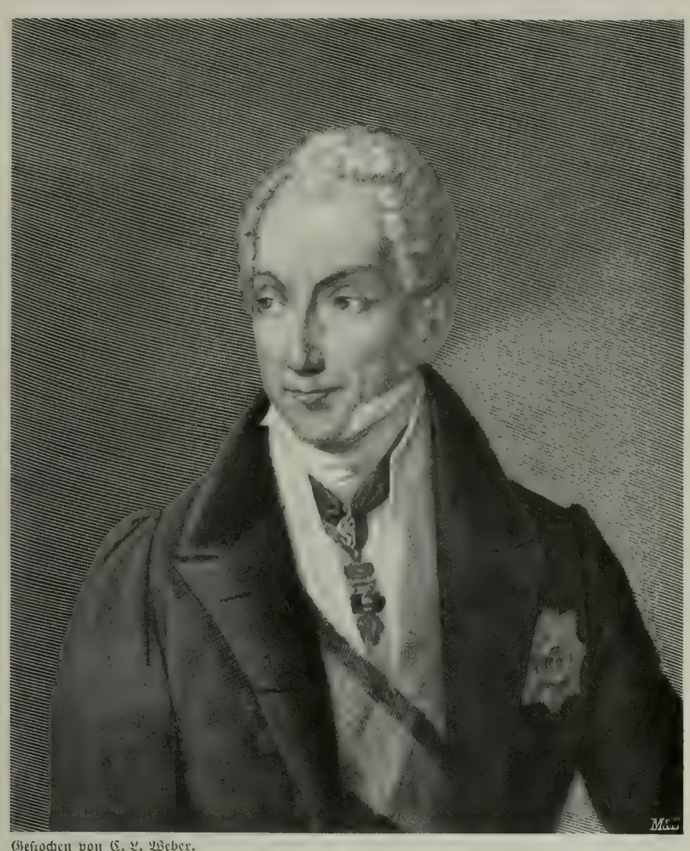
Maßstab 1: 600 000.

10 5 0 10 20 30 km

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71





Gestochen von C. L. Weber.

C. W. N. L. Fürst von Metternich.

(Siehe auch das Bild S. 295.)

wohin er sich gewandt habe, ob nach Frankreich oder nach Italien; aber noch an demselben Vormittag erging an die in die Heimat zurückkehrenden Truppen der Befehl, Halt zu machen. Am nächsten Tage trat der Freiherr vom Stein, den einst Bonaparte für friedlos erklärt hatte, mit dem Antrage hervor, über ihn als Friedensbrecher die Acht zu verhängen; und am 13. März wurde von den Ministern eine Erklärung der Mächte unterzeichnet, worin es hieß, „Napoleon Buonaparte habe sich selbst aus den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Bestrafung preisgegeben", und worin „dem Könige von Frankreich und der französischen Nation sowie jeder anderen

bedrohten Regierung jede nötige Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe" verheißen wurde.

Am 23. März wurde die gesamte preußische Armee mobil gemacht; schon vorher hatte der König wiederum den Fürsten Blücher mit dem Oberbefehl betraut. Mit Freuden zog der greise Feldherr wieder in den Krieg: „Das ist das größte Glück", hat er damals gesagt, „das Preußen begegnen konnte . . . Die Armee wird alle in Wien begangenen politischen Fehler wieder gut machen." Gneisenau ward von neuem die Stelle seines Generalstabschefs zugewiesen. Wie gern hätte er eine andere Stellung übernommen, ein selbständiges Kommando geführt, um auch einmal handeln zu dürfen, anstatt nur zu raten, um den Ruhm siegreicher Tat zu gewinnen durch eigene Ausführung selbstgefaßter Entschlüsse. Solche Wünsche mußte er zurückdrängen. Er begab sich sofort nach dem Rheine, um die ersten Anordnungen für den neuen Feldzug zu treffen. Am 3. April bereits legte er „in der Besorgnis, daß man in Wien sich verleiten lassen könnte, künstliche, mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit versehene Feldzugsentwürfe anzunehmen", dem König einen Operationsplan für den Krieg vor. Vier Armeen seien zu bilden, eine in Belgien, eine zweite am Mittelrhein, die dritte am Oberrhein, während sich die vierte und stärkste als Reservearmee hinter der Armee des Mittelrheins aufzustellen habe; die ersten drei müßten die Offensive ergreifen und sämtlich die Richtung auf Paris nehmen.

Inzwischen hatte der Herzog v. Wellington den Oberbefehl über eine englisch-niederländische Armee übernommen, die sich in Belgien sammelte. Auch er war für baldigen Beginn der Offensive, um Napoleon wenig Zeit zu Rüstungen zu lassen: die an der Grenze verfügbaren Streitkräfte, außer seiner und der preußischen Armee Österreicher und andere deutsche Truppen, sollten, so schlug er vor, noch vor dem 1. Mai die Grenze überschreiten; ihnen würden die Russen und, was sonst noch zurück sei, folgen. Aber solche Pläne entsprachen weder den Absichten Alexanders noch der Österreicher. Der Zar wünschte nicht den Beginn der Unternehmungen, ehe er selbst mit seinen Truppen einzugreifen vermochte; die Österreicher waren wie bisher für eine sachte, methodische Kriegführung, und Schwarzenberg erwärmte sich bereits wieder für den Rheinübergang bei Basel und die Besetzung des Plateaus von Langres. Auch Knesebeck riet dringend davon ab, zum Angriff zu schreiten, ehe nicht sämtliche Armeen auf gleicher Höhe angelangt seien. So schien Europa ein Krieg nach dem Muster des Feldzuges von 1814 bevorzustehen; erst zu Ende Juni, so beschloß zu Heidelberg auf Schwarzenbergs Vorschlag das große



Gemalt von Hofmaler William Beechey. Gestochen von W. Skelton.

Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, Fürst von Waterloo.

Hauptquartier, sollten die Unternehmungen beginnen. Da war es Napoleon selbst, der allen solchen Plänen ein Ende bereitete. Bisher hatte er sich auf die Verteidigung eingerichtet; lange hatte er einen Einfall in Nordfrankreich gefürchtet. Als der Feind zwar gewaltige Heeresmassen an der Grenze versammelte, aber mit dem Angriff zögerte, faßte er den Beschluß, die Offensive zu ergreifen: vielleicht daß ihm ein Erfolg beschieden war, der lähmend und trennend auf die koalierten Mächte, anfeuernd und begeisternd auf die Stimmung der französischen Nation wirkte.

„Das Unmögliche ist nur ein Trugbild der Furchtsamen und eine Zuflucht der Feiglinge,“ hatte er in der Siegesfreude am 20. März gesagt.

Aber kaum überwindbar türmten sich die Schwierigkeiten vor ihm auf. Die Nation war der Kämpfe müde und wollte keine Abenteuer mehr, die Vendee war im Aufstande; selbst die alten Soldaten waren widerwillig und mußten in manchen Departements durch Zwangsmaßregeln gezwungen werden zur Fahne zurückzukehren; zu einer Aushebung, die allein ihm Menschen liefern konnte, wagte der Kaiser aus Rücksicht auf die öffentliche Stimmung lange nicht zu schreiten, und als er endlich kurz vor seinem Aufbruch zur Armee die Jahresklasse 1815 zu den Fahnen rief, glaubte er doch das verhaßte Wort Konskription vermeiden zu sollen. Es fehlte an Waffen, an Kleidung für die Soldaten, an Pferden; das Geld ging aus; und zu einer Zeit, wo er einer unumschränkten Machtbefugnis bedurft hätte, um alle Kräfte zu vereinigen, war Napoleon genötigt sich als liberalen Herrscher aufzuspielen, eine Verfassung zu verkünden und ein Parlament einzuberufen. Ein Sieg, ein großer Sieg verhieß allein Rettung aus allen diesen Nöten. Am 7. Juni eröffnete Napoleon die Kammer; an demselben Tage befahl er jeden Verkehr über die Grenze nach Nord und Ost zu verhindern. Am 12. verließ er noch vor Tagesanbruch Paris; am 14., dem Jahrestage von Marengo und Friedland, traf er an der Grenze bei seinen Truppen ein. Er hatte im ganzen 175 000 Mann aufgestellt, von denen 122 000 zum Angriff bereit zwischen Maas und Sambre standen, ein kleines Heer, aber das beste, das er je geführt hat, zum größten Teil alte, erprobte Soldaten, keine jungen Truppen. Es waren 5 Armeekorps von je 10 000 bis 20 000 Mann unter Erlon, Reille, Vandamme, Gérard und Lobau, dazu die alte und die junge Garde und die Gardekavallerie in einer Stärke von im ganzen 20 000 Mann, schließlich die von Grouchy befehligte Kavalleriereserve. Auf drei Straßen wurden diese Truppen angewiesen am 15. Juni gegen Charleroi an der Sambre zu marschieren; es galt durch Kühnheit und Schnelligkeit den Feind zu überraschen.

In Belgien hatte Wellington 93 000, Blücher 123 000 Mann. Die Armee Wellingtons bestand aus sehr verschiedenartigen Teilen. Die Engländer machten nur ein Drittel aus, 32 500 Mann; aber es waren treffliche, zum Teil in Spanien erprobte Infanterieregimenter und eine ebenso gute Kavallerie. Weit weniger brauchbar waren die 24 500 Niederländer, junge, eben gebildete Regimenter; als besonders unzuverlässig erschienen die belgischen Truppen, die teilweise noch französische Uniformen trugen, und von denen viele desertierten. Dazu traten nicht weniger als 36 000 Deutsche, 16 000 Hannoveraner, zumeist Landwehren, 6000 Braunschweiger,

7000 Nassauer, beides in der Hauptsache neugebildete Truppen, und die über 6000 Mann starke, sehr kriegstüchtige deutsche Legion. Die Armee stand von Nivelles südlich von Brüssel bis Oudenarde an der Schelde, ziemlich weit auseinandergezogen, um Brüssel und zugleich Gent, die einstweilige Residenz Ludwigs XVIII., zu decken. Südöstlich schlossen sich die Preußen an. Bereits im April waren sie auf den Wunsch Wellingtons und, nachdem dieser erklärt hatte im Falle eines Mißerfolges nicht auf Antwerpen, sondern mit ihnen vereint über die Maas zurückgehen zu wollen, in Belgien eingerückt; es war abgemacht worden, daß sie ihre Verpflegung auf Kosten der Niederlande erhalten sollten, deren König freilich seinen Beschützern gegenüber eine wenig freundliche Haltung zeigte.

Die preußischen Truppen waren in vier Armeekorps verteilt, die von den Generälen Zieten, Borstell, Thielmann, der jetzt in preußischen Diensten stand, und Bülow befehligt waren. Die Armee war von dem neuen, unerwarteten Feldzug mitten in der Umformung und Neubildung betroffen worden, die nach Beendigung des schweren Krieges um die Befreiung notwendig hatte eintreten müssen, zumal der Staat auf das Doppelte gewachsen war. Neue Regimenter hatte man bilden, alte hatten einen Teil ihrer Offiziere und Mannschaften abgeben müssen, ein großer Teil der Leute war vor kurzem ausgehoben worden, es fehlte an Ausrüstung und Bekleidung so sehr, daß z. B. die früher bergischen Truppen noch ihre alten Uniformen trugen. Fast die Hälfte der Infanteriebataillone waren Landwehren, von denen mehr als ein Drittel keine oder sehr geringe Kriegserfahrung hatte; auch die Kavallerie bestand fast zur Hälfte aus Landwehr; von den 70 Bataillonen der Linieninfanterie waren 18, von den 20 Linienkavallerie-Regimentern waren 10 neugebildet. Ein großer Teil der Regimenter war nicht vollzählig; erst allmählich konnten sie sich ergänzen. Aber der Geist der Truppen war fast überall vortrefflich; eine stürmische Leidenschaft beseelte sie, Erbitterung gegen die Franzosen, die von neuem den Frieden gebrochen hatten, und zuversichtliches Vertrauen auf ihren Führer, den Marschall Vorwärts.

Mit den Preußen stand ein anderes Truppenkorps vereinigt, dessen Schicksal noch unsicher war und von den Beschlüssen der in Wien versammelten Staatsmänner abhing: die Sachsen. Dort herrschte eine andere Stimmung: Mißmut, Schmerz über die bevorstehende Teilung des Landes und der Armee, teilweise auch Hinneigung zu Napoleon. Als nun am 1. Mai von Berlin die Weisung kam, entsprechend dem Anfall der Hälfte Sachsens an Preußen diese Truppen so zu verteilen, daß alle Mannschaften,

deren Heimat nunmehr preußisch würde, in preußischen Dienst übergeführt würden, entstand eine ungeheure Erregung, die zu einem betrübenden Ereignis führte; das sächsische Grenadierregiment, dem Blücher in seinem Hauptquartier zu Lüttich in hochherzigem Vertrauen die Bewachung der eigenen Person anvertraut hatte, meuterte und bedrohte das Leben des Feldmarschalls, so daß er flüchtig sein Haus und die Stadt verlassen mußte. Eine strenge Strafe war unausbleiblich. Die aufrührerischen Truppen wurden von preußischer Infanterie eingeschlossen, entwaffnet, sieben Rädelsführer wurden erschossen, die Fahne des Regiments verbrannt. Blücher handelte mit größter Entschiedenheit. Den General v. Borstell, der sich trotz des Befehls geweigert hatte die Fahne verbrennen zu lassen, enthob er des Kommandos und schickte ihn nach Berlin, damit er vor ein Kriegsgericht gestellt würde; er wurde im Kommando durch den General Pirch ersetzt. Auf die Beihilfe der unzuverlässigen sächsischen Truppen aber leistete er Verzicht; er schickte sie zurück.

Wie gern wäre Blücher nun losgebrochen! Er getraute sich mit seinen Preußen selbst „Tunis, Tripolis und Algier zu erobern, wenn es nur nicht so weit wäre und man übers Wasser müßte". Mit Wellington, mit dem er mehrmals zusammentraf, verstand er sich aufs beste, so anders geartet auch der kühle, in seiner Ruhe kaum zu erschütternde, englische Feldherr war, dem das Politische nicht minder wichtig erschien als das Militärische, und der durch keinerlei Rücksicht auf Waffenbrüderschaft sich beirren ließ, das allein zu verfolgen, was ihm Englands Interesse zu erfordern schien. Zuweilen kamen Nachrichten, daß ein Angriff Napoleons in nächster Zeit bevorstehe; dann wieder glaubte man dessen sicher sein zu dürfen, daß er seinerseits den Einfall der Verbündeten erwarte. „Die Gefahr des Angriffs", so berichtete Gneisenau an Hardenberg am 12. Juni, „ist fast verschwunden"; und Tags darauf schrieb Wellington, er halte Napoleons baldigen Aufbruch zur Armee für unwahrscheinlich: „ich denke, wir sind jetzt hier zu stark für ihn". Am 14. glaubten die Preußen doch für alle Fälle Sorge tragen und ihre Korps enger zusammenziehen zu müssen. Bülow, der noch bei Lüttich stand, wurde noch in der Nacht zum 15. von Gneisenau gebeten, seine Truppen bei Hannut, nordöstlich von Namur, zusammenzuziehen; Thielmann sollte sein Korps bei Namur, Pirch das seine an der Straße versammeln, die von Namur nach Nivelles führt. Einem Anfall des Feindes war zunächst das erste Korps ausgesetzt, das in der Gegend von Charleroi stand.

Da sahen dessen Vortruppen plötzlich in der Frühe des 15. Juni den Feind in großer Stärke vor sich. Es kam zu einer Reihe von Gefechten, in denen die Preußen überall zurückwichen, leider ohne die Übergänge über die Sambre zu zerstören. General Zieten zog sich, wie ihm befohlen war, auf der Straße, die von Charleroi nordöstlich führt, bis fast nach Fleurus zurück. Die französischen Truppen konnten noch an diesem Tage bis weit über die Sambre hinaus vorgeschoben werden, teils in nordöstlicher Richtung gegen die Preußen, teils nördlich auf der Brüsseler Straße gegen die Engländer. Gegen Fleurus ließ der Kaiser den Marschall Grouchy, gegen Quatrebras den Marschall Ney, jeden mit zwei Infanteriekorps und Kavallerie, vorgehen; er selbst behielt die Garden zurück, um sie je nach Bedarf auf der einen oder anderen Straße folgen zu lassen. Ney stieß noch an demselben Abend bis Frasnes vor, das wenig südlich von Quatrebras liegt, und traf dort auf Truppen Wellingtons, Nassauer, die er zum Weichen zwang. Die von Napoleon geplante Überraschung des Feindes schien geglückt zu sein. Noch sah er zwar nicht klar über dessen Stellungen, doch glaubte er nach den Nachrichten, die er erhielt, annehmen zu dürfen, daß die Preußen in vollem Rückzug seien. Nach Paris sandte er einen lügenhaften Bericht, nach welchem drei preußische Regimenter in regellose Flucht geschlagen und 1500 Gefangene eingebracht sein sollten. Am nächsten Tage dachte er Grouchys Truppen auf Sombreffe und Gembloux vorgehen zu lassen; von Ney erwartete er, daß er die Engländer vor sich hertreiben werde. Am Morgen des 17. hoffte er in Brüssel einzuziehen. Schon waren die Proklamationen an die Belgier gedruckt, die von der Hauptstadt aus verbreitet werden sollten.

Jedoch der Kaiser war im Irrtum; die Preußen waren nicht zurückgegangen, sondern schickten sich an in einer schon früher ausgesuchten Stellung auf den Höhen von Sombreffe, Mont Potriaux und Tongrinne hinter dem Lignebach ihm standzuhalten. Noch war zwar nur das erste Korps zur Hand, das, etwas vorgeschoben, zwischen den Dörfern Ligny und Brye Stellung nahm; das zweite und dritte sind erst am Morgen des 16. eingetroffen. Aber weiter zurückzugehen lehnte Gneisenau entschieden ab; er fürchtete, daß die Engländer eine solche Bewegung als Abmarsch nach dem Rheine auffassen und sich dann ihrerseits auf Antwerpen zu ihren Schiffen zurückziehen würden. Auf Bülow freilich rechnete man vergeblich. Dieser hatte die Lage nicht für bedrohlich gehalten und die Weisung, sein Korps nach Hannut marschieren zu lassen, nicht befolgt; er befand sich noch in Lüttich,

wo er nunmehr mit Schrecken hörte, daß der Feind da sei. Dafür durfte man auf Wellingtons Beistand hoffen. Daß beide Heere gemeinsam operieren sollten, war längst verabredet worden. Jetzt ließ Gneisenau bei Wellington anfragen, wo er seine Truppen zusammenziehe, und was er beschlossen habe.

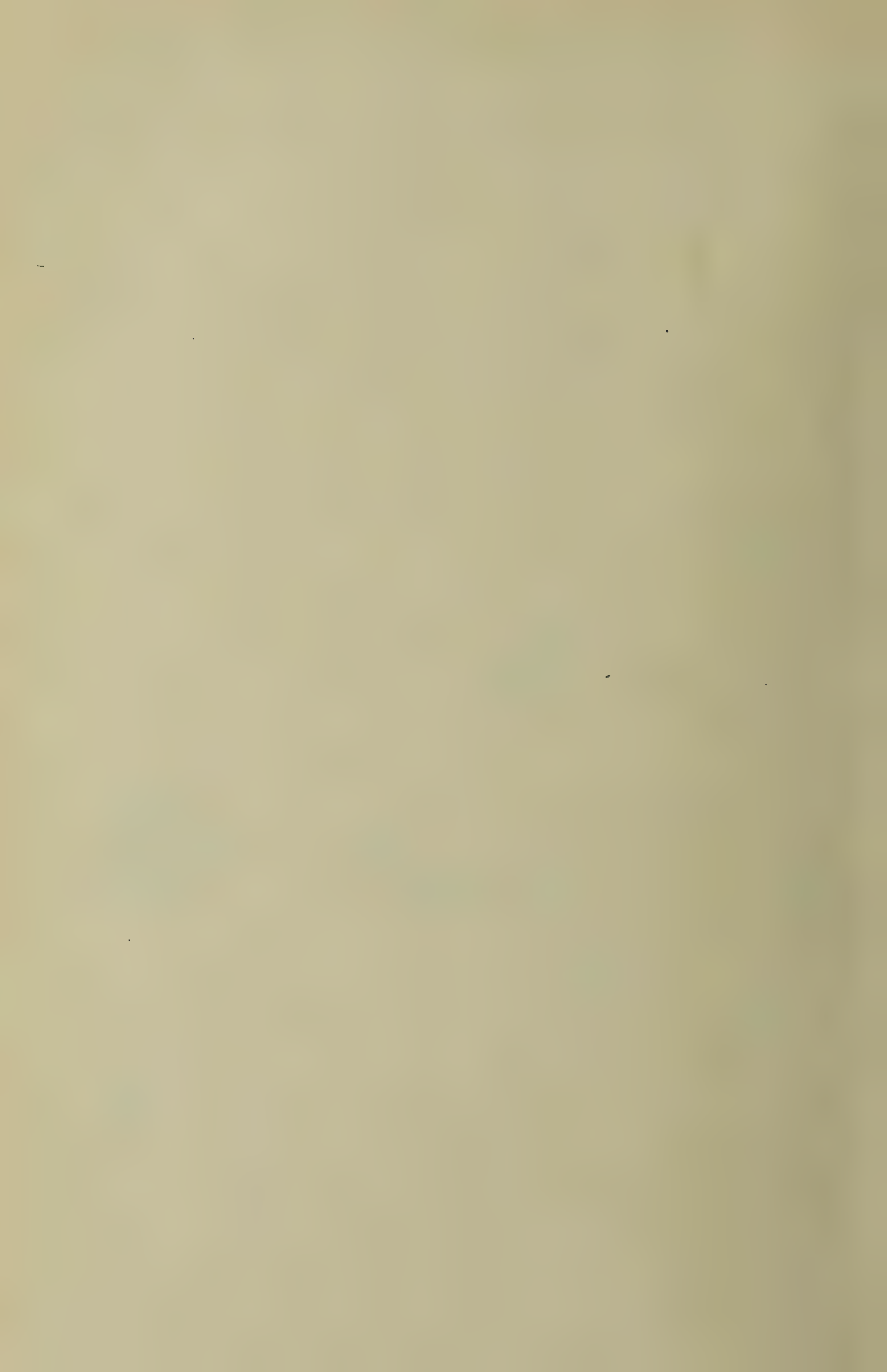
Auch in Brüssel, im Hauptquartier Wellingtons, hatte man nicht an eine nahe Gefahr geglaubt. Erst am Nachmittag des 15. kamen Nachrichten, daß die Preußen zurückgedrängt seien. Indessen zeigen die ersten Anordnungen des Herzogs, daß er auch jetzt die Lage ziemlich kühl ansah; am Abend erst, als aus Blüchers Hauptquartier die Meldung eintraf, daß er bei Sombreffe eine Schlacht erwarte, traf er einige Maßregeln, um die Zusammenziehung seiner Armee zu beschleunigen. Er rechnete erst für den übernächsten Tag auf eine Schlacht; „ich hoffe, daß wir am 17. Viktoria schießen können", schrieb Müffling, der als Vertreter des preußischen Hauptquartiers bei Wellington weilte, an Blücher. Der Ball, zu dem die Herzogin von Richmond für diesen Abend die Führer der Armee geladen hatte, wurde nicht abgesagt; Wellington selbst erschien dort und ebenso der Prinz von Oranien, dessen Truppen zunächst am Feinde standen. Da ward die Festesstimmung — es war bereits nach Mitternacht — durch die Meldung gestört, die Franzosen stünden bereits vor Quatrebras und hätten die Nassauer zurückgeworfen. Der Herzog wollte im ersten Augenblick nicht daran glauben; dann aber entschloß er sich bald, die Reserven, d. h. seine besten Regimenter, von Brüssel auf Waterloo marschieren zu lassen und auch die übrigen Truppen in der Gegend von Quatrebras und Nivelles zu vereinigen. Die 17 000 Mann freilich, die unter dem Prinzen Friedrich der Niederlande zur Deckung von Gent aufgestellt waren, konnten nicht mehr herangezogen werden; sie haben an den entscheidenden Kämpfen nicht teilgenommen. Am Morgen des 16. verließ Wellington Brüssel und ritt in die Gegend von Frasnes. Von dort aus benachrichtigte er Blücher über die Stellung seiner Truppen und fragte an, was er zu tun gedenke.

Dieser Brief des englischen Feldherrn nun, der Blücher über die Verhältnisse seiner Armee unterrichten sollte und darum von entscheidender Bedeutung war, enthielt ungenaue und unrichtige Angaben; die Entfernung mehrerer seiner Korps vom Kampfplatz war wesentlich kürzer angegeben, als sie in Wirklichkeit war. Nach diesem Schreiben durften die Preußen annehmen, daß im Laufe des Nachmittags 68 000 Mann in Quatrebras vereinigt werden konnten; in Wirklichkeit hat der Herzog bei diesem Orte nur

Skizze zur Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815.

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71



32000 Mann zusammenziehen können, zumal er sich nicht zu entschließen vermochte, die bei Nivelles stehenden Truppen herbeizurufen und so die Straße zu entblößen, die über diesen Ort nach Brüssel führt. Es scheint sicher, daß er den Fehler, den er mit der zu späten Zusammenziehung der Armee begangen hatte, in seinem Briefe hat verschleiern wollen; er mußte fürchten, daß die Preußen, wenn sie klarer sähen, die bei Sombreffe gewählte Stellung aufgäben und zurückgingen, und das wollte er verhindern. Er meinte wohl um so eher eine Verdunkelung des Sachverhalts wagen zu dürfen, als er für diesen Tag noch immer nicht an eine Schlacht glaubte. Vor sich sah er nicht viel vom Feinde; er hatte Napoleon noch nicht gegenübergestanden und kannte nicht die Energie, mit der dieser seine Schläge auszuteilen pflegte. Indessen hielt er es dennoch nunmehr für geboten, sich persönlich über die Lage zu unterrichten und nach der preußischen Stellung hinüberzureiten. Um 1 Uhr war es, als Wellington mit Blücher, Gneisenau und Grolman bei dem Dorfe Brye von einer Mühle aus, die sie erstiegen hatten, die Stellung des Feindes besichtigten und über das berieten, was zu tun sei. Daß die Schlacht bevorstand, konnte jetzt auch Wellington nicht mehr bezweifeln. Wie im einzelnen die Unterredung verlief, ist nicht mehr sicher festzustellen; auch nicht, wieweit die Versprechungen Wellingtons, Hilfe zu leisten, gingen. In irgend welcher, wenn auch bedingter Form, muß er sie gegeben haben: von „Verheißungen“ Wellingtons redet Gneisenau in der Darstellung der Schlacht, die er Tags darauf verfaßte; und in dem amtlichen Berichte an den König heißt es: „ebenso war die Armee des Herzogs von Wellington wider Vermuten und Zusage noch nicht konzentriert genug, um gleichmäßig gegen den Feind mitwirken zu können“. Zum mindesten hat der Herzog nichts getan, um seine Mitteilungen vom Vormittag zu korrigieren; er hat es nicht getan, obwohl er sah, daß es jetzt mit dem Kampfe Ernst wurde und die Preußen in irgend einer Weise auf ihn bauten. Äußerlich verlief die Unterredung in größter Harmonie. „Was er doch für ein netter Kerl ist“, hat Wellington beim Abschied über Blücher geäußert; um so peinlicher berührt sein zweideutiges Verhalten.

Kurz darauf begann die Schlacht. An das erste preußische Korps, das die Dörfer St. Amand, Ligny und Brye besetzt hielt, schloß sich das zweite Korps an; die Truppen Thielmanns standen auf den Höhen bei Sombreffe. Ein sumpfiger Bach zog sich vor der preußischen Stellung hin. Um $^1/_2$3 Uhr ging das Korps Vandamme gegen St. Amand vor und nahm es. Erst als Blücher selbst zu den Kämpfenden eilte und sie mit feurigem Zuruf antrieb,

Nach einem Bilderbogen von Campe in Nürnberg.

Der Kampf im Dorfe Ligny.

ward das Dorf auf kurze Zeit wieder erobert; eine Umgehung des Feindes dagegen, die auf Befehl des Feldmarschalls von Wagnelée her stattfinden sollte, mißlang vollständig, teils infolge der schlechten Haltung junger Infanterie, teils infolge des mangelhaften Eingreifens der Reiterei. Inzwischen hatte das Korps Gérard von Südosten her den Angriff auf Ligny begonnen; nur eine Division wurde in Verbindung mit Reiterei dazu bestimmt, das Korps Thielmanns zu beschäftigen. Der Kampf war äußerst heftig; der Feind drang in Ligny ein, vermochte es aber nicht in seinen Besitz zu bringen; auf dem rechten Flügel behaupteten die Preußen das Dörfchen St. Amand la Haye. Jetzt beschloß Napoleon, der von einer Windmühle bei Fleurus aus die Schlacht beobachtete, seine Reserven einzusetzen. Auf eigenartige Weise wurde die Ausführung dieser Bewegung verzögert. Der Kaiser hatte dem Korps Erlon, obwohl es zu Neys Armeeabteilung gehörte, den Befehl zugesandt, den bei Ligny und Brye stehenden Preußen in den Rücken zu fallen. Aber dieser Befehl, dessen Befolgung vermutlich zu einer schweren Niederlage Blüchers geführt hätte, war infolge eines Versehens nicht befolgt worden; vielmehr erschienen Erlons Truppen plötzlich im Rücken Vandammes

und erregten hier ernste Besorgnisse, da man sie für Feinde hielt. Erst als man über diese Truppen Klarheit gewonnen hatte, konnte der Anmarsch der Garden beginnen. 12 Bataillone führte Vandamme gegen St. Amand la Haye; hier griff wieder Blücher selbst ein, führte frische Truppen aus dem Zentrum heran und wies den Ansturm ab. Indessen aber wandte sich Napoleon selbst mit dem größten Teile der alten Garde, seinen vorzüglichsten Truppen, und einem Kavalleriekorps gegen Ligny. Zum Unglück fehlte es hier an Reserven, da nicht nur der Oberfeldherr mehrere Bataillone nach dem rechten Flügel gerufen hatte, sondern auch infolge eines unbegreiflichen Mißverständnisses nicht weniger als drei Regimenter zu Thielmann nach dem linken Flügel marschiert waren. So ging Ligny verloren; die französische Kavallerie breitete sich bereits jenseit des Dorfes aus, das preußische Zentrum war durchbrochen.

Jetzt eilte der Oberfeldherr selbst herbei. Preußische Kavallerie ward herangeführt; aber sie versagte. „Kein Sammeln, kein Zureden half“, erzählt Gneisenau; „mehreremal ward sie gegen den Feind geführt, aber sie konnte dessen Anblick nicht ertragen und kehrte wieder um, die standhafte Infanterie zum Teil über den Haufen reitend. Der Feldmarschall selbst setzte sich an ihre Spitze, sie versprach ihm zu folgen, hielt aber nicht Wort“. An der Seite eines Ulanenregiments hatte Blücher in ungestümer Tapferkeit die Attacke mitgeritten, aber der Angriff mißlang. Der Schimmel des Feldmarschalls ward verwundet und stürzte, der Greis lag unter seinem Rosse. Da harrte sein Adjutant Graf Nostitz bei ihm aus, indessen Freund und Feind an ihm vorübersprengte; endlich wurde er gerettet. Aber mit dem Verlust von Ligny war die preußische Stellung unhaltbar geworden; der Rückzug war geboten. Es war bereits dunkel, als ihn Gneisenau anordnete; er gab als Ziel das Dorf Tilly, nördlich vom Schlachtfeld, an. Noch war Brye behauptet; nachdrängende Reiterei des Feindes wurde zurückgewiesen. Die teilweise in ziemlich aufgelöstem Zustande zurückströmenden Truppen gelang es bis zum nächsten Morgen wieder zu ordnen. Trotzdem war die Zahl der Versprengten, die sich ihren Regimentern nicht wieder anschlossen, groß; die Armee hatte starke Verluste gehabt, im ganzen wohl an 20 000 Mann. Im Feuer hatten 83 000 Mann gestanden; Napoleon hatte 79 000 Mann bei sich gehabt.

Wenn die preußische Armee, deren Zustand für den Augenblick nicht unbedenklich war, ihre natürliche Rückzugslinie einschlug, die nach Nordosten führte, so war der Feldzug verloren; Wellington allein hätte Napoleon nicht widerstehen können. Es war ein hochherziger, folgenreicher Entschluß, als

man die Marschrichtung nach Norden festhielt; so wahrte man die Verbindung mit Wellington und die Möglichkeit, ihm die Hand zu reichen. Gneisenau hatte diese Anordnung zuerst getroffen, er hatte bereits auf dem Schlachtfelde dem Heer den Weg nach Norden gewiesen; Blücher, den er zu seiner Freude in einem Dorfe hinter Tilly vorfand, stimmte selbstverständlich zu: nach Wavre ging der Marsch. Dem Könige wurde geschrieben, daß „ungeachtet des nicht glücklichen Ausgangs der gestrigen Schlacht die allgemeinen Verhältnisse nicht nachteilig stünden und daß Bonaparte durch diesen Sieg wenig gewonnen habe". Als am Morgen des 17. der Herzog von Wellington anzeigen ließ, er sei bereit bei Waterloo eine Schlacht anzunehmen, wenn ihn auch nur ein preußisches Korps unterstütze, wurde erwidert, morgen sei die Armee wieder kampfbereit.

An demselben Nachmittag, an dem bei Ligny gefochten wurde, hatte Ney bei Quatrebras angegriffen. Um 2 Uhr gingen die eben angekommenen Brigaden gegen die schwachen Streitkräfte vor, die sie sich gegenüber sahen; Quatrebras ward genommen. Bald aber verstärkten sich die Truppen Wellingtons: die Spitzen seiner Reserven, englische und schottische Bataillone, trafen ein und trieben den Feind zurück. Zwar erhielten auch die Franzosen Hilfe; aber auch auf englischer Seite erschienen Verstärkungen. Die Braunschweiger rückten an; bei diesem Angriff fiel ihr Herzog Friedrich Wilhelm, der Held von 1809. Schließlich haben 32 000 Engländer gegen 18 000 bis 19 000 Franzosen gestanden. Ney, der eben jetzt erfuhr, daß das Korps Erlon auf Weisung des Kaisers den Weg nach Ligny eingeschlagen habe, suchte sich zu helfen, indem er die Kavallerie aufs Spiel setzte. Tapfer drangen die Reiterscharen vor, überritten mehrere Infanteriebataillone, mußten aber endlich vor dem furchtbar wirkenden Geschützfeuer des Feindes unter schwersten Verlusten zurückweichen. Indessen brach der Abend herein. Die Franzosen konnten nicht wesentlich zurückgedrängt werden. Ihr Vorstoß war mißglückt; aber sie hatten die englische Armee beschäftigt und jede Hilfssendung an Blücher verhindert.

Erst am Morgen des 17. erfuhr Wellington, daß die Preußen den Rückzug hatten antreten müssen, zugleich aber auch, daß er am 18. auf ihr Eingreifen rechnen dürfe. Er beschloß demnach südlich von Brüssel, in der Stellung von Mont St. Jean, eine Schlacht anzunehmen. Um 10 Uhr ließ er seine Truppen von Quatrebras nach Norden abmarschieren; feindliche

Kavallerie erreichte ihn bei Genappe, wurde aber zurückgewiesen. Am Abend rückten die Regimenter in die ihnen zugewiesenen Stellungen ein. Im Laufe der Nacht kam ein Brief von Blücher an, in welchem er versprach mit zwei seiner Armeekorps über Wavre und Chapelle St. Lambert ihm zu Hilfe zu kommen und dem Feind in die Flanke zu fallen. Um so ruhiger sah der Herzog der Schlacht entgegen: „alles wird gut werden". Sein Heer stand südlich von Waterloo, wo sich sein Hauptquartier befand, an einer Hügelwelle, die sich in etwa west-östlicher Richtung von Braine l'Alleud über Mont St. Jean hinzieht und von der großen, von Brüssel nach Charleroi führenden Straße senkrecht durchschnitten wird. Sie bot den Vorteil, daß bis zum Beginn des Nahkampfes die Bataillone hinter der Erhebung verborgen werden konnten; vor ihr ferner lagen einige Gehöfte, die wertvolle Stützpunkte der Verteidigung werden konnten, im Westen Schloß Hougomont, in der Mitte der Pachthof La Haye Sainte, östlich davon Papelotte und La Haye. Wellington hatte 69 000 Mann. Den linken Flügel führte Lord Hill, den rechten General Picton. In der Mitte befehligte der Prinz von Oranien; hier nahm zugleich der Oberfeldherr selbst seinen Standort.



Gemalt von T. Monten, lith. von C. Kratz. Nach einer Vorlage im Korner-Museum zu Dresden.

Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras, 16. Juni 1815.

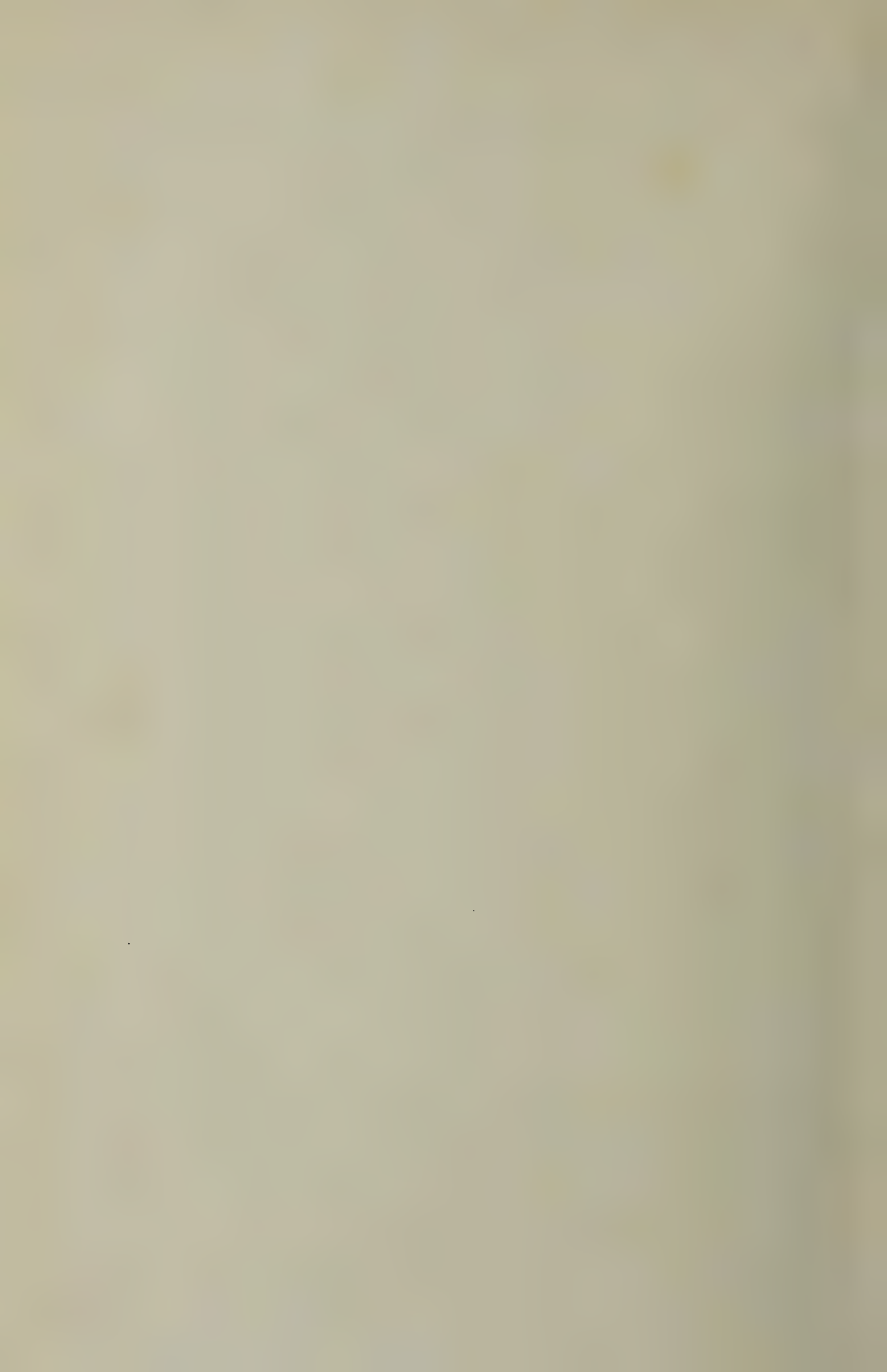
Napoleon, der den Engländern gefolgt war, hatte in dem Gehöft Le Caillou Wohnung genommen. Schon um 1 Uhr erhob er sich, um, wie einst vor Jena, die feindliche Stellung zu besichtigen; er sah die Wachtfeuer des Feindes und überzeugte sich zu seiner Freude, daß er standhielt. Er hoffte zuversichtlich auf den Sieg; „die bevorstehende Schlacht", sagte er zu seinem Bruder Jerome, „wird Frankreich retten und in den Annalen der Geschichte berühmt sein". Erst im Laufe des nächsten Vormittags wurde der Aufmarsch seines Heeres in Schlachtordnung vollendet; es benutzte nur die eine große Straße, zumal durch ein starkes Unwetter am Nachmittag des 17. die Nebenwege grundlos geworden waren. So ließ der Kaiser denn die Mannschaften abkochen; dann nahm er von einer Anhöhe bei dem Gehöft Rossomme, von wo aus er auch nachher die Schlacht betrachtet hat, Revue über seine Regimenter ab. Es war ein glänzendes, berauschendes Schauspiel: „die Erde schien stolz, soviel Tapfere zu tragen", hat er noch auf St. Helena geschrieben, als er dieser seiner letzten Truppenmusterung gedachte. Daß ihm die Ankunft der Preußen seinen Plan verderben könnte, dachte er nicht. Am Mittag des 17. hatte er Grouchy beauftragt, mit nicht weniger als 33000 Mann ihnen zu folgen und festzustellen, welchen Weg sie nähmen; und dieser, der es sichtlich mit seiner Aufgabe zu leicht nahm, spät aufbrach, langsam marschierte und bald die Fühlung mit dem Feinde verlor, hatte ihm gemeldet, die Preußen zögen sich allem Anschein nach auf Brüssel zurück, und er hoffe sich bei Wavre zwischen sie und die Engländer zu schieben. Der Gedanke, daß Blücher von Wavre nach Mont St. Jean marschieren könne, ist Grouchy nicht gekommen.

Napoleons Armee war 73000 Mann stark. Um $^1/_2$12 Uhr ging sein linker Flügel unter General Reille vor und suchte Hougomont zu nehmen. Um Garten und Schloß kam es zu einem außerordentlich heftigen Kampfe; aber die tapfere Besatzung verteidigte sich mit größtem Heldenmut, und das Schloß ist während der ganzen Dauer der Schlacht nicht völlig erobert worden. Um 1 Uhr sollte von der Mitte aus der Hauptangriff begonnen werden, um das Zentrum des Feindes zu durchbrechen. Da machte sich schon jetzt das Herannahen der Preußen in drohender Weise geltend: auf den Höhen östlich des Schlachtfeldes bei Chapelle St. Lambert nahm man, wenn auch undeutlich, dichte Heerhaufen wahr: zugleich ward ein aufgefangener Brief Bülows eingebracht, aus dem hervorging, daß er Befehl erhalten habe, den Franzosen in die Flanke zu fallen. Schleunigst erging nun an Grouchy die Weisung, seine Kolonnen dem Schlachtfeld zuzuführen und dort womöglich

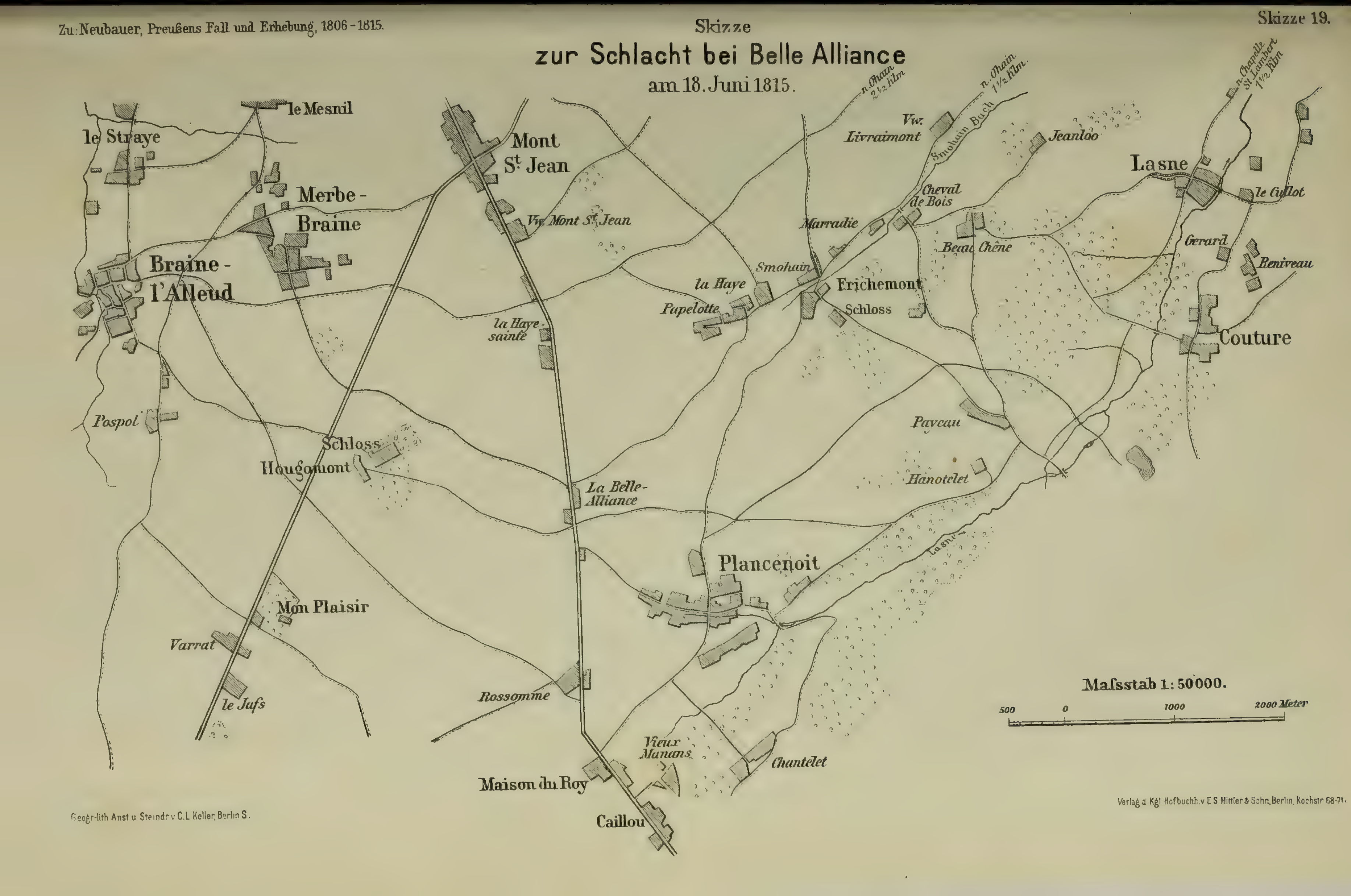


Gezeichnet von C. Vernet. Gestochen von Bovinet.

Die Schlacht von Mont-Saint-Jean, auch bei Waterloo genannt.
18 Juni 1815.

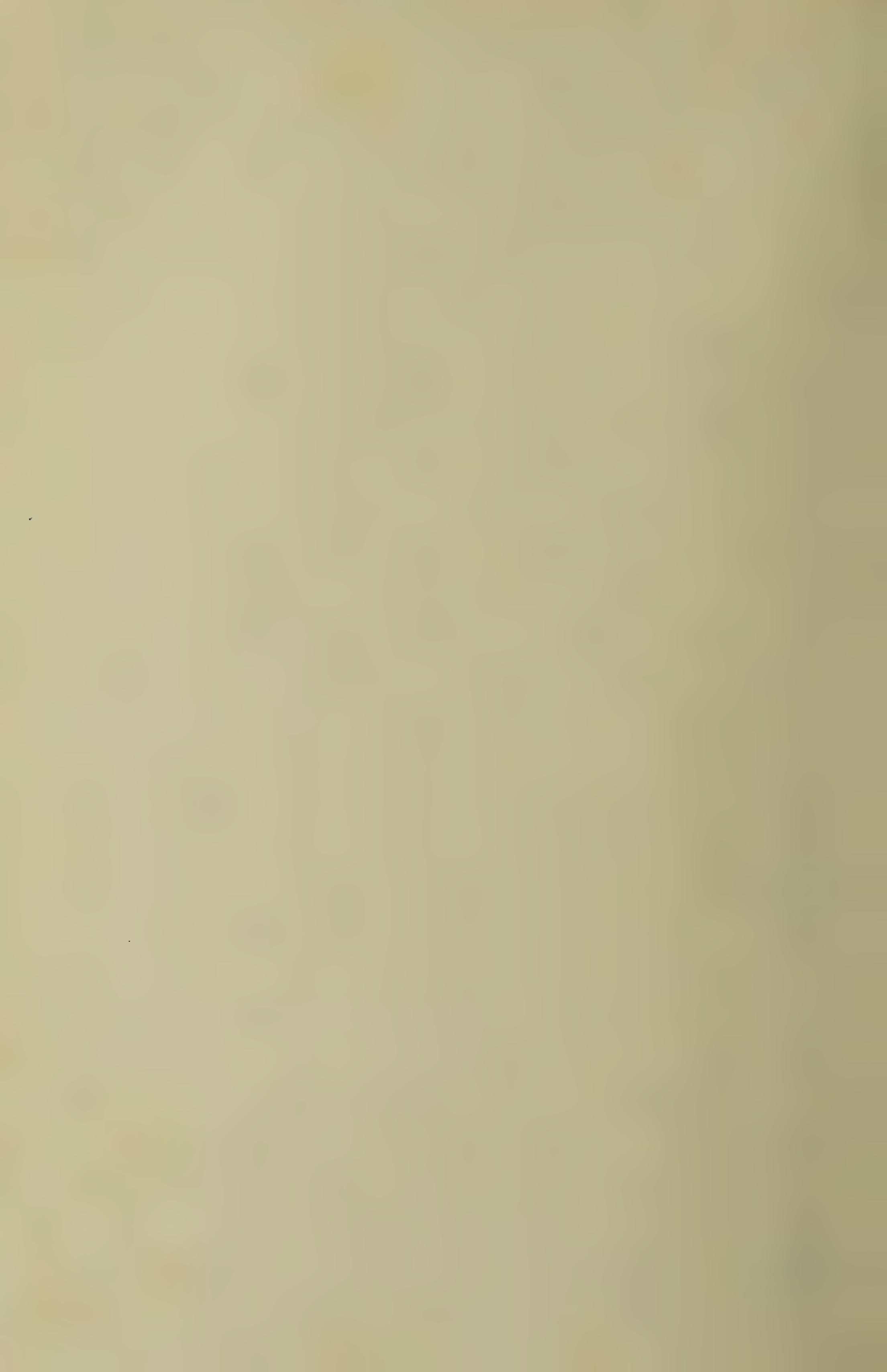


Skizze
zur Schlacht bei Belle Alliance
am 18. Juni 1815.



Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.



zu erscheinen, ehe sich ein feindliches Korps dazwischen schieben könne. Es erwies sich sodann als nötig, die bisher völlig ungedeckte rechte Flanke zu sichern: leichte Reiterei ward sofort nach dem Walde geschickt, der sich östlich von Papelotte ausbreitet; sodann ließ General Graf Lobau sein Korps, 10000 Mann, nach dieser Richtung abmarschieren. Inzwischen hatte der Angriff des Zentrums begonnen. 80 Geschütze leiteten ihn durch ein furchtbares Feuer ein; dann gingen die Divisionen des Korps Erlon rechts von der großen Straße vorwärts. Wieder nahmen einzelne Gehöfte einen starken Teil der Truppen in Anspruch, links das tapfer verteidigte La Haye Sainte, rechts Papelotte. Trotzdem drangen die Franzosen vor: die Niederländer leisteten nur wenig Widerstand, wichen zurück und nahmen „trotz aller Befehle und Vorstellungen" keinen Anteil mehr am Gefecht. Aber gegenüber dem Widerstande der britischen Brigaden erlahmte der Angriff; die französischen Reihen wankten, Kavallerie stürzte sich auf sie, sie mußten zurückgehen. Beide Teile hatten schwer gelitten; aber der erste Angriff war gescheitert.

Eine Pause im Gefecht entstand. Da führte Marschall Ney zum zweiten Ansturm eine starke Kavalleriemasse heran. Trotz des Feuers der feindlichen Geschütze gingen die Reitergeschwader vor, sprengten durch die englische Artilleriestellung hindurch und warfen sich auf die Infanterie, die dahinter stand. Es war ein todesmutiger Ritt; aber standhaft erwarteten die Bataillone der Briten, der deutschen Legion, der hannöverschen Landwehr, das erste Glied knieend mit gefälltem Bajonett, die anderen feuernd, den Angriff, und, soviel Leute sie auch einbüßten, sie wiesen ihn zurück. Wäre sofort französische Infanterie zur Stelle gewesen, so wäre ihr vielleicht doch ein großer Erfolg beschieden gewesen; da die Reiter aber ohne Unterstützung blieben, mußten sie zurück. Jedoch war die Gefahr noch nicht vorüber. Immer erneute Anstrengungen machte Ney, um den Sieg zu gewinnen; Infanterie ließ er vorgehen, La Haye Sainte wurde endlich erstürmt, ebenso konnte Papelotte von seiner Besatzung nicht länger behauptet werden. Die Truppen, die unmittelbar westlich der Straße standen, eine Brigade der deutschen Legion und eine der Hannoveraner, hatten so furchtbar gelitten, daß sie ihre Stellung nicht mehr festzuhalten vermochten. Das Zentrum schien durchbrochen. Wellington hatte keine Reserven; eilig zog er einen Teil des linken Flügels heran, um die Lücke auszufüllen; auch das vermochte er nur, weil eben jetzt die Vortruppen des Generals v. Zieten eintrafen, die als Ersatz eintreten konnten. So gelang es, den Angriff noch einmal zurückzuweisen; und inzwischen hatte bereits auch Bülows Korps in den Kampf eingegriffen.



Gezeichnet von C. F. Gräfe am 27. September 1815. Geäzt von L. Buchhorn.

Das Gasthaus „La Belle Alliance“ und ein Teil des Schlachtfeldes.

„Die Preußen oder die Nacht“, hatte Wellington gesagt; Blücher hatte sein Versprechen gehalten. Noch am Morgen des Schlachttages hatte er die Nachricht gesandt, er werde, „so krank er auch sei, sich an die Spitze seiner Truppen stellen, um den rechten Flügel des Feindes anzugreifen“. Nur das dritte Korps ließ er bei Wavre stehen, um einen etwaigen Anfall Grouchys zurückzuweisen. Das erste marschierte auf Ohain, um sich dem linken Flügel Wellingtons anzuschließen; das vierte und dahinter das zweite auf Chapelle St. Lambert, um Napoleons Flanke zu bedrohen. Der Marsch ward, abgesehen von ungünstigen Anordnungen, durch den schlechten Zustand der vom Regen des letzten Tages aufgeweichten Wege verzögert; nur mit größter Anstrengung waren insbesondere die Geschütze vorwärtszubringen. Aber Blücher war trotz der schmerzhaften Nachwirkung seines Sturzes immer voran. Mit kräftigem Wort feuerte er die Leute an; um 12 Uhr bereits war er auf der Höhe von St. Lambert und musterte das Schauspiel, das sich seinen Blicken bot. Durch den unbesetzten Wald, der nach Westen zu lag, wurden die Truppen vorgeschoben, unter erneuten Mühen brachte man die Kanonen hindurch, Kavallerie trabte heran, um die Infanterie zu unterstützen. Um $^1/_2$5 traten die Preußen aus dem Walde heraus. „Es war ein schönes Schauspiel“, so lesen wir in einem Briefe Gneisenaus, „wie unsere viereckigen Bataillonsmassen die terrassenförmigen Anhöhen herunterstiegen, vorangegangen von ihren Batterien und ihren Tirailleurs“. Ein Teil der Truppen wandte sich gegen das Dorf Plancenoit, das bereits im Rücken der Aufstellung Napoleons lag, ein Teil griff über das Gelände nördlich von dem Dorfe an; der Pachthof La Belle Alliance ward als Richtungspunkt bezeichnet.

Der Feind leistete den hartnäckigsten Widerstand. Endlich gelang es Bülow, in Plancenoit vorzudringen; da sandte Napoleon Hilfe, acht Bataillone der jungen Garde; als auch die Preußen Verstärkung erhielten und wieder Fortschritte machten, schickte er zwei Bataillone seiner alten Garde nach, die noch einmal die Eingedrungenen hinaustrieben. Inzwischen nahten neue Bataillone der Preußen heran, teilweise bereits vom zweiten Korps; Papelotte wurde von Zietens Truppen bedroht; da entschloß sich Napoleon, der alles wanken sah, zu einem verzweifelten Schritt. Noch hatte er eine Reserve von zehn Bataillonen alter Garde; sechs von ihnen führte er zum letzten Angriff auf die englische Stellung, indem er zugleich die ganze Linie entlang die Nachricht verbreiten ließ, der Marschall Grouchy nahe heran. Und noch einmal flammte der Enthusiasmus empor; festen Schrittes schritten die Garden vorwärts; vielleicht daß es gelang, die völlige Niederlage abzuwenden. Aber die tapferen Angreifer fanden ebenso tapfere Verteidiger; Wellington selbst eilte zu den Engländern, Hannoveranern, Nassauern, Braunschweigern; auch die Niederländer, die hier fochten, bewährten sich besser als vorher ihre Landsleute. Der französische Angriff scheiterte;



Nach einem Bilderbogen von Campe in Nürnberg.

Das Eingreifen der Preußen bei Belle Alliance.

und als jetzt die Preußen Zietens in der Flanke erschienen und La Haye und Papelotte erstürmten, war jeder Widerstand gebrochen. Ungeordnete, wilde Flucht war die Losung. Plancenoit ward geräumt; der Sieg war erkämpft. Wellington ordnete ein allgemeines Vorwärtsgehen seiner Armee an, das freilich nicht über Rossomme hinaus führte; zu erschöpft waren die Mannschaften von dem heldenmütigen Ringen. Bei einem Gehöft hinter Belle Alliance traf er mit Blücher zusammen; dann kehrte er nach seinem Hauptquartier in Waterloo zurück. Die Preußen aber setzten die Verfolgung fort. Unweit des Schlachtfeldes erbeuteten Füsiliere des 15. Regiments Napoleons Reisewagen mit Hut, Degen und Orden; anderswo fand man seinen Küchenwagen mit dem Silbergeschirr, das nachher der Prinzessin Charlotte, der späteren Gemahlin Nikolaus' I., zum Geschenk gemacht wurde. Bis Genappe folgte Blücher selbst den Fliehenden; dann nahm er in diesem Ort Quartier. Aber Gneisenau ermattete noch nicht; ihn erfüllte ein unbeschreiblich mächtiges Gefühl. Den Soldaten ließ er sagen, sie sollten singen: „Nun danket alle Gott!" „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?" fragte er seine Begleiter. Die herrlichste Nacht seines Lebens hat er diese Nacht genannt; „der Mond beleuchtete die schöne Szene, das Wetter war mild". Mit etwas Infanterie, sieben Schwadronen und einigen Geschützen, die er „von Zeit zu Zeit donnern ließ", folgte er dem Feind, jagte ihn immer wieder aus seinem Biwak auf und machte erst in Mellet Halt, das mehr als zwei Meilen vom Schlachtfeld entfernt war.

„Ich hoffe mein verehrter Freund Sie sind von mich zufrieden", schrieb der siegreiche Feldmarschall an seinen alten Kampfgenossen Stein. Und in seinem Armeebefehl sagte er: „Empfanget meinen Dank, Ihr unüberwindlichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht: Solange es Geschichte gibt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen." Der Sieg von Belle Alliance ist von so vernichtender Wirkung gewesen wie selten eine Schlacht. Von Napoleons Heer war nur noch das Korps Grouchy vorhanden, das von ihm den Preußen nachgesandt worden war und, nachdem es am 18. und 19. Juni bei Wavre gegen das dritte Korps Thielmann gekämpft hatte, unangefochten entkam. Der Kaiser selbst verließ am Tage nach der Schlacht die Trümmer seines Heeres und eilte nach Paris. Seine Kraft, sein Mut waren erlahmt: als er sah, daß die

Stimmung der Kammer gegen ihn war, daß die Männer, die ihm am nächsten gestanden hatten, bis auf wenige bereit waren ihn im Stich zu lassen, dankte er am 22. Juni ab. Am 25. verließ er auf die Aufforderung der provisorischen Regierung Paris und begab sich nach dem Schlosse Malmaison. Vier Tage später reiste er nach Rochefort ab; er hatte die Hoffnung, auf einer ihm zur Verfügung gestellten Fregatte nach Nord-



Nach einem Stich im Völkerschlacht-Museum des Herrn Bertsch in Leipzig.

Begrüßung zwischen Blücher und Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo, 18. Juni 1815.

amerika zu entkommen, fand aber englische Schiffe vor, die den Hafen blockierten. Da tat er, gedrängt von der Pariser Regierung und von ihrem Haupte, seinem früheren Minister Fouché, die von ihm verlangten, daß er binnen 24 Stunden Frankreichs Boden verlasse, den entscheidenden Schritt; er schrieb dem Prinzregenten von England, „preisgegeben den Parteien, die sein Land zerrissen, und der Feindschaft der größten Mächte Europas, komme er wie Themistokles, um sich am Herde des britischen Volkes niederzulassen“. Am 15. Juli betrat er das englische Kriegsschiff „Bellerophon“.

Inzwischen waren Blücher und Wellington, ohne sich durch die zahlreichen französischen Grenzfestungen aufhalten zu lassen, unmittelbar auf Paris marschiert. Darin waren sie einig, daß es auf schnelle Kriegführung ankam; ihre Gründe freilich waren verschieden. Für die Preußen war die Einnahme von Paris das selbstverständliche Ergebnis des Feldzuges, das sie sich nicht durch Rücksicht auf andere Mächte kürzen lassen wollten; wenn sie in so stürmischem Siegeslauf die feindliche Hauptstadt eroberten, durften sie hoffen, bei den Friedensverhandlungen mehr zu bedeuten als vor einem Jahre. Wellington verfolgte andere Zwecke. Er kämpfte nicht nur gegen Napoleon, sondern zugleich für die Bourbonen: er wußte, daß die Preußen ihrer Wiedereinsetzung gleichgültig gegenüberstanden, daß man in Frankreich vielfach von der Nachfolge des Herzogs von Orleans sprach, daß auch Alexander seine Einsetzung wünschte; so wollte er das Interesse Ludwigs XVIII. wahrnehmen, ehe die übrigen Mächte sich einzumischen imstande wären. Auch über die Behandlung Napoleons dachte er anders als die Führer der preußischen Armee. Sie forderten seinen Tod: „so will es die ewige Gerechtigkeit“, heißt es in einem Briefe Gneisenaus, „so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt“. Erst auf Wellingtons Vorstellungen hin gaben sie diese Absicht auf. „Will man theatralische Großmut üben“, schreibt derselbe Gneisenau, „so will ich mich dem nicht wiedersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.“

Am 29. Juni standen die Preußen vor Paris; sie hatten ganz Hervorragendes im Marschieren geleistet. Zwei Tage später kam die Vorhut Wellingtons an. Da die Nordfront stärker befestigt war, als man angenommen hatte, beschloß Blücher die Stadt von Südwesten aus anzugreifen, führte sein Heer bei St. Germain über die Seine, während die Engländer in die von ihm verlassenen Stellungen einrückten, und verlegte sein Hauptquartier nach Versailles. Als der Marschall Davout, der feindliche Befehlshaber, um einen Waffenstillstand bat und sein Gesuch damit begründete, daß seit der Abdankung Napoleons kein Grund zur Kriegführung mehr vorhanden sei, wurde er schroff zurückgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, was Paris im Falle ferneren Widerstandes drohe: „Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie tun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben! . . . Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?“ Am 3. Juli ward eine Konvention abge-

schlossen, durch welche dem Feinde gegen Räumung von Paris ein Waffenstillstand bewilligt wurde. Am 7. Juli zogen die ersten preußischen Truppen in Paris ein, während die Engländer ein Lager im Bois de Boulogne bezogen; ein preußischer General, v. Müffling, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Am 8. Juli bereits, einen Tag nach den Preußen, hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug; Wellington hatte ihn eingeladen, Fouché ihm die Macht in die Hände gespielt. Zwei Tage später trafen die verbündeten Monarchen ein; sie waren auf die Nachricht der Übergabe von Paris ihren Armeen vorausgeeilt.

Und nun begannen wieder die Verhandlungen der Diplomaten und der Interessenkampf der verbündeten Mächte. Der Soldat wurde beiseite geschoben. Zwar daß König Friedrich Wilhelm die Zerstörung der Jenabrücke verhinderte, die Blücher und Gneisenau angeordnet hatten, war gewiß richtig; daß aber die den Parisern auferlegte Kontributionssumme von 100 Millionen Francs nicht bezahlt zu werden brauchte, erscheint als schwere Ungerechtigkeit, wenn man der jahrelangen Auspressung Preußens durch die französischen Heere gedenkt. Wenigstens die geraubten Kunstschätze, kostbaren Handschriften und Drucke wurden den Museen und Bibliotheken wieder entnommen und heimgeführt; Blücher gab zuerst Befehl dazu und führte ihn mit Strenge durch, und die anderen Nationen folgten. Und die Abtretungen, die die deutschen Patrioten mit Ungeduld erwarteten? Durfte man hoffen, daß „der Staat Früchte von dem Blute seiner Kinder gewinne", wie Niebuhr schrieb? daß Elsaß und Lothringen wieder deutsch wurden, wie Hardenberg und Gneisenau und mit ihnen der König erwarteten? daß die Festungen an der Nordostgrenze mit den Niederlanden vereinigt wurden? Demgegenüber vertrat Wellington die Theorie, daß seit Ludwigs XVIII. Rückkehr das Verhältnis zu Frankreich sich geändert habe, da in ihm ein Verbündeter zum Thron gelangt sei; die preußischen Darlegungen konnten ihn nicht erschüttern. Aber auch Alexander nahm sich der Franzosen an. Sie durch Milde zu gewinnen, entsprach nicht nur den Gedanken einer allgemeinen, brüderlichen, beglückenden Vereinigung der Völker, die er hegte, und die noch zu Paris in der Urkunde der heiligen Allianz ihren Ausdruck fanden, sondern auch seinen besonderen politischen Absichten. Nachdem er Polen zum größten Teil erworben hatte, plante er eine umfassende Balkanpolitik und hoffte, falls er hierbei von Österreich und England Widerstand erfahren sollte, auf Frankreichs Unterstützung; dann mußte ihm aber daran liegen, dieses Land nicht weiter geschwächt zu sehen. Und Österreich? Wohl

dachte Metternich über die Frage der Abtretungen jetzt anders als 1814; aber er sprach doch nur von den Festungen an der belgischen Grenze, nicht vom Elsaß. Nur die deutschen Mittelstaaten und die Niederlande standen auf Preußens Seite. „Legen Sie Trauer an", schrieb bewegten Herzens Gneisenau an Arndt; „Alles läßt sich dazu an, einen neuen Frieden von Utrecht zu schließen. Deutschlands Unglück soll demnach verewigt werden. Aus seinen Festungen heraus soll Frankreich stets Ausfälle machen können." In dieser Lage hat Stein noch einmal wirksam sein können: von Hardenberg gerufen, kam er nach Paris, und soviel wenigstens vermochte er über den Zaren, daß er ein gewisses, wenn auch geringes Maß von Abtretungen zuließ. Man einigte sich, daß ein Grenzstreifen mit Philippeville und Marienbourg an Belgien, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Österreich, das es an Bayern überließ, Savoyen und Nizza an Sardinien fallen sollten. Dazu mußte Frankreich 700 Millionen Francs Kriegskosten zahlen; eine Reihe von Grenzfestungen sollte mehrere Jahre lang von einer Armee der Verbündeten besetzt bleiben. Am 20. November ist dieser zweite Pariser Friede abgeschlossen worden. Im September bereits hatten die drei Monarchen Paris verlassen. Am 7. August war das Schiff, das Napoleon nach St. Helena hinüberführte, von der französischen Küste abgestoßen.

Die Heere kehrten aus dem Kriege heim; aber das Elsaß hatten sie nicht erobert, und auf den Wällen Straßburgs wehte auch ferner die fremde Fahne. Die Diplomaten verließen Wien, aber das Geschenk der deutschen Einheit brachten sie dem deutschen Volk nicht dar. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften könne Preußen allein unter mächtigen Nachbarn aufrecht erhalten, hatte Gneisenau 1814 geschrieben; aber wenn dieser Staat auch den Primat der Waffen und der Wissenschaften behauptete, die Konstitution blieb ihm versagt. Noch hatte das deutsche Volk vieles zu ersehnen, was sich erst nach langer Zeit des Harrens erfüllen sollte.

Und doch, wieviel neues, jugendfrisches deutsches Leben hatte sich entfaltet! Als vor drei Jahren die Legionen Napoleons nach Moskau zogen, schien Deutschlands Zukunft hoffnungslos; die Besten verzweifelten, beugten sich, wanderten aus. Wenn der Fremden Wille, wenn des Weltreichs Zwang länger auf dem deutschen Boden lastete, dann war nicht der deutsche Staat



Nachbildung eines Briefes Blüchers an König Friedrich Wilhelm III.

Alençon, 3. September 1815.

(Original im Archiv des Kgl. Kriegsministeriums.)

Eüer Konigliche Mayestet haben die Generalle
und hohen officir eine belohnung als beweiß
der hohen zuFridenheit verheißen, erlauben
aller höchst dieselben die bitte dß wihr höhere
officir mit unsrn geringern waffen
brüder gleich gestellt werden, diese gleich-
heit wird dß zuTraulige band unter
uns noch mehr befestigen, und wihr stabsoff-
icir werden uns glücklich und hochbelohnt
achten, da wihr täglich beweise der gn-
ade unsrs monarchen erhalten, und dß
vaterland mit bÿspihloßer Führ sorge
Fuhr unser leidende waffen brüder
sich tätig beweißt.

alanßon G. v. Blücher.
d 3t Septemb 1815/

Eüre Konigliges Mayestet haben die Generalle
und hohen officier eine belohnung als beweis
der hohen zu friedenheit verheisten, erlauben
aller hegst dieselben die bitte das eine höhere
officir, mit unsern geringern werthen
brüder gleich gestellt worden, diese gleich=
heit wird das zu treuilige band unter
uns noch mehr befestigen, und eine stabsoff=
icier worden und glücklig und hoch belohnt
achten, da eine tägliche beweise der ger=
ade unser monarchen erhalten, und das
vaterland mit beyspielloser liebe sorge
siehe unser leidende werthen brüder
sich tätig beweist

alanson
d 7 t September
1815/

GBlücher

Brief Blüchers an
König Friedrich Wilhelm III.
Alençon, 3. September 1815.

Original im Archiv des Königl. Kriegs-
ministeriums.

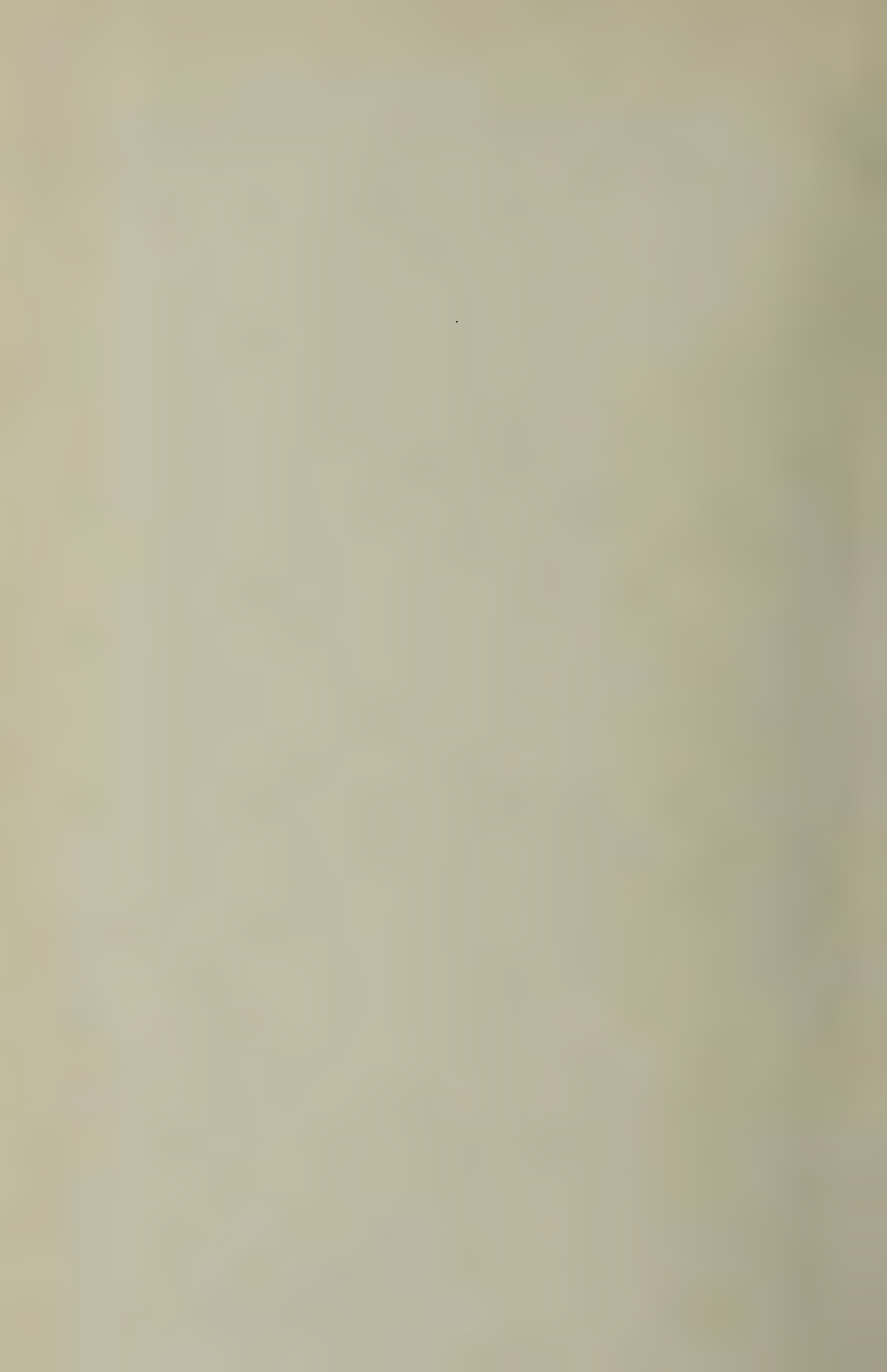
Zu: Neubauer, Preußens Fall und
Erhebung. 1806—1815.
(Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)



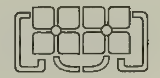
Gezeichnet von J. C. Bock.

Der heilige Bund.

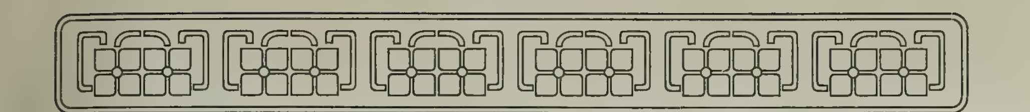
Die Völker reichen sich die Hände —
Und was beschwor, was fordert' ihr Verein?
Daß ohne Wiederkehr das Reich des Frevels ende,
Und Recht und Friede sollen seyn.



allein, dann war deutsches Wesen überhaupt gefährdet; dann ward deutsche Art umrankt von fremder Gewöhnung, und der feige Sklavensinn, der in jenen Jahren des Leidens an gar vielen Stellen keimte, mochte um sich greifen und deutschen Mannesmut vergiften. Das ist damals abgewandt worden; Deutschland war frei. Und mehr als dieses: all das Große und Tiefe, was von je im deutschen Charakter lag, hatte sich in wundervoller Weise entfaltet; Jahre hatte unser Volk erlebt, wie sich deren kein anderes der heutigen Völker rühmen kann. Der deutsche Glaube an die ewige Gerechtigkeit und an die unveräußerlichen sittlichen Güter war eine Macht über die Geister geworden; Freiheitsdrang und Opfermut vermählten sich und brachten ungeheure Taten hervor; in der allgemeinen Trübsal war der nationale Gedanke, jahrhundertelang daniedergehalten, emporgewachsen und ergriff die Herzen der Gebildeten und der Ungebildeten, er ergriff auch die deutsche Poesie, der er bis dahin fremd gewesen war; und in reicher Fülle standen Männer auf von tiefem Ernst und sittlicher Kraft, die ihren Volksgenossen die großen Gedanken vorlebten. Etwas von Herzensstärkung, von loderndem Feuer, von innerer Erneuerung geht von dem Geiste jener Jahre aus; möge er sich allezeit an unserm Volke kräftig erweisen!







Quellen.

Weitere Literaturangaben suche man bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 7. Aufl. bearb. v. Brandenburg 1906; für alles, was Napoleon angeht, bei Fournier, Napoleon I. (s. unten), für den Krieg von 1806/07 bei Lettow-Vorbeck (s. unten), für die Befreiungskriege bei Holleben, Friederich, Janson, Lettow-Vorbeck (s. unten).

---

1. Allgemeines.

Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 4 Bände. 4. Aufl. 1869.

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Band I. 6. Aufl. 1894.

Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. 2 Bände. 1884—1887.

K. Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 1899 ff.; unvollendet.

v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches. Band I (1806—1815). 1897.

Fr. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815. 1906.

A. Fournier, Napoleon I. 3 Bände. 2. Aufl. 1904—1906.

Lenz, Napoleon. 1906.

G. Roloff, Napoleon I. 1900.

Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. 2 Bände. Band 1, 4. Aufl. 1904, Band 2, 3. Aufl. 1901.

Correspondance de Napoléon I. 32 Bände. 1858—1870.

A. Sorel, L'Europe et la révolution française. 8 Bände. 1885—1905.

Lanfrey, Hist. de Napoléon I.

P. Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit dem Kaiser Alexander I. (Publik. a. d. preuß. Staatsarchiven, Bd. 75.) 1900.

(Frau v. Berg,) Luise, Königin von Preußen. 1814; nachher bearbeitet von Adami. 13. Aufl. 1890.

A. Lonke, Königin Luise von Preußen. 1903.

H. v. Petersdorff, Königin Luise. 1903.

Fürst Hardenberg, Denkwürdigkeiten, herausgegeben von L. v. Ranke. 5 Bände. 1877. (Rankes Darstellung „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates 1793—1813“ auch in dessen Werken Band 46—48).
G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 7 Bände. 1849—1855.
M. Lehmann, Freiherr vom Stein. 3 Bände. 1902—1904.
F. Neubauer, Freiherr vom Stein. 1894.

M. Lehmann, Scharnhorst. 2 Bände. 1886/87.
C. v. Clausewitz, Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst. 1832.
G. H. Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Band 1—3. Berlin 1864—1869. Band 4 und 5 von Hans Delbrück. 1879/80.
H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. 2. Aufl. 1894.
Varnhagen v. Ense, Fürst Blücher von Wahlstadt. 1826.
C. Blasendorff, Gebhardt Leberecht v. Blücher. 1887.
v. Unger, Blücher. Band 1. 1907. (bei Mittler und Sohn).
H. v. Boyen, Erinnerungen aus seinem Leben. Herausgegeben von Nippold. 3 Bände. 1889—1890. Neue Ausgabe. 2 Bände. 1899.
F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. 2 Bände. 1895. 1899.

J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg. 3 Bände. 1851—1852. 10. Aufl. 2 Bände. 1897.
C. v. Conrady, Leben und Wirken des Generals C. v. Grolman. 3 Bände. Berlin 1894/95.
K. Schwartz, Das Leben des Generals Carl v. Clausewitz. 2 Bände. 1878.
Varnhagen v. Ense, Graf Bülow v. Dennewitz. 1854.

Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön. 7 Bände.
M. Lehmann, Knesebeck und Schön. 1875.
— —, Stein, Scharnhorst und Schön. 1877.
E. v. Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Frhrn. v. Vincke. Band 1. 1853.
R. Haym, Wilhelm v. Humboldt. 1856.
B. Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann. 2 Bände. 1896. 1899.
W. v. Humboldt, Politische Denkschriften. Herausgegeben von B. Gebhardt. 3 Bände.
E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein.
— — —, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit. 1885. (Darin: der Sturz des Freiherrn v. Stein und der Tugendbund; die Mission des Obersten Steigentesch; Sitzungsprotokolle der interimistischen Landesrepräsentation u. a.)
Heinrich u. Amalie v. Beguelin, Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Ernst. 1892.
F. A. v. d. Marwitz, Aus dem Nachlaß. 2 Bände. 1852.
F. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. Stägemann. 3 Bände. 1899—1902. Ergänzungen dazu (Aus der Franzosenzeit). 1904.

A. Pick, Aus der Zeit der Not 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlaß des Feldmarschalls Gneisenau. 1900.
G. v. Diest, Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands. 1905. (Tagebuch des Generals v. Cardell, Briefe des Generals v. Thile u. a.)
Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. 6. Aufl. 1895.
Steffens, Was ich erlebte. 10 Bände. 1840—1844. Vergleiche besonders Band 5 und 7.

2. Zu den einzelnen Abschnitten.

I 1: P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807. Diplomatische Korrespondenzen (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven. Band 8. 29.) 2 Bände. 1881. 1887.
H. Hüffer, Die Kabinettsregierung in Preußen und Joh. Wilh. Lombard. 1891.
H. Ulmann, Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. 1899.
Friedrich Wilhelms III. „Gedanken über Regierungskunst". Historische Zeitschrift. Band 61, Seite 441 ff.
(Lombard,) Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. 1808.
P. Bailleu, Vor hundert Jahren. Deutsche Rundschau 1905 (November).

I 2: P. Bailleu, Königin Luisens Kindheit und Jugend. Hohenzollern-Jahrbuch, Band 9. 1905.
— —, Königin Luise als Braut. Hohenzollern-Jahrbuch, Band 5. 1901.
— —, Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Deutsche Rundschau, Band 105.
— —, Briefe der Königin Luise an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Deutsche Rundschau, Band 86.
— —, Prinz Louis Ferdinand. Deutsche Rundschau, Band 45.
Tschirch, Prinz Louis Ferdinand als Musiker. Sein Tod, seine Bestattung und sein Andenken. Hohenzollern-Jahrbuch, Band 10 (vergleiche auch Band 9).
(Yelin?,) Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806.

I 3: v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806. 4 Bände. Band 1 in 2. Aufl. 1899, Band 2—4. 1892—1896.
Foucart, Campagne de Prusse. Jéna 1897. Prenzlow-Lubeck 1900.
v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. 2. Aufl. 1906.
— — —, Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806. Deutsche Rundschau 1906.
— — —, Von Jena bis Preußisch-Eylau. Des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. 1907.
F. Leydolph, Die Schlacht bei Jena. 1895.
1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. 1906.
Jany, Die Gefechtsausbildung der preußischen Infanterie von 1806. (Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, Heft 5). 1903.
—, Der preußische Kavalleriedienst vor 1806. (Ebenda, Heft 6). 1904.
v. Poten, Das preußische Heer vor 100 Jahren. 1900.

C. v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. 1888.
F. v. Gentz, Tagebuch im preußischen Hauptquartier 1806 in Mémoires et lettres, herausgegeben von Schlesier. 1841.
P. Bailleu, Die Schlacht bei Auerstädt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III. Deutsche Rundschau, Band 101.
R. v. L. (Rühle v. Lilienstern), Bericht eines Augenzeugen vom Feldzug des Fürsten Hohenlohe. 1807.
(v. Schladen,) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. 1845.
K. v. Plotho, Tagebuch während des Krieges zwischen Rußland und Preußen einerseits und Frankreich andererseits 1806 und 1807. 1811.
Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staates, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug 1806. 1809.
J. v. Borcke, Kriegerleben 1806—1815. Herausgegeben von Leszczynski. Berlin 1888.
v. Blumen, Von Jena bis Neiße. Tagebuch-Aufzeichnungen 1806—1810. Herausgegeben von Unruh. 1904.
Berlin im Oktober und November 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen des bayrischen Gesandten Grafen v. Bray. Deutsche Rundschau, Band 105.
W. Bode, Goethe im deutschen Zusammenbruch 1806. In „Stunden mit Goethe“, Band III, Heft 1. Vergleiche auch Band II, Heft 3 und 4, Band III, Heft 2 und 3.

I 4: J. Nettelbeck, Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet.
v. Wiese und Kaiserswaldau, Graf v. Götzen. 1902.

I 5: Foucart, Campagne de Pologne 1806/7. 2 Bände. 1882.
M. Lenz, Tilsit. I. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band 6.
P. Bailleu, Die Verhandlungen in Tilsit 1807. Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise. Deutsche Rundschau, Band 110.
— —, Königin Luise in Tilsit. Hohenzollern-Jahrbuch, Band 3. 1899.
Vandal, Napoléon et Alexandre I. 3 Bände. 1891, 1893, 1895.

II 1: G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens. 2 Bände. 1887.
— — —, Zur Geschichte der Bauernbefreiung in den älteren Teilen Preußens. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band 1.
v. Rohrscheidt, Vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit. 1898.
E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. 1881.
G. Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine. 2 Bände. 1891. 1898.

II 2: P. Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. I. Teil. (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven. Band 6.) 1881. Reicht nur bis 1808.
M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. 1876. (Darin: Preußen während der französischen Okkupation. Eine Milliarde, welche Preußen Frankreich zahlen mußte.)

F. Thimme, Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Januar 1808. Historische Zeitschrift. Band 86.
G. Cavaignac, La saisie de la lettre de Stein en 1808. Revue historique. Band 60.

II 3: Archenholz, Minerva.
K. L. Lange, Der Telegraph. Ein Journal der neuesten Kriegsbegebenheiten. 1806.
Buchholz, Der neue Leviathan.
(Fr. Buchholz,) Gallerie preußischer Charaktere. 1808.
F. v. Cölln, Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe. 6 Bände. 1807—1809. Neue Feuerbrände. 6 Bände. 1807/08.
E. M. Arndt, Germanien und Europa. 1803.
— - —, Geist der Zeit. Teil 1, 1806. Teil 2, 1809 (2. Aufl. 1813). Teil 3, 1813.
Fichte, Reden an die deutsche Nation.
Zeller, Fichte als Politiker. Historische Zeitschrift, Band 4.
H. v. Treitschke, Fichte und die nationale Idee. Historisch-politische Aufsätze, Band 1.
Kuno Fischer, Fichte.
W. Dilthey, Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit. Preußische Jahrbücher, Band 10.
Schultheiß, Friedrich Ludwig Jahn. 1894.
Jahn, Werke. Herausgegeben von Euler. 1884. 1887.
J. Voigt, Geschichte des Tugendbundes 1850.
A. Lehmann, Der Tugendbund. 1867.
A. Fournier, Zur Geschichte des Tugendbundes (in den Historischen Studien und Skizzen 1885).
P. Stettiner, Der Tugendbund. 1904.

U. Gäde, Preußens Stellung zur Kriegsfrage im Jahre 1809. 1898.
Binder v. Krieglstein, Ferdinand v. Schill. 1902.

R. Köpke, Die Gründung der Universität zu Berlin. 1860.

P. Bailleu, Königin Luisens letzte Tage. Hohenzollern-Jahrbuch, Band 6 (vergleiche Band 5, Seite 269).

II 4: E. Nasse, Die preußische Finanz- und Ministerkrise von 1810 und Hardenbergs Finanzplan. Historische Zeitschrift, Band 26.
C. Bornhak, Die preußische Finanzreform 1810. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 3.
F. Thimme, Friedrich Wilhelm III. und die Krisis von 1811. Historische Zeitschrift, Band 91.
M. Lehmann, Gneisenaus Sendung nach Schweden und England. Historische Zeitschrift, Band 62. Gneisenaus Reise nach London. Historische Zeitschrift, Band 85.
Vandal, Napoléon à Drèsde. Revue de Paris 1896. I.
P. Rühlmann, Die öffentliche Meinung in Sachsen 1806—1812. 1902.

III: Allgemeines zu den Befreiungskriegen:

v. Holleben, Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813 und seiner Vorgeschichte. Band 1. 1904. (Bis zum 26. April 1813.)

Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. 3 Bände. 1903 1906.

v. Janson, Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich. 2 Bände. 1903 und 1905.

v. Lettow-Vorbeck und v. Voß, Napoleons Untergang 1815. 2 Bände. 1904 u. 1906.

v. Cämmerer, Die Befreiungskriege 1813/15. Ein strategischer Überblick. 1907.

J. G. Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. 2. Aufl. 1885.

H. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 4. Aufl., bearbeitet von Goldschmidt. 1881—1883.

v. Ompteda, Politischer Nachlaß. (1804—1813.) 1869.

W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. 2 Bände. 1876. 1879.

F. Luckwaldt, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges. 1898.

v. Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813--1815. Nach Aufzeichnungen von Gentz nebst einem Anhang (Briefwechsel zwischen Metternich und Schwarzenberg). 1887.

—, Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. 8 Bände. 1880—1884.

Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Grafen v. Toll. 4 Bände. 2. Aufl. 1865 1866.

M. F. Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegsleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee. 1863.

v. Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes. 1812 und 1813. 1896.

—, Aus dem Lager der Verbündeten. 1814 und 1815. 1897.

H. v. Petersdorff, General v. Thielmann. 1894.

Bock v. Wülfingen, General v. Katzler. 1892.

v. Jagwitz, Geschichte des Lützowschen Freikorps. 1892.

Bardey, Briefe eines Neumärkers über seine Erlebnisse in den Freiheitskriegen. 1903.

Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen 1813 und 1814, aus dem Tagebuch eines Feldgeistlichen. 1814.

III 1: v. d. Osten-Sacken, Der Feldzug 1812. 1901.

Die Teilnahme des preußischen Hilfskorps am Feldzuge gegen Rußland 1812. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. 1898.

Th. Grobbel, Die Konvention von Tauroggen. 1892.

F. Thimme, Zur Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 13. Vergleiche ebenda, Band 15. 18.

Th. Schiemann, Zur Würdigung der Konvention von Tauroggen. Historische Zeitschrift. Band 84.

Oncken, Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris. Deutsche Revue, Band 24.

M. Lehmann, Vorstell und der Ausbruch des Krieges 1813. Historische Zeitschrift, Band 37.

III 2: P. Bailleu, Der Kalischer Vertrag 1813. Historische Zeitschrift, Band 37.

M. Lehmann, Ancillons Denkschrift vom 4. Februar 1813. Historische Zeitschrift, Band 68.

III 3: v. d. Osten-Sacken, Militär-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813. Band 1. 2, 1. Berlin 1902. 1904.
v. Treuenfeld, Das Jahr 1813 bis zur Schlacht von Groß-Görschen. 1901.
Foucart, Bautzen. 1897. 1901.
Koischwitz, Poischwitz oder Pläswitz? Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band 17.
Ad. Brecher, Napoleon I. und der Überfall des Lützowschen Freikorps bei Kitzen. 1897.

III 4: Roloff, Die Entstehung des Operationsplanes für den Herbstfeldzug von 1813. Militär-Wochenblatt 1892.
v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee 1813. 3 Bände. 1894.
E. Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. 1893.
F. Meinecke, Zur Beurteilung Bernadottes im Herbstfeldzug 1813. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 7.
v. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813. 3. Aufl. 1840.
O. Harnack, Die Ursachen der Niederlage Napoleons I. im Herbst 1813. Historische Zeitschrift, Band 89.

III 6: (Eichhorn,) Die Zentralverwaltung der Verbündeten unter dem Frhrn. vom Stein. 1813.

III 7: A. Fournier, Der Kongreß von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. 1900.
W. Oncken, Aus den letzten Monaten des Jahres 1813. Historisches Taschenbuch, VI. Folge, 2. Jahrgang, (vergleiche ebenda, VI. Folge, 4. und 5. Jahrgang).
G. Roloff, Politik und Kriegführung während des Feldzuges 1814. 1891.
Dechend, Das Treffen bei Bar-sur-Aube. Militär-Wochenblatt 1897, Beiheft 3.

III 8: J. L. Klüber, Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses. 1816.
d'Angeberg, Le congrès de Vienne. Paris 1864.
Ad. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812—1815. 1890.
Freiherr vom Stein, Denkschriften über deutsche Verfassungen. Herausgegeben von Pertz. 1848.
M. Lehmann, Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Kongresses. Historische Zeitschrift, Band 60.

v. Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance. 1903.
Houssaye, 1815. 1893.
—, Waterloo. 1899. 45. Aufl. 1904.
Graf v. Nostitz, Tagebuch. Berlin 1884/85. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 5. 6.)

Berichtigung.

Auf Seite 27, Zeile 10 v. u. lies statt September: „Dezember".
" " 301, unter dem Bild " " Rohne: „Roehn".





Namenverzeichnis.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von
E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71





